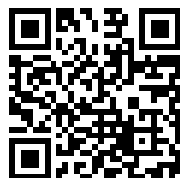

This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

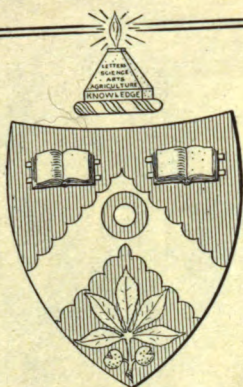
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



LIBRARY *of the*
OHIO STATE
UNIVERSITY

Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht.

Begründet von

M. Kaluza, E. Koschwitz †, G. Thureau.

Herausgegeben von

M. Kaluza und G. Thureau,
Königsberg i. Pr. Greifswald.

NEUER BAND

1909

BERLIN

Weidmannsche Buchhandlung.

1909.

OHIO STATE
UNIVERSITY LIBRARY

❁ ❁ Inhalt des achten Bandes. ❁ ❁

Ackermann, Astarte	206
Bergmann, Die Berufsarten im Spiegel der französischen und englischen Volkssprache	410
Brandenburg, Zu Alfred de Vignys Gedicht Moïse	16
Conrad, Entstehung des zweiten und dritten Teiles von Shakespeares Heinrich VI.	481
Dunstan, Bernard Shaw as Dramatist	210
Hasl, Grammatik I. II.	97. 193
Jantzen, Die Mädchenschulreform und die Lehrpläne für den neu-sprachlichen Unterricht	1
Olivero, L'image poétique dans Keats	515
Quiriche, De l'influence de l'allemand sur le parler populaire de la Suisse française	305
Thurau, Pro facultate docendi.	385
Vierling, Deux poètes lorrains (André Theuriet — Charles Guerin).	123
Vordieck, Beiträge zur Erklärung des Shakespearetextes	289
Wershoven, Französische Lehnwörter in Westdeutschland	321

Mitteilungen.

Brandenburg, Einige Bemerkungen über Grenoble	134
—, Erwiderung	448
—, Débâcle	524
Congrès international, 14—17 avril 1909	65
Eidam-Wülker-Kaluza, Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft und die Conradsche Revision.	52
Ferienkurse 1909 (London, Besançon, Lausanne, Rouen, St. Malo-St. Servan, Edinburgh, Oxford, Montpellier)	67. 154. 241.
Ferrars, Vollwertiges, treffendes Englisch	228
German Scientific Society Oxford	152
van Haag und Weyrauch, Zur rheinischen Philologenversammlung	451
Holzer, Zur Shakespeare-Bacon-Frage	145
Institut français pour étrangers à Paris	62
Kaluza, Zum Nachweis von Lateinkenntnissen in der Oberlehrerprüfung der Neuphilologen	153
Kaluza-Müller-Eidam, Die Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft vom 23. April 1909.	336
Lüttge, Zur Aussprachebezeichnung in englischen Schulbüchern	139. 250
Der Rechtsausschuss der Delegiertenkonferenz	546
Riehm, Zu Alfred de Vignys Gedicht Moïse	431
Schröer-Thurau, Erwiderung.	544
Sieper, Die Kultur Englands	224
Simplified Spelling Society	149
Sprater, Einheitliche Bezeichnung der Aussprache II.	24
Strinz-Thurau, Entgegnung	538
Uhlenberg, Ein Samenkörnlein zu den Haslschen Samenkörnern	450
Unruh, Die Kanonlisten der französischen und englischen Schullektüre	322

50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.	249. 345
Weyrauch, Bericht über die Sitzung der neuphilologischen Gruppe des Rheinischen Philologenvereins in Düsseldorf.	328
von Wiecki, Englischer Ferienkursus in Posen vom 6.—16. Oktober 1909	537
Wilmsen, Einiges zur methodischen Anleitung zum Sprechen fremder Sprachen.	534

Literaturberichte und Anzeigen.

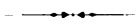
<i>Alberts</i> , Hebbels Stellung zu Shakespeare (Jantzen)	369
<i>Arène</i> , Contes de Provence (Glöde und Brandenburg)	265. 553
<i>Arndt</i> , Französische und englische Konversationsübungen (Schwarz)	166
<i>M. Arnold</i> , Selected Poems ed. by George and Leigh (Jantzen) . . .	372
<i>E. Barrett-Browning</i> , Sonette nach dem Portugiesischen. Uebersetzen von Rielke (Jantzen)	83
<i>A. de Beauchesne</i> , Louis XVII. Sa vie, sa mort (Nessel)	555
<i>Beckmann</i> , Französisches Lesebuch für Realschulen und die Mittel- klassen realer Lehranstalten (Sleumer).	550
Bonner Beiträge zur Anglistik, Heft 24. 25 (Jantzen).	558
<i>C. Born</i> , Sammlung französischer und englischer Gedichte (Pilch) .	565
<i>M. Born</i> , Nachträge zu Murray's New English Dictionary (Jantzen).	566
<i>Bornecque et Röttgers</i> , Recueil de morceaux choisis d'auteurs français (Engel)	80
Bücherschau (Brandenburg und Jantzen)	172. 373
<i>L. de Courville</i> , Marmiton, herausg. von Mersmann (Nessel)	556
<i>Delmer</i> , Englische Debattierübungen (Dunstan)	569
<i>Eberhard</i> , Je parle français (Brandenburg).	161
Festschrift zum 13. allgemeinen Neuphilologentage (Brandenburg).	358
<i>A. France</i> , Le crime de Sylvestre Bonnard, hrsg. von Wespy (Branden- burg)	260
<i>Gaspard</i> , Fêtes de famille et fêtes publiques en France (Glöde) . .	364
<i>Gobineau</i> , Les Amants de Kandahar; La Guerre des Turcomans, hrsg. von Mann (Brandenburg)	553
<i>Gruber</i> , Zeitiges und Streitiges. Briefe eines Schulmanns an eine Mutter (Thurau)	157
<i>Hässler</i> , Paul Verlaine, sa vie et quelques-uns de ses ouvrages (F. Schwarz)	167
<i>Heine</i> , Einführung in die französische Konversation (Pilch)	564
<i>Heyne</i> , Englisches Englisch (Dunstan)	275
<i>Hewlett</i> , The Stopping Lady (Dannenbaum)	89
<i>Hoffmann</i> , Bérangers Einfluss in Chamisso's Gedichten (Glöde) . .	366
<i>Hollard</i> , Pauvre Garçon (Glöde)	267
<i>Hunt</i> , White Rose of Weary Leaf (Dannenbaum)	89
<i>Jansen</i> , Die Kynewulfforschung (Jantzen)	558
<i>Jerome</i> , The Angel and the Author (Dunstan)	566
<i>Jiriczek</i> , Viktorianische Dichtung. Anhang. Die Lesarten der ersten Fassungen (Jantzen)	372
<i>Jörss</i> , Einführung in das Französische auf lateinischer Grundlage (Glöde)	362
<i>Helen Keller</i> , The Story of my Life (Glöde)	272
<i>Kleinschmidt</i> , Kurzgefasste Grammatik der englischen Sprache (Pilch)	168
<i>Knocke</i> , Guide to English Conversation and Correspondence (Dunstan)	570
<i>Kröger</i> , Die Gedichte des Grafen Alfred de Vigny (Brandenburg) .	360
<i>G. Krueger</i> , Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. 5. Teil: Schlüssel zum deutsch-englischen Übungsbuch (Jantzen).	86

<i>G. Krüger</i> , Des Engländer's gebräuchlichster Wortschatz (Pilch)	167
<i>Langlois</i> , Nouvelles inédites du XV ^e siècle (Sleumer)	549
<i>Sidney Lee</i> , Ovid and Shakespeare's Sonnets (H. Schmidt)	274
<i>Lehmann</i> , Sammlung von Rätseln in französischer Sprache (F. Schwarz)	165
<i>Leibius</i> , Deutsch-englisches Liederbuch (Jantzen)	86
<i>Lindenstead</i> , Richard Elsing's Apprenticeship (Dunstan)	571
<i>Longfellows</i> Sang von Hiawatha. Uebertragen von Sleumer (Jantzen)	373
<i>Lorimer</i> , Jack Spurlock, Prodigal (Dunstan)	566
<i>Mémoires du Général Baron de Marbot</i> , hrsg. von Hanauer (Glöde)	264
<i>Marty</i> , Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachpsychologie (Baumann)	468
<i>Mojsisovics</i> , Jean Passerat, sein Leben und seine Persönlichkeit (Brandenburg)	158
<i>Morgenroth</i> , Die französischen Verben im Schulunterricht (F. Schwarz)	163
Le Mouvement intellectuel en France durant l'année 1908 (Brun)	69. 251
Le Mouvement intellectuel en France durant l'année 1909 (Brun)	347. 456
<i>Müller</i> , Zum Bedeutungswandel englischer Wörter (Glöde)	84
<i>D. Müller</i> , Die Praxis des englischen Handelsbriefverkehrs (Dunstan)	572
—, Leitsätze des englischen Handelsrechts und die Nomenklatur des englischen Vertragswesens (Dunstan)	572
<i>Muret-Sanders</i> , Enzyklopädisches englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. Hand- und Schulausgabe (Jantzen)	277
<i>W. Pater</i> , Marius der Epikuräer (Jantzen)	369
<i>Pendrey</i> , A Short Modern History of English Literature (Dannenbaum)	90
<i>Penner</i> , History of English Literature (Dannenbaum)	90
<i>Peters</i> und <i>Gottschalk</i> , Kurzer Lehrgang der englischen Sprache für kaufmännische Schulen (Dunstan)	570
<i>Pfandl</i> , Hippolyte Lucas, sein Leben und seine dramatischen Werke (Sleumer)	548
Die altenglische Dichtung <i>Phoenix</i> , herausgegeben von Schlotterose (Jantzen)	558
<i>Plötz-Kares</i> , Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch. Ausgabe H für Lehrerbildungsanstalten (Pilch)	563
<i>Pope</i> , The Rape of the Lock ed. by Holden (Jantzen)	371
—, Der Lockenraub (Jantzen)	82
Ueber einige das Französische betreffende Programmabhandlungen (F. Schwarz)	163
<i>Quiller-Couch</i> , Select English Classics (Jantzen)	370
<i>Remus</i> , Beiträge zur Behandlung Shakespeares im englischen Unterricht der Prima (Glöde)	271
<i>H. Richter</i> , George Eliot (Ellendt)	560
<i>Robins</i> , The Convert (Dannenbaum)	276
<i>Runge</i> , Molière und die Kritik seiner Zeitgenossen (F. Schwarz)	166
<i>Sandbach</i> , Commercial Correspondence (Dunstan)	277
<i>Schidlofs</i> Sprechsystem Praxis: Englisch (Dunstan)	169
<i>Schröer</i> , Die Anschauung im französischen Anfangsunterricht (Brandenburg)	472
<i>Shakespeare</i> , Julius Caesar hrsg. von Ignatia Breme (Jantzen)	81
<i>Shakespeare</i> , The Comedy of Errors ed. by Cuninghame (Conrad)	473
<i>Sörgel</i> , Englisch als erste Fremdsprache (Glöde)	268
Stories for Beginners by Various Authors hrsg. von Lincke (Jantzen)	86
<i>Strohmeyer</i> , Leçons de choses (Brandenburg)	161
<i>Tauchnitz Edition</i> (Auer, Dannenbaum, Dunstan)	88. 276. 566

<i>Uebe, Müller, Hunger</i> , Lehrbuch der englischen Sprache für Handels- und Gewerbeschulen (Dunstan)	569
<i>Voos</i> , Die mündlichen Uebungen im neusprachlichen Unterricht (Brandenburg)	471
<i>H. Ward, Diana Mallory</i> (Auer)	88
—, <i>Daphne or Marriage à la Mode</i> (Dunstan)	568
<i>H. G. Wells</i> , <i>Tono-Bungay</i> (Dunstan)	568
—, <i>First and Last Things</i> (Dunstan)	568
<i>Wendt</i> , Enzyklopädie des französischen Unterrichts (Brandenburg)	469
<i>Weymann</i> , <i>Laid up in Lavender</i> (Dannenbaum)	88
<i>Wielands</i> Gesammelte Schriften. 2. Abt.: Uebersetzungen (Jantzen)	368
<i>O. Wilde</i> , <i>A House of Pomegranates</i> (Dunstan)	567
—, <i>Lady Windermere's Fan</i> (Dunstan)	567
—, <i>The Ideal Husband</i> (Dunstan)	567
<i>Wolf</i> , <i>Ein Semester in Frankreich</i> (Brandenburg)	563

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur <i>Anglia</i> (Jantzen)	282
Germanisch-romanische Monatsschrift (Jantzen)	382
Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen (Weyrauch)	94. 573
Literaturblatt für germanische und romanische Philologie (Brandenburg)	186. 281. 575
<i>Magyar Shakespeare-Tár</i> (Kaluza)	178
<i>Modern Language Teaching</i> (Kaluza)	283
<i>Pädagogisches Archiv</i> (Jantzen)	380
<i>Zeitschrift für österreichische Gymnasien</i> (Winkler)	189. 279. 480
<i>Zeitschrift für das Realschulwesen</i> (Winkler)	91. 191. 278. 477



Die Mädchenschulreform und die Lehrpläne für den neusprachlichen Unterricht.

Als ich vor reichlich zwei Jahren in dieser *Zeitschrift* (5, 481 ff.) über *Mädchenschulreform und fremde Sprachen* schrieb, galt es nur, einen Ueberblick über die damalige Sachlage und den Stand der Reformfrage zu geben, sowie einige fromme Wünsche für die noch ausstehende Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens zu äussern. Heute dagegen sind wir endlich — nach langjährigem Hoffen und Harren — in der erfreulichen Lage, über das vollendete Reformwerk, das in den beiden Ministerialerlassen vom 18. August und 12. Dezember 1908 seinen Ausdruck findet, zu berichten, unser Urteil darüber abzugeben und zugleich auch, was an dieser Stelle am meisten interessieren wird, die Stellung, welche den neueren Fremdsprachen in den neuen Lehrplänen zugedacht worden ist, zu kennzeichnen.

I. Die Grundzüge der Reform.

Da die allgemeinen *Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens nebst den Bestimmungen über die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium*¹⁾ von ganz hervorragender Bedeutung für unser gesamtes Bildungswesen sind, wird es nicht unangebracht sein, in möglichster Kürze die Grundzüge der Neugestaltung hier mitzuteilen.

Am wichtigsten, weil grundlegend, ist die Tatsache, dass fortan die höheren Mädchenschulen, die den klar und einwandfrei gestellten amtlichen Forderungen entsprechen, als höhere Schulen im Sinne des Gesetzes anerkannt und als solche

¹⁾ Berlin, Cotta, 1908. 0,30 M.

überall und ausnahmslos den Königlichen Provinzial-Schulkollegien unterstellt werden. Infolgedessen werden auch die Rang-, Titel- und Gehaltsverhältnisse überall genau so geregelt wie bei den höheren Knabenschulen. Auch ist für die nicht akademisch gebildeten Lehrer und Lehrerinnen an nicht staatlichen Schulen eine gesunde Norm aufgestellt worden.

Der zweite Hauptpunkt ist der, dass die zehnklassige Schule in Zukunft die regelmässige Form ist. Alle Mädchenschulen mit geringerer Gliederung dürfen nicht als höhere Mädchenschulen bezeichnet werden, sondern sind, soweit es nicht Mittelschulen sind, „gehobene Mädchenschulen“, „Privat-Mädchenschulen“ oder ähnlich zu benennen.

Die Unterrichtsverwaltung ist aber weitsichtig genug, sich nicht auf den zehnjährigen Lehrkursus zu beschränken, sondern sie erkennt rückhaltlos an, dass für eine erhebliche Zahl von Mädchen elf-, zwölf- und mehrjährige Studiengänge wünschenswert, ja notwendig sind. Demgemäss sorgt sie auch für die nötige Weiterbildung, und zwar 1. durch die allgemein weiterbildende Frauenschule, 2. durch eine Fachschule, das höhere Lehrerinnenseminar, und 3. durch die ganz allgemein auf die Universitätsreife vorbereitende Studienanstalt, die den Charakter eines Reformgymnasiums, eines Reformrealgymnasiums oder einer Oberrealschule haben kann.

Die höhere Mädchenschule hebt sich in ihren Leistungen und Zielen. Die wichtigsten Veränderungen im Lehrplan gehen auf den leitenden Gesichtspunkt, Vertiefung der Verstandesbildung in Ergänzung der jetzt vorherrschenden ästhetischen und Gefühlsbildung, zurück. Sie kommen wesentlich dadurch zum Ausdruck, dass der deutsche und französische Unterricht im vierten Schuljahr (Klasse VII) um je eine Wochenstunde verstärkt wird, dass die Zahl der Rechenstunden durch Einführung der Mathematik auf der ganzen Oberstufe (Klasse IV—I) um je eine Wochenstunde vermehrt wird. Dieselbe Verstärkung erfährt der naturwissenschaftliche Unterricht auf der Oberstufe. Freudig zu begrüßen ist, dass zugunsten besserer körperlicher Ausbildung der Turnunterricht auf der Oberstufe auch von zwei auf drei Wochenstunden gelangt ist. Dafür ist dann aber auf der Oberstufe der Unterricht in der Handarbeit wahlfrei gemacht worden.

Die Frauenschule ist eine vollständig neue Einrich-

tung, mit der bisher nur vereinzelt Privatversuche gemacht worden sind. Wie alles Neue hat sie bisher im Kampfe der Meinungen mehrfach mit Abneigung, ja vereinzelt mit Spott zu kämpfen gehabt. Meiner Meinung nach wird die Frauenschule eine Zukunft haben. Denn sie gewährt den Mädchen das, was die deutsche Schule bisher überhaupt noch nicht in dem Masse gewährt hat, unmittelbare Einführung ins praktische Leben. Sie umfasst in der Regel z w e i Schuljahre. Ihre Grundlage bilden der Unterricht in der Pädagogik (je 2 Wochenstunden), in der Kindergartenunterweisung (je 4 Stunden) und in der Haushaltungskunde (je 5 Stunden); daran schliesst sich Gesundheitslehre mit je 4, Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre mit je 2, hauswirtschaftliches Rechnen mit je einer Wochenstunde. Als völlig frei zu wählende Fächer kommen Religion, deutsche Literatur, fremde Sprachen (Französisch, Englisch, Latein, Italienisch), Geschichte, Erd- und Naturkunde, Kunstgeschichte, Turnen, Zeichnen, Malen und Musik hinzu. Pflichtmässig ist die Teilnahme an Pädagogik, Kindergartenunterweisung und an einem zweiten wissenschaftlichen Fache, alles andere kann nach Neigung und freier Wahl ausgesucht werden und zwar so, dass im ganzen mindestens 12, höchstens aber 30 Wochenstunden herauskommen. — Der Grundsatz solch völliger Freiheit in der Wahl des Unterrichtsstoffes tritt hier — nach amerikanischem Vorbilde — zum ersten Male bei uns in Erscheinung. Die Erfahrung erst kann zeigen, wie sich das bewährt. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass es gut gehen wird.

Beim Lehrerinnenseminar besteht die wesentlichste Neuerung darin, dass zu den bisherigen drei Jahren ein viertes hinzugekommen ist. Die drei ersten Jahre dienen der wissenschaftlichen, das letzte der praktischen Ausbildung; in diesem Jahre sind auch in wöchentlich 8 Stunden freie wissenschaftliche Uebungen nach Art der Seminarübungen an den Universitäten abzuhalten.

Frauenschule und Lehrerinnenseminar führen den gemeinsamen Namen Lyzeum. Jede der beiden Abteilungen kann für sich einer höheren Mädchenschule angegliedert werden; doch kann im Falle des Bedürfnisses der pädagogische und sonstige wissenschaftliche Unterricht der Frauenschulklassen mit dem der Seminarklassen zusammengelegt werden.

Die neue Form der Studienanstalt wird der Frauenbe-

wegung, soweit sie nicht gerade der äussersten radikalen Richtung angehört, ganz besondere Freude machen. Das System der Gabelung ist durchgedrungen. Sechsjährige Lehrgänge, d. h. Abzweigung nach dem siebenten Schuljahr (nach der 4. Klasse und bei einem Mindestalter von 13 Jahren) für gymnasiale und realgymnasiale Kurse, fünfjähriger Lehrgang, d. h. Abzweigung nach dem achten Schuljahr (nach der 3. Klasse und bei einem Mindestalter von 14 Jahren) für die Oberrealschulkurse sind vorgesehen.

Noch eine Reihe höchst bedeutsamer Fragen und Folgen, von denen hier nur noch wenige berührt werden können, knüpfen sich an die Reform. Dahin gehören vor allem die Entlassungsprüfungen. An der höheren Mädchenschule gibt es keine solche; doch berechtigt das Zeugnis über den erfolgreich vollendeten Besuch zum Eintritt in das Lyzeum. Alle Lyzeen, Seminare und Studienanstalten aber haben das Recht der Entlassungsprüfung, und damit hört das mehr wie grausame Spiel der Kommissionsprüfungen auf.

Lehrer und Lehrerinnen sollen in annähernd gleicher Zahl an jeder Anstalt vorhanden sein. In der Regel soll die Zahl der einen oder der andern nicht unter ein Drittel der Gesamtzahl herabgehen. Die Leitung können auch Frauen haben, die dann den Titel „Frau Direktorin“ führen.

Der wissenschaftliche Unterricht liegt auf der Mittel- und Oberstufe der höheren Mädchenschule mindestens zur Hälfte der Stunden, in den weiteren Fortbildungsanstalten ausschliesslich in der Hand akademisch gebildeter Oberlehrer und Oberlehrerinnen. Bei den letzteren sind diejenigen, welche die Prüfung *pro facultate docendi* bestanden haben, mit denen, die die „Oberlehrerinnenprüfung“ nach der Ordnung von 15. Juni 1900 abgelegt haben, gleichgeordnet.¹⁾

Unter dem gleichen Datum — 18. August — ist auch angeordnet, dass vom Wintersemester 1908/09 ab Frauen an den preussischen Landesuniversitäten *rite* immatrikuliert werden können.

¹⁾ Auf eine Erörterung dieser schwierigen Frage gehe ich hier nicht ein; ich verweise auf meine *Vorschläge zu einer Umgestaltung der Oberlehrerinnenprüfung*, die ich im ersten Heft des *Pädagogischen Archivs* (1909) vorgetragen habe.

II. Kritik der Organisation.

Die Augustbestimmungen haben seit ihrer Veröffentlichung die Aufmerksamkeit weitester Kreise lebhaft in Anspruch genommen und sind in der Tagespresse wie in Fachblättern, in Vereinsversammlungen, von der Frauenbewegung und von den Mädchenschulpädagogen bereits in ausgedehntester Masse und von den mannigfachsten Gesichtspunkten aus beurteilt worden.

Die Pressstimmen lauten — eine seltene Erscheinung — bis auf verhältnismässig geringe Ausnahmen in allem Wesentlichen günstig.¹⁾ Fast alle erkennen die hervorragende Bedeutung des Reformwerkes in seiner Gesamtheit an und rühmen es als eine grosszügige Leistung, als eine Kulturtat, durch die Preussen auf schulpolitischem und schultechnischem Gebiete einen mächtigen Schritt vorwärts getan hat.

Auch die grossen Versammlungen des *Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins*, des *Vereins der Direktoren an preussischen öffentlichen höheren Lehranstalten für Mädchen* und des *Preussischen Vereins für öffentliche höhere Mädchenschulen*, der mit dem *Verbande von Philologen an öffentlichen höheren Mädchenschulen Preussens* im Kartell steht, tagten im Oktober 1908 zu Berlin ausschliesslich unter dem Zeichen der Reform. Der *Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein* übernahm dabei die Rolle der angreifenden Kritik. Mit kurzen Worten wurde manches Schöne und Gute als erreicht anerkannt, aber eine Fülle von Wünschen und Forderungen wurde noch ausgesprochen. Die drei andern Vereine beschränkten sich dagegen in allem Wesentlichen darauf, die Vorschläge der Regierung gut zu heissen, und betonten ausdrücklich, man müsse jetzt, da man den so dringend notwendigen positiven Grund zu fördernder Arbeit endlich gefunden habe, zunächst auch ganz und gar dieser Arbeit sich widmen, sich in die neuen Formen einleben und zeigen, was sie tatsächlich leisten können. Noch jetzt mit einer Menge von Einzelwünschen hervorzutreten, sei sachlich nicht zweckmässig, man könne auch auf keinen baldigen Erfolg rechnen, da natürlich die eben von der Regierung erlassenen Bestimmungen

¹⁾ Eine gute Zusammenstellung der Pressstimmen gibt die Zeitschrift *Die höhere Mädchenschule* 1908, S. 323 ff. Eine beispieldes oberflächliche und phrasenhafte Verurteilung der Reform brachte die fortschrittliche *Frauenbewegung*, hrsg. von Minna Cauer, 1908, S. 129 ff. unter der Ueberschrift *Ist der grosse Wurf gelungen?*

nicht sofort wieder umgeworfen oder abgeändert werden könnten.

Soll ich nun auf Grund ziemlich ausgedehnter Erfahrung und einer langjährigen Beschäftigung im Mädchen- und Frauenbildungswesen, die sich nicht nur auf den immerhin engen Kreis der Schule beschränkt, meine eigene, persönliche Meinung über die Neuordnung aussprechen, so kann ich nur dem Gefühl grösster Freude über das Erreichte und ehrlichen Dankes an die Regierung, die es uns geschaffen hat, Ausdruck geben. Wer da mit im Kampfe um die Reform gestanden hat, wer weiss, wie gerade in den letzten Jahren das Zünglein der Wage beständig hin- und hergeschwankt hat, wie noch in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses im April 1907 sich einige recht wunderbare Aussichten eröffneten, wer ferner die Bestrebungen der Frauenbewegung verfolgt hat und oft mit Sorge die Bemühungen und Wünsche der extremsten Richtung kennen lernt, wer die leider nicht mehr zu verhehlende Uneinigkeit und Unsicherheit in den Mädchenschulvereinen mit angesehen hat, wer endlich auch nur eine ganz bescheidene Vorstellung von den zahllosen Wünschen, Bitten und Forderungen hat, die sich an den verantwortlichen und die Reform bearbeitenden Stellen zusammenfanden — der kann nicht anders als froh und dankbar auf das Ergebnis blicken, das — rund herausgesagt — durch die Fülle dessen, was es bietet, und durch seine Zweckmässigkeit die allermeisten überrascht hat, auch manche von denen, die jetzt noch viel daran auszusetzen haben.

Stellen wir nun einige von den Punkten zusammen, die dieses günstige Urteil rechtfertigen, so wären folgende die wichtigsten und von allgemeinsten Bedeutung.

Es ist freie Bahn geschaffen für die volle Entfaltung weiblicher Kraft nach allen Richtungen. Schon der unterste, auf breitester Basis sich entfaltende von den neuen Bildungsgängen, die höhere Mädchenschule an sich, verleiht jetzt eine ganz andere, ausserordentlich viel wertvollere, inhaltreichere und tiefere Vorbildung, als je vorher. Ganz besonders wichtig aber ist es, dass die Schule auch noch diejenigen jungen Mädchen, die weiterstreben, die eine noch gründlichere Ausbildung erwerben wollen, für zwei weitere, und zwar die besten und bildungsfähigsten Jahre in ihre Obhut nimmt und in der so schön frei angelegten, vielseitigen Frauenschule

ihnen ausgiebigste Gelegenheit zur Erfüllung solcher Wünsche nach der praktischen wie nach der wissenschaftlichen Seite hin bietet. Diese zwei Frauenschuljahre sind keineswegs bloss für diejenigen gedacht, die ruhig abwarten wollen, ob sie heiraten oder nicht, sie kommen auch denen zu statten, die einen von den zahlreichen, den Frauen bereits zugänglichen mittleren Beamtenberufen ergreifen wollen; nehmen doch die meisten Behörden — Post, Telegraphie, Eisenbahn, Stadtverwaltungen — junge Mädchen erst vom 18. Lebensjahre ab in Dienst.

Dass die Seminarausbildung nunmehr vier Jahre statt der früheren drei beansprucht, ist nur scheinbar eine Einbusse an Zeit. Sie wird mehr wie reichlich vor allem durch die hygienischen Vorteile aufgehoben. Jeder, der einmal beobachten konnte, in welch bedauernswertem Zustande körperlicher und geistiger Ueberarbeitung, Mattigkeit und Abspannung sich ein erschreckend grosser Prozentsatz unserer Seminaristinnen nach der Prüfung befand, wird das voll würdigen können. Nicht minder wichtig ist natürlich der Umstand, dass fortan die wissenschaftliche und praktische Ausbildung — die jetzt sehr zweckmässig voneinander getrennt sind, wie auch die Prüfung in zwei Abschnitte zerfällt — ruhiger, gründlicher und damit auf jeden Fall besser sein kann. Auch die weitgehende Beschränkung der Kommissionsprüfungen zugunsten der eigenen Entlassungsprüfungen der einzelnen Anstalten ist ein grosser Segen.

Ueber den Wert der Tatsache, dass jetzt nach allen drei Richtungen die Wege zur Universität, diese selbst und damit auch die allermeisten Berufe eröffnet sind, auf die sie vorbereitet, braucht nichts mehr gesagt zu werden. Die Notwendigkeit dieses Schrittes wie sein Wert sind ohne weiteres klar.

Ein weniger augenfälliges Verdienst der Neuordnung besteht darin, dass sie es durch gewisse Massnahmen¹⁾ zu verhindern weiss, dass fortan allzu grosse Scharen der weiblichen Jugend den Universitäten zuströmen. Denn so segensreich die Freiheit

¹⁾ Z. B. durch die Bestimmung, dass Studienanstalten in der Regel nur dort genehmigt werden sollen, wo schon für eine Frauenschule gesorgt ist. — Uebrigens werden die durch die grossen Einrichtungs- und Betriebskosten bedingten hohen Schulgelder für die Studienanstalten vermutlich auch dazu beitragen, eine gar zu schrankenlose Ueberfüllung derselben zu verhüten.

und Möglichkeit des Frauenstudiums an sich ist, so bedenklich wäre es für die Gesamtkultur unseres Volkes, wenn der Zudrang zu den gelehrten Berufen bei den Frauen ebenso gross oder noch grösser würde, als es — leider — bei den Männern schon der Fall ist.

Endlich darf hier ein in der deutschen Unterrichtsverwaltung einzig dastehender Vorzug nicht vergessen werden, das ist die ungewöhnlich grosse Bewegungsfreiheit, die durch die Neuordnung den Schulverwaltungsbehörden wie auch den Schulleitern gelassen wird. Dadurch wird eine höchst schätzbare Möglichkeit gewährt, den besonderen örtlichen Verhältnissen, die ja in unserm Staate recht verschiedenartig sind, in vollem Masse aufs zweckdienlichste gerecht zu werden. Im Schulorganismus selbst tritt diese Freiheit am klarsten bei der Frauenschule hervor, in der in Deutschland der erste grössere Versuch mit der Wahlfreiheit der Fächer gemacht wird. Da sich diese Methode bei den älteren Schülern und Schülerinnen in Amerika und England im ganzen gut bewährt hat, so wäre es eigentlich merkwürdig, wenn der Versuch bei uns missglücken sollte. Gelingt er aber, so dürfte alle Aussicht vorhanden sein, das Prinzip allmählich auch auf die höheren Knabenschulen zu übertragen, die bisher nur ganz schwache Anfänge damit gemacht haben, wie etwa mit der Wahlfreiheit zwischen dem fakultativen englischen und hebräischen Unterricht an den Gymnasien, bei der Wahl zwischen dem verbindlichen Englisch oder Französisch an manchen Anstalten oder bei dem sogenannten Ersatzunterricht (Französisch und Englisch) für das Griechische. Alle Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, dass bei der ungeheuren Fülle an Wissens- und Bildungstoffen in unserer Zeit unsre sämtlichen höheren Schulen um die durch solche Wahlfreiheit ermöglichte Arbeitsteilung oder Dezentralisation nicht herumkommen werden.

Um mich nicht in Einzelheiten zu verlieren, möchte ich mich mit dem Gesagten begnügen und nun auch auf einige weniger erfreuliche Punkte eingehen.

Bei den gegen die Neuordnung gerichteten Angriffen kann ich in der Hauptsache eigentlich nur zwei Bedenken gerechtfertigt finden, von denen ich das eine allerdings auch für sehr schwerwiegend halte. Es ist der Mangel, dass die höhere Mädchenschule keine Berechtigungen — ausser der, in das Lyzeum

einzutreten — verleiht. Das ist aus vielen Gründen bedauernswert. Die höhere Mädchenschule musste sinngemäss die Berechtigungen haben, welche die Realschule besitzt. So ist sie die einzige höhere Schule, die keine hat. Durch diesen Mangel wird sie auch in gewissem Sinne entwertet; denn es ist sehr zu befürchten, dass ein erheblicher Teil ihrer Schülerinnen, nur um irgendwelche Berechtigungen zu erlangen, nach der Studienanstalt abschnellen wird, so dass für diese Ueberfüllung drohen, zum mindesten aber die Güte des Schülermaterials gefährdet erscheinen kann. — In ähnlicher Weise bedürfte auch die Frauenschule gewisser Berechtigungen, die zweifelsohne zu ihrer Beliebtheit und Förderung stark beitragen würden.

Der zweite Punkt ist der, dass bei der Studienanstalt das Gabelungssystem allein den Sieg davongetragen hat und ein zur Universität führender Weg, der auf die vollendete höhere Mädchenschule aufgebaut ist, zurzeit nicht geboten ist, obgleich er aus pädagogischen, wirtschaftlichen und vor allem aus hygienischen Gründen sehr wünschenswert wäre.

Indessen ist doch wohl zu hoffen, dass bei der Grosszügigkeit des Reformwerkes, das durchaus die Fähigkeit der Fortbildung und des weiteren Ausbaues in sich trägt, auch in diesen Beziehungen, wenn schon nicht sofort, so doch in absehbarer Zeit, Abhilfe geschaffen werden wird.

III. Der Charakter der neuen Lehrpläne.

Während der Augusterlass den Grundriss zu dem grossen Reformwerke entwirft, bieten die *Ausführungsbestimmungen*¹⁾ und die Lehrpläne den Ausbau und die Krönung des stattlichen Gebäudes. Sind die grundlegenden Bestimmungen als grosszügig, modern und liberal zu rühmen — ohne dass wir uns dabei der Erkenntnis verschliessen, dass an einigen Punkten noch eine Weiterführung der Reform denkbar und wünschenswert wäre — so können wir mit derselben Freude und Anerkennung auch die Ausführungsbestimmungen begrüssen.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, dass unsere Unterrichtsverwaltung mit diesem neuen Werke etwas geleistet hat, das nach seinem Gesamtwert, nach seinem methodischen, technischen und pädagogischen Gehalt ohne weiteres an die

¹⁾ Berlin, Cotta, und Halle, Waisenhaus, 1908. 0,90 M.

Spitze der jetzt gültigen Lehrpläne aller Schulgattungen, auch der höheren Knabenschulen, gestellt werden darf. Dieses Urteil ist nicht etwa das Ergebnis einer nur gefühlsmässigen oder einseitig begeisterten Freude über die endlich und so schön erfolgte Neugestaltung des höheren Mädchenschulwesens, sondern es beruht auf einem nüchternen, kritischen Vergleich nicht nur mit den Mädchenschullehrplänen von 1894 — die zu übertreffen ja nicht eben so schwierig war — sondern auch mit den Lehrplänen für die höheren Knabenschulen von 1901. Während die Mädchenlehrpläne von 1894 nicht selten in einen allzu gefühlsmässigen, ja sentimental Ton verfielen und strenge Zielstrebigkeit, wirklich ernste Arbeit, wie sie zur Charakterbildung und Erreichung wertvoller Ziele unentbehrlich sind, mitunter in bedauerlicher Weise vermissen liessen, kann man aus jeder Seite der neuen Bestimmungen die ernste Absicht herauslesen, auf denkbar besten Wegen unserer weiblichen Jugend möglichst grosse Vorteile sowohl für ihr Wissen wie für ihre gesamte Geistesbildung zu gewähren. Die Lehrpläne für die Knabenschulen sind vielfach vorbildlich gewesen; doch ist jede mechanische Nachahmung vermieden, und was die Hauptsache ist, man spürt, dass alle Fortschritte, die seit dem Erlass jener auf pädagogischem und wissenschaftlichem Gebiet gemacht worden sind, soweit dieses für die Schule in Betracht kommen kann, berücksichtigt und verwertet worden sind.

Indessen kann hier nicht weiter auf die Lehrpläne im allgemeinen eingegangen werden. Wir können uns allein mit den Fächern, die in unseren besonderen Interessenkreis fallen, beschäftigen.

IV. Die neueren Fremdsprachen in den Lehrplänen.

Wir stellen zunächst das „allgemeine Lehrziel“, das eine glückliche Vereinigung der für die höheren Knabenschulen aufgestellten Lehrziele sinngemäss darstellt und stellenweise darüber hinausgeht, wegen seiner Wichtigkeit hier wörtlich voran:

„Der Unterricht in den beiden fremden Sprachen hat die unmittelbare Aufgabe, die Schülerin zu einem leichten und vollen Verständnis derjenigen Literaturwerke zu führen, die ihrem Alter entsprechen, und sie zu befähigen, gesprochenes Französisch und Englisch richtig aufzufassen und die fremde

Sprache¹⁾ mündlich wie schriftlich mit einiger Gewandtheit zu gebrauchen; er hat die mittelbare Aufgabe, der Schülerin das Verständnis für die geistige und materielle Kultur, für Leben und Sitte der beiden fremden Völker möglichst zu erschliessen.

Dem Französischen fällt — als der zuerst gelehrt und dazu besonders geeigneten Fremdsprache — die besondere Aufgabe zu, an fremdem Sprachgut die nötigen grammatischen Grundbegriffe zu klären und zu befestigen und dadurch sicheres grammatisches Verständnis überhaupt zu vermitteln.²⁾ Im Lyzeum sowie in den Oberrealschul- und den realgymnasialen Klassen der Studienanstalt sind die Lehrziele:

Kenntnis und Verständnis der wichtigsten Schriften der letzten drei Jahrhunderte, soweit sie der Schule zugänglich sind; einige Kenntnis der wichtigsten Abschnitte der Literatur- und Kulturgeschichte der beiden Völker im Anschluss an die Lektüre; eindringendere, soweit angängig, historische Erkenntnis der sprachlichen Erscheinungen;³⁾ Uebung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der beiden Sprachen.

Die Seminaristinnen im Lyzeum sollen den Unterrichtsbetrieb in den Fremdsprachen und die zu empfehlenden Methoden kennen lernen.⁴⁾

Die gymnasialen Klassen der Studienanstalt vermitteln Verständnis für die bedeutendsten Schriftwerke der letzten drei Jahrhunderte, Bekanntschaft mit den wichtigsten Erscheinungen der Literatur und Kultur Frankreichs oder Englands und suchen den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache weiter zu fördern.“

Von den *methodischen Bemerkungen* ist folgendes als besonders bemerkenswert hervorzuheben: Auf Erwerbung einer richtigen, guten Aussprache wird grosser Wert gelegt. „Auf

1) Der bedenkliche einschränkende Zusatz der Lehrpläne von 1894 „in den einfachen Formen des täglichen Verkehrs“ ist erfreulicherweise jetzt weggefallen.

2) Von der Grammatik war in den Plänen von 1894 bei dem allgemeinen Lehrziel überhaupt nicht die Rede.

3) Mit dieser grundsätzlichen Betonung des Wertes historischer Erkenntnis gehen diese Lehrpläne einen schönen und erfreulichen Schritt über die Knabenschullehrpläne hinaus. Wie hoch ich diese historische Erkenntnis schätze, habe ich schon *Zeitschrift* 5, 489 ausgesprochen.

4) Mit diesem schönen Plural ist methodischer Einseitigkeit zum Glück ein Riegel vorgeschoben.

allen Stufen ist sorgfältigste Artikulation anzustreben und als Endziel Geläufigkeit im Lesen mit idiomatischer Betonung zu verfolgen.“

Die elementaren Ergebnisse der Phonetik sollen Arbeitsverringerung und Zeitersparnis herbeiführen; sie sollen wertvolle Hilfe bieten, theoretische Erörterungen aber sind zu vermeiden.

Die Sprechübungen sind methodisch aufzubauen und vom ersten Unterricht an möglichst in jeder Stunde zu pflegen. „Doch ist dabei auf die sogenannten 'Realien' kein zu grosser Wert zu legen.“ Die Uebungen sollen „dazu führen, dass die Unterrichtssprache möglichst früh die fremde sein kann, ohne dass die Herübersetzung in möglichst einwandfreies Deutsch zu vernachlässigen wäre. Auf alle Fälle ist die genaue Erschliessung des Inhalts der Lektüre zu sichern. — Die systematische Behandlung der Grammatik hat grundsätzlich in deutscher Sprache zu erfolgen.“

Die Lektüre „soll auf allen Stufen gehaltvollen Stoff in mustergültiger Form bieten und so gewählt und betrieben werden, dass sie der Schülerin die materielle und geistige Kultur, Leben und Sitten des fremden Volkes erschliesst. Auch soll darauf Bedacht genommen werden, dass für die praktischen Sprechübungen nur leichtere Lektüre verwendet, dass aber die eigentlich geistbildende Lektüre nicht lediglich formalen Sprechübungen und grammatischen Unterweisungen unterworfen werde. Bei gehaltvollerem Lesestoffe mag es dem Ermessen der Lehrenden überlassen sein, wie weit sie die fremde Sprache im Unterricht verwenden können, ohne den Bildungswert des Gegenstandes zu beeinträchtigen.“¹⁾

Die Grammatik ist auf allen Stufen, namentlich auf der Unterstufe, induktiv zu lehren; in den Oberklassen sind systematische Zusammenfassungen und Ergänzungen erforderlich.

Es scheint, als ob historische und logische Gesichtspunkte in einem bisher nicht beachteten Masse bei der Aufstellung der Pläne massgebend gewesen sind, wie das nicht seltene Eingehen auf bestimmte Einzelheiten zeigt. So wird z. B. aus

¹⁾ Durch diese Vorschriften wird hoffentlich dem Uebermass geistig und inhaltlich minderwertiger, oberflächlicher Literaturerzeugnisse der Garaus gemacht, an denen viele unserer Schulausgaben kranken. — Vgl. *Zeitschrift* 4, 225 und 324 ff.

dem allgemeinen, sehr richtigen Grundsatz heraus, dass stets vom Einfachen zum Schwierigeren fortgeschritten werde, empfohlen, „im Französischen mit dem Präsens der regelmässigen Konjugation zu beginnen und erst dann *avoir* und *être* lernen zu lassen“, — ein Verfahren, das bisher erst in ziemlich wenig Lehrbüchern eingeschlagen ist. Ueberhaupt soll sich die grammatische Unterweisung „von der hergebrachten Schematisierung fern halten und dafür die grossen bestimmenden Züge, die Richtung gebenden Hauptlinien hervorheben. Danach hat z. B. der Plural für alle französischen Konjugationen dieselben Endungen, der Singular nur *-e*, *-es*, *-e* oder *-s*, *-s*, *-t*.“ Es soll ferner im Interesse der sprachlichen Erkenntnis überhaupt nicht versäumt werden, bei der Erklärung grammatischer Erscheinungen zur Beobachtung des ihnen zugrunde liegenden Lautbestandes anzuleiten und vom blossen Schriftbild zur wirklichen Sprache, zum Klange, vorzudringen. Um das zu erreichen, sollen die elementarsten Lautgesetze, etymologische Vorgänge und die Vergleichen mit den andern den Schülerinnen bekannten Sprachen berücksichtigt werden. Auch nachhaltige Uebungen im Zergliedern der Sätze werden empfohlen. In Klasse II soll die Grammatik zum Abschluss kommen, der I. Klasse ist Wiederholung, Ergänzung, Vertiefung vorbehalten.

Bei den schriftlichen Arbeiten wird gewarnt, sie als den ausschliesslichen Massstab für die Beurteilung zu betrachten. Uebersetzungen in die Fremdsprache sind zulässig. Möglichst früh ist mit Reproduktionen, Umwandlungen, Nacherzählungen zu beginnen. Die Bearbeitung eines fernliegenden Stoffes mit dem Wörterbuch in der Hand ist untersagt; „denn solche Aufgaben gehen über das Ziel des Schulunterrichts hinaus.“

Aus den Lehraufgaben im Französischen an der höheren Mädchenschule ist besonders zu bemerken, dass in der Mittelstufe unter den vorzunehmenden Uebungen schriftliche und mündliche Uebersetzungen aus dem Lese- und Übungsbuch an erster Stelle stehen, während Diktate und freiere Uebungen folgen. Bei der Lektüre wird nochmals dringend betont, dass sie nur wertvollen Stoff in guter Form bieten soll.

Im Lyzeum steht die Lektüre ganz im Vordergrund. Wieder wird der stärkste Nachdruck auf das Lesen solcher literarischer Schöpfungen gelegt, „die einen bedeutenden ideen-

geschichtlichen Inhalt mit künstlerischer Form verbinden“, und eine grosse Reihe von Schriftstellern wird zur freien Auswahl gestellt, darunter gar manche, die zurzeit noch nicht oder nicht mehr zur Schullektüre gehören. Sehr dankenswert ist auch der Hinweis auf solche Autoren, die entweder stark auf die deutsche Literatur eingewirkt haben, wie z. B. Rousseau und Diderot, oder aber Träger germanischer Kultur in Frankreich waren wie Voltaire und Mme de Staël. — Literaturgeschichte und Verslehre dürfen nur im Anschluss an die Lektüre getrieben werden. — Die Grammatik soll hier nur wiederholt und vertieft werden, vor allem in psychologischer und historischer Hinsicht. „Die bedeutsamsten Ergebnisse der auf psychologischer Erkenntnis der Sprache gegründeten modernen syntaktischen Forschung können und sollen auch der Schule zugänglich gemacht werden, denn sie führen oft zu einer Vereinfachung und lichtvolleren Formulierung selbst elementarer Sprachtatsachen (z. B. Adverbbildung im Französischen), ohne den Schulunterricht mit unangebrachtem wissenschaftlichem Ballast zu beschweren.“ — „Die Sprechübungen können die Lektüre nach dem Ermessen der Lehrenden begleiten, soweit die Ausschöpfung des Gedankeninhalts nicht darunter leidet.“ — Die schriftlichen Uebungen sind mit erweiterten Ansprüchen ähnlich wie in der höheren Mädchenschule zu betreiben. Hinübersetzungen (ins Französische) werden auch hier als wertvoll anerkannt.

Für das Englische gelten im allgemeinen — sinngemäss — dieselben Vorschriften und Richtlinien wie für das Französische, wobei auch schon für die höhere Mädchenschule der Hinweis auf sprachliche Zusammenhänge mit dem Deutschen und Französischen besonders betont wird. — Für das Lyzeum sind wieder die Aeusserungen über die Lektüre wichtig. Das 19. Jahrhundert soll im Mittelpunkt stehen, wobei neben Scott und den *Essays* von Lamb noch De Quincey, Macaulay, Carlyle, Ruskin und Emerson namentlich hervorgehoben sind; jedoch soll auch an den Klassikern der Prosa des 18. Jahrhunderts nicht ganz vorübergegangen werden (Swift, Steele, Addison). Die Shakespearelektüre soll in erheblich weiterem Umfange betrieben werden; neben den bisher schon üblichen Schuldramen werden noch *As You Like It*, *Midsummer-Night's Dream*, *Twelfth Night*, *Winter's Tale*

genannt. Ferner wird auch hier wieder auf die Bedeutung derjenigen Schriftsteller hingewiesen, die stark auf deutsches Geistesleben eingewirkt haben, und hier wie schon beim Französischen auf den Nutzen guter Anthologien aufmerksam gemacht, die ja eine Zeitlang nicht eben sehr beliebt waren.

Für die Studienanstalten gelten im grossen und ganzen dieselben Grundsätze und Lehraufgaben wie für die oberen Klassen der höheren Mädchenschule und der Lyzeen, wobei naturgemäss teils einige Erweiterungen, teils einige Beschränkungen, je nach dem wissenschaftlichen Charakter derselben in Betracht kommen. Bei den lateintreibenden Schülerinnen spielen selbstverständlich die sprachgeschichtlichen und -vergleichenden Beobachtungen eine erhöhte Rolle.

Da für die Frauenschule keine Sonderlehrpläne aufgestellt sind, haben die Lehrenden — unter möglichster Berücksichtigung der Wünsche der Lernenden — freie Hand. Fruchtbringende Lektüre wird natürlich immer die Hauptsache sein.

Die kurzen Winke für die methodische und praktische Anleitung der Seminaristinnen bewegen sich völlig in den durch die methodischen Bemerkungen und die Lehraufgaben gewiesenen Bahnen. — Für die wissenschaftlichen Uebungen im vierten Seminarjahr gibt es erfreulicherweise auch keine Vorschriften; sie sollen, soweit das angängig erscheint, den Uebungen der Universitätsseminare entsprechen.

Anhangsweise möge endlich in diesem Zusammenhange noch kurz auf den Lehrplan für das Italienische, das an der Frauenschule gelehrt werden kann, aufmerksam gemacht werden. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, kann festgestellt werden, dass er bei aller selbstverständlichen Bescheidenheit in den Lehrzielen praktisch und geschickt angelegt ist. Methodisch lehnt er sich an den im Französischen und Englischen an. Dass bei dieser Sprache einige genauere Anweisungen über Stoffverteilung und Lehrgang gegeben sind, ist nur erfreulich, da so eine ausreichende Handhabe für die Lehrenden geboten wird und praktische Erfahrung ja in diesem Falle nicht vorauszusetzen ist. Modern und ansprechend ist auch die Aufstellung des Lektürekansons.

Königsberg i. Pr.

Hermann Jantzen.

Zu Alfred de Vignys Gedicht *Moïse*.

Die Verse 65—66 des von Alfred de Vigny verfassten Gedichtes *Moïse* haben wiederholt zu Erklärungen Veranlassung gegeben, ohne dass dadurch jedoch Licht auf die angeblich dunkle Stelle geworfen wurde. In der Ausgabe von Delagrave¹⁾ lauten die Verse:

Des tombes des humains j'ouvre la plus antique,
La mort trouve à ma voix une voix prophétique.

Dupuy sucht in der *Revue d'histoire littéraire de la France*, Bd. 10 (1903), p. 405, vorstehende Stelle auf Byrons *Manfred* zurückzuführen und zwar den ersten Vers auf:

And then I dived,
In my lone wanderings, to the caves of death

und den zweiten auf:

I can call the dead,
And ask them what it is we dread to be.

Gegen diese Erklärung wendet sich nun mit Recht Edmond Estève in seiner These *Byron et le romantisme français* (Paris 1907), p. 390, Anm., indem er zugleich auf die Bibel als Quelle hinweist. E. interpretiert den ersten fraglichen Vers im *Moïse* mit Hilfe der Stelle aus Exod. Kap. 13, 19: *Moïse emporta aussi avec lui les ossements de Joseph, parce que celui-ci avait adjuré les fils d'Israël, en disant: Dieu vous visitera, emportez d'ici avec vous mes os.* — Beim zweiten Verse schwebte dem Dichter nach E.'s Ansicht der Vers aus dem *Ecclésiastique* (*Buch Sirach*) Kap. 49, 18 vor: *Il n'y a pas eu homme sur la terre tel qu'Hénoch, ni que Joseph; . . . et ses os ont été visités, et après la mort ils ont prophétisé.*

In der Rezension der von E. verfassten Abhandlung nimmt Jules Marsan (vgl. die obengenannte *Revue*, Bd. 14, 1907, p. 740—43) keinen Anstoss an dieser Auslegung, erklärt sich also stillschweigend damit einverstanden. In neuester Zeit kann Paul Buhle in seiner Dissertation²⁾ p. 35 „nicht umhin“, den Ausführungen E.'s beizupflichten.

Man muss allerdings E. beistimmen, wenn er gesteht, dass trotz seiner Erklärung die Verse „*singulièrement obscurs*“ blei-

¹⁾ Œuvres complètes de Alfred de Vigny. Paris.

²⁾ Paul Buhle, *Alfred de Vignys biblische Gedichte und ihre Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte des Romantizismus in Frankreich.* — Rostocker Dissertation 1908.

ben. Meiner Meinung nach ist die Auslegung von E. schon deshalb zurückzuweisen, da doch das Grab des Joseph durchaus nicht als „*la plus antique des tombes*“ angesehen werden kann. Ausserdem ist im zweiten Verse nicht von Gebeinen die Rede, die prophezeit haben, sondern die Stimme des Moses tut dies hier. E. vermutet hingegen ganz richtig, die Verse „*rappellent un des miracles accomplis par le thaumaturge*“. Aber in der von ihm beigebrachten Bibelstelle ist nichts von einem Wunder zu finden. Schliesslich würden die Verse durch die Erklärung E.'s ganz aus dem Zusammenhang fallen, da Moses ja gerade seine übermenschliche Macht durch gottähnliche Taten zum Ausdruck bringen will.

Nach meiner Ansicht beziehen sich die beiden Verse des Moïse auf die Stelle aus dem Ezéchiel Kap. 37, 12—13: *C'est pourquoi prophétise, et dis-leur: Ainsi a dit le Seigneur, l'Eternel: Voici, j'ouvrirai vos tombeaux, et vous ferai remonter de vos tombeaux, ô mon peuple, et je vous ferai rentrer dans le pays d'Israël. — 13. Et vous saurez que je suis l'Eternel, quand j'ouvrirai vos tombeaux, et que je vous ferai remonter de vos tombeaux, ô mon peuple.*¹⁾

Es ist nun die Frage zu erörtern, was unter *la plus antique des tombes* bei A. de Vigny zu verstehen ist. Es handelt sich hier für mich um eine Metapher. Legt man sich ganz losgelöst vom Text und unbefangen die Frage nach dem ältesten Grab der Menschen vor, so kommt man zwanglos zu dem Resultat, dass es die Erde selbst ist. Diese Metapher hat beispielsweise auch Gerh. Hauptmann in seiner *Versunkenen Glocke* im ersten Akt²⁾ zu einem ganz ähnlichen Vergleich erweitert. Dort sagt die alte Wittichen (p. 91):

De Erd iis a Soarg. D'r blaue Himmel
d'r Deckel druf.

In dem zweiten Verse des Moïse möchte ich *la mort* gleichsetzen mit *l'empire des morts* analog den *tombes des humains* (= *de la humanité*).

Die beiden Verse *en question* würden demnach aufgelöst und erweitert den Sinn haben: „Ich öffne die Erde und mit meiner Prophetenstimme verkündige ich im Totenreich, dass

¹⁾ Text aus *la Sainte Bible*, Version d'Ostervald, Paris 1904.

²⁾ G. Hauptmanns *Gesammelte Werke*, Verlag Fischer, Berlin 1906, Bd. 4.

die Abgeschiedenen einst ihren Gräbern entsteigen und in das Land Israels zurückkehren werden.“

Durch diese Erklärung erhält zwar die Stelle einen abgerundeten Gedanken, doch soll damit keineswegs gesagt sein, dass A. de Vigny auch wirklich an die angeführten Bibelverse gedacht hat; eine endgültige Lösung kann in solchen Fällen nur der Dichter selbst geben.

Da Buhle in seiner Dissertation unter § 7, der über *Moïse* handelt, den Ausführungen Dupuys und Estèves gegenüber kaum etwas Neues bringt und sich bei der Quellenangabe zu dem vorliegenden Gedicht — abgesehen von Chateaubriand und Byron — nur auf *Deut.* 34, 1—3 beschränkt, so möchte ich noch einige Anmerkungen folgen lassen und das Verhältnis des *Moïse* zur Bibel etwas näher beleuchten.

In Vers 4:

Lorsqu'en un lit de sable il se couche *aux déserts*

ist merkwürdig, dass A. de Vigny die Sonne in der Wüste untergehen lässt. Im Westen Palästinas aber liegt bekanntlich das Mittelländische Meer, während sich im Osten die Syrische Wüste erstreckt. Die Westküste kann auch nicht als Wüste bezeichnet werden; denn gerade hier befindet sich die sehr fruchtbare Ebene, das eigentliche Kanaan, deren südliche Hälfte Sephela, ihre nördliche Saron ist. Es kann also hier *désert* nicht mit Wüste übersetzt werden. Das Wort hat vielmehr den biblischen Sinn von „Weideland, Trift“ (vgl. darüber *Dictionnaire de la Bible*, publié par Vigouroux, Paris 1895, unter *désert*).

Die griechischen Namen *Phasga* (V. 9), *Galaad* (V. 11), *Phogor* (V. 19) und *Ségor* (V. 20) stehen für die üblicheren hebräischen Bezeichnungen: *Pisga*, *Gilead*, *Peor* (Gebirge im Lande der Moabiter) und *Zoar*.

Die Frage, ob man von der Höhe des Nebo (806 m) alles das sehen kann, was *Deut.* Kap. 34 angegeben und von A. de Vigny herübergenommen ist, behandelt ein Aufsatz von Birch: *The Prospect from Pisgah* in der Zeitschrift *Quarterly Statement of the Palestine Exploration Found*, April 1898.

Vers 13—14:

Vers le Midi, Juda, grand et stérile, étale
Ses sables où s'endort la mer occidentale.

Wenn man annimmt, dass *la mer occidentale* das Mittelländi-

sche Meer sein soll, so widerspricht das doch wieder der geographischen Lage: Juda reicht nicht bis an die See, wohl aber an das Tote Meer. Dieses wäre demnach unter dem westlichen Meere zu verstehen. Diese Auslegung würde auch logisch besser zu dem Sonnenuntergang *in den Triften* (V. 4) passen; denn wenn A. de Vigny seinen Moses das weite Meer sehen lässt, so müsste er auch die Sonne in den Fluten zur Ruhe gehen lassen.

Die Stelle lässt sich aber durch eine einfache Konjekture auch zu gunsten der ersten Annahme auslegen, wenn nämlich für Juda *Judée* eingesetzt wird. *Judée* ist nur eine andere Bezeichnung für Palästina (vgl. Vigouroux unter *Palestine*). Dann bezeichnet *la mer occidentale* das Mittelländische Meer.

Der in Vers 20 erwähnte *lentisque* (Mastixbaum) ist nur einmal (vgl. Vigouroux) in der Bibel erwähnt und zwar in dem apokryphischen Buch, das die Geschichte von der Susanna erzählt. Auf die Frage des Daniel, wo das Vergehen begangen worden sei, antwortet einer der Greise Vers 54: *sous un lentisque*. Merkwürdigerweise ist aber in dem fragmentarischen Gedichte A. de Vignys *Le Bain*, das von der Susanna handelt, nicht von einem *lentisque*, sondern von einem *sycomore* die Rede. Die Eingangsverse heissen (*Œuvres* p. 73):

C'était près d'une source à l'onde pure et sombre
Le large sycomore y répandait son ombre.

Zu erklären ist auch Vers 21:

Il voit tout Chanaan, et la terre promise

denn *Kanaan* und das *gelobte Land* drücken scheinbar dasselbe aus; *Kanaan* ist jedoch in der Bibel auch identisch mit Palästina. *La terre promise* wäre demnach das Westjordanland. Dann schliesst allerdings das eine das andere mit ein.

Vers 22:

Où sa tombe, il le sait, ne sera point admise;

denn Gott sagt *Deut.* Kap. 34, 4: *mais tu n'y entreras point*.

Die Bezeichnung *sa grande main* in Vers 23 erinnert an den Ausdruck in *Deut.* 34, 12: *une main forte*.

Ueber die Verse 25—28:

Or, des champs de Moab couvrant la vaste enceinte,
Pressés au large pied de la montagne sainte,
Les enfants d'Israël s'agitaient au vallon
Comme les blés épais qu'agite l'aquilon

vergleiche man *Num.* 22, 1: *Puis, les enfants d'Israël partirent, et campèrent dans les plaines de Moab.* — Wa-

rum nach Buhle (Diss. p. 35) A. de Vigny sich in den Versen 27—28 in „bewusster Anlehnung an die biblische Sprache“ gehalten haben soll, ist nicht einzusehen. Nichts von alledem steht in der Bibel, und die Metapher von dem wogenden Kornfeld ist ganz gewöhnlich.

Der Ahornbaum (vgl. Vers 30: *au sommet des érables*) kommt in der französischen Bibel nirgends vor. Dagegen wird gerade dieser Baum oft von Chateaubriand in *Atala* erwähnt, woher ihn A. de Vigny genommen zu haben scheint.

In Vers 31 wird Moses genannt *Prophète centenaire*; dem steht gegenüber *Deut. 34, 7: Moïse était âgé de cent vingt ans quand il mourut*. Vignys Zahlenbezeichnung ist vielleicht nur hyperbolisch.

Vers 33 besagt:

On le suivait des yeux aux flammes de sa tête —
„man blickte ihm nach und erkannte ihn an seinem Feuer-
schein.“ In der von Buhle aus dem *Génie du Christianisme*¹⁾
angeführten Stelle über Moses heisst es von diesem: *son front
est orné de deux rayons de feu*.

Vers 37:

L'encens brûla partout sur les autels de pierre.
Im *Deut. 27, 5* wird besonders anbefohlen: *Tu bâtiras . . . à
l'Eternel . . . un autel de pierres*.

Die Kopffzahl der Kinder Israel in Vers 38:

Et six cent mille Hébreux, courbés dans la poussière,
findet sich genauer *Num. 26, 51: tels sont ceux des enfants
d'Israël dont on fit le dénombrement: six cent un mille sept
cent trente*. Die poetische Sprache vermeidet solche Spezialziffern.

Dass die Juden, wie in Vers 40 angegeben ist, einen Psalm
singen

Chantèrent d'une voix le cantique sacré
wird *Num. 21, 17* erwähnt: *Alors Israël chanta ce cantique . . .*

In Vers 46 spricht Moses mit dem Herrn in der Wolke
face à face; auch dieser Ausdruck begegnet *Deut. 34, 10*.

Unter *mon livre* in Vers 56 sind natürlich die fünf Bü-
cher Moses zu verstehen; *la verge* ist der oft erwähnte Stab
des Propheten.

Der in Vers 59 erwähnte Berg Horeb ist identisch mit
dem Sinai.

¹⁾ Erster Teil, Buch II, Kap. IV.

Vers 61:

Hélas! vous m'avez fait sage parmi les sages!

„Ach! Du hast mich zum Weisen der Weisen gemacht!“

Vers 63:

J'ai fait pleuvoir le feu sur la tête des rois.

Dieser Vers geht zurück auf *Exod.* 9, 23: *Moïse étendit donc sa verge vers les cieux, et l'Eternel fit tonner et grêler, et le feu se promenait sur la terre.*

Den Vers 72:

Et vous m'avez prêté la force de vos yeux . . .

bringt Dupuy und mit ihm Buhle zusammen mit der Stelle aus Byrons *Manfred*:

I made

My eyes familiar with Eternity.

Die Verse haben augenscheinlich gar nichts miteinander gemein.

Vers 74—76:

Ma bouche par leur nom a compté les étoiles,

Et, dès qu'au firmament mon geste l'appela,

Chacune s'est hâtée en disant: »Me voilà.«

Den Gedanken der ersten beiden Verse begegnen wir auch im *Psalms* 147, 4—5: *Il compte le nombre des étoiles; il les appelle toutes par leur nom. Notre Seigneur est grand.*

Vers 79:

J'engloutis les cités sous les sables mouvants

erinnert uns an die Zerstörung von Sodom und Gomorrha durch den Herrn (vgl. *Gen.* 19, 24).

Vers 82:

Le fleuve aux grandes eaux se range quand je passe

bezieht sich auf den Zug der Kinder Israel durch das rote Meer. Im *Exod.* 14, 21 heisst es: *Or, Moïse étendit la main sur la mer, et l'Eternel refoula la mer . . . et les eaux se fendirent.*

Wenn A. de Vigny den Moses in Vers 83 sagen lässt:

Et la voix de la mer se tait devant ma voix

so hat er dabei jedenfalls an die Stillung des Sturmes auf dem Meere durch Christus gedacht.

Visiter in Vers 85 ist ebenfalls ein bekannter biblischer Ausdruck und heisst „heimsuchen“ (vgl. *Exod.* 4, 31).

Vers 86:

La terre alors chancelle et le soleil hésite.

Hier rühmt sich Moses, dass auf seinen Befehl die Erde schwankt

und die Sonne stillsteht. — Von dem Schwanken der Erde ist in der Bibel öfter die Rede. Das Verbum *chanceler* begegnet *Jesaia* 24, 19—20: *La terre se brise, la terre se rompt, la terre chancelle. La terre chancelle comme un homme ivre.* — *Jeremia* 4, 24 schwanken die Berge: *Je regarde les montagnes, et voici, elles chancellent.* — An anderen Stellen wird von der Erde gesagt *elle tremble*, so 2. *Samuelis* 22, 8; *Psalms* 104, 32 und *Psalms* 114, 7—8. — Was das Stillstehen der Sonne betrifft, so findet sich eine bekannte ähnliche Stelle *Josua* 10, 12—13. Dort heisst es: *Alors, Josué parla à l'Eternel . . . en présence d'Israël: Soleil, arrête-toi . . . et toi, lune, sur la vallée d'Ajalon! — Et le soleil s'arrêta, et la lune aussi.*¹⁾

In Vers 93 spricht A. de Vigny von den *yeux de flamme* seines Moses. In der *Apokalypse* wird derselbe Vergleich dreimal gezogen und zwar 1, 14; 2, 18 und 19, 12: *ses (les) yeux étaient comme une flamme de feu.*

Vers 96:

Les vierges se voilaient et craignaient de mourir
zeigt eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der bereits erwähnten Stelle aus dem *Génie du Christianisme*: *la postérité de Jacob se voile la tête dans la crainte de voir Dieu et de mourir.* Dass der Anblick der Gottheit Menschen tötet, ist auch der antiken Sage bekannt und dichterisch u. a. von Schiller in der *Semele* geschildert.

Vers 97:

M'enveloppant alors de la colonne noire.

Die Bibel berichtet nur, dass Gott — nicht Moses — des Tags in einer Wolkensäule, des Nachts in einer Feuersäule vor den Kindern Israel herzog (*Exod.* 13, 21).

Vers 108:

Priaît sans regarder le mont du Dieu jaloux.

Dieu jaloux = eifriger Gott; vgl. *Deut.* 4, 24: *c'est un Dieu jaloux.*

Vers 114: *Il fut pleuré. . . .*

Deut. 34, 8: *Et les enfants d'Israël pleurèrent Moïse trente jours.*

¹⁾ Vgl. auch dazu die zweite Strophe des von Chamisso verfassten Gedichtes *Josua* (Bibliographisches Institut, Ch.'s Werke, Bd. I, p. 94):

Sprach Josua zur Sonne:

„Du, steh am Himmel fest!“

Sie stand, da gab er gemächlich

Den Ueberwundenen [bei Gibeon] den Rest.

Aus dieser Gegenüberstellung geht hervor, dass A. de Vigny seinen Moses sich wiederholt verschiedener Wunder rühmen lässt, die nicht er, sondern Gott selbst getan hat. Ausserdem beschränkt sich der Dichter nicht darauf, für den Propheten nur Züge aus dem Pentateuch zu nehmen; selbst dem neuen Testament hat er solche entlehnt. Auf diese merkwürdige Tatsache hätte bereits Buhle in seiner Quellenuntersuchung hinweisen sollen. — Nach dieser Ausführung können wir der Aeusserung A. de Vignys in *Servitude et Grandeur militaires* (p. 80 der Ausg. Delagrave): *je savais la bible par cœur* wohl Glauben schenken.

Bei der kurzen ästhetischen Würdigung, die Buhle am Schluss des § 7 über das Gedicht *Moïse* ganz allgemein gibt, hätte noch bei dem Sonnenuntergang in den ausgedehnten Triften auf den Kontrast hingewiesen werden können, der gleich am Anfang dadurch zum Ausdruck gebracht wird. Moses, der lebensmüde und nach der ewigen Ruhe sich sehnende Greis, steigt leuchtend (*aux flammes de sa tête*, Vers 33) den Berg Nebo hinauf, während die Sonne am Horizont strahlend sich in die Gruft hinabsenkt. Der Prophet blickt ihr deshalb traurig, sehnsuchtsvoll und fast eifersüchtig auf ihren Untergang nach. — Auch Moses, der grosse vereinsamte Mann, schwindet am Schluss des Gedichtes dahin wie das grosse Gestirn; aber ebenso wie dieses am nächsten Morgen wieder aufgeht, so entsteht auch schon wieder dem weinenden Volk ein neuer Moses — Josua.¹⁾

Greifswald.

Max Brandenburg.

¹⁾ Es sei noch erwähnt, dass auch Freiligrath in seinem Gedicht *Nebo* den Tod des Moses behandelt hat. Während jedoch Vigny das Hauptgewicht auf die Seelenstimmung des Propheten legt, führt uns Fr. in den ersten sechs (von elf) Strophen ein buntscheckiges Bild der lagernden Juden vor Augen. Dann erst lässt er Moses den Berg ersteigen. Die Schilderung der Landschaft, die der Prophet von der Spitze des Nebo erblickt, ist bei Fr. im höchsten Grade banal und hat im Gegensatz zu der Vignys gar nichts Typisches. Moses hat das gelobte Land gesehen, zufrieden ruft er: „jetzt ist der Tod mir recht!“ (Str. 10). Das Gedicht schliesst mit einer lyrischen Strophe, die ganz aus dem Zusammenhang fällt und auch einem sentimentalcn Älpler hätte in den Mund gelegt werden können.

Mitteilungen.

Einheitliche Bezeichnung der Aussprache II.¹⁾

I. Das Buchstaben-Rechteck.

1. Sämtliche Typen für phonetischen Druck, sämtliche Buchstaben für phonetische Schrift fügen sich in das Rechteck *efgh* oder vielmehr in Teile desselben ein; die Breite ist in allen Fällen gleich, die Höhe aber verschieden, je nach der verschiedenen Art der Laute, welche darzustellen sind. Bei der Erklärung dieser Rechtecke geht man am besten vom Quadrat aus.

2. Stellt man 4 gleichgrosse Quadrate neben- und übereinander, so erhält man $4 \times 4 = 16$ Quadrate, oder das grosse Quadrat *abcd*. Das ist der Raum, der zur Aufnahme der Vokalzeichen dient. Weil darüber und darunter je ein weiterer Raum angebracht wird, heisst er auch Mittelraum = **M**. Jeder Silbenbildner (= Vokal) füllt ihn aus, d. h. sämtliche 4 Innenseiten des Quadrates werden von den Umrissformen der Vokälbuchstaben (nahezu) berührt. Jedes Wort zählt so viele Silben, als Buchstaben dieser Grösse darin vorkommen.

3. Bringt man oberhalb des Quadrates *abcd* zwei weitere Reihen gleichgrosser Quadrate an, also $2 \times 4 = 8$ Quadrate = $\frac{1}{2}abcd$, so bildet dieses Rechteck *cdef* den Oberraum = **O**. Mittelraum und Oberraum zusammen bilden den Konsonantenraum, d. h. sie sind zur Aufnahme der Konsonantenbilder bestimmt. Sämtliche Konsonanten füllen diesen Raum aus, ragen aber nach keiner Seite hin darüber hinaus, ebensowenig wie das Vokalzeichen über seinen Raum hinaustreten darf. Alle Vokal- und Konsonantenbuchstaben endigen im Mittelraume; durch ihre respektive Höhe unterscheiden sie sich aber auf den ersten Blick. Dieser letzterwähnte Unterschied in der Höhe der Buchstaben ist nicht ohne praktischen Wert. Es ist eine Tatsache, dass diejenigen Schriften am leichtesten,

¹⁾ Vgl. *Zeitschrift* 7, 513—528 und die Tabellen auf S. 26 und 27.

schnellsten und bequemsten zu lesen sind, in welchen die Höhe der Buchstaben wechselt. Das Wort *beten* ist leichter zu lesen als *nennen*. Der normale lateinische Druck ist leichter zu lesen als Wörter und Texte in Majuskeln, welche bekanntlich gleiche Höhe haben. Lateinischer oder griechischer Text ist dem Auge angenehmer als hebräischer oder siamesischer Text. Am schönsten klingen jene Sprachen, wo jedesmal auf einen volltönenden Vokal ein Konsonant folgt. In ähnlicher Weise präsentieren sich jene Schriften am vorteilhaftesten, in welchen die normalhohen Vokalzeichen mit den sie überragenden Konsonantenzeichen abwechseln. — Schönheit und leichte Lesbarkeit sind aber schätzbare Vorzüge eines Schriftsystems.

4. Bringt man unterhalb des Mittelraumes zwei weitere Reihen solcher Quadrate an, also $2 \times 4 = 8$ Quadrate oder Rechteck *abgh*, so haben wir den Unterraum = U, oder auch Raum des Lautschwundes. Die Buchstaben, welche bis ans untere Ende desselben hinabreichen, stellen keinen für sich allein wahrnehmbaren Laut dar, sondern nur eine Modifikation des davorstehenden Vokales. Diejenigen dagegen, welche nur eine Strecke weit ($\frac{1}{2}ah$) in diesen Raum hineinreichen, verlieren nur einen Teil ihres Lautwertes, sie werden kürzer und weniger deutlich gesprochen, so besonders die diphthongischen Nachklänge (dumpfes ö).

5. Die lateinischen Buchstaben haben verschiedene Höhe und Breite. Vollständig regellos füllen sie entweder den Mittelraum ganz oder nur teilweise aus, oder sie treten nach irgend einer Seite hin darüber hinaus (i, u, y; m, n; r, l; b, p; d, t; g, k; w, v, f). Der Buchstabe j füllt die drei Räume aus. In den zu phonetischen Zwecken neugebildeten Lautzeichen kehrt gewöhnlich der gleiche Missstand wieder; ja vielfach kommen noch drei weitere Buchstaben hinzu, welche von ganz oben bis ganz unten reichen: die Zeichen für th, sch, f. Dadurch wird es unmöglich, diakritische Zeichen in zweckmässiger Weise zu verwenden. Bieten sich dagegen in geregelter Weise freie Räume über und unter den Buchstaben, so ist die Verwendung diakritischer Zeichen in zweckentsprechender Weise zu phonetischen Zwecken ermöglicht.

Auch für das vorliegende System, welches diakritische Zeichen grundsätzlich verwirft, ist diese Anordnung nicht ohne Wert. Im Schulunterricht und in den für das Volk bestimmten Büchern sollten sie nicht zur Verwendung kommen, aber zur graphischen Darstellung minimaler Lautunterschiede in phonetischen Abhandlungen wird man sie kaum entbehren können. Die wissenschaftlich phonetischen Zeichen müssen sich aber unbedingt an das Buchstabensystem der Volkschrift anfügen als Erweiterung desselben.

a.

Vokale.

b.

1.	u	e	ɛ	a	ɑ
2.	o	ɔ	ɔ	ɔ	u
3.	u	ɛ	ɛ	ɑ	ɑ
4.	u	ɛ	ɑ	ɔ	u
5.		o		o	

u	e	o	ɔ	o
u	e	o	ɔ	u
u	u	u	e	e
u	u	u	u	u
	u		o	

Halbvokale.

6.	u	ɛ	u	u	
7.	u	ɛ	u		
8.	u		u	u=ɛ	

u	u

Konsonanten.

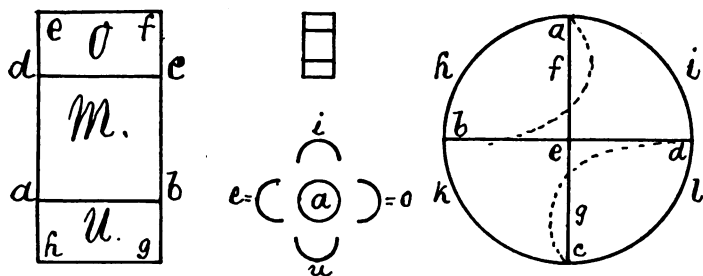
9.	h		h		h
10.		z		z	
11.	b		b		b
12.	b		b		b
13.	b	z	b	z	b
14.	b	z	b	z	b
15.		h		h	

h	h	h
z	z	
b	b	b
b		
	h	h=ɛ

Modifikationszeichen.

16.	u	u	ɛ	ɛ	u
-----	---	---	---	---	---

ɛ	u	ɛ
---	---	---



I. Երբ ընդհանուր առաջարկներ ձևավորվում են, ապա հարկ է լինում, որ նրանք չեն խախտում լեզվի կառուցվածքը, և որ նրանք չեն փոխում լեզվի կառուցվածքը, և որ նրանք չեն փոխում լեզվի կառուցվածքը։—

II. Երբ ընդհանուր առաջարկներ ձևավորվում են, ապա հարկ է լինում, որ նրանք չեն խախտում լեզվի կառուցվածքը, և որ նրանք չեն փոխում լեզվի կառուցվածքը, և որ նրանք չեն փոխում լեզվի կառուցվածքը։—

III. Երբ ընդհանուր առաջարկներ ձևավորվում են, ապա հարկ է լինում, որ նրանք չեն խախտում լեզվի կառուցվածքը, և որ նրանք չեն փոխում լեզվի կառուցվածքը, և որ նրանք չեն փոխում լեզվի կառուցվածքը։—

II. Der Vokalkreis.

1. Der neben den Rechtecken stehende Kreis mit seinen Bögen, Radien, Sehnen etc. dient zur Darstellung der Entwicklung der fünf Grundvokale. Die zweckmässige und festgeregelte Gestaltung der entsprechenden Zeichen dafür ist von grosser Wichtigkeit, weil die sämtlichen andern Vokalbilder davon abgeleitet werden.

2. In dem Kreise *abceda* steht der Durchmesser *aec* senkrecht auf dem Durchmesser *bed*; $ef = eg = \frac{1}{2}ae = \frac{1}{2}ec$; *hi* $\#$ *bd* $\#$ *kl*. Diese Bogenlinien und Geraden bestimmen die mathematische Form der fünf Grundvokale.

3. Der zentrale A-Laut, der deutlichste aller Vokallaute, ist gleich weit von den beiden Grenzvokalen *I*, *U* entfernt. Das charakteristische Zeichen für diesen Laut, bei dessen Aussprache sich der Mund am weitesten öffnet und rundet, ist der Kreis, entweder *abceda* oder umgekehrt *adcba*, d. h. man kann diesen Buchstaben in der Richtung *abceda* schreiben, oder auch umgekehrt nach rechts und unten etc. In nachstehenden Erörterungen wird durch die Reihenfolge der Buchstaben angegeben, in welcher Richtung jeder einzelne Buchstabe systemgemäss geschrieben werden muss. Schematische Form 1b : 3; wirkliche Form 1a : 5 und 2a : 1 der Tabelle.

4. Die andern vier Grundvokale werden durch Teile des Kreises symbolisiert: z. B. der obere Laut, das *I*, durch den obern Kreisbogen *khail*; wir haben mehr oder weniger die Form einer Glocke, unten offen, oben geschlossen. — Genau das Gegenteil haben wir beim untern Grenzvokal *U*, nämlich den untern Kreisbogen *hkcli*; es ist dies die Form eines Bechers, oben offen, unten durch eine Rundung geschlossen. Schematische *I*-Form 1b : 1, wirkliche Form 1a : 1. Schematische *U*-Form 1b : 5; wirkliche Form 2a : 5.

5. Der Durchmesser *aec* teilt den Kreis in zwei Halbkreise. Der linke Halbkreis *abc* dient zur Bezeichnung des *E*-Lautes, der rechte Halbkreis *ade* für den *O*-Laut. — Zur vollständigen Darstellung des *E*-Lautes gehört aber auch noch der Kreisausschnitt *beab* aus dem obern oder *I*-Teile des Kreises, *E* bildet ja den Uebergang zu *I*. — Genau das Gegenteil haben wir beim *O*-Zeichen; *O* bildet ja den Uebergang zu *U*; wir haben den Halbkreis *adc*, ergänzt durch den Kreisausschnitt *dlced*.

6. Diese starren vom Kreise abgeleiteten Formen (1b : 1—5) werden beim Schreiben (und folglich auch als Drucktypen) etwas abgerundet, 2b : 1—5 derart, dass die Winkel *bea*, *ced* sich in ein Oval umgestalten; es geschieht dies im Interesse der Schönheit und Schreibflüchtigkeit. — Ausserdem erhält jedes Zeichen für die fünf Grundvokale, und ebenso für jeden andern normallangen

(d. h. ungedehnten und unverkürzten) Vokal die kleine auf der Basis *ab* stehende Schlussmulde, das gemeinsame Kennzeichen der normalen Vokallänge. — Sämtliche Vokalzeichen haben die gleiche Höhe, sie berühren also die Basis *ab* und die obere Linie *cd* des Buchstaben-Rechtecks.

7. Von den fünf schematischen Grundformen (nämlich der Mond- oder Eiform für *A*, dem abnehmenden Monde für *E*, dem zunehmenden Monde für *O*, der Glockenform für *I* und Becherform für *U*) werden nicht nur die Zeichen für die fünf Grundvokale, sondern auch alle übrigen Vokalzeichen abgeleitet. Verbindet man z. B. die Glockenform des *I* mit dem *E*-Halbmonde zu einem Zeichen (weiter unten 3b : 4), so kennzeichnen wir dadurch einen Laut, der genau in der Mitte zwischen *I* und *E* steht. — Der zu einem Oval abgerundete Kreisabschnitt für *E* beginnt normal bei *b* in der Mitte des Halbkreises *abc*. Beginne ich das Oval weiter unten bei *k*, so wird das Oval grösser, nähert sich etwas der Ei- oder Kreisform des *A* und der entsprechende Laut muss mehr zu *A* hinüberklingen. Endigen wir das Oval für *O*, statt normal bei *d*, weiter oben bei *i*, so deutet dies gleichfalls eine Annäherung an den *A*-Laut an, es kennzeichnet einen Laut, der zwischen *A* und *O* liegt. Reicht das Oval bis *d*, so haben wir den normalen (geschlossenen) *O*-Laut. Es entsteht auf diese Weise das Zeichen *a*, genau das Antiqua-Minuskelzeichen, welches der lateinische Druck neben dem Kursiv-*a*-Zeichen für den *A*-Laut gebraucht, während unser phonetisches Zeichen den Wert eines *O* hat. — Um einer naheliegenden Verwechslung vorzubeugen, könnte man vielleicht vorerst ein kleines Unterscheidungsmerkmal beifügen, am besten wohl eine wagrechte Verlängerung des Endstriches ausserhalb der Bogenlinie. — Ähnliche Merkmale sind auch zur leichteren Unterscheidung der *E*-Laute mit ihren Abstufungen wünschenswert, da es selbstverständlich beim Schreiben unmöglich ist, die Formen nach Bruchteilen von Millimetern abzumessen. — Dadurch wird es möglich, nicht nur die fünf Grundvokale, sondern auch alle möglichen Zwischenlaute oder Uebergangsformen von einem Vokallaut zum andern, seien es 10, 20 oder auch 40, sozusagen mit mathematischer Genauigkeit festzulegen; jede Lautnuance, welche das Ohr noch unterscheiden kann, vermag auch der Stift oder der Griffel auszudrücken.

8. Dass *A* nach zwei Richtungen geschrieben werden kann (Kreis *abcd* oder *adcb*), ist bereits erwähnt worden. An diese Kreisform muss sich in einfachster und leichtester Weise die Schlussmulde anfügen (1a : 5 und 2a : 1). — Das *E*-Zeichen fängt bei *b* an, geht in geschweiffter Form zu *f* und *a* hinauf, daran schliesst sich der Halbkreis *abc*; die Schlussmulde unten ergibt

sich von selbst. — Das *O*-Zeichen beginnt mit dem Halbkreise *adc*, daran schliesst sich das Oval *cgd*. — *I* wird in der Richtung *khail*, *U* in der entgegengesetzten Richtung *hkeli* geschrieben; die Mulde wird stets auf dem einfachsten Wege am Schluss beigefügt. —

9. Es handelt sich nun darum, im einzelnen die phonetischen Zeichen für die verschiedenen Sprachlaute festzusetzen. Aus Gründen der Zweckmässigkeit beschränke ich mich dabei auf den Lautbestand der drei für uns wichtigsten Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch. — Es treten uns da nicht geringe Schwierigkeiten entgegen; diese Schwierigkeiten liegen aber nicht in der Gestaltung der Lautzeichen, sondern in der Auswahl der zu bezeichnenden Laute. Gäbe es eine *Standard Pronunciation* überhaupt, oder gäbe es eine solche speziell für unsere drei Sprachen, so wäre es leicht, die entsprechenden Zeichen dafür zu bilden und einzusetzen.

10. Infolge der provinziellen, lokalen und individuellen Verschiedenheiten der Aussprache ist es kaum möglich, mit Sicherheit anzugeben, wie gross die Zahl der deutschen, englischen, französischen Sprachlaute ist; eine weitere Schwierigkeit ist es, mit Genauigkeit festzustellen, welche deutschen Laute z. B. den englischen und französischen gleich oder nur ähnlich sind; des weiteren ist es keineswegs leicht, sich zu entscheiden, welche tatsächlich bestehenden kleinen oder minimalen Unterschiede in den Lauten bei der Bildung der entsprechenden Zeichen berücksichtigt werden sollen oder unberücksichtigt bleiben können.

11. Soweit als möglich der *sententia communis* folgend, gebe ich in der Tabelle und der nachstehenden Erörterung den Lautbestand unserer drei Sprachen an, und zwar unter a auf der linken Seite der Tabelle jene Zeichen, welche ich als unbedingt notwendig erachte, unter b rechts dagegen solche Zeichen, deren Vorhandensein vielleicht wünschenswert ist, oder welche zur Beleuchtung des Systems dienen sollen. — Der Deutlichkeit wegen ist sowohl das Buchstaben-Rechteck als auch der Vokalkreis in grossem Massstabe dargestellt. Das kleine Rechteck inzwischen stellt die wirkliche Grösse der Buchstaben dar. —

III. Zeichen für die Vokale.

Wir beginnen mit den deutlich gesprochenen (III Nr. 1, 2, 3) und gehen dann über zu den verkürzten und deshalb weniger deutlich gesprochenen Vokalen (III Nr. 4—7 der Lauttabelle).

Nr. 1. Reine Vokale: vordere Reihe.

Die Vokallaute bilden eine kontinuierliche Reihe ohne feste Abgrenzung mit kaum merkbaren Uebergängen von einem Laute zum nächstfolgenden. Diese Kontinuität, dieser graduelle Ueber-

gang muss auch in den Lautbildern sich widerspiegeln. Aus praktischen Gründen redet man aber von fünf Grundvokalen: *I, E, A, O, U*. Zwischen diese Grundvokale treten die Zwischenvokale, deren Zahl theoretisch unbegrenzt ist und welche in wissenschaftlicher Phonetik beliebig erweitert oder eingeschränkt werden kann.

Mit zehn Zeichen, glaube ich, kann man die deutschen, englischen und französischen deutlich gesprochenen und reinen Vokallaute (und wohl auch diejenigen der übrigen Sprachen) mit jenem Grade von Genauigkeit darstellen, welcher für Schule und Leben wünschenswert ist. Wir sehen diese zehn Zeichen (sowohl die Schreibformen als auch die Drucktypenformen, welche ja nach Grundsatz XII gleich sein sollen) in 1a und 2a der Tabelle.

Wir haben zunächst in 1a:1 das phonetische Zeichen für den *I*-Laut, den wir in: *ritt, riet; fill, feel; il, île* sprechen. Der geringe Klangunterschied zwischen dem langen und kurzen *I* im Deutschen, sowie zwischen dem französischen und englischen *I* bleibt dabei unberücksichtigt. — Selbstverständlich muss die Dehnung (bei *riet, feel, île*) durch nachgesetztes Dehnungszeichen (16a:4) ausdrücklich angegeben werden. Wenn ich nur ein phonetisches *I*-Zeichen einsetze, so folge ich darin dem Vorgange der grossen Mehrheit der Grammatiker. Wollte ich aber den lautlichen Unterschied in: *ich will, the will, la ville* genauer bezeichnen, so ständen mir zu diesem Zwecke die Zeichen von 3b:1, 2, 3 zur Verfügung. Das *ee* von *feel* betrachte ich als Länge, nicht als Diphthong. — In 3b sehen wir den allmählichen Uebergang von *I* zu *E* graphisch dargestellt; die Reihe liesse sich leicht fortsetzen zu *A, O, U* mit etwa 40 Zeichen.

In 1b:1 und 2b:1 haben wir die schematische Glockenform für den Buchstaben *I*, die wirkliche Schreib- und Druckform haben wir in 1a:1. An Stelle der Glockenrundung oben ist eine schwache Abplattung getreten, um den allmählichen Uebergang zum *E*-Zeichen zu erleichtern. — Der historische Buchstabe *i* kann nicht beibehalten werden, einmal weil er sich als ungeeignet erweist zur Anbringung diakritischer Zeichen, ferner weil er über die Vokalhöhe hinausreicht; weil er als einziger Vokal immer das diakritische Zeichen „Tüpfel auf dem *I*“ trägt; vor allem aber, weil er wesentlich schmaler ist als alle übrigen Vokalzeichen und somit den Vokalraum nicht ausfüllt (Grundsatz XIII, c), wogegen unser phonetisches *I* den übrigen Vokalbuchstaben in seiner Ausdehnung ebenbürtig an die Seite treten kann. Die Form dieses Buchstabens ist nicht willkürlich gewählt, sondern naturgemäss aus dem Vokalkreise hergeleitet.

Das Zeichen 1a:2 stellt den geschlossenen *E*-Laut dar; wir hören denselben in: *rette, red, été*, oder gedehnt in: *See, say*, —.

Das Lautbild ergibt sich folgerichtig aus dem Vokalkreise und fällt mit dem historischen *e* zusammen. Aus den Haar- und Schattenstrichen ergibt sich deutlich, in welcher Richtung der Buchstabe geschrieben werden muss. Das gleiche gilt auch für *I* und alle übrigen Buchstaben. Dieser Unterschied dicker und dünner Striche muss auch in den Drucktypen deutlich hervortreten (Grundsatz XII).

Der Buchstabe *1a:3* sinnbildet das offene *E*, wie es gedehnt in: *Aehre, air, aire*, kurz in: *fett, —, faite* gesprochen wird. — Die graphischen Formen für geschlossenes und offenes *E* unterscheiden sich deutlich genug: Während das *E*-Oval für ersteres (*é*) normale Grösse hat, ist dasselbe für letzteres (*è*) bedeutend erweitert, fängt weiter unten an, nähert sich mehr oder weniger der *A*-Form (es ist ja eine der Uebergangsformen von *E* zu *A*) und weist ausserdem einen Vorstrich zur linken Seite des *E*-Halbkreises auf. Letzteres Unterscheidungsmerkmal ist besonders mit Rücksicht auf die Handschrift beigelegt, während es allenfalls bei Drucktypen und Maschinenbuchstaben entbehrt werden könnte.

Eine weitere Differenzierung der *E*-Laute halte ich mit den meisten Grammatikern im Schulunterricht für überflüssig. Wenn bisweilen in Lehrbüchern von 11 verschiedenen *E* (*e simplement ouvert, e mi-ouvert, e plus ouvert* etc.) die Rede ist, so wäre die systemgemässe graphische Darstellung nicht schwierig; von praktischem Werte ist sie keineswegs. — In welchen Fällen geschlossenes oder offenes *E* zu verwenden ist, darüber entscheidet die Orthoepie, nicht die Orthographie. Diese Frage selbst ist orthoepisch noch nicht hinreichend geregelt, besonders im Deutschen. Auch im Französischen ist es unsicher, ob man die so häufigen Wörter *les, mes, tes* etc. mit offenem oder geschlossenem *E* sprechen soll.

In der Mitte zwischen *E* und *A* steht der englische Vokallaut von *bad*. Wir haben das entsprechende Lautbild in *1a:4*. Man schreibt zuerst geschlossenes *E* (*1a:2*) und fügt den Abschluss des Buchstabens *A* (*1a:5*) hinzu. Denken wir den Aufstrich des *E*-Ovals hinweg, so haben wir noch das Zeichen für *A*; denken wir den *A*-Abschluss hinweg, so bleibt noch das Zeichen für *E* übrig. Der kleine Vorstrich links vom Halbkreise dient zu vollständig sicherer Unterscheidung vom vorhergehenden und besonders dem nachfolgenden Buchstaben in der Handschrift.

In *1a:5* haben wir das Zeichen für das „helle“ französische *A*, das wir gedehnt in *bague*, kurz in *garda* sprechen hören. Freilich ist es noch vielfach fraglich, in welchen Wörtern das *A* hell oder tief gesprochen werden soll.

Dieses *A* gehört noch zur vorderen Reihe der Vokale, des-

halb ist der linke Halbkreis wie bei *E* nach abwärts, also mit Schattenstrich geschrieben, dann folgt der rechte Halbkreis nach aufwärts; an diesen schliesst sich ein weiterer abwärts gerichteter Strich an, damit die Schlussmulde angesetzt werden kann, ohne dass beim Schreiben eine Unterbrechung, ein Absetzen eintritt. Die Zeichen unseres Systems sind derartig gestaltet, dass sie *in continuo* geschrieben werden, aber jeder Buchstabe für sich allein, getrennt wie im Griechischen oder im Drucke. — Dieses phonetische *a* hat die gleiche Form wie das historische Kursiv-*a*; das erstere hat aber seinen unwandelbaren Lautwert, was von letzterem gewiss niemand behaupten wird.

Nr. 2. Reine Vokale: hintere Reihe.

Die bisher behandelten Vokallaute werden im vorderen Teile des Mundes gebildet, die zunächstfolgenden immer weiter zurück. Der *A*-Laut in seinen Abstufungen gehört zum Teil zur vorderen, zum Teil zur hinteren Reihe.

Während wir mit einem *I*- und mit zwei *E*-Zeichen ausreichen, sind wir gezwungen, zur genügenden Bezeichnung der *A*-Laute vier Buchstaben zu verwenden. Das erste *A* (1a : 4) kommt fast nur im Englischen vor; das zweite (1a : 5) spielt seine Hauptrolle im Französischen; das dritte (2a : 1) könnte man deutsches *A* benennen, womit freilich nicht gesagt sein soll, dass es auf die deutsche Sprache beschränkt ist oder dass alle Deutschen ausschliesslich dieses *A* sprechen. — Es ist dieses jener *A*-Laut, welcher sich dem *O*-Laut schon mehr oder weniger nähert. Diese Annäherung ist auch im Lautbilde (2a : 1) versinnbildlicht. — Um dieses *A* zu schreiben, beginnt man mit dem *O*-Halbkreise; der sich anschliessende *E*-Halbkreis wird nach aufwärts, also mit Haarstrich, ausgeführt in der Richtung *khadl*; darnach folgt noch die Schlussmulde. Wir sprechen diesen Laut in: *fahren, Farn, farm, âme*. Der Lautunterschied zwischen diesem *A*, dem vorhergehenden (1a : 5) und dem nachfolgenden (2a : 2) ist nicht besonders gross, deshalb weisen auch die entsprechenden Lautbilder grosse Ähnlichkeit auf.

Das vierte *A* nähert sich dem *O* noch mehr; das zeigt sich auch im entsprechenden Lautbilde 2a : 2. Es beginnt bei *i* mit dem *O*-Halbkreise, daran schliesst sich der *A*-Kreis, zum Schlusse folgt die Mulde. Wir hören diesen Laut in *call, not*. Der kleine akustische Klangunterschied zwischen dem gedehnten und kurzen Laut, wenn ein solcher wirklich vorhanden ist, darf wohl unberücksichtigt bleiben.

Die vierfache Abstufung des *A* ist für unsere Zwecke aus-

reichend; eine vorübergehende Unterscheidung liesse sich graphisch leichter durchführen als orthoepisch.

In 2a : 3 haben wir den phonetischen Buchstaben für offenes *O* (*Gott, morte*). Er beginnt mit einem kurzen Vorstriche und dann dem *O*-Halbkreis; daran fügt sich das fast zur Höhe und Grösse des *A*-Kreises erweiterte *O*-Oval; die Schlussmulde darf selbstverständlich nicht fehlen.

Das Zeichen 2a : 4 stellt den geschlossenen *O*-Laut dar (*die Rose, the rose, la rose*). Es setzt sich zusammen aus dem *O*-Halbkreis, dem normalen *O*-Oval, sowie der Schlussmulde. Das phonetische *a* (*Rosen*) ist dem historischen Antiqua-*a* (*Rasen*) fast vollständig gleich. Dieser für den Anfang etwas störende Missstand ergibt sich aber mit Naturnotwendigkeit aus dem System. Wie da abzuhelpen ist, wurde bereits früher angegeben.

Als letzten reinen Vokal haben wir noch den *U*-Laut. Das phonetische Zeichen dafür findet sich 2a : 5. Die schematische Becherform ist derart umgemodelt, dass der Buchstabe mit Leichtigkeit geschrieben werden kann und durch seine Schlussmulde den deutlich gesprochenen Vokalen sich anreihet. Es ist das *U* von: *Futter, Fuder; full, fool; fou, foule*. Was bei *I* bezüglich der Dehnung gesagt wurde, gilt in gleicher Weise für das *U*.

Die bisher besprochenen zehn Vokale bilden eine ununterbrochene Reihe aufeinanderfolgender Laute; die Zunge schiebt sich in der Reihenfolge von *I* zu *U* stufenweise rückwärts, die Lippen bewegen sich nach vorne. — Verbinden wir aber die Zungenstellung eines Vokales mit der Lippenbewegung eines andern, verbinden wir *I* und *U*, *E* und *O* zu je einem Laute, so erhalten wir eine neue Art von Lauten,

Nr. 3. Die Mischvokale,

welche wir in der Tabelle 3a : 1—5 verzeichnet finden. Dieselben weisen graphisch die Bestandteile auf, aus denen sie zusammengesetzt sind; derjenige Bestandteil, welcher in der Aussprache sich stärker geltend macht, tritt auch graphisch deutlicher hervor.

Wir sehen dies zunächst in 3a : 1. Dem verkürzten *U*-Anfang fügt sich phonetisches *I* in voller Höhe an. Der Laut in: *Hütte, Hüte; fut, furent* steht dem *I* näher als dem *U*. — Es wird kaum nötig sein, den geringen Lautunterschied des kurzen und gedehnten *Ü* (in *Hütte* und *Hüte*), abgesehen vom Dehnungszeichen, graphisch zu berücksichtigen. Die Sache verhält sich ähnlich wie bei *I* und *U*.

3a : 1 ist der Mischlaut aus *I* und *U* oder 1a : 1 und 2a : 5. Ebenso bildet sich aus 1a : 2 zusammen mit 2a : 4 der Mischlaut 3a : 2 oder das geschlossene *Ö* von: *Goethe, heureuse*. Das etwas gekürzte *O*-Zeichen verbindet sich mit dem vollständigen *E* zu

einem Mischlaute, in welchem der *E*-Charakter vorherrschend zur Geltung kommt. — Offenes *E* verbindet sich mit offenem *O* zum offenen *Ö*-Laute 3a;3, den wir in *Götter*, *fleur* hören. — Der phonetische Buchstabe beginnt mit dem *O*-Oval, daran schliesst sich vollständiges *E*, weil der *E*-Laut noch deutlicher als vorher zur Geltung kommt.

Die drei eben besprochenen Mischvokale setzen sich zusammen aus je zwei reinen Vokalen. Das ist nicht mehr der Fall mit 3a:4 und 3a:5; diese Laute vereinigen nämlich in sich den *A*-Laut mit dem Mischlaute *Ö*. Wir schreiben deshalb den vierten Mischlaut (*bird*, *burn*, *learn*), indem wir mit dem *A*-Kreise nach links beginnen und unten plötzlich in die *E*-Form übergehen oder vielmehr genau abschliessen wie bei den eben besprochenen phonetischen *Ö*-Zeichen. — Ganz ähnlich bildet sich der Buchstabe 3a:5, nur wird mit dem *E*-Oval erst viel weiter oben angefangen und dieses dadurch bedeutend kleiner, so dass der *A*-Charakter im Bilde ebenso deutlich zur Geltung kommt wie im Sprechen. Von allen europäischen Sprachen hat meines Wissens nur die englische diesen Laut: *bud*, *Punjaub*.

Die Lautähnlichkeit der letztgenannten vier Mischvokale spiegelt sich wieder in der Aehnlichkeit der Buchstaben: sie schliessen sämtlich mit der zur rechten Seite angesetzten *E*-Form.

Der Missstand, dass das phonetische æ (Goethe) mit dem historischen æ (Cæsar) so ziemlich zusammenfällt, lässt sich nicht wohl vermeiden, wenn man die sich naturgemäss ergebende, sozusagen aus dem System herauswachsende Form einsetzen will.

Nr. 4. Verkürzung der Vokale.

Sämtliche Vokale, welche bisher in Nr. 1, 2, 3 behandelt wurden, werden deutlich und ohne Verkürzung ausgesprochen; sie endigen ja alle mit dem Kennzeichen der deutlichen Aussprache, der Schlussmulde. — Soll ein Vokal immerhin noch deutlich, aber mit merkbarer Verkürzung ausgesprochen werden, so wird letztere dadurch symbolisch bezeichnet, dass der Endstrich der Mulde sich nach links zu einem kleinen Ringe verlängert, wie wir es bei den fünf Buchstaben von 4a sehen. Je bedeutender die Verkürzung ist, desto grösser wird der Ring. Derselbe kann aber nicht über die halbe Höhe des Vokalraumes ($\frac{1}{2}bc$) hinaufgehen, weil hiefür der Raum nicht ausreichen würde. Besteht Veranlassung, über die halbe Höhe hinauszugehen (das ist der Fall bei „flüchtigen, dumpfen“ Vokallauten, wovon in der nächsten Abteilung die Rede sein wird), so streckt man den Schlusstrich zu einem Bogen, statt ihn zum Ringe umzubiegen, in die Höhe bis zu *cd*, wie wir in 5a:1, 2 sehen.

Solch eine allmähliche Verkürzung ist symbolisiert in den fünf Buchstaben 4b:1—5 und zwar für den *I*-Laut. Wir haben da zuerst normales *I* (= 1a:1), das mit der Schlussmulde endet; dann drei stufenweise verkürzte *I*, zuletzt ein ganz kurzes verflüchtigtes *I*. — Für alle Vokale wäre gleiche oder auch noch weitergehende Verkürzungsabstufung möglich, dieselbe hat aber für den Alltagsgebrauch kaum einen Wert.

Das verkürzte *I* wird man im Deutschen besonders in tonlosen Endsilben anwenden (*nis, lich, in* etc.), im Englischen in tonlosen Vor- und Nachsilben (*engage, infect, making*). Im Französischen spielt es keine Rolle. Wohl ist das *I* in *animal* kürzer als die beiden *A*, aber nicht so wesentlich, dass eine graphische Unterscheidung angezeigt wäre.

In *Name, lebende* spricht man das Schluss-*E* verkürzt, aber noch deutlich; in *Namen, leben* ist das *E* der Endsilbe wesentlich undeutlicher und dumpfer. In phonetischen Umschriften bleibt dieser Unterschied durchgehends unberücksichtigt. Meines Erachtens wäre da der Buchstabe 4a:2 am rechten Platze. Ausserdem fände er seine richtige Verwendung in deutschen Vorsilben (*er, ver, zer*) und vielleicht in der Schreibung von Fremdwörtern (*drosera, Modena*). Bei solcher Verkürzung wird der Unterschied zwischen offenem und geschlossenem *E* bedeutungslos.

Im Englischen wäre das verkürzte *E* wohl zu gebrauchen in Endsilben, z. B. in *kindness, childless, princess, princesses, nutmeg* etc. In Grammatiken wird dieses *E* meistens durch volltönendes *E* oder durch ein Zeichen für flüchtiges *I* dargestellt.

Abgesehen von Nachsilben (*haft, ung, ungen* etc.) wird *A, O, U* selten in verkürzter Form zu schreiben sein, soweit es sich um deutsche Wörter handelt. In tonlosen englischen Endsilben (*follow, follows, following; drama; cuckoo, issue* könnte gleichfalls das Zeichen mit dem Schlussringe verwendet werden, desgleichen in lateinischen Vorsilben (*adjacent, oblige, connect*), wo der Vokal weder seinen vollen Lautwert hat, noch auch zu einem dumpfen *Ö* sich verflüchtigen sollte.

Infolge der Akzentlosigkeit der französischen Sprache werden die Ringvokale in derselben kaum eine passende Verwendung finden. — Uebrigens könnten sämtliche übrigen Vokale in gleicher Weise gekürzt werden; in der Praxis werden die verzeichneten fünf Buchstaben genügen, eine weitere Unterscheidung wird sich als überflüssig erweisen, da es schwer sein wird, z. B. im Worte *Paragraph* herauszuhören, welcher Unterschied beim mittleren tonlosen *A* zwischen deutscher und englischer Aussprache besteht; der Franzose freilich spricht auch da ein deutliches *A*.

Nr. 5. Flüchtig-trübe Vokale.

Wenn man eine flüchtig gesprochene Silbe hört und dabei kaum herausfinden kann, welcher von den bisher behandelten Vokallauten gesprochen wurde, so war das ein getrübter Vokal. In 5a haben wir zwei Buchstaben für dumpfe Laute dieser Art. Einen dritten hiehergehörigen Buchstaben finden wir in 5b:1. Dieser letztere könnte Verwendung finden bei phonetisch genauer Darstellung des kurzen Lautes, der in der Endsilbe von *very*, *valley*, *sunday*, *cities* etc. gesprochen wird; es ist der verflüchtigte Zwischenlaut zwischen *E* und *I*. Deutlich gesprochen kommt der Laut in unseren Sprachen nicht vor. Die Bildform ergibt sich aus der Natur des Lautes. Wir schreiben den Anfang des *I*-Zeichens (1a:1) und gehen oben in das *E*-Oval über. Die Trübung ist symbolisiert durch den bis zur halben Höhe des Vokalraumes reichenden Ring, mit welchem das Lautzeichen endet. Der Lautunterschied zwischen 5b:1 und 4a:1 ist übrigens so gering, dass eines der beiden Zeichen für die beiden tonlosen Laute genügen würde.

Das Lautzeichen 5a:1 tritt an die Stelle des französischen *E sourd*, oder der Endsilben: *father*, *Roman*; *Vater*, *Rahmen*. 5a:2 tritt an die Stelle des französischen *E muet* und jener kaum hörbaren dumpfen Laute, die sich in den Endsilben von *haben*, *cotton* finden. — Behufs phonetischer Transskription wird dieser dumpfe Laut im Deutschen vielfach durch umgestürztes *e*, also *ə*, im Englischen durch umgestürztes Kursiv-*v*, also *a*, im Französischen durch Apostroph ' oder *œ* ausgedrückt, also sehr verschieden gestaltete Zeichen für Laute, welche das Ohr kaum unterscheiden kann. Eine stufenmässige Verkürzung lässt sich an diesen drei oder vier Zeichen nicht symbolisieren, obschon dies besonders im Französischen und überhaupt für wissenschaftlich genaue Lautkennzeichnung wünschenswert wäre. Es fragt sich nur, ob wir berechtigt sind, für die drei recht ähnlich klingenden Laute dieser Sprachen das gleiche Zeichen zu verwenden oder ob es richtiger ist, für jede Sprache ein oder zwei spezielle Buchstaben einzusetzen.

Vergleichen wir die dumpfen Vokallaute der Endsilben von: *western*, *backward*, *famous*; sodann: *father*, *second*, *Roman*, ferner von *cotton*, *heaven*, *able*, so finden wir eine dreistufige Verkürzung und Verflüchtigung dieser Laute heraus. Bei der Transskription wird man 5b:2, 5a:1, 5a:2 entsprechend einsetzen. Schreibe ich *Je le fais*, so wird das erste stumme *E* deutlicher gelesen als das zweite, als ganz stumm betrachte ich auch das zweite *E* nicht. Schreibe ich: *Je ne le redemande pas*, so zeigt sich noch eine weitere Abstufung, man könnte wohl auch hier wie vorher im Englischen drei verschiedene Zeichen gebrauchen.

Das Zeichen für das kürzeste *Ö* (5a:2) mit der Schlussbiegung

über den Buchstaben hinweg und Ring oben wird man da gebrauchen, wo es fraglich ist, ob überhaupt noch ein Vokallaut vernehmbar ist, also vor den „silbigen“ *R, L, M, N* z. B. in: *die Fabel, the fable, la fable*. Im Versmasse gelten regelmässig diese drei Wörter als zweisilbig.

Meines Erachtens sind die zwei Zeichen von 5a für unsere Zwecke ausreichend. Es liesse sich aber leicht eine weitere Anzahl Ö-artiger Buchstaben bilden, die alle durch ihre Form mehr oder weniger an das o der historischen Schreibung erinnern müssten; dieses o selbst zu verwenden, kann sich nicht empfehlen, da es für den Anfang leicht irre führen würde.

Alle bisher durchgenommenen Vokale bilden eine Silbe, der letzte 5a:2 freilich eine sehr kurze. Wenn die vokalischen Laute aufhören, eine Silbe zu bilden, werden sie Halbvokale, Halbkonsonanten, Diphthongenlaute genannt.

IV. Uebergang zu den Konsonanten.

Die Halbvokale oder Halbkonsonanten bilden den Uebergang zu den eigentlichen Konsonanten. Sie hören auf, eine Silbe zu bilden und verlieren dadurch ihren Vokalcharakter. Deshalb treten die entsprechenden Lautzeichen über den Mittel- oder Vokalraum hinaus, einerseits in den Konsonanten-Oberraum hinauf, anderseits in das obere Drittel des Unterraumes hinunter; das erstere symbolisiert die Annäherung an die Konsonanten, das letztere, nämlich das Hinabreichen in den Raum des Lautschwundes (= Unterraum), will uns sagen, dass der vokalische Laut mehr und mehr schwindet. Bei Anfertigung von Drucktypen lassen sich diese beiden Grenzen ganz genau bemessen; bei der Federschrift kann eine Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit nicht entstehen, weil den Buchstaben am Ende deutliche Unterscheidungsmerkmale beigefügt werden.

Nr. 6 und 7. Halbvokale.

Die Halbvokale dienen zur Bildung der Diphthongen, sowohl der steigenden wie der fallenden. Bei ersteren ist die Verkürzung des Vokales, so scheint mir, weniger stark hervortretend als bei den fallenden.

Bei den Buchstaben von 5a:1 und 2 reicht der Schlussbogen des Vokalzeichens bis zur vollen Höhe des Vokalraumes hinauf, aber der Buchstabe bleibt noch vollständig in diesem Raume; wir haben also noch einen Silbenbildner. In den vier Buchstaben von 6a aber setzt sich der Kürzungsbogen von 4b:5 fort in den Konsonantenraum; der damit bezeichnete Laut ist also kürzer, undeutlicher als die Buchstaben von 4a, es ist der diphthongale Vorklang. Im Deutschen spielt derselbe keine Rolle; im Englischen

findet er sich in dem aus französischem *u* entstandenen *jū*, z. B. *tube*. Im Französischen sind diese aus *I*, *U*, *Ū* verkürzten Laute sehr häufig, z. B. *bien*, *pied*; *moi*, *toi*; *lui*, *cuis*. — In *pied*, *toi*, *cuis* ist der Halbkonsonant nach Angabe der Phonetiker mehr oder weniger stimmlos. Jeder Franzose aber, der von dieser Regel nichts weiss, und jeder Nichtfranzose, der französisch lernt, wird denselben genau so sprechen wie der geübteste Phonetiker; deshalb scheint es mir überflüssig, diesen schwachen Lautunterschied graphisch auszudrücken. — Auch in andern Sprachen kommen die erwähnten sowie auch andere steigende Diphthongen vor, z. B. *tuoi*, *paura*, *cuerpo*. Sämtliche Vokale können gelegentlich als diphthongale behandelt werden; ausserdem kommen mehrfach Triphthonge vor; die entsprechenden Schreibformen ergeben sich wohl aus dem Systeme von selbst.

Fallende Diphthonge kommen wohl am häufigsten im Englischen vor, aber auch im Deutschen und Französischen sind sie durchaus nicht selten. Sie begegnen uns in den Wörtern: *Mai*, *Maus*, *Lueger*; *my*, *mouse*, *lure*; die französischen Diphthonge in *maille*, *veille*, *feuille*, *fouille* gehören gleichfalls hieher. Die entsprechenden Diphthongalbuchstaben sehen wir in 7a; sie reichen in 6a:2 und 7a:2 in den Unterraum hinab; die übrigen fünf endigen in dem für die Konsonanten bestimmten Raume und kennzeichnen sich dadurch als eine noch weitere Verkürzung und teilweise Konsonantierung des Lautes.

Haben wir in *Mai*, *my*, *maille* vollständig gleichen Wortklang, so müssen wir konsequent die drei Wörter phonetisch vollständig gleich schreiben; ist aber der Hauptlaut *A* im Französischen (1a:5) und noch mehr im Englischen (1a:4) heller, so darf nur im Deutschen das Zeichen von 2a:1 zur Verwendung kommen. Desgleichen ist es fraglich, ob man den diphthongalen Nachklang (*I = J*) richtiger durch 6a:1, oder 7a:1 oder 8a:1 wiedergibt. Der Lautunterschied in den stufenweise zum Konsonanten verkürzten *I* ist eben sehr gering, ebenso gering wie in der entsprechenden Buchstabenform.

Manche Phonetiker erklären, dass der Nachklang in *Mai* nicht ein *I*, sondern ein *E* sei, bei *Maus* nicht *U*, sondern *O*. Ueber diese strittige Sache darf man wohl hinweggehen, in Wirklichkeit spricht doch jeder gleich. Das eben Gesagte gilt auch bezüglich der Frage, ob man in *roi* *O* oder *U* als Vorklang hat. Sobald man den Nachklang oder Vorklang deutlich heraushört, ist die Aussprache gekünstelt, unrichtig. Ich ziehe für die phonetische Umschreibung *I* und *U* vor, es sind die Grenzlaute, welche sich wohl am natürlichsten an die mittleren Vokale anschliessen, ebenso wie sich an die beiden Grenzvokale, nämlich *I* und *U*, der verkürzte,

in der Mitte zwischen der vorderen und hinteren Vokalreihe stehende Laut 3a:4 oder auch der A-Laut (1a:5) gerne anschmiegt, wie wir dies in *fear*, *poor*, in süddeutschen Namen, z. B. *Hueber*, im schwäbischen Dialekte (*Ruach*, *Siach*) und in den semitischen Sprachen finden: dieses Diphthongenzeichen sehen wir in 6a:2 oder 7a:2.

Bei den fallenden Diphthongen schliessen die phonetischen Zeichen für *I, Ä, U* (7a:1, 2, 3) mit dem senkrecht abwärtsgehenden Endstrich. Derselbe drückt stets eine Dehnung des vorhergehenden Vokales aus, durchgehends auch eine stärkere Betonung. Je mehr der Halbvokal an Gewicht verliert, desto mehr gewinnt naturgemäss der dazugehörige Vollvokal, sozusagen um das Gleichgewicht der Kräfte herzustellen. Der Gebrauch des Dehnungszeichens (16a:4) ist aus diesem Grunde bei fallenden Diphthongen überflüssig und folglich unberechtigt.

N. 8. Halbkonsonanten.

Der Unterschied zwischen Halbvokal und Halbkonsonant ist in der Aussprache sehr gering, folglich darf auch der Unterschied in den Lautbildern nicht gross sein, sofern man denselben überhaupt im Schreiben und Lesen berücksichtigen will. — Der erste Buchstabe in *yeux* klingt fast genau so wie der erste Buchstabe in *yellow*, aber volle Gleichheit besteht wohl doch nicht. Die Grammatik betrachtet das französische *Y* als Vokal und bindet: *les yeux*; dagegen verwendet der Engländer das *Y* als Konsonant und sagt: *a yellow flower*. Zum Zwecke phonetischer Transskription dieses *Y* stehen uns die Buchstaben von 6a:1, 7a:1 und 8a:1 zur Verfügung; für *yeux* wird man das erste, für *yellow* das letzte wählen. — Ganz ähnlich verhält es sich mit dem *W*-Laute, der in *Aequator*, *equator*, *équateur*, *Ecuador* gesprochen wird: wir haben die Wahl zwischen drei in der Tabelle gerade untereinander stehenden Buchstaben in Nr. 6, 7 und 8; die Entscheidung in der Auswahl steht der Orthoepie zu. Die Orthographie hat nur die Aufgabe, das nötige Buchstabenmaterial zu stellen und darzulegen, wie jeder Sprachlaut folgerichtig und systemgemäss geschrieben werden kann und geschrieben werden muss. In der Umschrift vorstehender Wörter: *Aequator* etc. das dentilabiale *W* = *V* 13a:1 zu verwenden, ist ein Verstoss gegen korrekte Aussprache und folglich unrichtig. — Betrachtet man *J* und *W* als volle Konsonanten, so könnte man dieselben durch 8b:1 und 2 wiedergeben, z. B. das süddeutsche *W*. Die beiden Lautzeichen 8a:1 und 8a:2 erheben sich beinahe zur vollen Konsonantenhöhe, nur das oberste Drittel des Konsonantenraumes bleibt noch frei, zum Zeichen, dass es keine vollberechtigten Konsonanten sind. Ich halte es für über-

flüssig, den geringen Lautunterschied orthographisch darzulegen, der sich in der Aussprache von *ja* und *yard* bezüglich des *J* geltend macht, schwierig wäre es nicht.

Wir haben in Nr. 6, 7 und 8 eine dreistufige Verkürzung des *I*-Lautes. Da entsteht nun die Frage, ob wir in *seigneur* (*signore, senhor*) nicht eine noch weitergehende Verkürzung dieses *I*-Lautes aus *senior* vor uns haben und folglich ein viertes Zeichen zu schaffen gezwungen sind. In Nr. 8a:3 habe ich tatsächlich den entsprechenden Buchstaben eingesetzt: es ist der Halbkonsonant *J* mit der in den Lautschwundraum hinabreichenden Schlinge. Diese Anfügung will besagen, dass das Konsonantenzeichen seinen vollen Konsonantenwert nicht mehr besitzt, sich vielmehr mit dem vorangehenden Konsonanten beinahe zu einem einzigen Konsonanten verbindet. Die theoretische Frage, ob *gn* einen einfachen (palatalisierten) oder einen aus *nj* zusammengesetzten Laut darstellt, muss unerörtert bleiben. Ein einfaches systemgemässes Lautzeichen dafür zu bilden, das also mit dem *N*-Zeichen anfangen und dem *J*-Zeichen aufhören müsste (9b:3), wäre nicht schwer; aber sicherlich ist es zweckmässiger, stets das Mouillierungszeichen 8a:3 zu gebrauchen; es gibt eben nicht bloss mouilliertes *N* wie im Französischen und *L* wie in den andern romanischen Sprachen, sondern eine ziemlich grosse Anzahl anderer Konsonanten dieser Gattung, besonders im Russischen. Auf jeden Fall muss die Palatalisierung sämtlicher Konsonanten ausnahmslos in der gleichen Weise ausgedrückt werden.

Die beiden Halbkonsonanten *J* und *W* bilden den Uebergang zu den eigentlichen Konsonanten.

V. Zeichen für die Konsonantenlaute.

Bei den Konsonanten gibt es nicht einen allmählichen Uebergang von einem Laute zum andern, wie dies bei den Vokalen gezeigt wurde; hier gibt es nur Lautgruppen, welche durch gemeinsame Merkmale zusammengehalten werden. — Sämtliche Vokalzeichen lassen sich vom Vokalkreise herleiten. Eine Grundform, von welcher man in analoger Weise die Konsonantenzeichen ableiten könnte, gibt es nicht. — Die eigentlichen und einfachen Konsonanten lassen sich nach der Artikulationsart in folgende Hauptgruppen zerlegen:

- a) Nasale Konsonanten; *m, n, ng*,
- b) Linguale: *r, l*,
- c) Explosive: *bdg* (*ptk*),
- d) Frikative: *v, th, z, sch, ch* (*f, th, s, sch, ch*).

Nach der Artikulationsstelle bildet man folgende Gruppen:

- a) Labiale: *m, b, p, v, f*,

- b) Dentale: *th, s, z, sch, ch; r, l, d, t,*
- c) Gutturale: *ng, g, k, ch,*
- d) Laryngale: *h, '.*

Ausserdem lassen sich sämtliche vorgenannten Konsonanten in stimmhafte und stimmlose einteilen und zwischen diese beiden Gruppen liesse sich allenfalls die Gruppe der neutralen einschieben.

Wenn nun die Konsonanten wohl ausnahmslos paarweise auftreten, als stimmhaft und stimmlos, so verlangt das Aehnlichkeitsprinzip, dass diese ähnlich klingenden Konsonantenpaare durch ähnliche Buchstabenpaare dargestellt werden. Da wird es sich empfehlen, stets von der Form des stimmhaften Lautzeichens auszugehen, davon die Form des stimmlosen (resp. neutralen) abzuleiten und bei sämtlichen Konsonantenbildern diese Stimmlosigkeit durch ein gemeinschaftliches Kennzeichen darzustellen. Ein passendes Zeichen hiefür scheint mir der Ring zu sein, der an den Anfang eines jeden stimmlosen Konsonanten gesetzt wird. Der Ring am Ende eines Vokalzeichens verkürzt in unserm Systeme den Vokallaut (4a:1—5). In analoger Weise symbolisiert der Ring zu Anfang eines Konsonanten die Verkürzung desselben; stimmlose Konsonanten sind ja von Natur aus etwas kürzer als die stimmhaften (*bad, bat; sage, sache*).

Ebenso wie die stimmlosen haben die sämtlichen übrigen Gruppen, z. B. Explosive, Frikative oder Labiale, Dentale ihre gemeinsamen Merkzeichen, dabei müssen alle diese Konsonantenzeichen sich so deutlich unterscheiden, dass eine Verwechslung ausgeschlossen ist. Es ist selbstverständlich, dass ohne ganz wesentliche Abänderung der lateinischen Buchstabenformen dieses in der Natur phonetisch rationeller Schreibung gelegene Aehnlichkeitsprinzip nicht durchgeführt werden kann.

Nr. 9. Gruppe der Nasalkonsonanten (*m, n, ng*).

In der Minuskelform der lateinischen Buchstaben *m* und *n* liegt wohl ein gewisser Hinweis auf ihre Lautähnlichkeit; ein zweiter analoger Hinweis kehrt freilich im ganzen lateinischen Alphabet nicht wieder. Die phonetischen Buchstaben lassen sich von den historischen ableiten; diese letzteren selber können aber nicht beibehalten werden: *n* füllt nur den Vokalraum aus; *m* ist zu breit und reicht ebenfalls nicht zur Konsonantenhöhe hinauf. Anders ist die bei den phonetischen Zeichen für *M* 9a:1. — Der vordere oder Hauptteil des Zeichens hat volle Konsonantenhöhe, der zweite oder Nebenteil hat nur Vokalhöhe; die Erscheinung wird bei allen Labialkonsonanten (*m, b, p, v, f*) wiederkehren. — Das Zeichen für *M* beginnt mit einem nach oben gerichteten Bogen und endet auf der Basis *ab* mit einem nach abwärts gerichteten Bogen; das

gleiche wird bei den beiden andern Nasalkonsonanten wiederkehren ($9a:2 = n$; $9a:3 = ng$); der kurze Bogen zu Anfang sowie am Ende auf der Basis sind zusammen das gemeinschaftliche Merkmal der stimmhaften Nasalkonsonanten.

In $9a:2$ haben wir das phonetische Zeichen für N ; Anfang und Ende sind genau wie bei M ; aber während bei M der Nebenteil hinten an den Hauptteil sich anschliesst, sehen wir im phonetischen N -Zeichen eine Durchschneidung (Durchquerung, Traverse) des Hauptteiles, ein Verfahren, das bei sämtlichen Dentalen gemeinsam wiederkehren wird.

In $9a:3$ haben wir das phonetische Zeichen für ng , ein einfaches Zeichen für einen einfachen Laut. Es beginnt und endet wie die beiden vorhergehenden Buchstaben mit dem Bogen; aber der kleinere Nebenteil steht vor dem Hauptteile des Buchstabens; das gleiche werden wir bei allen Gutturalkonsonanten wiederfinden. — M und die übrigen Labialbuchstaben werden ganz vorne im Munde gebildet; dementsprechend ist der Hauptteil des Buchstabens vorne angebracht; die gutturalen Konsonanten werden im hinteren Raume des Mundes gebildet; deshalb steht auch in symbolischer Weise der Hauptteil hinten; die Symmetrie wird noch dadurch weitergeführt, dass bei dem dentalen N (dem zwischen beiden stehenden Buchstaben) ein Teil des Nebenteiles vor, ein anderer Teil hinter demselben steht; das gleiche gilt von allen Dentalen.

Die drei bisher behandelten Konsonantenzeichen stellen stimmhafte Laute dar, die entsprechenden stimmlosen Laute spielen kaum eine Rolle, liessen sich aber sehr leicht graphisch darstellen; in $9b:2$ haben wir z. B. das mit dem Ringe beginnende Lautzeichen für stimmloses M ; beginnt man statt des Ringes mit einem Punkte (das ist ein stark verkleinerter Ring), so könnte man damit den in Mitte zwischen Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit stehenden „neutralen“ M -Laut ($9b:1$) ausdrücken. — Das N in *seigneur* ist kaum als einfacher Konsonantenlaut zu betrachten; wie dieser Laut graphisch wiederzugeben ist, wurde bereits früher besprochen. (Vgl. $9b:3$.)

Nr. 10. Zeichen für die R -, L -Gruppe.

In $10a:1, 2$ haben wir die phonetischen Zeichen für die Vibranten R und L . Der untere im Vokalraume stehende Teil ist für beide Buchstaben vollständig gleich; er schliesst mit der horizontalen Linie der Basis ab, die sich von links nach rechts zieht und bildet dabei die den Dentalbuchstaben gemeinschaftliche Traverse. Den oberen Teil des Buchstabens R bildet ein nach rechts gehender Bogen, ein im Gegensatze hiez u nach links sich

wendender Bogen gilt für den Buchstaben *L*. Für beide Buchstaben ist die neutrale (mit dem Punkte beginnende) Form eingesetzt. Würde man statt des Punktes mit einem Ringe beginnen, so hätte man das Zeichen für den stimmlosen, würde man mit dem nach oben gerichteten Halbkreis beginnen, so wäre damit der stimmhafte Laut symbolisiert.

In 10b:1 haben wir ein Zeichen für gutturales *R*. Statt der Durchquerung haben wir am Ende einen Strich nach aufwärts vor dem Hauptteile wie bei den übrigen Gutturalen. Das Zeichen für gutturales (polnisches) *L* versteht sich nun wohl von selbst. — In 10b:2 schliesst der *R*-Buchstabe mit einem gewundenen Strich; man könnte den Buchstaben verwenden, wenn man damit das englische *R* darstellen wollte, das vom kontinentalen um ein Geringes abweicht; das gleiche gilt bezüglich des englischen *L*. Durch eine kleine Abänderung des Zeichens liesse sich auch das gerollte *R* (*grasseyé*) vom normalen *R* unterscheiden. — Eine Aehnlichkeit mit dem historischen *R* und *L* ist nicht wohl herauszufinden; die lateinischen Zeichen *r*, *l* sind zu wenig modifikationsfähig, um sie zum Ausgangspunkte einer phonetischen Form zu machen; aus der phonetischen Form 10a:1 liessen sich aber ohne Schwierigkeit 10—20 weitere Formen ableiten, wenn es je für phonetische Zwecke wünschenswert erscheinen sollte.

Nr. 11 und 12. Explosiv-Konsonanten.

Die stimmhaften Explosiven (*b*, *d*, *g*) werden analog den Nasalkonsonanten gebildet. Das Zeichen für den Labialbuchstaben *B* 11a:1 hat einen Hauptteil in Konsonantenhöhe und hinter diesem Hauptteile einen Nebenteil in Vokalhöhe: es ist letzterer ein Bogen nach aufwärts, der sich dem Hauptteile wieder zuwendet. Im Gegensatze dazu steht beim gutturalen *G* 11a:3 der Nebenteil vorne; der Bogen wendet sich gleichfalls aufwärts dem Hauptteile zu, während der Schlussteil der drei Nasalkonsonanten sich nach aufwärts wendet. Bei der Dental-Explosive *D* haben wir an der Höhe des Vokalraumes eine Traverse in Form eines nach abwärts gerichteten Bogens. — Die drei Zeichen für die drei stimmhaften Laute beginnen mit einem spitzen Winkel im obersten Teile des Konsonantenraumes. Setzen wir an Stelle dieses Winkels einen nach links sich wendenden Ring, so haben wir die Zeichen für *P*, *T*, *K* (12a:1, 2, 3). Der untere Teil ist bei *BP*, *DT*, *GK* vollständig gleich, der Anfang oben ist aber so wesentlich verschieden, dass eine Verwechslung ausgeschlossen ist. Ebensowenig ist eine Verwechslung zu befürchten bei den Labialen *m*, *b*; den Dentalen *n*, *d*; den Gutturalen *ng*, *g*, wiewohl eine naturgemässe Aehnlichkeit vorhanden sein muss. — Bei richtiger Anweisung im

Schreibunterrichte wird so der Schüler in die Elemente der Phonetik eingeweiht.

Ausser den einfachen Explosiven gibt es auch aspirierte Explosivkonsonanten, die im Griechischen mit einfachen Lautzeichen, im Lateinischen durch *ph*, *th*, *ch* ausgedrückt wurden. Es wäre sehr leicht, durch geringe Umänderung der phonetischen *P*, *T*, *K* entsprechende neue Lautbilder zu formen, desgleichen für *B*, *D*, *G*; in 11b:1 haben wir ein Zeichen für aspiriertes *B*, in 11b:2 für aspiriertes *P*; sie beginnen genau wie der Konsonant *h* (15a:1).

Meiner Ansicht nach ist es viel zweckmässiger (und theoretisch wohl ebenso richtig), statt der 6 oder 8 Aspiratenbuchstaben ein gemeinsames Aspirationszeichen hinter *b*, *d*, *g*; *p*, *t*, *k* *sch* zu setzen, nicht den Buchstaben *H* (15a:1), sondern das ganz ähnliche von *H* abgeleitete Aspirationszeichen (15b:2) ohne vollen eigenen Lautwert. Wenn wir dasselbe gebrauchen, ist Unsicherheit, Zweideutigkeit, Irrtum ausgeschlossen; anders ist es in der historischen Schreibung *ph*, *th*, *ch*. — In 11b:3 haben wir ein Zeichen für stimmloses *B*; analog müsste man auch die Zeichen für stimmloses *D* und *G* bilden. — Für den *G*- und *K*-Laut werden von den Phonetikern drei Artikulationsstellen angegeben: die normale für *ga*, *ka*, eine vordere für *gi*, *ki*, eine rückwärts gelegene für *gu*, *ku*. Das gleiche gilt für verschiedene andere Konsonanten. Es wird aber überflüssig sein, diese theoretisch berechnete Unterscheidung graphisch zu markieren, da sie meines Erachtens für die Richtigkeit der Aussprache belanglos ist: auch wer von diesem Unterschiede keine Ahnung hat, wird und muss an der richtigen Stelle artikulieren. Es liessen sich übrigens leicht zwei Merkzeichen oder Buchstaben ohne eigenen Lautwert bilden, um diesen Unterschied anzugeben. — Die nasalen Explosiven spielen für unsere Zwecke keine Rolle, ebensowenig die lateralen.

Nr. 13 und 14. Zeichen für die Frikativen.

Zur Gruppe der Frikativen gehören die stimmhaften Konsonanten *v*, *th*, *s*, *sch* und *ch*, sowie die entsprechenden 5 stimmlosen. In 13a haben wir die phonetischen Zeichen für die 5 stimmhaften Reibelaute, in der darunter stehenden Zeile (in 14a) für die entsprechenden stimmlosen. Die stimmhaften beginnen alle mit einer kurzen Wölbung nach links, die stimmlosen mit dem Ringe der Stimmlosigkeit, dem jedoch ein kurzer Bogen zur linken Seite vorangeht; eine Verwechslung ist dadurch wohl vollständig unmöglich gemacht, sowohl zwischen den Lautzeichen von 13a und 14a, als auch mit denen von 11a und 12a. — Abgesehen vom Anfange oben sind die Zeichen für stimmhafte (13a) und stimmlose (14a) Reibelaute systemgemäss vollständig gleich.

Der erste Laut (13a:1 und 14a:1) V und F trägt die Kennzeichen der labialen Laute ebenso wie m oder b, p: vorne den Hauptteil des Buchstabens, dahinter die Ergänzung in Vokalhöhe. Das phonetische Zeichen für V und alle übrigen Frikativlaute endet mit einem Punkte am obern Ende des Vokalraumes; bei a:2, 4 schliesst sich noch eine Windung zur Basis ab an. Das phonetische Lautzeichen 13a:1 weist gewisse Aehnlichkeit mit der Minuskel *v* auf.

In 13a:2 haben wir das phonetische Lautzeichen für stimmhaftes (englisches) *th*; darunter in 14a:2 für stimmloses *th*. Da th Dentallaut ist, haben wir die Traverse.

Der dritte Buchstabe 13a:3 ist stimmhaftes und darunter stimmloses *S*; er zeigt einige Aehnlichkeit mit dem geschriebenen *S*. Der Hauptteil des Zeichens wird am Schlusse durchquert, um anzugeben, dass wir es mit einem Dentallaute zu tun haben.

Der vierte Buchstabe oben 13a:4 gilt für stimmhaftes, unten für stimmloses *sch*. Die Durchquerung hinter dem Punkte besagt uns, dass wir noch einen Dentallaut vor uns haben, der sich den Gutturallauten stark nähert. Die Zeichen für *th* und *sch* stehen sich symmetrisch gegenüber: *th* steht vor *S* und dem *V* näher, deshalb ist der Ergänzungsteil zumeist hinter dem Hauptteil wie bei den Labialbuchstaben. Die Artikulationsstelle für *sch* ist hinter *S*, dem Gutturalraume näher; deshalb ist auch der Ergänzungsteil, den Gutturalbuchstaben analog, vor dem Hauptteil.

Das letzte Lautzeichen in 13a und 14a stellt den deutschen *ch*-Laut dar. Als Gutturallaut muss er das gemeinschaftliche Zeichen der im hintern Raume des Mundes artikulierten Laute tragen, ebenso wie *ng*, *g*, *k*, jedoch in einer Gestaltung, die jede Verwechslung ausschliesst. — Die letztbesprochenen zehn Dauerlaute sind einfache Laute. Durch enge Verbindung der Explosiven mit den Frikativen entstehen die sogenannten Affrikaten; diese Verbindung ist so enge, dass dieselben vielfach als einfache Konsonanten angesprochen werden. Es wäre nun sehr leicht, die Affrikaten als einfache Buchstaben zu schreiben: man beginnt wie im Sprechen so auch im Schreiben mit der Explosive und fügt daran die Frikative, z. B. 14b:1 = *tss*. Viel zweckmässiger ist es jedenfalls, beide Buchstaben getrennt hinter einander zu schreiben, auch wenn die theoretische Berechtigung hiezu bestritten werden mag, weil man statt des vollständigen Verschlusses bei *T* etc. nur einen teilweisen Verschluss hat.

Der Zweck jeder wirklichen Orthographie ist es, so zu schreiben, dass jedermann, der die Bedeutung der Lautzeichen kennt, richtig sprechen muss. Der Phonetiker, welcher *tsch* (in

Kutsche, coach) als einfachen Laut betrachtet, muss aber genau so sprechen wie derjenige, welcher zwei Laute zu sprechen glaubt.

Während die phonetischen Zeichen für *V* und *S* mit den historischen Buchstaben gewisse Aehnlichkeit aufweisen, ist dies bei *th*, *sch*, *ch* nicht möglich, weil dafür lateinische Lautzeichen nicht vorhanden sind; *th* und *sch* haben im Laute und folglich auch in den entsprechenden Zeichen Aehnlichkeit unter sich und mit dem dazwischen stehenden *S*.

In 9a—14a haben wir Buchstaben für die 21 eigentlichen und einfachen Konsonanten. *J* und *W* sind als Halbkonsonanten behandelt und von den Vokalzeichen *I* und *U* abgeleitet; sie erheben sich am Schlusse zur vollen Konsonantenhöhe und haben im übrigen die Form der betreffenden zwei Vokale.

Die Aspiraten (*th*, *dh* etc.), die Affrikaten (*tss*, *tsch* etc.) und die Palatisaten (*nj*, *lj* etc.) sind als Zusammensetzungen zweier Konsonanten betrachtet und werden demgemäss transskribiert. Die theoretische Berechtigung hierzu kann hier nicht erörtert werden. — Ausser den bisher behandelten Konsonanten, welche im vorderen, mittleren und hinteren Teile des Mundes enge aneinander gebildet werden, gibt es noch einige, die viel weiter zurück im Kehlkopfe entstehen; es sind dies der Hauchlaut *H* und ein im Deutschen und in semitischen Sprachen häufig vorkommender Explosivlaut, für den weder ein Buchstabe noch eine geeignete Benennung vorhanden ist.

Nr. 15. Zeichen für die Laryngal-Konsonanten.

Auch für die wenigen Laute der genannten Gruppe sind charakteristische Unterscheidungsmerkmale wünschenswert. Während sämtliche bisher besprochenen Vokal- und Konsonantenzeichen ohne Unterbrechung geschrieben wurden, gelte die Unterbrechung als Kennzeichen dieser Gruppe; tritt ja doch auch in den Artikulationsstellen eine wesentliche Unterbrechung ein. — In 15a:1 haben wir das phonetische *H*; es weist gewisse Aehnlichkeit mit der historischen Minuskel *h* auf; wir haben das Zeichen der Stimmlosigkeit, denn stimmhaftes *H* spielt wohl keine Rolle. Der Hauptteil des Buchstabens endet auf der Basis *ab* und die Ergänzung setzt neu ein. — Wenn deutsches *H* wesentlich stärker ist als englisches, so lässt sich dieser Unterschied graphisch leicht darstellen: wir haben das schwächere englische *H* in 15b:1; der Schlussring weist auf eine Abschwächung hin. — In 15b:2 haben wir das von *H* abgeleitete Aspirationszeichen, von dem früher die Rede war (11b:1).

Eine Schwierigkeit ergibt sich bezüglich der Umschrift des *h aspirée*. In *Harfe, harp* wird man 15a:1 verwenden. Wie soll

la harpe geschrieben werden? Die Beantwortung der Frage gehört in das Gebiet der Orthoepie; ein orthographisches Zeichen liesse sich leicht schaffen. Ein phonetisches Zeichen für *h muette* darf es nicht geben.

In 15a:2 lernen wir einen weiteren Buchstaben kennen, der im Deutschen wohl nicht entbehrt werden kann; er beginnt wie die stimmlosen Explosiven; am Schlusse hat man das Merkzeichen der Laryngalen. Die Kennzeichnung der arabischen *rain-* oder *gain-*Laute liegt unserer Aufgabe ferne.

VI. Buchstaben ohne eigenen Lautwert.

Wenn Buchstaben einen Teil ihres Lautwertes verlieren, so symbolisieren wir diesen Verlust durch den Ring oder auch durch Streckung in den Raum des Lautschwundes: 4a, 6a:2 etc. Umgekehrt kommt es wohl ebenso oft vor, dass Laute eine Aenderung dadurch erleiden, dass etwas hinzugefügt wird. Dieses Neuhinzukommen, dieser Gewinn wird durch Hinzufügung spezieller Zeichen ausgedrückt, es sind dies die Modifikationszeichen für Nasalität, Murrelgeräusch, Dehnung und Betonung etc.

Nr. 16. Modifikationszeichen.

Lese ich *on a*, so hört man im ersten Worte zwei Laute; lese ich aber *on va*, so hört man für das ganz gleich geschriebene Wort nur einen Laut; das *O* aber ist modifiziert, es ist nasal geworden. — Die französische Sprache hat vier, resp. acht Nasalvokale. Aber auch alle übrigen Vokale können nasal gesprochen werden und so könnten eventuell 15—25 Nasalbuchstaben notwendig werden. Diese Zahl müsste vielleicht verdoppelt werden, um die Dehnung dieser Laute auszudrücken. Ferner gibt es in deutschen Dialekten vielfach nasale Diphthongen. Da kann es wohl nicht zweifelhaft sein, dass die Verwendung spezieller Nasalitätszeichen sich als zweckmässig erweisen wird. Neben dem normalen Nasalitätszeichen wird man wohl ein zweites für gedehnte Nasalvokale einsetzen (16a:1), um nicht das Dehnungszeichen (16a:4) unmittelbar neben dem Nasalitätszeichen (16a:2) verwenden zu müssen; aus ästhetischen Gründen sollten nie zwei Modifikationszeichen unmittelbar bei einander stehen. Immerhin würde dieses Zusammenreffen noch weniger abstossen, als wenn z. B. in phonetischer Transskription das *æ* von *humble* vier diakritische Zeichen trägt.

Selbstverständlich wird man zur Bezeichnung der nasalen Aussprache nicht das nächstbeliebige Zeichen hinter den Vokal setzen, sondern die phonetischen Nasalkonsonanten (*m*, *n*, *ng*) entsprechend umformen, d. h. in den Raum des Lautschwundes hinabführen. In dieser Weise geschrieben nähern sich klassisch la-

teinische Wörter (*longitude, conference* etc.) mehr der ursprünglichen Form; auch der Uebergang vom nasalen Vokale zum Vokale mit *N*-Bindung (*on a*) gestaltet sich so recht einfach und natürlich. —

In den englischen Wörtern *part, port* hört man nicht ein einfaches *A* und *O*, sondern hinter dem reinen Vokale tönt noch ein schwaches Geräusch, das Murmelgeräusch. In phonetischer Umschrift wird dasselbe vielfach nicht berücksichtigt und nur ein Dehnungszeichen gesetzt, meistens aber wird ein recht kleines *R* (*a'*) hinter dem Vokale angebracht, um symbolisch nahezuzeigen, dass das *R* in der Aussprache nahezu verschwindet. Die orthoepische Frage, ob man *father* und *farther, passing* und *parsing* vollständig gleich sprechen darf oder ob man für das *R* das Murmelgeräusch verwenden muss, soll hier unerörtert bleiben. Aber selbst wenn in den genannten zwei Wörtern sich das *R* in energieloser Aussprache vollständig verflüchtigt hat, so wird das kaum bei *far, fair, four, fur*, noch weniger bei *peer, poor*, oder auch bei *fire, flower* gelten. — In den letzten zwei Wörtern, die mehr oder weniger den zweisilbigen gleichstehen, wird man wohl am besten das Zeichen 5a:1 für *R* einsetzen, bei den übrigen das Zeichen für Murmelgeräusch (16a:3) verwenden, das vom diphthongischen *Ö* (7a:2) abgeleitet ist. Dasselbe besagt symbolisch, dass der *Ö*-Laut fast vollständig verschwindet; der senkrechte Strich nach abwärts deutet die Dehnung des vorangehenden Vokallautes an.

Das nächstfolgende Zeichen 16a:4 ist dem vorangehenden sehr ähnlich, aber es erinnert nichts mehr an ein diphthongisches *Ö* oder Murmelgeräusch: es ist das phonetische Dehnungszeichen. Der senkrechte Strich am Ende eines phonetischen Buchstabens ist im ganzen Systeme ein Symbol der Dehnung (7a); hier ist die Senkrechte am längsten und deutlichsten. — Dieses Dehnungszeichen hat, so scheint mir, viele Vorzüge vor denjenigen, welche sonst in phonetischer Schreibung zur Anwendung kommen: es zerschneidet das Wort nicht in zwei Teile, wie es sonst vielfach geschieht; es ist niemals zweideutig, wie all die Striche und Haken über und unter dem Vokale; es schliesst sich stilistisch den übrigen Buchstabenformen an, es hat eine gefällige Form; es bietet uns, was die Hauptsache ist, die Möglichkeit, durch kleine Abänderungen alle nur denkbaren Dehnungsnuancen in der einfachsten und sichersten Weise wiederzugeben.

Es kann als Regel gelten, dass gedehnte Vokale betont sind; das Dehnungszeichen ist somit regelmässig auch Zeichen der Betonung. Ausnahmen von dieser Regel müssten nicht etwa aus der Grammatik erlernt, sondern graphisch festgestellt werden (16b:3).

Doch ist hier nicht der Raum, eine allen Sprachen gemeinsame Betonungsnorm auseinanderzusetzen.

Von dem Betonungszeichen gedehnter Silben (16a:4) lässt sich das Tonzeichen für kurze Silben leicht herleiten: wir verwenden statt des senkrechten einen gewundenen Strich, wie wir ihn in 16a:2 schon gesehen haben; damit aber jede Verwechslung ausgeschlossen ist, modeln wir den Anfangsteil im Mittelraume etwas um; so erhalten wir den Buchstaben 16a:5. — Abstufungen der Dehnung und Betonung liessen sich durch weitere kleine Abänderungen symbolisch leicht darstellen. So haben wir in 16b:1 ein Zeichen der emphatischen Betonung gedehnter Vokale. Versichert z. B. jemand in theatralisch-emphatischer Weise, er werde „nie . . . i . . . e“ zurückkehren, so wird man in phonetischer Schrift dieses lang sich hinziehende *I* in dieser Weise zum Ausdruck bringen. — 16b:2 bezeichnet die emphatische Betonung kurzer Silben, z. B. in: *er ist nicht gekommen; he did arrive.*

Sämtliche Buchstaben von 16a und 16b sind bis zum Ende des Unterraumes verlängert; für sich allein haben sie keinen Lautwert, sie bezeichnen nur eine Modifikation des davorstehenden Vokals. — An der Verlängerung im Unterraume liessen sich, besonders bei 16a:4 und 5 Dutzende von Punkten, Linien, Strichen etc. anbringen; es ist keine Vokalnuance denkbar, die sich nicht auf diesem Wege sehr einfach darstellen liesse. Als zweckmässig und notwendig werden sich solche Zeichen erweisen, wenn es gilt, die hohen und tiefen, die steigenden und fallenden Laute ostasiatischer Sprachen zu versinnbildlichen. Doch dürfen wir nicht weiter in dieses uns fernliegende Gebiet vordringen. —

Wir haben (unter a) auf der linken Seite unserer Lauttafel 60 Buchstaben, welche zur einheitlichen Transskription deutscher, englischer und französischer Wörter und Sätze ausreichen. Etwa 20 derselben sind für diese drei Sprachen und wohl alle Sprachen der Erde notwendig; 10 weitere sind unsern drei Sprachen gemeinsam; ausserdem braucht man für das Deutsche noch 11 andere, zusammen 41 Buchstaben; das Englische lässt sich mit etwa 45, das Französische mit 39 Buchstaben mit jenem Grade phonetischer Genauigkeit wiedergeben, wie es für die Schule wünschenswert ist. Diese Zahl ist gewiss gering, wenn wir die Tatsache gegenüberstellen, dass Sachs-Villatte für die französischen Vokale allein 49 Typen verwendet, um Laut- und Dehnungsabstufungen genau darzustellen, ferner die Tatsache, dass die Franzosen in ihrer historischen Orthographie 80 Buchstaben nötig haben, und dass trotz dieser grossen Zahl die Aussprache vollständig ungeregelt ist.

Wenn wir den 60 Buchstaben unserer Tabelle noch zwei oder drei Buchstaben hinzufügen, sind wir imstande, sämtliche Wörter der germanischen und romanischen Sprachen mit phonetischer Genauigkeit wiederzugeben; ein weiteres halbes Dutzend würde wohl für alle europäischen Sprachen genügen. Mit der verhältnismässig geringen Zahl von 80 Buchstaben liessen sich sämtliche Sprachen der Erde mit jenem Grade von Genauigkeit niederschreiben, wie sie in den Schulen gelehrt werden. Es gibt in keiner menschlichen Sprache eine Lautnuance, die sich nicht, genau diesem System entsprechend, vollständig und unzweideutig ausdrücken liesse; freilich müsste man in diesem Falle die Zahl der Zeichen entsprechend vermehren.

Text zur Schriftprobe (S. 27).

I. Wirkliche Orthographie ist die vollständige Uebereinstimmung der geschriebenen Lautzeichen mit den gesprochenen Lauten eines Wortes oder Satzes.

II. Wherever there is a full congruence between the written and spoken word, no rule is necessary, no exceptions are known.

III. La véritable orthographe n'a ni règles ni exceptions.

Es hat bisher nicht an Versuchen gefehlt, ein Universalalphabet zu schaffen, aber ausschliesslich zu wissenschaftlichen Zwecken; es wird sich vielleicht eine Gelegenheit ergeben, das neueste dieser Systeme im Vergleiche mit dem meinigen einer kurzen Besprechung zu unterziehen.

Die hier vorliegende Arbeit ist meines Wissen der erste und einzige Versuch, ein auf phonetisch-wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes Lautsystem zu ersinnen, das an Einfachheit, Zweckmässigkeit und Folgerichtigkeit alle bisherigen Alphabete übertrifft und geeignet ist, in näherer oder fernerer Zukunft an die Stelle all der so verschiedenartigen durch Alter ehrwürdig gewordenen Buchstabensysteme zu treten. Die wohlthätigen Wirkungen desselben für die kommenden Geschlechter und insbesondere für die lernende Jugend sind unermesslich.

Es lässt sich wohl denken, welcher Einwurf sofort gegen das hier vorgelegte System erhoben werden wird: neue Buchstaben, ein neues Alphabet! Das wird auf den ersten Blick genügen, um den Stab darüber zu brechen. Wer aber ein gerechtes Urteil abgeben will, wird sich der Mühe unterziehen müssen, die Arbeit einer gründlichen Prüfung zu unterziehen; er wird sich die Frage vorlegen müssen, ob es überhaupt möglich ist, auf dem Fundamente des lateinischen Alphabetes eine brauchbare Umschrift zu erdenken, nachdem all die bisherigen so zahlreichen Versuche misslungen sind und zwar sowohl jene Methoden, welche den herge-

brachten Buchstaben diakritische Zeichen beigesetzt, als auch jene, welche dem historischen Alphabet eine mehr oder weniger grosse Anzahl neuer Buchstaben hinzugefügt haben. Bei gewissenhafter Prüfung wird man auch finden, dass diese neuen Buchstaben infolge ihrer konsequenten Ableitung von wenigen Grundformen sich dem Gedächtnisse leichter und schneller einprägen als diejenigen irgend eines historischen Alphabetes.

Neustadt a. Haardt.

Th. Sprater.

Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft und die Conradsche Revision.

I.

Es ist den Lesern dieser *Zeitschrift* bekannt, welch geringes Entgegenkommen meine wiederholten Anträge, eine Neubearbeitung der sog. Schlegel-Tieckschen Uebersetzung in die Wege zu leiten, bei der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*, bezw. bei ihrem Vorstande fanden und wie, nachdem die doch endlich zustande gekommene Conradsche Revision der Oechelhäuserschen Volksausgabe erschienen war, der Vorstand auf alle mögliche Weise dieses verdienstvolle Unternehmen zu schädigen suchte. Dass dabei neuerdings leider auch wieder recht bedenkliche Mittel gewählt wurden, soll durch diese Abhandlung nachgewiesen werden.

In der letzten Generalversammlung in Weimar am 23. April 1908 kam es zu lebhaften Erörterungen, indem Conrad und ich Verwahrung einlegten gegen den in der Sitzung vom Vorjahre in unserer Abwesenheit gefassten Beschluss, die alte, nichtrevidierte Oechelhäusersche Volksausgabe auch ferner auf dem Markte zu halten. Diesen Beschluss mussten wir als ein neues Mittel, der Conradschen Revision Schwierigkeiten in den Weg zu legen, betrachten. Ueberdies lässt er sich auch mit den früheren Verhandlungen und Beschlüssen in der Revisionsangelegenheit nicht vereinigen, wie aus meinen hier folgenden Darlegungen sich deutlich ergeben wird. Die Deutsche Verlagsanstalt war auch nicht darauf eingegangen und konnte aus verlagsrechtlichen Gründen gar nicht darauf eingehen. Bei dieser Gelegenheit kam ich noch einmal auf die anderen Fälle zu sprechen, in denen ich das Vorgehen des Vorstandes nicht für richtig halte. In einem Aufsatz, der im Januarheft der *Blätter für das bayerische Realschulwesen* abgedruckt ist, habe ich meine Beschwerden, die zum Teil auch schon meine in dieser *Zeitschrift* (6, 63—72) veröffentlichte Abhandlung enthält, in folgende drei Punkte zusammengefasst:

„1. Nachdem in den Satzungen der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* steht (§ 6): Die Generalversammlung entscheidet über Anträge des Vorstandes oder einzelner Mitglieder; so ist es selbstverständlich und wird in jedem Vereine so gehandhabt, dass wichtige Anträge in der Einladung zur Generalversammlung eigens erwähnt werden müssen. Wäre das im Jahre 1907 geschehen, so hätten Conrad, ich und andere der Versammlung beigewohnt und jener Beschluss, die nichtrevidierte Volksausgabe weiter zu verlegen, wäre nicht ohne Widerspruch gefasst worden.

2. Schon 1906 wies ich darauf hin, dass satzungswidrig (§ 4) ein neues Mitglied des Vorstandes von diesem (nicht von der Generalversammlung) gewählt worden war. Auch 1908 wurde wieder eine in der Vorstandssitzung bereits vollzogene Wahl der Generalversammlung nur mitgeteilt, während sie durch diese selbst zu geschehen hatte.

3. Die Berichterstattung im *Jahrbuch* über die Vorgänge in der Mitgliederversammlung ist meist völlig ungenügend. Von dem Ernst der in der Sitzung 1903 von mir besprochenen Vorgänge¹⁾ kann man aus dem Protokoll des *Jahrbuches* nichts ersehen. Eine damals am Schluss von mir abgegebene Erklärung, deren Aufnahme ins Protokoll man mir auf mein ausdrückliches Verlangen zugesagt hatte, erschien nicht im *Jahrbuch*. Im Jahre 1906, wo ich in der Jahresversammlung über die Conradsche Revision in längeren Ausführungen sprach, die gewiss manches nicht anwesende Mitglied gerne kennen gelernt hätte, und wo ich ausserdem auf die oben erwähnte satzungswidrige Wahl aufmerksam machte, wurde im *Jahrbuch* überhaupt nichts von der eigentlichen Mitgliederversammlung erwähnt. Die Ueberlieferung, hier nur Beschlüsse aufzunehmen, ist unhaltbar. Es können nicht alle Mitglieder jährlich nach Weimar kommen. Jedes Mitglied hat aber ein unbestreitbares Recht, in einem sachlichen und wenn auch kurzen, doch die Hauptpunkte berührenden Berichte über wichtige Verhandlungen aufgeklärt zu werden.“

Ueber die Vorgänge der Sitzung vom letzten Jahre brachten mehrere Zeitungen ganz wahrheitsgemäss Mitteilungen. Daraufhin wurden später zwei neue Versuche gemacht, das Verhalten des Vorstandes zu rechtfertigen und als ganz selbstverständlich hinzustellen, beide abgedruckt in der Weimarer Zeitung *Deutschland*, der eine das Werk eines Anonymus (warum kämpfen denn die Herren nicht mit offenem Visier?) vom 29. April unter dem Titel:

¹⁾ Dies bezieht sich auf den Brief, den Prof. Dr. Brandl-Berlin, der 1. Präsident der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*, an Rudolf Genée schrieb, und in dem er mit dem Wunsch der Veröffentlichung tatsächlich unrichtige und für Conrads Werk nachteilige Mitteilungen machte.

Nachträgliches zur Tagung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, worauf Conrad schon in Nr. 149, 50 Blatt 2 und 3 der genannten Zeitung entgegnet hat, dann als Erwiderung auf diesen letzteren Aufsatz Conrads eine *Erklärung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*¹⁾, unterzeichnet von den Mitgliedern des Vorstandes und des geschäftsführenden Ausschusses, bis auf eines, vom 9. August 1908, Nr. 219, 2. Blatt. Beide Schriftstücke zeigen wieder die in dieser Angelegenheit schon oft bewiesene Kunst gewisser Herren, die wirklichen Vorgänge zu verschleiern und durch eine der Wahrheit geradezu widersprechende Darstellung Conrad und mich scheinbar ins Unrecht zu setzen und den Lesern, welche die tatsächlichen Geschehnisse nicht genau kennen, als die bösen Störenfriede zu bezeichnen, die die weihevollte Ruhe „in der friedlichen und vornehmen *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*“ ohne jeden Grund wiederholt unterbrochen haben. Der Anonymus sagt: „Zur Conradschen Revision kam die Gesellschaft nicht mit ihrem eigenen Willen, sondern durch eine überraschende Entschliessung ihres früheren Präsidenten Dr. Oechelhäuser.“ Wie lässt sich jedoch damit, fragen wir, jener Beschluss vom 23. April 1902 vereinigen, der lautet: „Nachdem der Präsident der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* sich in dankenswerter Weise bereit erklärt hat, eine Neubearbeitung der Volksausgabe der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung ins Werk zu setzen, glaubt die Generalversammlung, dass damit eine wesentliche Förderung des Verständnisses Shakespeares im deutschen Volke gesichert und der Antrag Eidam soweit ausgeführt ist, als er sich zurzeit praktisch durchführen lässt.“ Mit diesem Wortlaut vergleiche man, was der Anonymus scheinbar zitierend von jenem Beschluss sagt: Die Gesellschaft „erklärte die Veranlassung zur Revision als die Tat ihres Präsidenten für dankenswert, deutete aber zugleich an, dass ein Urteil über die Ausführung der Revision praktisch noch unmöglich sei.“ Ist das wirklich das nämliche wie jener klare Beschluss? Haben wir in diesem wirklich die Unterscheidung zwischen der Veranlassung zur Revision und jener Andeutung der Unmöglichkeit eines Urteils über deren Ausführung? Das letztere wird einfach in den Beschluss hineingeschmuggelt, er enthält auch nicht ein Wort davon. Diejenigen unter den damals für jenen Beschluss Stimmenden, die dieser vom Anonymus hier vorgetragenen Ansicht waren, und die

¹⁾ Nebenbei bemerkt, gibt uns dieser Titel wiederum eine Probe jener Eigenmächtigkeit des Vorstandes, auf die ich schon früher wiederholt hingewiesen habe. Erklärung der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* darf man in einer so wichtigen Sache nur dann schreiben, wenn die Gesellschaft als solche wirklich vorher davon in Kenntnis gesetzt worden ist und durch Mehrheitsbeschluss zugestimmt hat.

etwa wünschten, dass, falls die Revision nicht zu ihrer Zufriedenheit ausfiele, auch die alte unrevidierte Volksausgabe noch ferner erscheinen sollte, mussten das schon damals offen sagen. Warum taten sie es nicht? Bezüglich der Oechelhäuserschen Volksausgabe finden wir in den Ausführungen des Anonymus wiederum einen Irrtum, den ich schon oft erwähnt habe, indem er wiederholt von „Schlegel-Tiecks Originaltext“ spricht. Jene Volksausgabe zu 3 Mk. enthält, wie ich an einem der wichtigsten Dramen, an *Macbeth* nachgewiesen habe, diesen Originaltext gar nicht überall. Warum verbreitet man in der Öffentlichkeit immer wieder unrichtige Dinge, während man sie längst als solche kennen sollte?

Auch die *Erklärung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* zeigt wieder Ungenauigkeiten und willkürliche Aenderungen bei der Anführung früherer Beschlüsse, wobei man die Absicht ja unschwer erkennen kann. In dem Beschluss des Vorstands v. J. 1900 über meinen ersten Antrag wurde es nicht der Redaktion des *Jahrbuches* „anheimgegeben“, wie es jetzt in der *Erklärung* heisst, „systematische Arbeiten über verbesserungsbedürftige Stellen zu bringen“, sondern sie wurde „aufgefordert, eine Korrektur der Schlegelschen Uebersetzungen durch berufene Autoritäten vornehmen zu lassen“. Das ist doch wohl ein Unterschied. Wenn ich einem etwas anheimgebe, so rate ich es ihm, aber ich überlasse es seiner freien Entscheidung. Wenn die Vorstandschaft die Redaktion dagegen zu etwas auffordert, so spricht sie damit ihren bestimmten Willen aus, dem sich der Aufgeforderte zu fügen hat. Ferner hiess es nicht ganz unbestimmt, dass „bei Neuauflage der Volksausgabe die Anregung in Erwägung zu ziehen sei“, sondern: „Für die Volksausgabe zu 3 Mk. ist die Berücksichtigung dieser Revision bereits zugesagt worden.“ Wer sich der damaligen Vorgänge erinnert, sieht ja sofort, dass mit dieser Abänderung des Wortlauts das damalige Verfahren Brandls als berechtigt hingestellt werden soll. Dieser hatte bekanntlich als Redakteur des *Jahrbuches* das, wozu er bestimmt aufgefordert war, nicht getan, sondern eigenmächtig eine Umfrage an Fulda, Heyse und Wilbrandt gerichtet, ob der Schlegel-Tiecksche Text überhaupt revidiert werden solle, während doch dessen Verbesserungsbedürftigkeit vom Vorstand selbst bereits ausdrücklich zugegeben worden war. Die Antworten dieser Männer benutzte man darauf, obgleich sie sich durchaus nicht völlig gegen eine Revision aussprachen, zu dem ganz ablehnenden Beschluss von 1901.

Viel schlimmer ist jedoch die in ihrem wesentlichen Punkte unrichtige Wiedergabe des oben noch einmal abgedruckten wichtigen Beschlusses von 1902, der nicht, wie unter dem Schein

wörtlicher Anführung in der *Erklärung* steht, von dem Plan Oechelhäusers spricht „eine Neubearbeitung des Schlegel-Tieckschen Textes zu veranstalten“, sondern „eine Neubearbeitung der Volksausgabe der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung“. Ich bitte meine Leser, sich die Bedeutung dieser Abänderung des echten Wortlauts recht klar vor Augen zu halten. Man wird sich erinnern, dass Brandl 1903 nach dem Tode Oechelhäusers den Versuch machte, der Oeffentlichkeit einzureden, Conrads Revision habe mit der Oechelhäuserschen Volksausgabe überhaupt nichts zu tun, sondern sei eine Arbeit für sich. Dieser Versuch misslang, er musste damals selbst seine falsche Behauptung widerrufen, wenn er sich auch reichlich Zeit dazu liess. Und nun hat man die Stirne, in einer amtlichen *Erklärung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* diesen Versuch zu erneuern und wiederum den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Denn wäre es wahr, dass die Generalversammlung damals ihre Zustimmung nur zu einer Neubearbeitung des Schlegel-Tieckschen Textes überhaupt gegeben hätte (wozu übrigens ihre Zustimmung gar nicht nötig gewesen wäre) und nicht zu einer Revision der Oechelhäuserschen Volksausgabe, dann liesse sich ja gegen den Beschluss von 1907, letztere weiterhin auf dem Markt zu halten, nichts einwenden. Allein jeder unbefangenen Urteilende muss doch zugeben, dass die Berechtigung dieses Verlangens an dem klaren wirklichen Wortlaut des Beschlusses von 1902 scheitert. Mit der eben erwähnten falschen Anführung der Hauptstelle in jenem Beschluss von 1902 hängt es auch zusammen, dass sowohl der Anonymus wie der Verfasser der *Erklärung* (sollten nicht beide überhaupt die nämliche Person sein?) den durch Beschluss 1903 festgestellten Titel der Revision nur in seinem zweiten Teil angeben und die wichtigen Anfangsworte: „Im Auftrag der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* herausgegeben und mit Einleitungen versehen von W. Oechelhäuser“ weglassen.

Die *Erklärung* sagt: „Wo geben diese Beschlussfassungen und Auslassungen des Vorstandes und der Generalversammlungen die mindeste Berechtigung zu den Anklagen und Vorwürfen in dem Artikel des Herrn Prof. Dr. Conrad?“ Ja, wenn das, was die *Erklärung* erwähnt, wirklich alles so geschehen und wenn ausserdem nicht auch noch manches andere geschehen wäre, was Vorstandschaft und Generalversammlung ruhig hinnahmen, dann könnte man diese erstaunte Frage verstehen. Aber es muss hier noch einmal mit aller Bestimmtheit gesagt werden, dass, so traurig dies auch für das Ansehen der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* ist, diese *Erklärung* genau so wie schon öfter die Protokolle im *Jahrbuch* künstlich zurechtgemacht ist, dass sie in wesentlichen Punkten

geradezu Falsches enthält. Man kann sich nicht genug wundern und muss es aufs tiefste beklagen, dass ausser Brandl dreizehn Mitglieder der Vorstandschaft und des geschäftsführenden Ausschusses, die ohne Zweifel als Männer oder als Gelehrte die grösste Hochachtung verdienen, ein solches Schriftstück unterzeichnet haben. Ich sage nicht, dass sie alle etwa die darin enthaltenen, den Tatsachen widersprechenden Behauptungen bewusst mit ihrem Namen decken wollten; aber den Vorwurf kann man ihnen nicht ersparen, dass sie vorher genau hätten prüfen sollen. Hätten sie nicht von jeher zu vertrauensvoll alles als richtig angenommen, was man ihnen von gewisser Seite vorsagte, hätten sie es für der Mühe wert gehalten, sich auch die Aeusserungen der Gegenpartei ohne Vorurteil und gründlich anzusehen — die meisten von ihnen wären ja wohl in der Lage gewesen das zu tun — dann hätten sie und alle die andern, die nach einer köstlichen Phrase des Anonymus beim Anhören der in der letzten Sitzung von Conrad und mir gemachten Ausführungen „nach Klarheit rangen“, schon längst diese Klarheit bekommen und einsehen können, auf welcher Seite in dieser Angelegenheit Recht und Wahrheit zu finden sind, dann hätten jene dreizehn Männer sich ebenso geweigert, die *Erklärung* zu unterzeichnen, wie das Geheimrat Prof. Wülker getan hat.

Wollen wir Freunde der Revision wirklich allen, die mit Conrads Bearbeitung nicht einverstanden sind, diese durchaus aufdrängen, wollen wir die *Deutsche Shakespeare-Gesellschaft*, wie sich E. von Wildenbruch ausdrückt, „vergewaltigen“ und „ihr das Recht bestreiten, sich ein eigenes Urteil über den Wert von Conrads Arbeit zu bilden“? Wollen wir dem Vorstand und der Gesellschaft die Verantwortung für die revidierte Ausgabe zuschieben? Das ist uns ja gar nicht eingefallen. Wir verlangen nur, dass die in der *Erklärung* ausgesprochene „Anschauung, dass Vorstand und Gesellschaft in der so schwierigen Revisionsfrage völlige Zurückhaltung zu beobachten hätten“, nunmehr nach dem Erscheinen der Revision wirklich zur Geltung komme. Nach dem Auftrag, den Conrad erhalten hat, nach dem Beschluss von 1902 ist nun einmal daran nichts zu ändern, dass sein Werk an die Stelle der alten Volksausgabe getreten ist. Aber keinem, der den alten Schlegel-Tieck trotz seiner vielen Mängel vorzieht, soll Conrads Bearbeitung irgendwie aufgedrängt werden. Wir verlangen nur *fair play*, wir wenden uns nur gegen die bedenklichen Mittel, deren man sich bedient hat, um die vollzogene Revision in den Augen der Allgemeinheit zu schädigen, wir wollen nur, wie ich auch hier noch einmal wiederhole, dass man das Werk sich selbst und seiner eigenen Wirkung überlasse. Herr v. Wildenbruch versteigt sich zu folgender Behauptung, das Verlangen, dass die Oechelhäusersche Volksausgabe auf-

hören solle zu erscheinen, enthalte die Zumutung an die *Deutsche Shakespeare-Gesellschaft*, „die deutsche Literatur mit Bewusstsein eines ihrer wertvollsten Bestandteile zu berauben“. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann, den ich als Idealisten und Dichter sehr hoch schätze, einen solchen Satz niederschreiben und drucken lassen, unbegreiflich, dass Prof. A. Brandl ihn unterzeichnen kann. Ist wirklich die Oechelhäusersche Volksausgabe einer der wertvollsten Bestandteile der deutschen Literatur? Oder kann man das nicht vielmehr wegen ihrer literarhistorischen Bedeutung nur von der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung an sich sagen? Von dieser besitzen wir aber doch, auch wenn in Zukunft die Volksausgabe Oechelhäusers (übrigens nach seinem eigenen Wunsch und als logische Folge der Zustimmung zu diesem Wunsch von seiten der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*) nicht mehr zu haben ist, andere Ausgaben genug — Brandl selbst hat ja eine solche veröffentlicht — und wie schon Conrad in der Generalversammlung erwähnte, gibt es auch ferner noch zwei billige Volksausgaben von ihr, so dass nach den Worten des Anonymus „Leser und Theaterleute“ auch „für die Zukunft das Material zu freiem Vergleiche“ zur Verfügung haben.

Die Aeusserungen v. Wildenbruchs finden sich in einem der *Erklärung der Shakespeare-Gesellschaft* unmittelbar nach den Unterschriften beigefügten Zusatz, der nur von Brandl allein unterzeichnet ist. Das ist wiederum ein recht seltsames Verfahren, das besonders bei flüchtigen Lesern den Eindruck erwecken kann, als sei auch das in dieser Nachschrift Enthaltene durch die Namen der Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses bestätigt, zumal da Brandl zu seinem Namen eigens hinzufügt: Präsident der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*. Brandl selbst sagt in diesem Zusatz: „Die von Conrad gegen mich persönlich erhobenen Vorwürfe und Verdächtigungen weise ich als objektiv unrichtig zurück.“ Das ist sehr bequem. Man ist doch berechtigt, hier erst Beweise sehen zu wollen. Denn wenn er fortfährt: „Dinge, die ich längst in der Öffentlichkeit aufgeklärt habe, nochmals aufzuklären, habe ich weder Lust noch Zeit“, so weiss jeder, der die Sache genau verfolgt hat, dass dies einfach den Tatsachen widerspricht. Brandl hat überhaupt nichts „aufgeklärt“. Er hat nur immer wieder versucht (auch bei den Verhandlungen der Generalversammlung), durch alle möglichen Mittel von der Hauptsache abzulenken oder er hat geschwiegen. Das darf er aber in einem solchen Falle nicht. Wenn der Anonymus sagt: In der letzten Generalversammlung „entstand eine höchst merkwürdige Situation, bei der eigentlich der Vorstand auf der Anklagebank sass und daher schwieg“, so ist das eine merkwürdige Logik. Seit wann ist denn ein An-

geklagter, der sich unschuldig fühlt, der glaubt sich verteidigen zu können, zum Schweigen gezwungen? Da wird doch wohl der Berichterstatter des *Dresdener Anzeigers* als ganz unbeteiligter Beobachter den richtigeren Eindruck gewonnen haben, wenn er schrieb, „der Präsident habe den vorgebrachten Tatsachen gegenüber keine rechte Erklärung abzugeben vermocht“.

Man hat in der Generalversammlung verlangt, was auch der Anonymus erwähnt, ich möchte meine Anklagen zu Papier bringen. Das habe ich oben in drei Punkten ausdrücklich getan. Möge man sie nun wirklich „genau zurückweisen“, wenn man es kann. Dazu bedarf es auf jener Seite keiner „flammenden Worte“ und keines „Wallens des Temperaments“. Das kann in aller Ruhe und Sachlichkeit geschehen, wenn meine „Vorwürfe“ in der Tat „unverdient“ sind. Freilich darf man dabei nicht längst Widerlegtes immer wieder vorbringen. So hat z. B. Brandl in der Sitzung die Behauptung aufgestellt, das Protokoll sei früher stets am Schluss vorgelesen worden. Ich wies ihm das sofort als unrichtig nach. Trotzdem schreibt der Anonymus wieder, das Protokoll der letzten Sitzung sei „in üblicher Weise“ verlesen worden.

Wenn von Bojanowski erklärte, die *Deutsche Shakespeare-Gesellschaft* sei auf Frieden und einträchtiges Schaffen eingerichtet, aber nicht auf ein solches Vorgehen, so soll sich letzteres Wort natürlich auf mich beziehen. Wäre es aber nicht gerecht und billig, sich erst zu fragen, was mich zu diesem Vorgehen zwang, wer eigentlich bei dem ganzen Streit angefangen hat? Mir wäre es wahrhaftig am liebsten, wenn überall und zwischen allen Menschen Friede herrschen könnte. Aber ich bin ebenso wie Conrad durch „ein solches Vorgehen“ des Vorstandes, auf das allerdings die Gesellschaft nicht eingerichtet ist und das sie nicht dulden sollte, zur Abwehr genötigt worden, weil sich mein Innerstes empört, wenn ich sehe, dass, gleichviel ob mir selbst oder einem andern ein Unrecht angetan wird, wenn ich sehe, dass man der Wahrheit zu nahe treten will. Hierin allein liegt der Grund zu meiner „scharfen Sprache“.

Noch kann man nicht mit dem Anonymus sagen: „In der Tat wurde die Luft gereinigt“. Vielen Mitgliedern der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* sind leider noch durch den dichten Nebel der Voreingenommenheit die Augen verhüllt, so dass sie noch nicht klar sehen. Geheimrat Prof. Wülker hat, wie ich höre, seinen Austritt aus dem Vorstande erklärt, dem er seit 22 Jahren angehört hatte, weil er mit der Behandlung der Conradschen Revision von seiten der andern Mitglieder der Vorstandschafft nicht übereinstimmen könne. Ich bedauere, dass ich die treffende Begründung seines Standpunktes, der sich ganz mit dem meinigen deckt,

hier nicht zum Abdruck bringen kann. Vielleicht darf man hoffen, dass die ernstesten Worte eines Mannes von seinem Ansehen auf einige unter den Vorstandsmitgliedern, denen sie allen zugesandt wurden, doch Eindruck machen und dass sie, die bisher arglos sich nach einer falschen Richtung lenken liessen, nun erkennen, wo das Recht liegt.

Nürnberg.

Christian Eidam.

II.

Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Wülker hat auf unsere Bitte die Veröffentlichung seiner Erklärung in unserer *Zeitschrift* freundlichst gestattet. Sie lautet:

„Leipzig, im September 1908.

An die Mitglieder des Vorstandes und des geschäftsführenden Ausschusses der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Dem Vorstand der Shakespeare-Gesellschaft teile ich hierdurch meinen Austritt aus dem Vorstand mit, dem ich seit 22 Jahren angehört habe.

Ich sehe mich zu meinem Bedauern zu diesem Schritt genötigt, da ich mit dem Vorgehen der übrigen Mitglieder in Sachen der Conradschen Revision nicht übereinstimmen kann, und mich nicht in der Lage fühle, als Einziger der Majorität gegenüber meine Anschauung zur Geltung zu bringen.

Ich möchte es aber nicht unterlassen, meinen Standpunkt an dieser Stelle klarzulegen.

Geheimrat Oechelhäuser betrachtete seinerzeit selbst die von ihm veranstaltete Volksausgabe von Shakespeares Werken als revisionsbedürftig und übertrug diese Arbeit Professor Conrad. Insofern ging der Entschluss zu der Revision allerdings allein von Oechelhäuser aus.

Dann aber erwirkte er auf der Jahresversammlung 1902 die Zustimmung des Vorstandes und der Gesellschaft zu seinem Vorgehen. Im folgenden Jahre, also bereits nach seinem Tode, wurde von der Versammlung der Titel der Neuausgabe festgestellt: 'Im Auftrag der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegeben und mit Einleitung versehen von W. Oechelhäuser. Auf Veranlassung des Herausgebers revidiert von Hermann Conrad.'

Herr Professor Brandl führt diesen Titel als Beweis an, dass die Gesellschaft nichts mit der Conradschen Revision zu tun habe, während daraus nur zu folgern ist, dass sie die Verantwortung für die Arbeit ablehnte, wie ja Professor Conrad in seinem Vorworte, Januar 1905, selbst bemerkt hat. Es ist aber etwas anderes, die Verantwortung für eine Arbeit ablehnen oder leugnen, dass durch den Auftrag zu derselben der Ueberarbeiter die Rechte ge-

wonnen hat, die jedem in solchem Falle zustehen, nämlich die, dass die neue Auflage an Stelle der früheren zu treten hat. Herr Professor Brandl als Herausgeber der Literaturgeschichten von ten Brink und von Hettner wird das selbst bestätigen.

Eine Klausel, dass die alte Oechelhäusersche Ausgabe zu drei Mark neben der neuen fortbestehen sollte, wurde in der Jahresversammlung 1902 nicht gemacht. Mithin ist nach meinem Rechtsgefühl ein Unrecht begangen worden, als in der Versammlung 1907 dieser Antrag nachträglich gestellt wurde.

Wenn trotz der Aufforderung dazu an die Verlagsanstalt bisher noch nichts von einem Neudruck der alten Ausgabe verlautet, so beweist das nur die geschäftliche Vorsicht der Verlagsanstalt; es liegt auf der Hand, dass durch die Wiederausgabe des alten Textes zu 3 Mk. der von Conrad revidierte zu 4 Mk. schwer geschädigt würde.

Aus dem Vorstehenden folgt, dass Professor Conrad vollständig in seinem Rechte ist, wenn er sich beklagt über die ihm zuge dachte Schädigung, und wenn er seinen Standpunkt durchzusetzen sucht.

Uebrigens hat er kürzlich in einem Schreiben an den Vorstand einen Ausgleich gesucht, wie ich von ihm selbst erfahren habe. Dieses Schreiben ist an mich nicht weitergegeben worden, obgleich ich als Mitglied des Vorstandes berechtigt war, es zu erhalten. Vielleicht hätte sich sonst noch die Vermittlung finden lassen, auf die ich bisher noch immer hoffte.

Richard Wülker.“

Hierzu schreibt uns Herr Geh. Hofrat Wülker folgendes:

„Der Herausgeber dieser *Zeitschrift* hat mich darum gebeten, den Wortlaut meiner Erklärung zum Abdruck bringen zu dürfen. Ich gebe diese Erlaubnis mit dem Bewusstsein, einer Frage, die für mich nur eine Rechtsfrage ist, ganz objektiv Ausdruck gegeben zu haben. Es liegt mir ferne, damit in eine Polemik eintreten zu wollen, in die sich, wenn auch nicht unberechtigt, schon viel persönliche Bitterkeit einmischt. Es wäre zu wünschen, dass der nun schon so lange andauernde Streit bald beendet würde. Es ist dazu nicht nötig, dass man die Conradsche Revision in allen Punkten als bedeutende Verbesserung erklärt. Bekanntlich sind in Uebersetzungsfragen die Meinungen oftmals sehr geteilt. Dass ich persönlich Conrads Text für viel besser als den von Oechelhäuser halte und damit nicht alleinstehe, wie eine Reihe sehr günstiger Kritiken in verschiedenen Zeitschriften beweisen, möchte ich aber an dieser Stelle ausdrücklich hervorheben.

Leipzig.

Richard Wülker.“

III.

Wenn wir Herrn Geh. Hofrat Wülker um die Erlaubnis zur Veröffentlichung seiner Erklärung gebeten haben und über Interna der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* hier öffentlich berichten, so geschieht dies, weil viele Leser unserer *Zeitschrift* teils persönlich, teils durch die Bibliotheken der Anstalten, an denen sie wirken, Mitglieder der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* sind und darum ein Recht haben, über die Vorgänge innerhalb der Gesellschaft, von denen das *Jahrbuch* nur ein ganz unzulängliches Bild gibt, genau unterrichtet zu werden. Nur wenigen Mitgliedern ist es vergönnt, der alljährlich in Weimar stattfindenden Jahresversammlung persönlich beizuwohnen. Um so mehr hätte der Vorstand Veranlassung, die ihm übertragene Machtbefugnis mit Vorsicht und Masshaltung zu gebrauchen und sich in Fragen, die wie die vorliegende die Allgemeinheit der Mitglieder lebhaft interessieren, über die Stimmung der Mitglieder in irgend welcher Weise zu informieren. Vor allem darf sich der Vorstand nicht, wie es in der Weimarer Zeitung *Deutschland* geschieht (s. o. S. 54) ohne weiteres mit der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* identifizieren.

Soll die *Deutsche Shakespeare-Gesellschaft* sich weiter so gedeihlich entwickeln, wie es in den letzten Jahren in erfreulicher Weise geschehen ist, dann müssen derartige ganz entbehrliche Streitigkeiten, wie sie in dem vorstehenden Artikel von Eidam und in früheren Aufsätzen von Conrad (*Zeitschrift* 5, 443 ff. 6, 48 ff. 193 ff.) und Eidam (*Zeitschrift* 6, 63 ff.) geschildert sind, vermieden oder möglichst bald wieder aus der Welt geschafft werden. Es ist hierzu nichts weiter nötig, als eine strenge Beobachtung der Rechtslage, wie sie gerade in Wülkers Erklärung kurz und treffend zum Ausdruck gebracht ist.

Die Redaktion (M. Kaluza).

Institut français pour étrangers à Paris.

(Hôtel des Sociétés savantes, 28, rue Serpente.

Directeur: M. Charles Schweitzer.)

Au Congrès des Néophilologues qui s'est réuni à Hanovre (Allemagne) du 8 au 12 juin 1908, M. le professeur Schweitzer, de Paris, délégué du Ministère de l'Instruction publique de France, a exposé un projet concernant la création à Paris d'un *Institut français* ayant pour but de faciliter aux étrangers l'étude à la fois méthodique et pratique de la langue française, tout en leur épargnant une perte de temps regrettable, résultat ordinaire d'un manque d'orientation. Encouragé par l'accueil chaleureux fait à sa proposition par les membres du Neuphilologentag, M. le professeur Schweitzer a résolu de se mettre à l'œuvre sans retard. En conséquence les cours de l'*Institut français* ouvriront dès le 1^{er} novembre 1908.

Organisation de l'Institut français.

I. L'*Institut français* recevra des étudiants des deux sexes et de toute nationalité. Les cours s'adressent :

1^o A tous les étrangers désirant étudier la pratique orale et écrite de la langue française, quelle que soit la carrière à laquelle ils se destinent ;

2^o Aux Néophilologues, c'est-à-dire : a) Aux étudiants se destinant à l'enseignement du français ; b) aux professeurs de français déjà en fonctions, qui viennent en France pour se retremper dans la pratique de la langue française.

II. L'*Institut français* ne recevra pas de pensionnaires. Afin de permettre aux étudiants de rester à toute heure en contact avec la vie française, publique ou familiale, qu'il leur importe de connaître aussi bien que la langue française, la Direction s'offre à désigner, aux étudiants qui lui en feront la demande, des familles honorables où ils trouveront non seulement une bonne pension et une habitation confortable, mais encore la vie de famille et l'occasion de converser en français. Cependant la Direction, tout en choisissant les familles avec soin, décline toute responsabilité aussi bien vis-à-vis des pensionnaires que des familles elles-mêmes.

III. L'*Institut français* se charge de mettre les étudiants étrangers en rapport avec des étudiants français ou d'autres personnes recommandables, qui désireraient faire avec eux des échanges de conversation.

IV. Pour permettre aux étudiants de faire un emploi judicieux de leur temps, l'*Institut français* leur fournira toutes les indications utiles concernant la topographie de Paris et des environs ainsi que les curiosités à visiter. Il les renseignera de même sur les lieux de réunion où ils pourront, avec le plus de fruit, entendre la langue parlée et étudier sur le vif les traits caractéristiques de la vie française : cours et conférences, séances du Parlement, débats judiciaires, représentations théâtrales, concerts, expositions, fêtes publiques et cérémonies, prédications, etc. La Direction se chargera, le cas échéant, de solliciter les cartes d'entrée nécessaires, avec une diminution de prix, si elle peut s'obtenir.

V. Sur le vœu d'un groupe d'étudiants, la Direction pourra organiser des visites en commun dans les musées et monuments publics ainsi que des excursions dans les environs de la capitale, sous la direction d'un guide compétent et après une conférence préparatoire.

Ecole pratique de l'Institut français.

VI. Mais l'objet principal de l'*Institut français* est d'exercer les étudiants à la pratique de la langue française. En effet, voir, entendre, lire, c'est bien. Mais ce n'est pas tout. Il faut parler soi-même. Rompre l'étudiant étranger à la pratique de la parole ; lui donner l'occasion de rendre de vive voix ou par écrit ce qu'il a vu, lu et entendu ; le mettre dans la nécessité d'exprimer ses pensées, ses sentiments et ses besoins, de discuter les opinions d'autrui, — tel est le but de l'*Ecole pratique de l'Institut français*.

L'*Ecole pratique* comprendra deux degrés.

Dans les classes du degré élémentaire seront inscrits les commençants et ceux dont les connaissances premières ont encore besoin d'être consolidées.

Les classes du *degré supérieur* seront réservées aux étudiants qui, possédant déjà une certaine connaissance de la langue, viennent en France pour se retremper et se perfectionner.

Programme du degré élémentaire.

1^o Exercices de phonétique et de prononciation; récitation. — 2^o Conversations sur des sujets usuels. — 3^o Description de tableaux muraux. — 4^o Lectures faciles. — 5^o Petits récits, faits divers de journaux. — 6^o Lettres et rédactions sur des thèmes simples. — 7^o Grammaire et idiotismes.

Programme du degré supérieur.

1^o Phonétique. — Prononciation, lecture expressive, diction.

2^o Explication d'auteurs variés, choisis parmi les modernes; lecture de journaux.

3^o Les étudiants seront invités à faire, à tour de rôle, des conférences sur les observations personnelles qu'ils auront recueillies concernant la vie sociale en France, sur une représentation théâtrale à laquelle ils auront assisté, sur des livres lus, sur telle ou telle œuvre d'art, etc. Chaque conférence sera suivie d'une discussion à laquelle tous les auditeurs prendront part.

4^o Des rédactions écrites seront faites sur des sujets analogues.

5^o Etude de la grammaire et des idiotismes.

Les exercices comporteront quatre ou cinq séances par semaine, pour chaque degré.

La Direction se propose en outre d'organiser une série de conférences faites par des professeurs français. Les sujets de ces leçons porteront sur la littérature, l'histoire et la géographie de la France, sur sa constitution politique, son organisation scolaire, etc.

Quant à la diction et la déclamation, plusieurs acteurs en renom ont dès à présent offert leur concours à la Direction.

Section pédagogique pour les Néophilologues.

VII. L'*Ecole pratique* qui s'adresse à tous les étudiants, quel que soit le genre d'études qu'ils poursuivent, comprend en outre une *Section pédagogique* réservée aux Néophilologues. Cette section spéciale a pour but d'initier les futurs maîtres de français à la pratique de leur profession.

Les professeurs déjà en fonctions y sont admis.

Programme de la section pédagogique.

1^o Examen critique des méthodes en usage. — 2^o Rôle de la phonétique dans l'enseignement. — 3^o Acquisition du vocabulaire et enseignement de la grammaire. — 4^o Leçons modèles faites par le professeur (enseignement par la vue, explication d'un texte, etc.). — 5^o Leçons faites à tour de rôle par un des étudiants et suivies d'une critique. — 6^o Explication d'un morceau choisi, suivie d'un commentaire littéraire et linguistique.

Un certificat d'études et d'assiduité pourra être délivré aux étudiants sur leur demande.

Université de Paris; Bibliothèques. — Visite des écoles.

VIII. M. Liard, Recteur de l'Université de Paris, qui veut bien s'intéresser à l'*Institut français*, est tout disposé à faciliter aux étudiants étrangers la fréquentation des Cours et de la Bibliothèque de la Sorbonne ainsi que la vie en commun avec les étudiants français. De plus, sur la recommandation du Directeur, M. le Recteur accordera volontiers aux étudiants se destinant à l'enseignement et aux professeurs la faculté de visiter les écoles et lycées de Paris à titre «d'hospitants».

Conditions d'admission et frais d'inscription.

1. Le siège de l'*Institut français* est à l'Hôtel des Sociétés savantes 28, rue Serpente, Paris, dans le local de la *Société pour la propagation des Langues Etrangères*. Prière d'adresser toute communication à M. Schweitzer, Directeur de l'*Institut français*.

L'inscription à l'*Institut français* est accordée aux étrangers des deux sexes sur présentation d'une pièce constatant leur identité et leurs études antérieures.

L'inscription peut se faire à toute époque de l'année. Les frais d'inscription sont payables d'avance.

2. Les étrangers qui désirent qu'une chambre dans une famille, avec ou sans pension, leur soit réservée, devront s'annoncer 15 jours d'avance.

3. L'inscription simple, qui donne droit au placement dans une famille et à tous les renseignements, est de 10 francs. Elle est valable pour une durée de 6 mois.

4. Le prix des inscriptions donnant droit à la fréquentation des cours de l'*Ecole pratique* est fixé: Pour 1 mois, à 40 francs, pour 2 mois, à 75 francs, pour 3 mois, à 110 francs, pour 4 mois, à 135 francs, pour 5 mois, à 160 francs, pour 6 mois, à 180 francs.

5. Les Néophilologues inscrits à l'*Ecole pratique* bénéficieront de la gratuité pour les exercices de la *Section pédagogique* spécialement instituée en leur faveur.

Congrès international, 14—17 Avril 1909.

(*Société des Professeurs de Langues Vivantes de l'Enseignement public.*)

Monsieur,

La *Société des Professeurs de Langues Vivantes de l'Enseignement public* organise un *Congrès international* qui aura lieu à Paris, dans les salles de la Sorbonne, du 14 au 17 Avril 1909.

Vous trouverez ci-joint le programme des questions que la *Commission d'organisation*, d'accord avec l'*Assemblée générale*, a décidé de mettre à l'ordre du jour du *Congrès*.

Une circulaire ultérieure vous fera connaître le programme complet. Dès maintenant, nous sommes heureux de vous annoncer que le *Congrès* sera placé sous le haut patronage de M. le Ministre de l'Instruction publique et de M. le Ministre du Commerce et, que, grâce à eux, ainsi qu'au bienveillant appui de M. le Directeur de l'Enseignement secondaire et de M. le Vice-Recteur de l'Académie de Paris, nous nous proposons d'organiser une série de réceptions qui rendront encore plus agréables ces quelques jours de travail commun.

Sachant l'intérêt que vous portez à l'étude et à l'enseignement des langues vivantes, nous espérons que vous voudrez bien contribuer au succès de notre *Congrès* par votre présence et votre précieux concours. Si vous désirez faire une communication sur une des questions à l'ordre du jour, nous vous prions de nous en informer avant le 15 février, suivant les indications données d'autre part.

Veuillez agréer, Monsieur, l'expression de nos sentiments très distingués.

Le Bureau de la Société,

M. Rancès,
Ch. Clermont,

G. Gromaire,
G. Camerlynck,

L. Meister,
H. Dupré.

Les Communications ne peuvent porter que sur les questions inscrites au programme ci-contre. Chaque auteur d'un mémoire peut se servir de sa langue maternelle. Les Congressistes qui désirent faire une communication sont priés d'en adresser le titre exact avant le 15 Février,

dernier délai, à M. Delobel, professeur au Lycée Voltaire, Secrétaire général du Congrès, 33, rue Jacob, Paris.

Les mémoires devront parvenir au Secrétariat avant le 10 Mars. Les conclusions en seront présentées dans un rapport qui servira de base aux discussions. Les mémoires seront imprimés dans le Compte rendu général du Congrès.

La cotisation des Membres du Congrès est fixée à 10 francs. La carte de Congressiste donne droit : 1^o à la participation à toutes les séances du Congrès ainsi qu'aux diverses réceptions; 2^o à l'envoi ultérieur du Compte rendu général comprenant les mémoires et les procès-verbaux des discussions; 3^o aux avantages matériels que le Comité d'organisation se préoccupe d'obtenir.

On peut dès maintenant adresser son adhésion, accompagnée du montant de la cotisation (10 fr. en bon de poste ou mandat-carte) à M. Dupré, professeur au Lycée Montaigne, Trésorier du Congrès, 52, boulevard de Vaugirard, Paris.

Programme des Questions.

1^{re} Section. — Questions se rapportant à la préparation des professeurs de langues vivantes en France et dans les autres pays.

1^o Préparation littéraire et philosophique: Organisation des études. Cours d'histoire littéraire. Explications d'auteurs. Exercices pratiques.

2^o Préparation philologique: Organisation des études. Phonétique. Grammaire historique. Etude des textes anciens.

3^o Préparation professionnelle: Organisation des études pédagogiques générales et spéciales, exercices pratiques.

2^e Section. — Questions se rapportant aux programmes et aux méthodes d'enseignement scolaire en France et dans les autres pays.

La Commission d'organisation a été unanime pour limiter et fixer le travail de la 2^e section. Elle a jugé que pour aboutir à des résultats tangibles et réellement utiles aux professeurs, il ne fallait ni disperser les efforts ni se perdre en vastes généralisations. Elle propose donc l'étude d'une série connexe de questions précises, détaillées, qui peuvent se résumer sous le titre: Enseignement pratique et efficace de la grammaire. Par là, on entendra la mise en œuvre de tous les moyens qui rendent l'élève apte à comprendre toutes les nuances du langage parlé et écrit, et aussi à parler et à écrire avec correction, justesse, aisance et même élégance.

Les professeurs sont priés de se conformer à ce programme et d'exposer dans leurs communications les meilleurs et les plus sûrs résultats de leur expérience personnelle sur une ou plusieurs des questions suivantes:

1^o Le programme de grammaire. Sa répartition entre les différentes périodes d'études.

a) Y a-t-il lieu d'arrêter un programme grammatical nettement défini pour chaque année ou chaque période des études? Quelles sont les formes et les règles que vous pouvez faire apprendre et faire employer avec sûreté et spontanéité dans chaque année ou chaque période?

b) La grammaire doit-elle s'enseigner en leçons spéciales, indépendamment du vocabulaire, soit pour toutes les périodes, soit pour certaines périodes des études? — Faut-il subordonner un enseignement à l'autre? Comment les combiner?

c) De la difficulté d'entretenir les connaissances grammaticales;

moyens d'établir et d'assurer la véritable progression, c'est-à-dire la gradation des difficultés avec le continuel retour sur les notions déjà acquises.

d) Y a-t-il un avantage pratique à énoncer et à faire apprendre les règles dans la langue étrangère plutôt que dans la langue maternelle? Distinguera-t-on les périodes?

e) Y a-t-il lieu d'établir une entente pour la terminologie grammaticale: α) Entre les professeurs de même enseignement; β) entre les professeurs enseignant aux mêmes élèves, les uns la langue maternelle, les autres les langues étrangères?

2^o Enseignement du verbe.

a) Comment faites-vous comprendre aux élèves la valeur exacte des temps et des modes? Pour cet objet, quels sont la nature et le rôle: des leçons orales — de la lecture — des paradigmes — des exercices oraux et écrits?

Quel ordre faut-il suivre dans le choix des temps et des modes et aussi des moyens d'acquisition?

Comment amener les élèves à employer les temps et les modes avec sûreté — avec spontanéité?

b) Comment faites-vous comprendre le sens des verbes auxiliaires avec leurs nuances et leur emploi? Rôle et nature des divers moyens. Quelle ordre et quelle progression doit-on suivre?

c) Quels sont les meilleurs procédés pour enseigner et faire employer les formes irrégulières des verbes?

d) Moyens pratiques pour l'enseignement des formes passives. A quel moment et dans quel ordre introduire ces formes?

N. B. — Différentes sections seront formées pour étudier spécialement les questions se rapportant à chaque langue particulière, y compris le français.

3^e Section. — Questions se rapportant à l'enseignement extrascolaire et post-scolaire des langues vivantes en France et dans les autres pays.

1. Moyens employés pour faciliter aux élèves l'étude des langues vivantes en dehors des classes régulières: Correspondance interscolaire. Assistants étrangers. Bourses de voyage. Echange des enfants.

2. Moyens employés pour maintenir et développer les connaissances acquises à l'école primaire ou secondaire: Cours de langues vivantes dans les différentes Facultés. Instituts supérieurs de langues vivantes. Clubs de conversation.

3. Moyens employés pour faciliter aux étudiants et aux professeurs leurs études de langues vivantes: Lecteurs étrangers. Séjours à l'étranger. Bourses de voyage. Cours de vacances.

Ferienkurse 1909.

University of London. A Holiday Course for Foreigners will be carried on in the Summer of 1909, and will, as in former years, be under the direction of Professor Walter Rippmann, M.A.

The Course will last from July 19th to August 13th. Students will not be admitted for a fortnight only, as was the case in previous years. The fee will be £ 3. This gives the right to attend the classes for reading and conversation; there will be not more than eight students in any class. A small number of students not taking these classes will be admitted at a fee of £ 1 10 s.

The number of students will be strictly limited, in order that they may receive that individual attention which is necessary to make a stay in London profitable; students are therefore advised to make early application, which should be written in English. Tickets will be allotted as applications are received, and will be issued on payment of the fee. Students cannot be admitted after the Course begins, and tickets should be obtained by July 19th at the very latest; it is indeed probable that all tickets will have been allotted by the beginning of July. Each ticket will be numbered to indicate the seat reserved for the student at lectures.

Distinguishing features of this Holiday Course are the lectures treating of English Literature, Institutions, Education, and Art; the systematic study of English Phonetics; the Classes for Conversation, Reading, and Choral Singing, conducted by trained teachers, and the organisation of Excursions to places of interest in and around London.

Students may present themselves for Examination in written and oral English. The standard required for distinction is high, and a good Certificate issued in connection with the London University Holiday Course is considered to be of real value in the teaching profession.

Arrangements cannot be made for students who are only beginning the study of English and have no conversational knowledge of the language.

Students who propose to attend the Holiday Course in 1909 are recommended to read carefully at least one novel by Dickens (*David Copperfield*, *Martin Chuzzlewit*, or *Bleak House*) and one by Thackeray (*Vanity Fair*, *Pendennis* or *Esmond*) and the books on Dickens and Thackeray in the *Great Writers Series* (published by Scott), and to study Professor Rippmann's *Sounds of Spoken English* (published by Dent), or at least to make themselves familiar with the symbols of the International Phonetic Association.

Details of the lectures and classes, and forms of application for admission and for accommodation, may be obtained on or after March 1st. All communications referring to the Holiday Course should be addressed to: The Registrar of the University Extension Board, University of London, South Kensington, London, S. W., and the words "Director of the Holiday Course" should be written in the top left corner of the envelope.

Literaturberichte und Anzeigen.

Le mouvement intellectuel en France durant l'année 1908.

I.

Les Revues. — Dans la *Revue de Paris*, — N° du 1^{er} Juillet, — Mr Fernand Caussy nous renseigne sur Voltaire, seigneur féodal. Il a des pages alertes au sujet de l'achat de Tournay au président de Brosses, portrait amusant de magistrat homme de lettres, retors autant qu'érudit, et se donnant le ton de roué, déjà passé de mode. Le fait est qu'il dupa quelque peu Voltaire, tout aveuglé par le désir de devenir comte. Et d'ailleurs quel marché désavantageux ne passerait-on pas, pour faire, la veille de Noël, une entrée solennelle sur ses terres, dans un carrosse d'aracheur de dents, azur et or, être harangué par le curé, recevoir des oranges des mains des jeunes beautés de l'endroit? En revanche, de moins facile lecture est la correspondance chicanière, la procédure hérissée, — avec quelques inédits, — par laquelle Voltaire est accusé des pires déprédations dans les bois, néglige ses devoirs de haut justicier, et, pour ce fait, est condamné au baillage de Gex, où, à grands frais, on lui instruit un procès. Je ne sais trop si Voltaire comprit, mais, à coup sûr, ce n'est pas clair. Du reste, personne ne paya. Il disputait aussi des dîmes avec le curé de Moens, du bois avec l'homme de paille de de Brosses. Puis M^{me} Denys s'en mêla; elle se trouvait, sans s'en douter, taillable de St Victor. Mr de Bussy est supplié d'arranger l'affaire . . . Pauvre Voltaire! Le métier de seigneur féodal est parfois moins facile que celui d'écrivain!

Ah! les chinoiserries de l'ancien régime! C'est pour cela, j'imagine, que les néo-royalistes, nuance Maurras, y auraient voulu, sans en abandonner l'esprit, apporter quelques réformes; Mr Dagan, — dans *le Mercure*, — N° du 10 Juillet, — présente des objections à leur doctrine; dans ce remuement d'idées actuel, il croit à une crise proche; comme il ne sait pas ce que ferait leur prétendant et ne le présume point, en homme sage, son article ne conclut rien.

En revanche, je souscris pleinement et avec joie aux conclusions de Mr Gabriel Trarieu, qui, — dans la *Grande Revue*, — N° du 10 Juillet, — après avoir comparé *l'Iphigénie en Tauride* d'Euripide et celle de Goethe, — arrive à ce fait que de plus en plus nous perdons la notion du pur et psychologique et harmonieux classicisme . . . et qu'il serait temps de la retrouver.

Solide aussi l'étude que Mr Marcel Dubois donne dans *le Correspondant*, — N° du 10 Juillet, — à propos du tricentenaire de Québec,

sur les rapports du Canada et de la France, et les efforts de Champlain, qu'il analyse avec compétence. Il termine par des aperçus sur l'état d'esprit des Canadiens d'aujourd'hui.

La perte du maître Gaston Boissier, que je signalais à regret le trimestre dernier, occupe les Revues; tandis que Mr François Albert, — *Nouvelle Revue*, — N° du 1^{er} Juillet, — lui consacre quelques pages pieuses, Mr René Pichon, — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 15 Juillet, — essaye de »démêler comment s'est formé cet esprit lumineux et charmant«. Il le montre Nimois raciné, préparé à comprendre le patriotisme municipal antique par son attachement à cette vieille ville où ses flâneries d'enfant préludaient à ses »promenades archéologiques«; méridional à la parole subtile, à l'esprit lucide, mal à l'aise dans les brumeuses littératures du Nord; rappelle les succès réguliers de sa calme carrière universitaire, aimé et admiré de ses élèves qui l'appelaient Gaston Phébus; passe en revue ses ouvrages: *Cicéron et ses amis*, qu'il veut laver du reproche de manquer de cohésion; *la Religion Romaine, l'Opposition sous les Césars, la Fin du Paganisme*, toutes œuvres encore fondamentales que nous aimâmes; étudie son travail de documentation où, mettant l'érudition au service de la psychologie, il cherchait, avec probité, à démêler l'âme des époques. Mr R. Pichon s'étend à mon avis trop longuement sur »M^{me} de Sévigné« et »St Simon«, deux incursions que le maître latiniste tenta, non sans succès d'ailleurs, dans la littérature française; mais je me plais à reprendre cette phrase, le plus bel éloge, je crois, et mérité qu'on puisse adresser à Gaston Boissier: »il n'a voulu être qu'un professeur, un érudit et un lettré.« Voilà un idéal qui ne saurait manquer de paraître »pompier« aux esthètes.

En fait d'esthètes, j'ai le plaisir de vous apprendre, et je le tiens de Mr de Lacaze-Duthiers, — *La Revue*, — N° du 15 Juillet, — qu'une nouvelle école poétique est née. Elle a même un but, un programme, — fort bien! — et des idées . . . ce qui est plus grave. Ses adeptes s'intitulent »Visionnaires« ou »Aristocrates«; ils impriment de fougueux »appels à la jeunesse« et ouvrent »la Foire aux Idées«. Ils ont, disent-ils, »l'insensée illusion de croire à la beauté de leur vision du monde«. Ils s'appellent Banville d'Hostel, G. H. Mai, G. T. Franconi, Bernard Marcotte, André Colomer, etc. Ils sont »créateurs, conscients, synthétiques, rationalistes«. Moi, au fond, je veux bien; si même ils ont du génie, je suis prêt à les acclamer, seulement, je suis un peu effrayé; »leur ciel est le Walhalla du travail, rouge d'usines, hérissé de fours et de cheminées, strident de rails«. J'ai peur que tout ce bruit ne fasse fuir la muse.

Il est vrai que la voix du canon lui a plu parfois; elle aimait à suivre Bonaparte, par exemple; or, la mode française indique un retour marqué vers l'Empire: costumes, ameublements, beaux arts, littérature s'en inspirent. Tous les détails sur LUI passionnent le public. Aussi Mr Arthur Chuquet étudie-t-il d'une manière intéressante et nourrie, — 15 Juillet et 1^{er} Août de la *Nouvelle Revue*, — un personnage qu'il nous révèle à peu près, Le Parrain de Napoléon. Il est vrai que son filleul n'en parla jamais dans ses Mémoires, mais Joseph le nomme. Il s'appelait Laurent Guibega et prit part avec son frère Damien à la lutte des Corses contre les Français en 1768—1769. Il fut pourtant un des premiers à se soumettre et, voyant l'indépendance bien morte, il servit le nouveau gouvernement comme Procureur du Roi et Greffier en chef des Etats. Il avait connu Charles Bonaparte à Ajaccio et en »très cher compère« il le recommanda au tout puissant Marbeuf. La famille Bonaparte lui dut ainsi la

bourse de Joseph au collège d'Autun, celle de Napoléon à Brienne, celle d'Elisa à Saint Cyr. En 1789, son filleul le prit pour confident de ses idées en une lettre que le rallié dut lire en haussant les épaules de pitié : le futur empereur était alors Paoliste enragé, maudissant les Français, composant « les Lettres sur la Corse » ; mais se sentant trop jeune et inexpérimenté il aurait voulu que son parrain, plus mûr, parlât à sa place et groupât les efforts des mécontents. Guibega ne répondit même pas. Des contemporains assurent, d'ailleurs, qu'à ce moment il rêvait l'intendance de la Corse. Il se présenta, en tous cas, aux élections contre Buttafoco. Des deux côtés la lutte fut chaude ; on se reprocha tout ce qu'il est d'usage en pareille occasion, on s'accusa, on se récusait, bref, son élection, plus ou moins légale, fut annulée. Le populaire cria, l'évêque de Sagone protesta, Napoléon Bonaparte s'indigna, Guibega courut à Paris, le tout en vain. Mais comme les troubles se renouvelaient, il présenta un mémoire au ministre, se rapprocha des députés de l'île, élaborait avec eux un plan qui fut désapprouvé par l'autorité. Quand enfin la Corse fut nettement incorporée à la France, Guibega siégea au comité supérieur où il se montra ferme, habile, énergique, modéré ; il essaya de combattre les desseins de Paoli, sans résultats du reste. Malheureusement on a peu de renseignements sur ses derniers moments. L'exécution de Louis XVI lui avait quelque peu brouillé les idées. C'est chez lui que se réfugièrent les Bonaparte à Calvi, quand les Paolistes les chassèrent d'Ajaccio. Sa fille avait manqué épouser Joseph.

Mr Daniel Halévy, — *Revue de Paris*, — N° du 15 Juillet, — s'en prend sous le titre *Frédéric Nietzsche et l'Empire Allemand 1870—72* — à deux années de la psychologie de Nietzsche, son amitié avec Wagner et Burckhart, sa rencontre avec Mazzini, sa primitive crainte de la guerre « pour que l'Etat ne devienne pas trop fort » ; puis son sentiment patriotique sous la forme belliqueuse se réveille et il poursuit quand même à travers une Grèce incertaine la notion d'une patrie idéale qui ne tuerait pas la culture ; il juge l'Allemagne menacée d'un désastre moral dont il voudrait la sauver, et, pour cela, revenant toujours à la Grèce primitive, c'est à la guerre qu'il aboutit. Même en Grèce, tout ne lui semble point également admirable. Il voudrait opposer les deux Grèces : l'Eschylienne et la Socratique, l'Alexandrine.

Mr René Doumic publie dans *le Correspondant*, — N° du 25 Juillet, — *le Carnet de Voyage de Lamartine en Italie*. L'auteur de Graziella a alors 21 ans. Comme il fallait s'y attendre, s'il s'émerveille, c'est surtout des paysages et de la lumière. Rome, Naples, Tibur lui plaisent, certes, mais leur cadre encore plus ; et dans son admiration la nature a plus de place que l'art.

Mr Barthélémy traite de questions d'un intérêt plus pressant avec *le droit de grève dans les fonctions publiques*, — *Grande Revue*, — N° du 25 Juillet. — Il veut rendre la grève impossible en supprimant ses causes, en assurant aux fonctionnaires justice inlassable, sécurité complète, etc. Je préjuge que Mr Barthélémy doit s'honorer d'être utopiste . . . et il a raison.

Utopiste aussi, à son époque, ce J. J. Rousseau qu'admirait si fort Marat, ainsi que nous le rappelle Mr Edme Champion, dans *la Revue Bleue*, — N° du 25 Juillet, — admiration qui n'empêchait pas Marat, d'ailleurs, de récuser parfois les théories de Rousseau, notamment sur l'indivisibilité de la souveraineté du peuple ; mais que voilà des hommages pourtant qui ont fait du tort à celui auquel ils étaient adressés ! Taine surtout s'en

est effarouché et indigné. De fait, pour préluder à son rôle sanglant, Marat se montrait idyllique au point de réclamer à grands cris la plume de Rousseau, pour chanter la nature et ses plaisirs innocents, ce dont Voltaire le raillait. Il publia même l'an I de la République un volume «les Chaines de l'esclavage» où, de vrai, Mr Edme Champion s'étonne de le trouver moins noir qu'on ne croirait, mais plutôt hésitant, ne sachant quelle route prendre; aussi quand il relève chez les détracteurs de Rousseau, comme une preuve de la quasi complicité de leurs systèmes dans ce fait que l'auteur du «Contrat social» fut transporté au Panthéon trois semaines juste après Marat, il la nie et, spirituellement, rappelle que ces concordances de dates pourraient entraîner à d'aussi plaisantes rencontres que le transfert des cendres de Descartes entraînant l'exécution des Girondins. Pour lui, au contraire, «la panthéonisation» . . . (le vilain néologisme, ma foi!) de Rousseau aurait été, au contraire, une réparation, un désaveu de celle de son terrible disciple.

Quelque soit mon dévouement pour mes lecteurs allemands, j'avoue ne point m'astreindre à lire «*Poésia*». Il y a cependant, paraît-il, dans son Numéro de Juillet le commencement d'un poème de Mr Jules Romains qui est bien remarquable, à ce que dit Mr R. de Bury dans *le Mercure*. En voici un échantillon:

Moi, je n'ai pas de chair, toi, tu n'as pas de foule

Un tremblement se perd de la rue à la chaise.

Vous comprenez? Non? Ah! moi non plus. Et l'auteur, qui sait? Mr de Bury y voit la marque d'une philosophie personnelle.

C'est égal, ramenez moi aux carrières, je veux dire, par exemple à Victor Hugo, dont s'occupe Mr de Bersaucourt, — *Mercur*, — N° du 1^{er} Août, — et que n'épargnaient pas pourtant les pamphlétaires. C'est Baour Lormian qui s'indigne parce que

avec impunité les Hugo font des vers

et J. B. Pie (de l'Ariège) et Charles Farci et les auteurs anonymes de tant de folles rapsodies, Harnali, Tyran Pas Doux, etc. . . toutes choses que nous avons sues, mais qui ne sont point mauvaises à relire de temps en temps, comme application de ce délicieux proverbe turc:

Les chiens aboient mais la caravane passe.

L'humanitaire et sociologue Hugo serait satisfait des bons sentiments qu'épale Mr Gaston Jollivet, — *Correspondant*, — N° du 1^{er} Août, — sur la Crise parmi les domestiques parisiens; — mais jusqu'à quel point cela relève-t-il du Mouvement Intellectuel?

Bien plus, sans doute, le Sully Prudhomme intime que présente, — *La Revue*, — N° du 1^{er} Août, — Mr Henri Schœn. La valeur documentaire des cahiers où le poète, en son enfance, rimait tant bien que mal le pupitre, les camarades, la première amourette, montre combien, toujours, sa poésie fut empreinte de sa vie. On y voit sa souffrance sans affectation, mais sa manie de l'analyse à la moindre palpitation de son cœur, la sincérité de sa tristesse, son amour des sciences. Mais, quant à ses premiers chants que donne Mr Henri Schœn, sans mentir, je me battrais inutilement les flancs pour y trouver autre chose que des vers gentils, sur le mode des plus naïfs de Victor Hugo et qui faisaient à peine présager sa gloire future.

Dans *la Revue Bleue*, — N° du 8 Août, — Mr Jacques Lux, expose avec netteté et bon sens qu'en un siècle où l'on parle si haut de l'éducation populaire, où nous sommes tant de braves gens assez éclairés qui y faisons nos efforts, nous sommes vaincus par tous ceux qui, avec

un motif d'intérêt, flattent les mauvais instincts des masses, par l'imagerie sanglante et obscène, les romans feuilletons à grand tirage, l'intoxication matérielle et morale dans les cabarets et les bourses du travail que corrompent trop souvent des meneurs sans moralité ni convictions, et il nous montre avec regret les Universités populaires qui périssent.

Pour varier, — *Revue Bleue*, — N° du 15 Août, — Mr Augustin Gazier se fâche tout rouge contre les prédicateurs modernes qui accusent Port Royal de n'avoir pas connu la dévotion au Sacré-Cœur. Mr Gazier veut tellement laver ses chers Jansénistes d'un tel reproche qu'il proclame sur le mode épique que la mère Angélique elle-même y avait une dévotion particulière ! Et avec un zèle un peu lourd, il s'efforce à prouver que les religieuses faisaient état des images, des médailles, des christs aux bras ouverts, vouaient une dévotion spéciale à Saint Joseph. Il en dit tant . . . Il en dit tant . . . Je crois que Mr Gazier a sérieusement peur de passer pour hérétique.

D'un style alerte et coloré, — oh ! tout le contraire de celui de Mr Gazier, — Mr Emile Colas, — *Nouvelle Revue*, — N° du 15 Août, — nous entretient des *enlèvements d'autrefois*, actes de brigandage que nous avons poétisés, crimes de gentilshommes auxquels l'opinion, l'autorité et souvent la victime étaient indulgentes.

Temps durs, temps héroïques aussi que ceux-là ! Temps des grands courages et des grands crimes, telle cette *Saint Barthélemy* sur laquelle Mr Henry Monod publie — *Revue de Paris*, — N° du 15 Août, — un document inédit des plus curieux. C'est une sorte de relation attribuée au futur Henry III, roi de Pologne, et l'on voit, à ce seul nom, l'intérêt historique et politique de ces quelques pages où l'auteur, qui guette le trône et caresse l'opinion, blâme le massacre, déclare que le roi de France ne le voulait guère, mais que, ce qui est mieux, celui de Pologne ne le voulait pas du tout et que, dans ses villes françaises, on n'avait touché ni à un homme ni à un enfant de la Religion. Graves débats de la liberté de pensée que combattaient, de la meilleure foi du monde, tous les fanatismes armés de bonnes intentions.

En post-scriptum au livre de Mr Raoul Allier, *la Cabale des Dévots*, Mr A. Rebelliau, — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 15 Août, — apporte sur la Confrérie du très Saint Sacrement des documents inédits peu nombreux mais instructifs, dit-il. C'est la correspondance entre Paris et Marseille. Nous voyons peu à peu se relâcher la concentration, mais manœuvrer le comité parisien avec une activité inlassable, envoyant des conseils, des œuvres (entre autres un traité de Godeau) des mandements, des factums au ton de Mazarinades, commentant les événements d'Angleterre qui *«affligent fort»*, tranchant les cas difficiles, recommandant toujours et surtout le secret ; au demeurant faisant du bien aux forçats et poursuivant la lutte contre le duel ; tout cela ne fait du reste que confirmer le livre de Mr R. Allier, encore, — vous vous en doutez peut-être, — que ce soit écrit dans un esprit tout différent. La deuxième partie de l'article est consacrée au curieux abbé de Pontmorand qui effaroucha la Sorbonne, attaqua la Régente et fut pour un temps blâmé et rejeté par la compagnie qu'il compromettait.

Après un peu d'histoire qui s'éclaire, une légende qui meurt, — ou du moins qu'on essaye de tuer, car je sais par expérience que les légendes ont la vie dure — Mr Edouard Schuré, — *La Revue*, — N° du 15 Août, — résume les débats sur celle de Tasse. Le Romantisme simpliste, en avait fait, dans un décor visant à la couleur locale, quelque chose comme

«le Trouvère» sans musique, et nous avons pleuré à cette touchante histoire; Mr Solerti, repris et résumé par Mr Pierre de Bouchaud, dans son zèle de démolisseur, nie les moindres galanteries avec Eléonore, le peint irascible, présomptueux, inconstant, presque dénué d'honneur, bref, «un déséquilibré superbe», et le maître italien Angelo de Gubernatis, dont s'inspire Mr E. Schuré, veut remettre les choses au point. Il explique tout, simplement par la présomption du poète et la vanité du Prince, — ce qui paraît au moins psychologique. Ajoutons que Mr E. Schuré écrit bien et note avec délicatesse que «les Lucrèce et les Eléonore, sphynxes de leur temps, eurent malgré leurs péchés beaucoup de la grâce exquise et un peu morbide des Armide, des Clorinde, des Olinde et des Herminie».

J'aime mieux cela que les commentaires sur les lettres de Musset, Barbey d'Aureville, Zola et Taine que Mr Michel Salomon donne dans *le Correspondant*, — N° du 25 Août. — Oh! que mes contemporains me fatiguent avec leur passion d'éditer des lettres, qui pour la plupart, n'ajoutent rien à la gloire ou à la personnalité de leurs auteurs, puis avec leur passion de commenter ces éditions!

A ceux qui ne sont point de mon avis Mr Philippe Godet offre, — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 1^{er} Septembre, — des lettres de J. J. Rousseau à Thérèse, à Mme Boy de la Tour et à Mme de Lessert. Elles nous montrent le Rousseau que nous connaissons déjà, sensible et familier avec ses amis, atteint de la manie de la persécution, ombrageux et impatient. Il y est question de petits détails, tels qu'une bague et une robe pour Thérèse, une épinette arrivée à bon port, un passeport vainement attendu qui prend des proportions tragiques, enfin un envoi de pots de confitures de Montpellier en échange de quelques aunes de toile cirée pour envelopper son herbier.

Au *Mercure*, — N° du 1^{er} Septembre, — Mr J. Péladan traite une curieuse question avec son talent et son parti-pris habituels: *L'Inutilité de la Réforme Protestante*. Pour lui, tout a été fait par les humanistes de la Renaissance; sécularisation de la théologie, mode de l'exégèse, habitude de la libre-pensée. Au contraire, il veut voir en tous les savants de l'époque des adversaires nés de la Réformation qui «corrompaient leurs moissons». Il ne voit pas un hérétique parmi ces esprits éclairés: Gentile d'Urbin, Benivieni, Politien, Chalcondyle, Pic de la Mirandole, Marsile Ficin, mais il est vrai qu'il ne s'occupe que de l'Italie.

De l'avis de Mr Péladan sans doute, si elle eût étudié la question, eût été cette Georges Sand, muée en «la bonne dame de Nohant», qui, d'après Mr Paul Louis Hervier, — *Nouvelle Revue*, — N° du 1^{er} Septembre, — confiait au curé Clément, devenu son hôte habituel, que les protestants avaient enlevé au catholicisme, «tout ce qui lui plaisait, tout ce qui lui allait au cœur». La voici transformée en dame patronnesse, donnant aux œuvres pies, débarrassant le pays des brebis galeuses. . . . Vraiment l'audace est belle! — Et Mr Hervier regrette que cette Georges Sand là ne parvienne pas à faire oublier l'autre. Je me demande parfois si je n'aime pas mieux «l'autre».

Barbey d'Aureville, lui, les haïssait également: à l'étincelant et pittoresque écrivain qui eût voulu être «son bourreau», Mr Henri d'Almèras, — *La Revue*, — N° du 15 Septembre, — consacre quelques pages au relent de fond de tiroirs qui ne nous apprennent que peu de choses sur ce dandy du genre inférieur, ce gentilhomme qui traitait Dieu d'égal à égal, sur la critique endiablée et incisive, les excentricités de costume et de langue de ce «marchand de gloire».

Dans *La Revue de Paris*, — N° du 15 Septembre, — Mr Anatole Le Braz continue *Le Pays d'Exil de Chateaubriand*, dont je vous avais parlé avec éloge dans un de mes précédents *Mouvements*. Et, certes, c'est très gentil et un peu ironiste, cette idylle frottée de littérature avec Miss Ives, petite Atala qui conspirt mal Chactas, son »*french teacher*«, — qui du reste était marié, mais vous m'avouerez que c'est, — même sous couleur de rechercher les sources de Chateaubriand, — un peu trop délayer cette joliette histoire . . . triste au fond.

II.

Les Livres. — En ce trimestre de vacances, j'ai à signaler quelques ouvrages de critique: dans son »*Racine*«, Mr Jules Lemaître montre, avec une infinie souplesse, que l'homme et l'œuvre, si impersonnelle soit elle, ont entre eux une secrète harmonie. Notre exquis tragique est un de ces auteurs, à la fois délicats et profonds, que l'on découvre chaque jour davantage; aussi est-il sans cesse à étudier, et quoi que je n'en tiennne guère pour la critique impressionniste, l'avis de Mr Lemaître et ses aperçus ingénieux ne sont point sur lui à dédaigner. Il constate, — ce qui n'est peut-être pas très neuf, — qu'au XVII^e siècle »la politesse extérieure recouvre une vie passionnelle extrêmement énergique et souvent une brutalité foncière«; de cette époque pittoresque, il trace des crayons prestes; et ce sont ces Messieurs et les amis, et les originaux, auxquels on pourrait reprocher d'être plus amusants que nécessaires en cette étude: Desmarets, de Cély. Pour le récent converti qu'est Mr Lemaître, l'empreinte de Port Royal sur Racine est profonde, absolue, et l'évolution de l'auteur de Phèdre avait commencé dès Bérénice. Pour l'œuvre, je relèverais, à côté de pages séduisantes et judicieuses, des rapprochements paradoxaux qui font présumer que si Mr Lemaître ne prononce pas le mot de »romantisme« — démodé depuis Deschanel, — il en a peut-être bien envie. Oreste lui semble parent d'Anthony et il trouve Antiochus Lamartinien. Ce sont là paillettes à la mode.

Nous retrouvons la même théorie sur la vie et l'œuvre dans »*le Molière*« de Mr E. Rigal en deux consciencieux volumes; mais, par contre, l'auteur se garde de tout ce qui paraîtrait rapprochements légers et contemporains. Ce n'est aussi qu'avec une prudence timide qu'il considère Molière dans son ensemble, depuis le farceur gaulois jusqu'au comique le plus haut; car il faudra sans doute une vingtaine d'années encore pour qu'on adopte cette théorie qui m'est chère, et l'ouvrage de Mr Rigal se garde de toutes les audaces avantives. Il suit pas à pas, chronologiquement, et l'existence et les ouvrages de Molière, condensant force choses utiles auxquelles manque peut-être la nouveauté. Son excuse, s'il en a besoin, c'est que son œuvre est la rédaction d'un cours professé depuis 1901, à l'Université de Montpellier.

Nos snobinettes vont être scandalisées si elles ont vent de la malice de Mr F. T. Marmetti: »*Les Dieux s'en vont . . . d'Annunzio reste.*« Il est vrai que l'auteur est cruel; et, ce qui ajoute à l'horrifique, c'est que, malgré quelques outrances, il ne manque ni de justesse ni de talent.

Un autre Italien qui reste, — par bonheur, — c'est *Dante*, que Mr Pierre Gauthiez recherche page à page, et presque ligne à ligne, dans la *Divine Comédie*. Il montre le réalisme profond de cet enfant du peuple, et, la dépouillant de ses oripeaux de convention, nous ressuscite cette grande figure, simple dans sa vérité.

Sérieux aussi l'ouvrage de Mr Camille Bloch: *L'assistance et l'éta*

en France à la veille de la Révolution; le sujet, presque neuf, est traité avec prudence et ampleur. La psychologie y aide la documentation, et il en ressort naturellement que, comme la génération spontanée n'existe dans aucun ordre de faits, la révolution, en ce domaine encore, exécutrice testamentaire de la monarchie, n'a fait que codifier les efforts tentés par elle et appuyés par les écrits des philosophes et des économistes.

Du même temps, mais sur un sujet plus riant, *«Les amoureux de Marie-Antoinette d'après les pamphlets»* de Mr Henry d'Almèras. Bien entendu, l'auteur a la foi qui convient en cette odieuse littérature; il étudie la conduite de cette reine ignorante, frivole, dépensière, dont les travers effrayaient sa mère et Merci, mais conclut, — et je suis tenté d'être de son avis, — que la seule intrigue sérieuse a dû avoir Mr de Fersen comme partner; et somme toute elle aurait pu plus mal choisir.

Est-ce proprement de l'histoire ou de l'art, *«La Villa d'Adrien»*, de Mr Pierre Gusman, catalogue-guide de ce Versailles antique? En tout cas, cela peut être utile et agréable aux amateurs de *«promenades archéologiques»*.

Mr P. Piobb, sous le titre *«l'année occultiste et psychique»*, résume les travaux de chercheurs que préoccupent les vieilles sciences occultes. Ils voient dans la mantique et autres procédés de divination, jusqu'ici à peu près méprisés comme valeur documentaire, des embryons de sciences psychiques.

Toujours âprement discutée, la question de l'instruction des femmes incite Mr J. de Lanessan à nous donner son avis dans *«l'éducation de la femme moderne»*. Il veut avec tant d'autres, qu'on en fasse une individualité à la hauteur de son rôle d'épouse et de mère. Pour cela on lui enseignera toutes choses avec discernement. On lui fera dessiner des plantes, des animaux, des cartes de géographie par une méthode rationnelle et expérimentale. Je vois mal le rapport avec l'accomplissement du rôle préconisé. Du reste, je me demande parfois pourquoi l'on n'élève pas nos filles pour elles-mêmes, ou pourquoi on ne se décide pas — par une étude spéciale du dessin et de la géographie, — à apprendre à nos bacheliers leurs devoirs d'époux et de pères.

C'est un roman, mais sociologique, que le *«Triomphe des Vaincus»* de Mr Harlor. Si l'œuvre est trop touffue, l'effort du moins reste noble, ce sont les idées généreuses qui, finalement, assurent *«le triomphe des vaincus»*.

L'Aloyse Valérien de Mr Edouard Rod est encore un roman. Oh! pourquoi? Que nous importe l'histoire de son héroïne, et à quoi bon le cadre d'une banale histoire d'amour! Mr Edouard Rod n'est pas fait pour le roman. Sa philosophie, forte et décourageante, est plus poignante que ses pâles personnages, froids comme des abstractions. J'aime mieux *«La Course à la Mort»* que *«La Vie de Michel Teissier»*.

Les romans, d'ailleurs, abondent; et ce sont *«Les Affranchis»* où Mr Abel Hermant mêle au goût le plus délicat des ignominies rabelaisiennes; — *«Le Sentiment de la Vie»* de Mr Emile Darnaville, qui parle de tout et d'autres choses encore, tel Pic de la Mirandole; et *«Pimprenette»* de Willy, aimable théâtrale qui s'essaie à imiter la Phryné antique, toujours avec des à-peu-près, — et *«l'Histoire d'une Société»* de Mr René Béhaine, évoquant les milieux provinciaux, — et *«l'Offrande»* de Mr Emile Abel Sorel, histoire ordinaire d'un prêtre qui a mal tourné et ne se peut débarrasser de l'empreinte de la prêtrise, — et *«la Conquête des femmes»* de Mr Maurice Magre, qui essaie de refaire *«l'art d'aimer»* d'Ovide, sans

y réussir, — et la *»Bataille perdue«* de Mr Maxence Legrand, où la femme de l'écrivain Michel Albrieu se vend pour assurer la célébrité littéraire de son mari; — et *»l'Epouvante«* de Mr Maurice Level, qui met dans une situation déplorable le reporter romanesque Onésime Coche; — et *»Graziosa«* roman corse de Mr Quiliens Albertini, qui joue son petit Mérimée, et naturellement cache son héros dans le maquis.

Tirons à part *»Les Pourpres«* de Mr Célestin Pontier, scènes de la vie cléricale qui n'ont rien de commun ni avec celles de George Elliot ni avec celles de Ferdinand Fabre; pleines d'une ardeur feugueuse pour peindre ce que l'auteur nomme *»la tragédie sociale«*, ouvrage touffu, d'une abondance un peu lâche, œuvre de début non sans valeur; — et les *»Trois apôtres«* de Georges Beaume, un décentralisateur du Bas-Languedoc, qui continue, lui, Ferdinand Fabre, pour donner à la littérature une nouvelle province, et dont le roman se passe à Méze, l'antique cité romaine, s'élançant comme un cap dans l'étang de Thau et à Bouzigues, pauvre village de pêcheurs perdu au fond de la baie.

Enfin, pour terminer sur une note émue, M^{me} Marie Laparcerie, dans *»la Comédie douloureuse«*, nous conte l'histoire d'un petit jeune homme qui aimait une petite jeune femme qui aimait un autre petit jeune homme Vous voyez comme c'est neuf et hardi comme conception! Il est vrai que d'une telle donnée Racine a tiré Andromaque.

III.

Les Théâtres. — Sous les rais brûlants du soleil ou sous les carressantes sagettes de la lune, les théâtres de plein air ont, comme d'usage, appelé les foules à leurs splendeurs coutumières. La chorégie d'Orange, en trois séances mémorables, a donné *la Médée* de Mr Catulle Mendès, dont je parlai à son heure; *les Burgraves* de Victor Hugo; *le Cyclope d'Euripide* adroitement adapté par Mr Léon Riffard et qui est heureusement plus près de la vieille mythologie que le *Polyphème* d'Albert Samain; — et aussi le *Roi Midas* de M. M. André Avèze et Paul Souchon, qui ont repris de même l'antique légende dont ils ont tour à tour fait une comédie satirique et une farce outrancière. Et c'étaient de merveilleux et plastiques artistes comme Mr Mounet-Sully et M^{me} Segond-Weber et d'autres excellents diseurs qui lançaient à un public enthousiaste les rimes sonores ou les proses cadencées.

Le Théâtre du Pré-Catelan donna une *Dalila* un peu nouvelle en ce qu'elle aime Samson et qu'elle répugne à le trahir, pièce plus romantique encore que *la Colère de Samson* du romantique Alfred de Vigny et assaisonnée, dans son cadre de verdure, d'une musique de Mr Tcharko Richepin et du *»gueuloir«* de Mr de Max qui n'a que cela de commun avec Flaubert.

Champigny-la-Bataille nous présente une autre légende biblique *»Les Maudits«* de Mr Henry Fescourt. C'est Caïn

». . . . avec ses enfants vêtus de peau de bêtes», qui fuit depuis trois cents ans devant la colère du Seigneur, juif-errant primitif. Et sa troupe rencontre le fils de Seth, et il y a là un petit enfant qui ressemble à Abel, et, par suite d'événements que je comprends encore plus mal que M^{me} de Sévigné la grande tuerie de Bajazet, ce petit enfant est massacré; et ainsi s'établit l'enchaînement des crimes à travers les âges.

Béziers se distingue à nouveau par le spectacle de ses Arènes où Mr Castelbon de Beauxhostes donne *»Le Premier Glaive«* de M. M.

Népoty et Rabaud, pièce toute d'imagination qui se place dans le temps et dans l'espace au gré du spectateur et qu'illustrent les décors du maître Jambon. Je critiquerai sans doute la donnée de la pièce, le premier glaive inspirant le premier amour, quand vraisemblablement le premier amour arma le premier homme. Mais il faut louer sans réserve les artistes de chant, tels Mr Affre; les tragédiens, comme M^{lle} Roch et Mr Mounet; l'orchestre et les masses chorales, sans oublier Belloni et son ballet.

Enfin une intéressante tentative de plein air mérite d'être signalée à Montpellier: des amateurs y restituèrent *Esther* avec les chœurs de J. B. Moreau par la Schola que dirige Mr Bordes, fête à la fois d'art et de charité. Je parlerais bien d'un *Prologue* en vers spécialement écrit pour cette représentation, si celui qui signe ces lignes n'en était le modeste auteur.

Et, tandis qu'ainsi le public courait les salles de verdure, et *Bussang*, et *Cauterets*, et que Paris inondait la province, les provinciaux égarés à Paris assistaient au théâtre Sarah-Bernhardt à la représentation de *l'Or* de M. M. René Peter et Danceny, mélodrame sinon gai, du moins mondain, destiné à prouver que l'argent fait des mariages mal assortis, désunit des fiançailles, change les caissiers en filous et précipite ceux qui le possèdent en d'aventureuses entreprises; — ou bien applaudissaient, au Théâtre des Variétés, la reprise du *Roi* de M. M. de Flers, Cailhavit et ce pauvre Emmanuel Arène, comédie de belle humeur, amusante encore que violente, tendre un peu, encore que passablement bouffonne; — ou encore *Mme Bluff*, aux Bouffes Parisiens, comédie de Mr Alexandre Dobraï, qui repose presque tout entière sur le jeu étourdissant de M^{me} Augustine Leriche, et que traverse la silhouette du sénateur Bouloche, roquentin cacochyme et partisan des pots de vin.

Le Châtelet se lance dans les nouveautés avec »*Le Tour du Monde en 80 jours*« de Mr Jules Verne; et le Palais-Royal avec »*Trois femmes pour un mari*« de Mr Grenet-Dancourt; tandis que le Théâtre Chuny adapte, par les plumes de M. M. Claude Roland, Kraatz et de Mauprey, sous le titre de »*l'Homme à la Montagne*«, la pièce allemande Hoch-Tourist que l'on a jouée cent fois en Amérique en la nommant Mountain Climber.

IV.

Les Idées. — Inaugurons! Inaugurons! C'est le moyen de rendre hommage à nos illustrations géniales, le moyen de marquer notre reconnaissance à ceux, savants, poètes, artistes, romanciers, qui ont au loin porté notre gloire nationale et fait de nous les amants du beau et du vrai.

Et d'abord, à Virieu-le-Grand, un buste pour *Honoré d'Urfé*, pour l'auteur de *l'Astrée*. En ce petit village que surplombent les ruines du vieux château où il écrivit son œuvre, se dressera le buste de l'écrivain, œuvre de Mr Paul Fournier; et les paroles de Mr René Bazin ont été celles qui convenaient pour célébrer la vie aventureuse et les qualités du romancier. Certes son Lignon a trop de flots de petit lait; ses bords en sont trop fleuris d'arbres en soie verte; ses bergers ont trop de rubans, ses bergères trop de satins; ses petits moutons sont trop poudrés; mais il n'en reste pas moins que d'Urfé a atteint le génie en créant des types tels que Hylas, Céladon, Astrée; et que sa gigantesque pastorale a servi bien des fois de modèle à des troupeaux d'imitateurs épris de concetti et d'agudezzas.

Poeta minor fort honnête, Eugène Manuel a, lui aussi, son monument à Paris, en bordure de l'avenue Henri Martin, devant le petit lycée Janson de Sully, près de la maison où il vécut ses derniers jours. Mr Gustave Michel a fait revivre dans un groupe heureux l'auteur et ses humbles héros, l'ouvrier et la jeune fille; car, même avant François Coppée, Manuel cultiva surtout la poésie intime et familière. Ses *Poèmes Populaires* gardent les qualités de ce genre, avec leurs défauts aussi, et le sermo pedestris de cet universitaire est loin de valoir celui d'Horace. *Les Ouvriers*, drame social, remportèrent un succès légitime, et il laissa la renommée d'un écrivain estimable que l'on eût raison de statuer à la porte de nos lycées.

Le caricaturiste Daumier laisse une autre trace: enfant de Marseille, il habita longtemps en Seine-et-Oise la petite maison que, pauvre, il devait à la généreuse amitié de Corot; et voilà pourquoi la petite cité de Valmondois a célébré avec éclat son centenaire et lui a consacré un buste sur une stèle.

D'abord commis de librairie, Daumier naquit à l'art, lors de la révolution de 1830. Louis-Philippe et la charte excitèrent sa verve, et la prison, — celle de Béranger, de Courier, de Carrel, de Lamennais, de Blanqui, — consacra son jeune talent: roi-citoyen, ministres, maréchaux, châtouillés sont ses victimes immortelles, Lameth, d'Argout, Lobeau, Thiers, cent autres, et les banquiers ventrus, et les puffistes de tout bord, en sorte qu'il synthétise tous les milieux et tous les cloaques en ses géniales créations de Robert Macaire et de son ami Bertrand.

Mais, à côté du caricaturiste, il y avait en Daumier un paysagiste de premier ordre, et son convoi funèbre au Père Lachaise suffirait à l'affirmer.

La fête a été une revanche pour ce héros du crayon, ivre de beauté libre, qui mourut misérable et dont l'Etat prit à sa charge, avec une touchante générosité, les douze francs que coûtèrent ses obsèques.

Revanche aussi, et encore plus tardive, le monument, œuvre de Mr Roch, que la ville d'Annemasse inaugure à la mémoire de Michel Servet sous la présidence de Mr Dujardin-Beaumetz, tandis que Paris en dresse un semblable que sculpta Mr Baffier; — et revanche d'autant plus notable que la politique s'est mêlée à l'affaire et que rien n'est très clair dans tout cela, si ce n'est le mérite du héros statufié.

Partisan des doctrines panthéistiques, qu'il exposa en trois ouvrages très documentés, Servet, géographe, théologien, astrologue, philosophe, fut une victime de l'intolérance de son époque. Deux fois condamné à mort, fugitif, puis repris et exécuté, il reste comme une victime des inquisitions odieuses, comme une preuve que »l'homme fut toujours un loup pour l'homme« et que nous aurons fort à travailler encore pour la libération des esprits et l'indépendance des consciences.

La ville de Paris a organisé, rue de Sévigné, une exposition aussi attrayante qu'utile: »Le temps des Romantiques«. Ici, c'est le café Momus, illustré par »La vie de Bohème«; là, le Bal de la grande Chaumière où dansent les Musette de Mürgen et les Mimi-Pinson de Musset, et Mabilles; là encore, l'Arc de Triomphe en 1846, la Madeleine, le Boulevard de Gand, Tortoni, la Maison dorée, le Café anglais; et les types, marchande de coco, balayeuse, écrivain public; là enfin, les portraits, Musset au foyer de l'Opéra, Dumas père, Balzac, Lamartine et Elvire, M^{me} Dorval, à laquelle manque de Vigny, la Malibran, M^{lle} Mars, M^{lle} Prévost, Julia Grisi, que sais-je? Et l'on retire de cette promenade en cette salle bien rangée, encore que

petite par sa contenance, mais grande par son contenu, — ainsi que dit Maître Jacques de la Cassette d'Harpagon, — une rétrospective joie qui paraît nous rendre notre jeunesse, — quoique, comme parlait Alphonse Allais, «cela ne nous rajeunisse pas».

Nous rions en France, — pourquoi ne nous imiterait-on pas chez nos voisins d'Outre-Rhin? — de l'interdiction des œuvres de Molière au Japon. On reproche à notre comique de railler l'autorité paternelle, de jeter du ridicule sur la science médicale, d'être en un mot un anarchiste dangereux qui se joue du mariage et de toutes les choses sacrées. *Pauvre Molière!*

Juillet-Août-Septembre 1908.

Pierre Brun.

H. Bornecque et B. Röttgers, Recueil de morceaux choisis d'auteurs français. Livre de lecture consacré plus spécialement au XIX^{me} Siècle et destiné à l'Enseignement inductif de la Littérature française moderne et contemporaine. Berlin, Weidmann. gr. 8^o XVI u. 514 Seiten, 1907, geb. 5 Mk. Commentaire littéraire. gr. 8^o (120 S.), 1907, geb. 2,80 Mk.

Das Buch ist einer richtigen Idee entsprungen und mit Liebe zur Sache zusammengestellt. Der geistige Urheber ist, wie die Verfasser an-geben, der in der französischen Literatur so wohl bewanderte, leider zu früh dahingegangene Geheimrat Prof. Dr. Wätzoldt. Das Ziel des Buches ist, französische Literaturgeschichte durch induktives Verfahren zu lehren; es will nicht eine Anthologie bieten, die als Lektüre für ein oder mehrere Semester gedacht ist, sondern es möchte dem Lehrer helfen, seinen Vortrag über die Wandlung der Ideen in der Literatur verständlicher zu machen und zu vertiefen. Hierbei sind dem 19. Jahrhundert drei Viertel des Inhalts eingeräumt worden wohl aus der Erwägung heraus, dass die modernste Epoche schon aus sprachlichen Gründen für Schüler die wichtigste ist.

Um eine Verknüpfung des auf der Oberstufe gelesenen und verarbeiteten Stoffes herbeizuführen, ist jeder Lehrer zeitweilig zu einem literar-geschichtlichen Exkurs gezwungen. Die stilistischen Schwierigkeiten und die Einprägung und Befestigung grammatischer Kenntnisse in Verbindung mit schriftlichen Arbeiten nehmen ja leider so viel Zeit in Anspruch, dass die Lektüre, obwohl sie im Mittelpunkt des Unterrichts steht, immerhin aus dem 17. bis 19. Jahrhundert dem Schüler nur wenige Proben der bedeutendsten Schriftsteller bieten kann.

Sollen diese Proben nun nicht isoliert dastehen, so muss der Lehrer dieses Knochengerüst mit Fleisch ausfüllen. Soll aber lebendiges Blut durch den ganzen Bau fließen und der Schüler nicht bloss Schlagworte nachsprechen, ohne ihre Bedeutung recht zu erfassen, so muss sich der Lehrer nach einer Hilfe umsehen, die seine Bemerkungen erläutert.

Diese Unterstützung können aber nur die Schriftsteller selber ge-währen. Da heisst es dann, bei der Besprechung eines Dichters oder Pro-saikers ihn charakterisierende Stellen zur Hand zu haben. Die Sammlung solcher Stellen durch Bornecque und Röttgers erleichtert dem Lehrer seine Aufgabe ungemein. Er braucht, wenn er z. B. über das Naturgefühl von Rousseau gesprochen hat, nur das Buch aufschlagen zu lassen, um einen Beweis für seine Worte durch Rousseau selbst beizubringen. Oder um auf die modernste Zeit einzugehen, hat er den psychologischen Roman behandelt, so kann er die Stellen aus Stendhal oder Bourget gut ver-werten. Man sieht, das Buch ist aus praktischen, pädagogischen Rück-sichten entstanden, und dieser Umstand wird ihm hoffentlich auch viele Freunde und weite Verbreitung verschaffen.

Die Literaturgeschichte soll für den Schüler nicht ein Gedächtnisballast sein, sie soll nicht in einer toten Anhäufung von Namen bestehen, sie soll ihm vielmehr ein lebendiges Spiegelbild bieten von dem geistigen Leben ganzer Perioden. Er soll die naturgemässe Ablösung einer Richtung durch eine andere und die inneren Ursachen hierfür begreifen lernen. Dazu bietet das Buch die Möglichkeit, und aus diesem Grunde sei es warm empfohlen.

Was den Inhalt betrifft, so werden für lyrische und dramatische Poesie, für den Roman, für Geschichte und Kritik passende Proben der wichtigsten Vertreter geboten. und bei jedem wird das durch ihn in die Literatur eingeführte neue Element gebührend hervorgehoben. Bei Victor Hugo werden z. B. in einer Szene von *Ruy Blas* die lyrischen und melodramatischen Partien gekennzeichnet, und die eigentümliche Mischung von Tragik und Komik wird ebenfalls durch ein Beispiel belegt. Bei Zola werden erst seine Theorien über den naturalistischen Roman erwähnt und dann wird an Proben gezeigt, dass in dem Schriftsteller im Gegensatz zu seinen Theorien doch auch romantische Anklänge noch zu finden sind usw. Die wertvollste Anregung, die wir aus solchen Proben uns versprechen, besteht darin, dass sie den Schüler veranlassen sollen, sich eingehender mit einem ihm besonders zusagenden Schriftsteller zu befassen, dass der gebotene Bissen in ihm den Appetit noch mehr erregen soll.

Die Voraussetzung für eine gründliche Benutzung des Buches neben der bestehenden Schullektüre ist allerdings, dass dem Französischen eine genügende Stundenzahl zur Verfügung steht. Deswegen wird es wohl an Gymnasien keinen Einlass finden, sondern seinen Wirkungskreis mehr an Realanstalten, höheren Mädchenschulen und Seminaren suchen müssen. Hingewiesen sei noch auf die kurze Einleitung über französische Sprache und Literatur, auf die in französischer Sprache abgefassten Erklärungen sprachlicher und sachlicher Schwierigkeiten des Textes, schliesslich auf die übersichtliche Tabelle der Hauptdaten von 1800—1900, die sich auf das Erscheinen künstlerischer und wissenschaftlicher Werke, auf die Geburt und den Tod namhafter Schriftsteller, Politiker und Männer der Wissenschaft Europas beziehen.

Besonders erschienen und für die Hand des Lehrers bestimmt ist noch ein französisch geschriebener literarischer Kommentar, der u. a. die Gründe für die gebotene Auswahl der Stücke angibt.

Charlottenburg.

H. Engel.

Julius Cæsar, A Tragedy by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch und einem Wörterbuch versehen von M. Ignatia Breme, S. S. U. Englische Schülerbibliothek. II. Serie, 5. Bdch. Paderborn, Ferd. Schöningh o. J. [1908]. 126 S. + 26 S. Anmerk. + 19 S. Wörterbuch. Gebd. 1,20 M.

Diese neue Sammlung von Schulausgaben, die, wie nur auf den Verlagsanzeigen, nicht aber auf dem Titelblatt der Bändchen zu lesen ist, von einer Dame, Fanny Mersmann, herausgegeben wird, zeichnet sich durch gefällige Ausstattung und guten Druck aus. Ob sie einem Bedürfnis entspricht und sich halten wird, muss die Zukunft lehren. Ein allgemeines Bedenken sehe ich in der Art der zugehörigen Sonderwörterbücher. Diese haben eigentlich ihren Zweck überhaupt verfehlt, weil sie gar keine Aussprachebezeichnung enthalten; die Angabe der Bedeutungen geschieht mechanisch und ruht nicht auf den Grundsätzen, die für die Bearbeitung

solcher Sonderwörterbücher massgebend sein sollten — wenn man überhaupt diese noch als nützlich anerkennt.

Von den bei uns eingegangenen, in der Bücherschau verzeichneten Bänden habe ich die Cäsar Ausgabe herausgegriffen und geprüft. Diese steht leider nicht auf der Höhe, während wohl die Bändchen mit leichter Unterhaltungslektüre weniger Stoff zu kritischen Bemerkungen bieten werden. Die Einleitung umfasst 17 Seiten und beschäftigt sich mit Drama und Bühne zu Shakespeares Zeit, mit dem Leben des Dichters, dem *Cæsar* und dem Versmass. Sie leidet an Unklarheiten und ist, da sie teils zu viel, teils zu wenig bietet, weder pädagogisch noch wissenschaftlich einwandfrei. Wenn *Interludes* und *Dumb-Shows* (S. 3), *Quartos* (S. 11), *Euphuismus* (S. 12) genannt werden, müsste auch die Erklärung da sein. Ganz unklar, für den Unkundigen sogar unverständlich sind die Ausführungen über *Seneca* und *Ferrex and Porrex* (S. 4), über die Fahrenden Spielleute (S. 5), wo *Ministerialen* einfach identisch mit *Joculatores* gebraucht ist und über das Quellenverhältnis und die Plutarchübersetzungen. — Die rhetrischen Bemerkungen zeugen von nur geringem Verständnis. Von Daktylen und Anapästen im Rahmen des Blankverses zu reden, ist nicht angebracht; überflüssige Silben gibt es nicht, höchstens überschüssige; sechsfüssige jambische Verse sind nicht immer Alexandriner, wie S. 16 augenscheinlich gemeint ist. — Unter den kritischen Stellen, die mit andern Ausgaben — zu Grunde gelegt ist Delius — verglichen sind, sind sicherlich zweifelhafte gemeint. — Auch Stil und Ausdruck lassen zu wünschen übrig. Die Fremdwörter *Zeremoniale* und *Obszönität* brauchen in einem Schulbuch nicht zu stehen. *Rusch* = Binse (S. 6) ist ausserhalb des westlichen Niederdeutschland unbekannt. S. 13 fällt die Form *Bolonia* auf; lateinisch wäre *Bononia*, modern-italienisch *Bologna*. Man sagt auch nicht „In Plutarch redet Brutus, sondern *im*, *bei* oder *nach* Plutarch. Ungewöhnlich ist S. 14 *schuldbar* und *Tyrannie*. Bei George Peele (S. 4) fehlt das Endungs-*e*, S. 10 ist *Zwelfth* für *Twelfth* verdruckt.

In den Anmerkungen halte ich die Inhaltsangaben und Charakteristiken vor den einzelnen Aufzügen und Auftritten nicht für zweckmässig, weil sie den Schülern die wertvollste selbständig zu leistende Arbeit vorwegnehmen. Dasselbe meine ich von der auf den beiden letzten Seiten gegebenen Uebersicht der Stellen zum Zweck der Charakteristik der einzelnen Personen. Neu ist die Mitteilung der Tatsache, dass das Englische auch einiges aus seinem Wortschatz der „Hundesprache“ entnommen hat (S. 15). Geschmacklos ist es, im deutschen Zusammenhange von *Queen Elisabeth* zu sprechen. Im übrigen sind die Anmerkungen sehr knapp und elementar, enthalten Uebersetzungen, Sacherklärungen, Hinweise auf das Quellenverhältnis, auf die Geschichte usw. Druckfehler sehe ich S. 9 *exalations*, S. 16 *uneröhrt*.

Endergebnis: Ich würde diese Ausgabe in der Schule nicht verwenden.

Alexander Pope, Der Lockenraub. Ein komisches Heldengedicht. Mit neun Zeichnungen von A. Beardsley. Leipzig, Insel-Verlag, 1908. 48 S. 40. In Pappbd. gebd. 14 M.

Popes *Lockenraub*, einige Jahre nach seinem Erscheinen (1712) das meist gelesene und grenzenlos bewunderte Hauptwerk der englischen Literatur, das seines Verfassers glänzenden Ruhm begründete, heute aber nur noch von gelehrten Literar- und Kulturhistorikern studiert wird, feiert dank den Bemühungen des um künstlerische Bestrebungen hochverdienten

Inselverlages eine fröhliche Auferstehung. In einer prachtvollen Liebhaberausgabe auf Büttenpapier, in klarstem, scharfem Druck, den die Druginische Werkstatt in Leipzig vollendet besorgt hat, geschmückt mit den neun köstlichen, hervorragend wiedergegebenen humorvollen Zeichnungen von Beardsley und in stilvollem Einbände liegt das Werk vor uns, und es ist ein Genuss, das alte Poem in diesem neuen prunkenden Gewande, das so vortrefflich zu seinem ganzen Charakter passt, von neuem zu lesen, sich an den Bildern zu ergötzen, die fast eine Kostüm- und Kulturgeschichte ersetzen und die etwas steife Grazie des zierlichen Rokoko in ihrer ganzen Eigenart vor uns aufleben zu lassen.

Nur eine Tatsache kann ich nicht billigen: das ist die übergrosse Bescheidenheit, mit der der Uebersetzer, Rudolf Alexander Schröder, im Nachwort von seinem Werke spricht. Wahr ist es allerdings, dass Popes Englisch in dieser Dichtung von wunderbarer Schönheit und Eleganz ist; aber wenn es heisst, dass da, „wo die Rede des Briten leichten Fluges, wie spielend, gaukelt, oder voll und tönend, ein goldener Strom, an die Ufer der Reime brandet, der Deutsche, der mit einer wesentlich laxeren, weit-schweifigeren und syntaktisch lahmeren Sprache annähernd das gleiche in derselben Anzahl von Silben sagen sollte, . . . mit Notwendigkeit stockend, unmelodios, hölzern und unverständlich werden musste,“ so tut der Uebersetzer nicht minder dem Werte unserer Muttersprache unrecht wie sich selbst. Denn nach einem genauen Vergleich des zweiten Gesanges mit dem Urtext kann ich nur feststellen, dass die Uebertragung zwar in manchen Fällen, wie natürlich, ein wenig — keineswegs aber sehr — frei ist, in Ton und Charakter, Knappheit und Witz die wohl denkbar grösste Uebereinstimmung mit dem Vorbilde aufweist und sich infolgedessen ebenfalls als eine sehr gute Leistung erweist.

Wer Freude an schönen Büchern und eigenartigen Literaturdenkmälern hat, dem sei dies Werk warm empfohlen; es ist eine Zierde jeder Büchersammlung. Vermögende Bibliophilen aber können es auch, auf Japan (in nur 100 Abzügen gedruckt) zum Preise von 40 M. haben.

Elizabeth Barrett-Brownings Sonette nach dem Portugiesischen.

Ueberstragen durch Rainer Maria Rilke. Leipzig, Insel-Verlag, 1908.

44 S. 80., in Pergamentband 4 M.

Die *Sonnets from the Portuguese* gelten als die reinste und vollendetste Leistung der Dichterin. Sie sind ausgezeichnet durch eine höchst individuelle sprachliche Vollendung, durch stilistische Feinheit und Innigkeit des Gefühls. Aus diesen Gründen gehören sie mit zu den Denkmälern der englischen Literatur, die am allerschwierigsten zu übersetzen sind. Ist diese Aufgabe nun keineswegs leicht, so ist es um so mehr anzuerkennen, dass der Inselverlag es unternommen hat, auch diesen Perlen englischer Dichtung bei uns Heimatsrecht zu erwerben. Leider ist aber der Uebersetzer augenscheinlich nicht der rechte Mann für dieses Unternehmen. Rainer Maria Rilke ist vielleicht zu sehr selbst empfindender Dichter, um sich in eine fremde Gefühlswelt hineinversetzen zu können. Er ist vielleicht ein Laut- und Tonkünstler; ob aber auch ein Sprachkünstler? Die Uebersetzung dieser Sonette ist ihm jedenfalls nicht gelungen. Die Sprache ist zeitweilig so unklar und schwer verständlich, dass ich mitunter erst den englischen Text zu Rate ziehen musste, um den Sinn ganz zu erfassen. Störend ist auch die Behandlung des Versmasses. Die Verwendung der schwebenden Betonung (Trochäen innerhalb des jambischen Rhythmus) ist entschieden zu weit getrieben, ebenso das

Unterbrechen des Sinnes durch die Verszeile, das freilich auch dem Urtext bis zu einem gewissen Grade eigen ist. Die Freiheit in der Wiedergabe der englischen Verse ist sehr gross, meinem Empfinden nach zu gross; auch ist mitunter der Sinn nicht getroffen, so etwa, wenn (*Son.* V) ein mit *but* beginnender Satz im Deutschen mit *denn* eingeleitet wird, und selbst prosaische Wendungen fallen auf, wie z. B. *Son.* 38

„doch feierlich wie im Zeremonial

ward mir der dritte [d. i. Kuss] auf den Mund gelegt.“

Doch genug der Ausstellungen, die ich nicht häufen will; es ist sehr schade, dass das trefflich ausgestattete zierliche Bändchen nicht höher bewertet werden kann.

Königsberg.

Hermann Jantzen.

Müller, Zum Bedeutungswandel englischer Wörter. Beilage zum Progr. des Gymn. zu Freiberg. Ostern 1908. 28 S. gr. 8°.

Die interessante Arbeit des Verfassers soll hier angezeigt werden, weil er durch die Benutzung reichen Materials imstande ist, für den Bedeutungswandel einzelner neuenglischer Wörter Neues beizubringen. Ausgeschlossen von seiner Sammlung sind Wörter, die in den Wörterbüchern als veraltet bezeichnet werden, auch solche, die nicht nur dem Englischen, sondern auch dem Französischen und Deutschen angehören und in diesen Sprachen denselben Bedeutungswandel erlebt haben wie im Englischen, z. B. *arrive*, *confession*, *grace*, *priest*, *worm* u. a. Ferner beschränkt sich die Auswahl der Wörter auf die Schriftsprache, obwohl ja nicht zu leugnen ist, dass gerade die Sprache des Volks, *slang* und *cant* in reichem Masse Beispiele für die verschiedenen Erscheinungen des Bedeutungswandels bieten. Die behandelten Wörter sind in alphabetischer Reihenfolge geordnet. Einige Beispiele mögen die Art, wie der Verfasser den Bedeutungswandel neuenglischer Worte behandelt, kennzeichnen. *Abigail* s.: hebräisch, wörtlich „meines Vaters Freude“. Ursprünglich Name des Weibes und einer Halbschwester Davids, ist es im Englischen Bezeichnung für „Kammerzofe“ geworden, daneben wird es auch im tadelnden Sinne „zanksüchtige, aufsässige Dienerin“ gebraucht. Der Name ist durch Beaumont und Fletcher, die in ihrer *Scornful Lady* eine Kammerjungfer Abigail auftreten liessen, eingeführt und wahrscheinlich mit Beziehung auf Abigail, die David Speisen auftrag und sich seine Magd nannte (1. *Samuelis* 25), gewählt worden. So auch Klöpfer, *Engl. Reallexikon* I. Zu erinnern wäre hier vielleicht auch an die in Scribes *Le Verre d'Eau* auftretende Abigail gewesen. — *alderman*: ae. *ealdorman* = Fürst, Herzog, Richter; me. *alderman* = Fürst, Vornehmer, Vorsteher ohne Bezeichnung einer bestimmten Amts- oder Rangklasse; ne. „Ratsherr“; amerikanisch „Friedensrichter“. — *accomplice*: Früher, so bei Shakespeare, im guten Sinne gebraucht: Genosse, Waffengefährte; im heutigen Englisch hat sich der Begriff verschlechtert zu „Genosse bei Ausübung eines Verbrechens, Mitschuldiger, Komplize“. — *antic* adj. u. s.: auf lateinisch *antiquus* zurückgehend, früher „alt, antik“ (hierfür heute *antique*) zeigt folgende Begriffsentwicklung: alt, altmodisch (Shakespeare), seltsam, phantastisch, komisch, lächerlich; als Substantivum: Fratze, Posse, Possenreisser, Hanswurst. — *attic*: entstanden aus lat. *atticus*, gr. *ἀττικός* attisch; dieses Wort bezeichnete zunächst, wie noch heute in der Architektur, einen auf kleinen Säulen ruhenden Aufbau, der das Dach verdecken sollte, wie sie in Athen üblich waren; dann „Dachgeschoss, Dachstube“. — *badger*: Dieses Wort, heute Bezeichnung für „Dachs“, bedeutete im Mittenglischen (*badger*,

bayer) „Kornhändler, Kornmakler“. „In theire byeng and barganyng with the bagers, such as bryngeth whete to towne . . .“ (*Engl. Gilds* p. 424). Das Tier hat vermutlich diesen Namen bekommen, weil es wie ein Kornhändler die Getreidekörner von überallher zusammenträgt. — *bedlam*: Ursprünglich nur Eigenname des Londoner Irrenhauses *Bethlehem Hospital*, früher *St. Mary of Bethlehem*, einer alten Priorei, wurde später zum Appellativum „Irrenhaus, Tollhaus“. Adjektiv *bedlam* = wahnsinnig. — *blackguard*: Ursprünglich Sammelname und bezeichnete das Gefolge des Teufels. „A lamentable case, that the devil's blackguard should be God's soldiers“ aus Fuller, *Holy War* I c. 12 (vgl. Skeat, *An Etymological Dictionary of the English Language* 1882, p. XXIII). Dann wurde das niedere Küchenpersonal grosser Haushaltungen wegen seiner schmutzigen Arbeit mit dem Spottnamen *blackguard* belegt, später verallgemeinerte sich der Ausdruck zu „schmutziges Gesindel, Lumpenpack“, schliesslich wurde er Bezeichnung für einen einzelnen „roher Patron, Lump“; adj. *blackguard* = gemein, lumpig; *to blackguard* jem. einen Lump schimpfen oder als solchen behandeln. — *budget*: Meist als parlamentarischer Ausdruck „Staatshaushalt“ gebräuchlich; frz. *bougette* = Reisetäschchen; me. *bougett* = Ledertasche, Säckchen. Dann bezeichnete es die Ledertasche des Schatzmeisters und schliesslich ging es auf die Einnahmen und Ausgaben des Staates über. In seiner heutigen Bedeutung ist *budget* dann in andere neuere Sprachen übergegangen.

Ein gutes Beispiel für den Bedeutungswandel eines Wortes ist *caitiff* adj. u. s.: Lat. *captivus*; afr. *chaitif* gefangen, dann auch „unglücklich, elend“ wie das me. *caitif*. „Ful sade and caitif was she eek“ (Chaucer, *R. R.* 211). Neuengl. ist der Begriff gesunken zu „gemein, erbärmlich“, Subst. „Lump, Schurke“, während das neufranz. *chétif* seine bessere Bedeutung bewahrt hat. — *cattle* aus spätlat. *capitale* = Besitz, Eigentum, me. *catel* = bewegliche Habe, namentlich Vieh, auch Geld, Gut, Vermögen; neuengl. nur noch in der Bedeutung „Vieh“ gebräuchlich. Bezeichnend ist auch der Bedeutungswandel von *engross* v. Die älteste, noch heute erhaltene Bedeutung dieses Verbs ist nach Skeat „Urkunden in grossen Buchstaben abschreiben“. In diesem juristischen Sinne erklärt es Müller aus dem frz. *grosse* „Anfertigung einer Urkunde“, so genannt, weil sie mit grossen Anfangsbuchstaben geschrieben wurde im Gegensatz zu der mit kleinen Buchstaben (*minutis litteris*) geschriebenen *minute*. Dann wurde der Begriff des Wortes verallgemeinert zu „ins Reine schreiben, mundieren“. Bei Spenser und Shakespeare begegnet das Wort in den jetzt veralteten Bedeutungen „dick machen, im grossen aufkaufen“. Im heutigen Englisch wird es auch im übertragenen Sinne „sich anmassen, ganz für sich in Anspruch nehmen“ gebraucht. — Beachtenswert sind ferner Müllers Bemerkungen zu *gig*, *gill*, *gore*, *gossip*, *groom*, *hearse*, *hock*, *hoiden*, *hose*, *Jack* (auch in *boot-jack*, *lifting-jack* u. a.), *jockey*, *Knicknack*, *Knave*, *Knight*, *maudlin*, *miser*, *pantry*, *quaint*, *try*, *wrench* u. a.

Müllers Studie behandelt gerade Worte, die bei der Schullektüre häufig vorkommen und deren kurze Erklärung den Unterricht sicher beleben werden.

Doberan i. Meckl.

O. Glöde.

Kleine Anzeigen.

Stories for Beginners by Various Authors. Edited with Notes and Glossary by K. Lincke. *Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben*, hrsg. von M. F. Mann. 2. Frankfurt a M. M. Diesterweg, 1908. 52 S. + 43 S. Notes and Glossary. Gebd. 1,20 *M.*

An englischer Anfangslektüre ist rein zahlenmässig kein Mangel, aber die Güte lässt vielfach zu wünschen übrig, und so wäre es nur erfreulich, wenn gerade da wertvolles neues Gut erschlossen würde. Die vorliegenden Erzählungen können als solches aber nicht bezeichnet werden. Die fünf Geschichten sind zwar „für die Jugend“ bestimmt, stehen aber nicht sehr hoch. *A Practical Joke* by Aunt Louisa (Nr. 1) z. B. erzählt einen Dummjungenstreich, durch den ein Kind infolge eines ihm böswillig beigebrachten Schreckens schwer krank wird. Die Sache soll als böses Beispiel abschreckend wirken und ist daher mit moralischen und frommen Ermahnungen ausgeputzt. — *Wickedness Punished* by S. Coolidge (Nr. 3) ist ebenfalls eine Geschichte von gebührend bestraffter Niedertracht und triumphierender Unschuld und Ehrlichkeit, meinem Empfinden nach aber in Inhalt und Stil für Kinder, die bereits mit englischer Lektüre beginnen, zu kindlich. Ob die englisch geschriebenen Anmerkungen und Erklärungen, die augenscheinlich auch den Gebrauch eines Wörterbuches entbehrlich machen sollen, immer ihren Zweck ganz erfüllen, muss dahingestellt bleiben. Wenn z. B. *gun* erklärt wird *the thing a person shoots with*, so kann man auch an Pfeil und Bogen denken, und die syntaktische Form der Erklärung eignet sich auch nicht gerade für Anfänger. Mit der Erläuterung von *worrying* durch *tormenting* wird dem Anfänger ebenfalls nicht sehr gedient sein.

Gustav Krueger, *Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen*. Fünfter Teil: Schlüssel zum deutsch-englischen Uebungsbuch nebst stilistischen Anweisungen. Unter Mitwirkung von Mr. William Wright. Leipzig und Wien, Freytag & Tempsky, 1908. 138 S. Gebd. 2,50 *M.*

Das Buch enthält die Uebersetzungen der Stücke des *Deutsch-englischen Uebungsbuches*, weicht aber von den sonst üblichen „Schlüsseln“ ganz erheblich und sehr vorteilhaft ab. Es bringt nämlich nicht bloss eine Uebersetzung, sondern in fast allen Fällen, wo es irgend möglich ist, deren zwei oder noch mehr. Damit hebt es sich weit über alle andern seinesgleichen empor und bildet zugleich den rühmlichen Abschluss des ganzen grossen und bedeutenden Unterrichtswerkes. Wir glauben, dass das Studium desselben allen Lehrern des Englischen aufs wärmste empfohlen werden kann; denn es bietet kraft seiner besonderen Eigenart überaus zahlreiche Anregungen. Besonders nützlich wird es sich auch für unsere Studenten erweisen, die es bei ihren privaten Studien zur Kontrolle eigener Uebersetzungsarbeiten mit bester wissenschaftlicher Förderung benutzen werden. Selbst wenn das Buch Schülern in die Hände kommt, so würden diese nicht wie durch andere derartige Hilfen geschädigt, sondern hätten durch die erzwungene Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf die zahlreichen verschiedenen Uebersetzungsmöglichkeiten auch noch Vorteil davon.

E. H. Leibius, *Deutsch-englisches Liederbuch. Anglo-German Song Book*. Englische und deutsche Volks- und Kommerslieder, jedes im Originalrhythmus gereimt übersetzt und in beiden Sprachen parallel gedruckt, sowie *English and American Popular Songs* (Original-Text.) IV. Auflage. Stuttgart, Kommissionsverlag von Wilh. Violet, 1908. 175 S. Brosch. 1,50 *M.*

Kommt dieses Liederbuch auch für Schulzwecke nicht in Betracht, so möchten wir doch hier einmal kurz darauf hinweisen; denn es ist ein immerhin beachtenswertes Dokument dafür, wie nahe sich tatsächlich die beiden verwandten Völker in vielen ihrer ursprünglichen Empfindungen stehen, wenigstens soweit sie im Volks- und Studentenliede zum Ausdruck kommen. Ausserdem aber ist es zweifellos ein sehr praktisches und schätzbares Liederbuch für alle solchen Vereine, in denen Deutsche und Engländer gemeinsam verkehren. Es ist durchaus anzuerkennen, dass die Uebersetzung der deutschen Volks- und Kommerslieder meist recht gut gelungen ist, wenn auch die Rücksicht auf den Rhythmus, die als leitender Gesichtspunkt galt, mitunter zu gewissen Freiheiten im wörtlichen Ausdruck geführt hat. Verunglückt erscheint die *Loreley*, deren englischer Text dem deutschen nicht im entferntesten gerecht wird, was freilich bei dem Gefühlsinhalt und der sprachlichen Meisterschaft des Liedes nicht eben verwunderlich ist. Leibius' Uebersetzung von *Deutschland, Deutschland über alles* beginnt mit *Fatherland, oh home enchanting*, obgleich *Germany* doch wohl treffender und richtiger gewesen wäre. Den Schluss (Nr. 67—100) bilden nationale englische und amerikanische Volkslieder, nur im Urtext. — Als lose Beilage ist dem Buche folgendes zeitgemässe und wirkungsvolle Lied auf den Meister im Reiche der Lüfte beigegeben, das gewiss unsern Lesern Freude machen wird:

The Zeppelin Balloons, past and future.

Melody: The British Grenadiers.

There is a galant soldier,
Count Zeppelin by name,
His cradle was in Suabia
His race well-known to fame.
He conquered friends and enemies
Wherever they had been
And defied the air with a sum, sum,
sum

Bravo! Count Zeppelin!

He called his men together
And made a big balloon
Which brought him in a twinkle
Half way up to the moon;
Its giant body glittered
Like silver bright and clean
And he sailed through the clouds
with a sum, sum, sum
Three cheers for Zeppelin!

He sallied forth from Constance,
Shook hands with Father Rhine
And saw him busy cooking
His famous Rhenish wine.
He dropped his greetings all along
Down on the meadows green
And then returned with a sum, sum,
sum

Well done! Count Zeppelin!

Königsberg.

Old Stuttgart saw him coming
In the golden morning light;
High up he had been roaming
All day and all the night.
Amazed they see him paddle
And in the sunshine spin
To the merry tune of sum, sum, sum
Long live Count Zeppelin!

At six o'clock he landed
His fate was sealed at noon,
For then arose a tempest
Which wrecked the poor balloon.
But Germany united
Will build a new machine
To soar on high with a sum, sum,
sum

Fear not! Count Zeppelin!

Your ship shall be a Herald
For peaceful harbours bound;
She brings Germania's greetings
To nations all around.
Let ev'ry mischief-brewer
Brew Munich beer ore ale;
We drink and sing: Sum, sum, sum,
sum

Hail Zeppelin! thrice hail!

Hermann Jantzen.

Mrs. Humphry Ward, *Diana Mallory*. Tauchnitz Edition, vol. 4075 und 4076. — Die sittliche Grösse echter Frauenliebe, die erlittener Kränkung uneingedenk den Beleidiger aus dem Elend hebt, in welches rücksichtsloses Strebertum ihn gestürzt hat, — so könnte man kurz den Gedanken fassen, der Mrs. Humphry Ward's neuestem Roman zugrunde liegt. — Marsham hat seine ehrgeizigen Pläne auf die Führerrolle in seiner Partei gerichtet. Dabei steht ihm seine stolze, herrschsüchtige Mutter mit Rat und Geld zur Seite. Sein Salon ist der Mittelpunkt des politischen Lebens der Grafschaft. Dorthin kommt auch die ihm befreundete Gutsnachbarin, Diana Mallory, eine schöne Waise, die sich mit jugendlichem Eifer und mit imperialistischer Begeisterung an den Salondebatten beteiligt. Aus der anfänglichen Freundschaft zwischen beiden erwächst gegenseitige Zuneigung, die sich in Dianas Seele zu starker Liebe vertieft. Auf eine nächtliche Zusammenkunft in Dianas Iark folgt die Veröffentlichung ihres Verlöbnisses. Da trifft kurz vor dem Hochzeitstag wie ein Blitz aus heiterem Himmel von neidischer Zunge verbreitet den Bräutigam die Kunde, dass Dianas Mutter vor Jahren als die traurige Heldin eines sensationellen Mordprozesses vor Gericht gestanden habe. Die völlig arglose Braut wird deshalb von der Gesellschaft geächtet und von Marsham verlassen, da eine Frau mit einem gesellschaftlichen Makel nicht die erwünschte glänzende Staffage zu dem Leben eines Ministerkandidaten abgeben könne. Diana zieht sich nunmehr gänzlich auf ihren einsamen Landsitz zurück und zollt, eine zweite Marianne, in stiller Abgeschiedenheit ihrem harten Lose Tränen der Wehmut. Marsham, der bald darauf in die Netze einer gefeierten Salonheldin gerät, sieht seine Pläne sich schnell verwirklichen: Ein Portefeuille ist ihm zugesichert, und sein Einzug ins Ministerium ist nur mehr von seiner Wiederwahl ins Parlament abhängig. Da ereilt ihn die Vergeltung im Augenblick, wo er sich dem Ziele nahe wähnt. Die Volksmenge, aufgebracht durch die schnöde Verstossung der beliebten Diana, gibt ihm bei einer Wahlrede eine deutliche Absage; als er den Heimweg antritt, trifft ihn ein Steinwurf und verletzt ihn schwer am Rückgrat. Von seiner Braut verlassen, von den Freunden gemieden, lebt er in schleichendem Siechtum dahin, allein mit seiner mürrischen Mutter und den Vorwürfen des eigenen Gewissens. In dieser höchsten Not erscheint Diana an seinem Schmerzenslager als Engel des Trostes und der Erlösung und opfert ihm die Liebe, die er in gesunden Tagen verschmäht, zum Bunde für die noch übrigen Tage der Heimsuchung.

In früheren Romanen der Mrs. H. Ward nehmen politische und soziale Erörterungen oft einen übermässig breiten Raum ein, so dass dadurch der Gang der Erzählung schleppend wird, und der Strom der Gefühle oft in allerhand Zeit- und Streitfragen versandet. In *D. M.* hingegen ist die Beziehung zwischen äusserem Geschehen und innerem Erleben enger und deutlicher. Auch werden wärmere Töne des Empfindens angeschlagen; doch dürfte der allzu engelhaften Diana mehr irdische Schwere kaum schaden. Wie auch sonst bei Mrs. H. Ward erscheinen die Männer bedrückt von der Not der Zeit, gross im Wollen, klein im Vollbringen, unentschlossen, unselbständig, schwerfällig.

Aachen.

Auer.

Tauchnitz Edition: Vol. 3999: Stanley J. Weymann, *Laid up in Lavender*. — Es würde zu weit führen, hier im Rahmen einer kurzen Besprechung den Inhalt jeder der zwölf Erzählungen auch nur kurz zu skizzieren. Jede ist für sich von besonderer Eigenart und jede lässt eine an-

dere Seite unseres Gemüts erklingen, denn in allen verrät der Verfasser eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens und zwingt den Leser zu inniger Teilnahme an den Schicksalen seiner lebensvollen Gestalten. — Der Humor kommt zu seinem Recht in *A Good Man's Dilemma* oder in *King Pepin and Sweet Clive*; erschütterndste Tragik ergreift uns in *Gerald* oder in *The Vicar's Secret*; mit atemloser Spannung folgen wir der hochdramatischen Handlung in *Jonna's Bracelet* oder in *The Other Englishman*. — Kurz — ein nach Sprache und Inhalt von der ersten bis zur letzten Zeile fesselndes Buch.

Vol. 4018: Maurice Hewlett, *The Stopping Lady*. — Ein historischer Roman aus der letzten Regierungszeit Georgs III., der interessante Einblicke in die innerpolitischen Kämpfe jener Zeit gewährt. Die Hauptheldin, Miss Hermia Mary Chamber, Tochter eines irischen Offiziers und einer aus dem Hochadel Englands stammenden Mutter, mit der Politik nur durch Hörensagen bekannt, nimmt Partei für die Whigs. Sie verliebt sich in Vernour, einen sozial tief unter ihr stehenden Mann des Volks, der durch sein mannhaftes, tapferes Auftreten ihre Teilnahme erweckt hat. Vernour wird, teils um eine Heirat mit Miss Chamber zu hintertreiben, teils um den gefährlichen Führer des Volks unschädlich zu machen, auf Betreiben des Adels wegen einer vor einer Volksversammlung gehaltenen Rede des Hochverrats angeklagt und zu Gefängnis, Geldbusse und Pranger verurteilt. Miss Hermia teilt selbst die öffentliche Schande mit ihm. Doch ihr Heroismus und die ungerechtfertigte Demütigung seines Führers bringt die Erbitterung des Volks an der Prangerstätte zum Ausbruch. Vernour fällt im Handgemenge, Miss Chamber, deren Liebe eigentlich nur ein Werk ihrer Phantasie gewesen, die aber im Grunde ihres Herzens eine Aristokratin von reinstem Wasser geblieben ist, wird — *an ardent Loyalist*.

Vol. 4038/39: Violet Hunt, *White Rose of Weary Leaf*. — Ergänzen wir diese Worte Swinburnes durch die Zeile: is joy thy dower or grief? und durch die Verse Grant Allens:

No heart to feel for a man hath he
 Mid the clash of gentler souls and rougher
 Wrong must thou do or wrong must suffer

so haben wir den Grundton, auf den dieses Werk Hunts gestimmt ist. — Es ist die ergreifende Geschichte eines jungen Mädchens, Amy Stevens, das nach freudloser einsamer Kindheit früh den Kampf mit dem Leben aufnehmen muss und nach mannigfachen Schicksalen, die sie selbst mit Nihilisten in Russland in Berührung und sogar auf die südafrikanischen Schlachtfelder geführt haben, endlich dauernd in einer englischen Familie unweit London Aufnahme findet, wo sie bald vermöge ihrer Treue, Anspruchslosigkeit und Tüchtigkeit unentbehrlich wird. Doch ihr Verhängnis wird Mr. Dand, ihr Brotherr. Vermählt mit einer zwar hübschen, doch unbedeutenden Frau, fasst er eine tiefe Neigung zu Amy, die nicht fähig zur Liebe ist, sondern mit rein freundschaftlichen Gefühlen seine Zuneigung erwidert, ja ihn an seine nächstliegenden Pflichten ermahnt. Ein furchtbares Unglück, dessen Zeuge Miss Stevens wird, lehrt sie die Nichtigkeit alles Seins, erfüllt sie mit einem gewissen Fatalismus, verwirrt ihr sonst klares Denken und schwächt ihren moralischen Widerstand. Sie fällt, geht an den Folgen zugrunde und Mr. Dand erschiesst sich.

„Then grant, O dumb blind god, that we
 Rather the sufferers than the doers be!“

Grant Allen.

A. Pendrey, *A Short Modern History of English Literature*. Hamburg, Meissner 1908. 239 ss. Preis gbd. 2,— Mk.

Vorliegendes Buch soll keine systematische Literaturgeschichte, kein literarisches Lernbuch sein, sondern nur zur ersten Orientierung, zur Einführung in die englische Literatur an nichtenglischen Schulen dienen. Es ist deswegen halb Anthologie, halb Literaturgeschichte. Die meist kurzen Biographien mögen gemäss dem Wunsche des Verfassers häuslich präpariert und dann Gegenstand der Konversation werden. Unter der trefflichen Auswahl gehaltvoller Gedichte eignen sich die kürzeren zum Memorieren, die längeren sowie die Prosaprobe und die geschickten, klaren Analysen bleiben der Klassenlektüre vorbehalten. Entsprechend dem Zweck des Buches ist die Zeit vor Chaucer in 4 Seiten abgetan, dagegen sind der Neuzeit 220 Seiten gewidmet (s. Wordsworth 10 Seiten, Tennyson 18 Seiten), wobei namentlich auch die Gegenwart (Swinburne, Kipling, Newbolt) und die amerikanische Literatur in ausreichender Weise zur Geltung kommen. Angeeigneten Stellen sind den Hauptepochen der Literatur gute Uebersichten und historische Einleitungen (s. *The Wars of the Rose, London of Shakespeare's Time, The Civil War*) vorausgeschickt. Sehr gute Fussnoten erleichtern die Lektüre.

Pendreys Werkchen käme als Lehrmittel für die höhere Mädchenschule in Betracht, dürfte aber auch gebildeten Lesern, die sich nicht nur durch trockene literarhistorische Notizen mit den Hupterscheinungen der englischen Literatur bekannt machen wollen, willkommen sein.

Emil Penner, *History of English Literature compiled from the best English Authors and adapted for the Use of Schools. Second Edition*. Leipzig, Rengersche Buchhandlung 1908. XII+151 ss. 8°. Preis gebd. 2,40 Mk.

P. gibt in englischer Sprache das Wissenswerte aus der englischen Literaturgeschichte von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart und berührt auch kurz in einer dem Verständnis der Schüler entsprechenden Weise an geeigneter Stelle die Entwicklung der Sprache an und für sich. Das Buch hält die Mitte zwischen den für die Schüler zu umfangreichen Handbüchern und den zu dürrtigen Leitfäden, ist frei von nichtssagenden Phrasen und leeren Urteilen, um desto mehr auf den Inhalt der bedeutendsten Werke einzugehen (s. Shakespeare, Milton, Byron, Scott). Aus diesem Grunde und auch seines klaren, einfachen Ausdrucks wegen eignet es sich zur Grundlage für Sprechübungen. Um eine Ueberfülle des Stoffes und eine blossen Nomenklatur zu vermeiden, sind die minder wichtigen Dichter kurz abgetan. Erwünscht wäre vielleicht eine noch grössere Hervorhebung des Zusammenhangs der politischen und kulturellen Verhältnisse mit der Literatur besonders bei dem Zeitalter der Elisabeth und der Königin Anna. Auch ist wohl die amerikanische Literatur, die als Vertreter nur Washington Irving, Cooper und Longfellow aufweist, etwas zu kurz gekommen. Doch ist diese Literaturgeschichte jedenfalls ein recht brauchbares Hilfsmittel für den Unterricht auf den oberen Klassen und wird namentlich in den Lehrerinnenseminaren sowie zur Mittelschullehrerprüfung sehr gute Dienste leisten. Die äussere Ausstattung, Druck und Uebersichtlichkeit sind tadellos und werden das Behalten wesentlich erleichtern.

Königsberg.

B. Dannenbaum.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für das Realschulwesen. 33. Jahrg. 6. Heft Abhandlungen. *Welche Vorteile können aus einer historisch-kritischen Darstellung der Methodik des Sprachunterrichts für Lehrer der neueren Sprachen erwachsen?* Von Professor Dr. Charles Glauser in Wien (10 S.). Gestützt auf Stengel-Greifswald, Sigwalt, Delbrück, Wundt, Schmitz, Koerting, Wendt und seine eigenen vier Vorträge, die Verfasser bei dem *Ersten internationalen Wirtschaftskurse in Lausanne* hielt, schlägt er vor, dass an den Universitäten Vorlesungen über Methodologie des neu sprachlichen Unterrichts gehalten, an Mittelschulen Uebungsseminare eingerichtet und an einer Mittelschule eine Zentralstelle sämtlicher Schulbücher für moderne Sprachen ins Leben gerufen werde, damit der junge Lehrer Gelegenheit hätte, sich mit der Entwicklung des Sprachunterrichts vertraut zu machen und einen objektiven Ueberblick über pädagogische Fragen zu gewinnen. Ein anderer grosser Vorteil, den das Studium der Methodologie mit sich brächte, wäre der, dass das Dogma, auf welches jeder Erfinder einer neuen Methode schwört, abgeschwächt würde. — Der Aufsatz ist anregend und die aufgestellten Thesen verdienen alle Beachtung. — Besprechungen. Falkenberg, *Ziele und Wege für den neu sprachlichen Unterricht*. (Das Büchlein ist inhaltlich nicht frei von Mängeln. Dr. Werner.) — Clay, H. and Thiergen: *Across the Channel. A Guide to England and the English Language*. (Empfohlen von A. Bechtel.) — *Das unveränderliche Eigenschaftswort im Französischen*. Studie von Dr. G. M. Küffner. Programm der königlichen Realschule in Ludwigshafen. (Referent A. Bechtel hält nicht alle angeführten Beispiele für einwandfrei.) — Heft 7. Abhandlungen und Aufsätze. *Der Streit um die Methode*. Von Direktor Fr. Kemény in Budapest. 21 S. Verfasser führt einen kräftigen Schlag gegen den Glauben an die Allmacht der Methode. Nachdem er in der Einleitung eine neue Gruppierung der verschiedenen Methoden aufgestellt und im zweiten Kapitel bezüglich der Durchführbarkeit der einzelnen internationalen Methoden Ratschläge erteilt hatte, zeigt er im dritten Kapitel, dass es nicht anhehe, den Wert der Methode nach dem Erfolge zu beurteilen, weil dieser noch von mehreren anderen Faktoren abhängt: dem Professor (P.), den Schülern (S.) und dem Lehrbuche (L.). Hierauf stellt er eine mathematische Formel auf, auf die er nicht wenig stolz ist. $E = f(M, P, S, L)$. Von diesen Faktoren sei P der wichtigste. Weil er aber oft unverlässlich ist — die beste Methode wird von einem gewissenlosen Professor lahgelegt —, so müsse dafür Vorsorge getroffen werden, dass der dadurch

entstandene Schaden wieder halbwegs gutgemacht werde. Er teilt auch hiefür drei Massnahmen mit, von denen die dritte, die maximal-minimale Methode, im IV. Kapitel ausführlicher behandelt wird. „Es ist eine solche, die mit dem geringsten Aufwand (wohl Kraftaufwand) den relativ grössten Erfolg verbindet.“ Ihre Behelfe sind: die eingeborenen Lehrer, die internationalen Erziehungsanstalten, Sprechmaschinen und gute Lehrbücher. Verfasser muss in Ungarn sehr schlechte Erfahrungen gemacht haben, wenn er bei seinen Ausführungen geradezu vom Standpunkte der gewissenlosen Lehrer ausgeht. Hierzulande ist es mit den Lehrern nicht so schlecht bestellt. In meiner 26jährigen Schulpraxis habe ich noch keine solchen kennen gelernt. Immerhin ist das, was Verfasser in diesem Aufsätze sagt, beherzigenswert, wenn es auch nichts Neues ist. Dies muss hervorgehoben werden, weil Direktor Kemény seiner Abhandlung sehr grossen Wert beilegt. Er sagt: „Es war mir bereits mehr als einmal vergönnt, der Gegenwart um eine Nasenlänge voranzueilen und derart intuitiv die Bahnen der nächsten Entwicklung zu weisen.“ Dass er mit dieser Abhandlung neue Bahnen gebrochen hätte, müssen wir bezweifeln, da man in den seit fast 30 Jahren erschienenen verschiedenen Streitschriften für jeden seiner neuen Gedanken Belege finden kann. Direktor Kemény sagt z. B. S. 386: „wobei die Betreffenden übersehen, dass sie ihr Wissen und Können eigentlich der nunmehr verpönten „alten“ Methode verdanken.“ In meinem am VIII. Neuphilologentage 1898 gehaltenen Vortrage habe ich gesagt: „So schlecht war es also um die grammatische Methode doch nicht bestellt, dass man sie vollständig beiseite hätte schieben müssen. Schon aus einem Gefühle der Dankbarkeit nicht, weil wir doch nur ihr unsere Sprachkenntnisse verdanken. Ich bin fest überzeugt, dass, wenn sie nicht unsere Lehrmeisterin gewesen wäre . . . , wir alle hier nicht versammelt wären; denn es wären gewiss keine Philologen aus uns geworden.“¹⁾ Oder wenn Verfasser S. 398 behauptet, dass die bisher allgemein übliche Auffassung die war, dass der Erfolg nur von der Methode abhängt, so muss ich wieder auf denselben Vortrag (S. 11, Z. 18 v. u.) verweisen, wo ich sage: „Die ev. Misserfolge haben also ihren Grund nicht so sehr in der Methode selbst, als in dem rein pädagogisch-dialektischen Momente selbst, auf das man sich in der Anführung der Methode stützt.“ Denselben Gedanken spreche ich auch in einem anderen Vortrage aus:²⁾ „Der Standpunkt der Reformer, von dem sie die Vorzüge ihrer Methode beurteilen, ist der des Unterrichtserfolges. Nun ist die Methodik mit der Pädagogik so innig verflochten, dass man oft schwer angeben kann, welchen Anteil die Methodik und welchen die Pädagogik an einem Erfolge hat, so dass z. B. ein guter Pädagoge nach einer schlechten Methode bessere Erfolge erzielen kann als ein schlechter nach einer guten. . . . Ebenso wird ein talentierter, fleissiger Schüler bei der schlechtesten Methode gute Fortschritte machen können.“ Im 4. Kapitel sagt Verfasser: „Diese Erwägungen mahnen erstlich daran, in dem öffentlichen Unterricht keine Methode anzuwenden, die an die Professoren und Schüler allzu-grosse Anforderungen stellt“ (gemeint ist die direkte Methode). In dieser *Zeitschrift* sage ich Bd. I S. 143 Z. 4 v. u., „dass die neue Methode so grosse Anforderungen an den Lehrer stellt, dass ausser Direktor Walter und ein paar andern Ueberlehrern niemand imstande ist, sie zu befolgen.“

¹⁾ Hat die analytisch direkte Methode die Lehrerschaft befriedigt? Sonderabdruck aus den Verhandlungen. S. 10, Z. 3 v. u.

²⁾ Die Sprachmethoden im Lichte der praktischen Psychologie. Oesterreichische Mittelschule XIV. Jahrg. S. 366, Z. 10 v. o. ff. Ebenso *ibidem* S. 390 letzter Absatz.

Eine Methode, nach der nur pädagogische Weltwunder unterrichten können, taugt natürlich nicht für die Schule, sondern gehört in ein Museum für Sehenswürdigkeiten.¹⁾ Am Schlusse des dritten Kapitels führt Direktor Kemény die Massregeln an, welche gegenüber einem gewissenlosen Lehrer angewendet werden sollten. Unter anderem soll diesem Zwecke ein wirklich gutes Lehrbuch dienen, das die Arbeit des Professors wesentlich erleichtert und woraus die strebsamen Schüler sich Belehrung holen können. Weiter verlangt er Fachinspektoren. Der erstere Gedanke findet sich in einem meiner Vorträge,²⁾ wo ich behaupte, dass Schüler oft aus physischen oder psychischen Gründen dem Unterricht die nötige Aufmerksamkeit nicht schenken können, weshalb sie ein ausführliches Lehrbuch zum Nachlernen brauchen. Auch lege ich dar, wie ein solches Lehrbuch³⁾ aussehen sollte.“ Den zweiten Gedanken spricht Fräul. Wickenhauser im 11. oder 12. Heft der *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien* 57. Jahrg. aus. So könnte ins Unendliche weiter zitiert werden. Es ist also, was Methodik und Pädagogik betrifft, nichts Neues unter der Sonne. Uebrigens hätte ich diese Sachen nicht erwähnt, wenn der Verfasser nicht allzusehr die Wichtigkeit seiner Abhandlungen betont hätte; denn es ist andererseits durchaus nötig, dass man gewissen Kreisen beständig selbstverständliche Dinge vorhalten muss, und wenn man diese in eine neue passende Form kleidet wie Verfasser, so ist ihre wiederholte Erwähnung berechtigt. Allerdings wird die Abhandlung unter den Anhängern der direkten Methode keinen Eindruck machen, da sie antworten können, dass Verfasser das, worauf es ankommt, gar nicht berührt hat. Denn setzt man in der Formel $E = f(M, P, S, L)$, welche, nebenbei gesagt, sowie auch die Aufschrift des dritten Kapitels, „Versuch einer mathematischen Analyse der Methode“ ein Humboldt⁴⁾ ist, die Faktoren P, S, L als gleichwertig an, so bleibt doch wieder die Methode als die allein seligmachende obenan und die psychologischen Kampfmittel, die Verfasser wenig bewertet, müssen wieder ins Vordertreffen rücken. Leitsätze des Verfassers: 1. „Formale methodische Tifteleien können als abgetan betrachtet werden. 2. Niemand soll auf eine einzige Methode schwören und sich ganz auf sie verlassen, sondern stets auch der übrigen beteiligten Faktoren gedenken: in erster Reihe bei sich selbst Einkehr halten. 3. Die Zukunft gehört den internationalen Methoden, die den übrigen Methoden gegenüber die beiden Vorteile des Direktsprachlichen und des Ethisch-Internationalen haben. 4. In der Praxis strebe man auf Grund eines guten Lehrbuches nach der Maximal-Minimal-Methode. 5. Uebertriebene stilistische Anforderungen sind zu meiden.“

2. *Zur englischen Lektüre in der sechsten und siebenten Klasse der Realschule.* Von Prof. Dr. J. Ellinger. 6 S. Verfasser schlägt vor, was in den zwei obersten Klassen im Englischen gelesen werden soll, wobei er sich an das von ihm verfasste Lehrbuch der englischen Sprache hält. — Besprechungen. Thibaut: *Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache.* Empfohlen von A. B. — Heft 8. Abhandlungen. 1. *Zu Stimmen über das höhere Schulwesen.* Von Direktor Dr. J. Weyde. 3 S. Verfasser tritt der Ansicht des Prof. Resch, dass unsere Jugend im

¹⁾ Ein ähnlicher Gedanke findet sich in derselben *Zeitschrift* I, 145. Z. 20 ff. und 151. Z. 10 v. u. ff. und 158, Z. 5 v. u. ff.

²⁾ *Unsere Lehrbücher.* Vortrag. *Oesterreichische Mittelschule* XVII. Jahrg. 46 ff.

³⁾ *ibidem* XIV, 389 und 390.

⁴⁾ Ich habe mir diesen unparlamentarischen Ausdruck deshalb erlaubt, weil ihn Verfasser in seiner scharf gehaltenen Abhandlung ebenfalls gebraucht.

allgemeinen für kein Wissensgebiet geringere Teilnahme zeige als für das sprachlich philologische, entschieden entgegen und behauptet das Gegenteil. 2. *Das kulturhistorische Gruppenbild*. Von Direktor A. Nagole in Innsbruck. Ausgehend von dem allein richtigen Gedanken, dass die Hauptaufgabe der Schule nicht die ist, den Lehrstoff einzuprägen, sondern die Schüler mit Lust und Liebe für den Gegenstand zu erfüllen, verlangt Verfasser mit Recht eine ganz neue Art des Geschichtsunterrichts. Die trockenen Daten ekeln die Schüler an, weshalb in die Nebenumstände besonders bei Biographien eingegangen werden müsse. In dieser Beziehung stützt sich Verfasser auf den Engländer Carlyle und den Amerikaner Emerson. Da aber die Schule die Fortschritte des neuen Zeitalters, die neu erwachsenen Bedürfnisse berücksichtigen muss, so kann die notwendige Zeit nur auf die Weise dafür gewonnen werden, wenn die Geschichte den Schülern in zusammenfassenden, interessanten kulturhistorischen Gruppenbildern dargeboten wird, wobei es möglich wird, auch die neuesten Ereignisse zu berücksichtigen. Die Vergangenheit soll in grossen Konturen geboten, das Charakteristische herausgekehrt und mit der Gegenwart verbunden werden. Auch die Geographie darf nicht in Einzelheiten, in wertlose, von dem gewaltigen Verkehr der Gegenwart abgewendete Beschreibungen aufgelöst werden. Zum Schlusse führt Verfasser einzelne sehr gelungene Gruppenbilder vor, an denen das Bedeutende herausgehoben und richtig zusammengefasst ist. Es sind dies aus der Geographie Australien und aus der Geschichte die Japaner. Der Aufsatz ist zwar nur neun Seiten lang, verdient aber die grösste Beachtung der Mittelschullehrer. Die fremdsprachlichen Chrestomathien würden ebenfalls an Wert gewinnen, wenn die geschichtlichen Stücke darin als kulturhistorische Gruppenbilder dargeboten würden. — Rezensionen. Lücking, *Französische Grammatik für den Schulgebrauch*. 3. verbesserte Aufl. Empfohlen von J. Baudisch. Nader und Würzner, *Grammatik der englischen Sprache*. Zeigt namhafte Verbesserungen und Erweiterungen. A.B. IX. Heft. Abhandlungen. *Der XIII. Allgemeine Deutsche Neuphilologentag in Hannover*. Bericht, erstattet im *Wiener Neuphil. Vereine* von Dr. Albert Eichler. — *Schriften zur Schulorganisation*. I. Albert, *Ein Wort für das humanistische Gymnasium: Zur Erwidern an Geheimrat Ostwald*. II. Huemer, *Auf die Probe kommt's an*. Referat über die Frage der Mittelschulreform. III. Maschke, *Die realistische Vorbildung und das Rechtsstudium*. IV. Bauer, *Die Aufgabe des Gymnasiums, University Extension und das Frauenstudium*. Alle vier Schriften rezensiert von Schulrat A. Bechtel, die erste ungünstig. Mathias, *Sprachleben und Sprachschäden*. 3. Aufl. Der Wert des Buches ist durch die Aufnahme neuester Erscheinungen der Literatur erhöht. Dr. Willibald Kammel.

Mährisch-Ostrau.

A. Winkler.

Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der Gymnasien und Realschulen, hrg. von W. Fries und R. Menge, 1908. 1. Heft. H. Schwarz bringt (S. 100 ff.) eine wohlwollende Anzeige von H. Schmidkunz' *Einführung in die akademische Pädagogik*, auf die hier verwiesen sei angesichts der auch für die Neuphilologen so wichtigen Frage, inwieweit und ob überhaupt der Universitätsunterricht dem schulmässigen mehr anzunähern ist.

Was in Heft 2 Perle (Halberstadt) über *die Pflege innerer Etymologie im französischen Unterricht* (S. 40 ff.) sagt, d. h. die grundsätz-

liche Benutzung jeder Gelegenheit, „Vokabeln, Formalwörter und feste Formeln“ aus sich heraus, ohne Zuhilfenahme einer anderen Sprache zu erläutern, ist nicht gerade neu, aber recht beherzigenswert. Seine Ausführungen decken sich mit der alten Forderung: nicht Drill, sondern Einprägung durch verstandesmäßiges Erfassen — und wohl die meisten Leser der *Zeitschrift* befolgen sicher seit langem die von ihm (bezüglich *celui-ci, celui-là, voici, voilà* usw. usw.) empfohlenen Ratschläge. Ähnlich steht es mit den Ausführungen von Huendgen (Aachen) über *Das Uebersetzen ins Französische und Englische* (S. 45 ff.), die sich in allem wesentlichen mit dem von Heuser in seiner *Lebendigen Grammatik* empfohlenen Verfahren decken. Wer für einen vernünftigen grammatischen Betrieb ist, der befolgt auch den Grundsatz: „Man lasse keinen Satz in die fremde Sprache übertragen, der nicht vorher nach Inhalt und Form gründlich vorbereitet worden ist.“ Doch sind H.'s Anweisungen sicher recht dazu geeignet, den Ultrareformern zu zeigen, was wir „Gemässigten“ unter „Uebersetzung“ verstehen, wie wir, um mit Heuser zu sprechen, die Grammatik „lebendig“ zu machen versuchen. Nur eins ist mir aufgefallen. H. vertritt die Ansicht, im Anfangsunterricht (VI, und V bzw. IV) „darf (!) auf Uebersetzungen ins Französische verzichtet werden“, weil dort der auf induktivem Wege erlernte grammatische Lernstoff „durch zahlreiche Uebungen“ fest eingeprägt werden könne. Er gibt auch solche Uebungen an, nämlich „Man ersetzt: das substantivische Subjekt durch ein pronominales und umgekehrt“ usw. Nur sagt der Verfasser nicht, wer dieser „man“ ist. Eigentlich kann es nach seinen Worten nur der Lehrer sein, dann ergibt sich wohl für den Schüler eine gute Uebung im Erfassen von Vorgesprochenem, aber nicht im Einprägen des Gelernten. Denkt H. sich die Uebung aber so, dass dem Schüler die Aufgabe gestellt wird, „das prädikative Substantiv durch ein Adjektiv zu ersetzen“ usw., dann käme es doch auf ein Uebersetzen heraus, nur dürfte der Vorgang nicht so glatt ablaufen, als wenn der Lehrer den Ersatz vornimmt und das Deutsche sagt. — Sehr hübsch ist ein Aufsatz von Froboese (S. 57) *Aus einer Geschichtsstunde in Prima*, die eine Art Gegenstück zu dem Aufsatz von Breimeier (vgl. *Zeitschrift* 7, S. 383) im Heft 2 des vorigen Jahrganges ist, insofern als er zeigt, wie umgekehrt der Geschichtsunterricht den neu-sprachlichen unterstützen kann.

In Heft 3 sagt Wehnert (Hamburg) (S. 26) unter der Ueberschrift: *Psychologische oder dogmatische Aufsätze* allerhand Treffendes über den deutschen Aufsatz, was aber auch für den in der Fremdsprache anzufertigenden gelten kann. — Remus (Halle) bringt (S. 55) in einem Aufsatz über *die Lehre vom französischen Artikel* Vorschläge zu einer neuen Anordnung der betreffenden Regeln.

Recht wenig gefällt mir in Heft 4 (S. 46—49) Dobroschkes *kleine französische Lehrprobe in der Sexta*. Die Art und Weise, wie er z. B. das französische Futur ableitet, ist zu mechanisch. Es kommt vielmehr darauf an, die Schüler nicht an einer Form, sondern an mehreren Formen verschiedener Person die Zusammensetzung (Inf.+Praes. von *avoir*) feststellen zu lassen unter gleichzeitiger Herbeiführung der Erkenntnis, warum gerade diese Zusammensetzung das Futurum anderer Sprachen vertreten kann. Auch ist das Lesestück, das die betreffenden Formen liefert, nicht nach (sondern vor der Ableitung des grammatischen Stoffes vorzunehmen. Weshalb in die von D. in der Muttersprache gegebene grammatische Belehrung auf einmal die französische Frage *Qu'est-ce que j'ai écrit?* hineingebracht wird, ist unverständlich; zu empfehlen ist wohl ein

Hintereinander, aber nicht ein solches Durcheinander der Unterrichtssprache. Die Anmerkung „Peter ist ein kleines Mädchen“ war überflüssig. Dafür hätten die Formen lieber richtig gegeben werden sollen (nicht *j'aurai* für „ich würde haben“ und eine Zeile weiter *j'amai* für „ich liebte“) und überhaupt Sätze statt herausgerissener Formen konjugiert werden sollen. — Vom 13. Neuphilologentage in Hannover spricht Fries (S. 89 f.). Interessant sind seine Erfahrungen bei den neuphilologischen Staatsprüfungen, die er denen von Münch entgegenstellt. Zugleich polemisiert Fr. mit Recht gegen 1—3 der Vorbildungsthesen, worauf ich an anderer Stelle in dieser *Zeitschrift* noch eingehe. Er fasst die Ergebnisse der Tagung zusammen in die Sätze: 1. Die radikale Reform verzichtet darauf, ihre Methode als die allein richtige hinzustellen. 2. Die Vermittler bilden die grosse Mehrzahl, verkennen aber durchaus nicht die reiche Anregung und bedeutende Förderung, die sie der Reform verdanken. 3. Diese Förderung macht sich auch in den erhöhten Ansprüchen an die Vorbildung der Neuphilologen geltend. 4. Die Universität selbst erkennt immer mehr die Notwendigkeit, ihre Vorlesungen nach den Bedürfnissen der Praxis des künftigen Schulmannes zu regeln. — Auf S. 94 ff. bespricht Neumüller (Oldenburg i. Gr.) Buddes *philosophische Lesebücher für den französischen bzw. englischen Unterricht*. N. sieht in der starken Betonung der philosophischen Lektüre von seiten B.'s eine „Rückkehr zu glücklich überwundenen Zuständen im neusprachlichen Unterricht“, für die Realanstalten, „auf deren Hebung die Bemühungen der Gegenreformer angeblich (!) gerichtet sind“, „eine grosse Gefahr“, . . . die nicht geringer ist als die, welche auch von den vielgeschmähten extremen Reformern nach der entgegengesetzten Richtung drohte“. Dass N. von diesem „voll ablehnenden“ Standpunkte aus Buddes Lesebücher verwirft, ist erklärlich. Dabei bekennt er sich als „Freund der philosophischen Lektüre, soweit sie mit der eigentlichen Klassikerlektüre zusammenfällt, sich mehr auf angewandtem Gebiet bewegt und überhaupt in bescheidenen Grenzen hält“. Leider sagt N. nicht, an welche philosophischen Schriftsteller dieser Art (z. B. für das Englische) er denkt. Schade, denn mit allgemeinen Redensarten kommen wir nicht weiter!

Elberfeld.

M. Weyrauch.

Grammatik.

1. Wesen und Bedeutung der Grammatik.

Als wirres Durcheinander, ohne Sinn, ohne Ordnung — *rudis indigestaque moles* — erscheint an sich Natur und Naturgeschehen. Erst wenn der Mensch die Gesetze seines eigenen Geistes auf sie überträgt, Reihen bildet, dem Zusammenhang und dem Urgrunde nachspürt, das Nacheinander nach dem Kausalitätsprinzipie auffasst, kommt Sinn, Licht und Ordnung in die uns umgebende Welt; erst dann steht der Herr der Natur tatsächlich über ihr, versteht und erfasst er sie und macht sie zu seinem geistigen Eigentum. Den gesetzlichen Verlauf, die Regel festzulegen ist deshalb des Menschen unablässiges Bemühen, zunächst in Hinblick auf die Welt der Tatsachen und die Erscheinungen der Natur. Aber nicht zufrieden damit geht er in seinem Forscherdrange den leitenden Ideen im Verlaufe der Menschengeschichte selbst nach, sucht in Vergangenheit und Gegenwart die Richtlinien des Tuns und Handelns klarzulegen, um sich zuletzt dazu zu erheben, des eigenen Geistes Gesetze auszuforschen, die schwierigste Aufgabe überwindend, da hier Subjekt und Objekt in eins zusammenfließen.

Es wäre erstaunlich und ganz unverständlich, wenn der nimmer rastende Menscheng Geist gerade an der Gabe sinn- und gedankenlos vorüberginge, die, wenn die Naturwissenschaft alle Mensch und Tier trennenden Grenzen niederrisse, ewig bestehen bliebe und die ihn wahrhaft zum Menschen macht — an der Gabe der Sprache. Auch sie tritt uns ja zunächst, gleichwie die Natur, als ein regellooses, blindes Gewirr von Wörtern und Lauten ohne Sinn, ohne Zusammenhang, ohne führenden und einigenden Grundton entgegen. Aber auch hier sucht der Mensch das Dauernde im Flusse zu erhaschen, leitende Gesichtspunkte herauszuschälen und das, was sich diesen Prinzipien nicht fügt, als Ausnahme aufzuweisen. Diese Ge-

setze, diese Regeln und Ausnahmen kodifiziert sind eben das, was wir Grammatik nennen; Grammatik ist das Gesetzbuch der Sprache.

Wie aber der Mensch, wenn er einmal der Natur in die Karten gesehen und die festen Geleise erkannt hat, in denen sie sich bewegt, bei dieser Erkenntnis nicht stehen bleibt, sondern durch Verwertung eben dieser Ergebnisse die Natur ausbeutet, sie in neue Bahnen lenkt, über dem Reiche der Natur ein Reich der Technik errichtet, in dem der Menscheng Geist Stoff und Kraft in neue, höhere Formen zwingt, so ist auch die Grammatik kein totes Gut. Sie ist nicht bloss das Mittel, das Sprachgut zu verstehen und zu erhalten, sondern auch die Norm, durch welche die Sprache selbst immer weiter gebildet, immer mehr geläutert, der Verrohung entrissen und zu einem immer höher und höher entwickelten Ausdrucksmittel der menschlichen Gedanken erhoben wird und gewissermassen das Fundament bildet, auf dem die Kunstsprache im Gegensatz zur Natursprache sich erhebt. Diese Wirkung scheint freilich zunächst auf die Muttersprache beschränkt; aber sie bildet auch die Brücke zur Fremdsprache hinüber, da ja, wie der Menscheng Geist trotz aller Differenzierung und Unterschiede im Grunde genommen derselbe ist, auch dieselben Gesetze alle Sprachen durchwalten trotz der oft ganz verschiedenen Vokabeln und Laute; so wird die Grammatik das Mittel, dass der in und an der Muttersprache geschulte Geist leicht in die etwa abweichenden Erscheinungen der verschiedenen Fremdsprachen eindringt und der in ihnen niedergelegten geistigen Schätze sich bemächtigt. Und da im wesentlichen gerade in der Sprache alle Erkenntnisse des Reiches der Natur und des Geistes niedergelegt sind, so ist die Grammatik überhaupt der Schlüssel zur Bildung. Dass die Aufgabe der Grammatik nicht von jeher und nicht von Anbeginn an in ihrer vollen Reinheit und im vollen Umfange aufgefasst wurde, dass auch da tastende Versuche, Seitensprünge und Ablenkungen zu verzeichnen sind, das liegt nun einmal im Wesen alles Gewordenen. Es kann deshalb auch nicht überraschen, wenn im Laufe der geschichtlichen Entwicklung bald diese, bald jene Seite und Aufgabe mehr hervortrat. Alles zusammengekommen aber ergibt das Bild von dem Wesen und der Bedeutung der Grammatik, wie wir es im vorstehenden gezeichnet haben.

Schon die Inder fassen die ursprüngliche Funktion der Grammatik recht gut, wenn auch einseitig auf. Die Grammatik heisst im Sanskrit *vyākaraṇa*, was Analysis oder Zergliederung der Sprache heisst. Deutlicher drückt sich der erste Verfasser einer griechischen Grammatik, Dionysius Thrax aus: *Γραμματική ἐστὶ ἐμπειρία τῶν παρὰ ποιηταῖς τε καὶ συγγραφεῶν ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ λεγομένων*. Demetrius Chlorus setzt sie in Beziehung zur lebenden Sprache; sie ist für ihn *τέχνη τῶν παρὰ ποιηταῖς τε καὶ κατὰ τὴν κοινὴν συνήθειαν λέξεων εἰδησις*. Bei Diomedes heisst es: *Grammatica est specialiter scientia exercitata lectionis et expositionis eorum quae apud poetas et scriptores dicuntur, apud poetas, ut ordo servetur, apud scriptores, ut ordo careat vitiis . . . Tota autem grammatica consistit praecipue intellectu poetarum et scriptorum et in recte loquendi scribendique ratione*. — Grammatica, sagt Cassiodorus, *est peritia pulchra eloquendi ex poetis illustribus oratoribusque collecta*. Officium enim est sine vitio dictionem prosalem metricamque componere: finis vero elimatae loquutionis vel scripturae inculpabili placere peritio. Bei Rabanus Maurus erscheint sie als scientia interpretandi poetas atque historicos et recte scribendi loquendique ratio. Alexander de Villa Dei definiert sie so: *Grammatica est scientia docens nos recte scribere, recte scripta recte intelligere, recte intellecta recte componere, recte composita debito modo pronunciare*. Sie ist für das Mittelalter überhaupt ostiaria omnium aliarum scientiarum, linguae balbutientis expurgatrix aptissima, logicae ministra, rhetoricae magistra, theologicae interpres, medicinae refrigerium et totius quadrivii laudabile fundamentum.

2. Das Alter der Grammatik.

Aus dieser Auffassung der Grammatik und ihrer Bedeutung schon für primitives geistiges Leben und intellektuelle Entwicklung dürfen wir ohne weiteres auf ein hohes Alter derselben schliessen. Freilich mit der Angabe eines Isidorus, dass sie gleich nach Erfindung der Buchstaben aufgetreten sei, wird wenig gedient sein; es helfen uns auch nichts die rein spekulativen Angaben, wie wir sie in der Glosa notabilis zum zweiten Teile des Doktrinale finden: *Quis fuit grammaticae primus inventor? Primus inventor grammaticae positivae fuit metaphysicus et naturalis philosophus, quod ille considerans*

diversas proprietates, naturam et modos essendi rerum, rebus imposuit diversa nomina. Stützen wir uns vielmehr auf tatsächliche Quellen, so müssen wir bis in die vorchristliche Zeit zurückgehen, um die Anfänge der Grammatik festzustellen. Schon drei Jahrhunderte vor Christus stossen wir auf den ersten Grammatiker, Pânini, einen Inder, der, wie Biedenkapp (*Der Nordpol als Völkerheimat*) trefflich sagt, die Sprachchemie selbst für moderne europäische Gelehrte mustergültig betrieb und die reiche Sanskritsprache auf ein halbes Tausend Wurzeln oder Elemente zurückführte. Es war eben die Ursprache der Inder, in der die heiligen Lieder verfasst waren, dem Volke mit der Zeit eine Fremdsprache geworden; ja selbst von den Brahmanen musste sie künstlich erlernt werden. Da man von einer Uebersetzung der überlieferten heiligen Gesänge zurückscheute, mussten Vorkehrungen getroffen werden, um die Ursprache zu verstehen und richtig auszusprechen. So entstand eine bis in alle Einzelheiten entwickelte Formenlehre des Sanskrit in acht Büchern mit 4000 Regeln. Es ist überraschend, dass wir schon bei den Indern die bis auf den heutigen Tag üblichen Systeme von Kasus, Flexionen, Aktiv, Passiv, Medium, Tempora finden und gerade aktuelles Interesse bietet die Tatsache, dass dort schon die Phonetik Pflege fand und mit der Formenlehre eine ins einzelne gehende Lautlehre verbunden wurde, die auf sorgfältiger physiologischer Beobachtung der Erzeugung der Laute durch die Sprachorgane ruhte.

Ganz unabhängig von diesen indischen grammatischen Versuchen setzte in Griechenland mit Plato die grammatische Forschung ein. Mit Recht nennt es Max Müller (*Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache*) eine interessante Erscheinung, die auffällige Uebereinstimmung in der grammatischen Terminologie der Griechen und Hindus zu beobachten, obgleich beide Völker ganz selbständig vorgingen; er zieht daraus die ganz berechtigte Folgerung, dass die viel geschmähten grammatischen Systeme der Schulen doch eine solide, natürliche Grundlage haben müssten.

Die indische Grammatik erstarrte; in Griechenland aber wurde der Grund zu dem Baue gelegt, an dem im Laufe der Zeit Tausende von Händen geschäftig arbeiteten und der heute noch nach mehr als zwei Jahrtausenden unerschüttert und stolz dasteht.

3. Aus der Geschichte der Grammatik.

Es stellt der Werdegang der Grammatik, auch wenn wir ihn nur in oberflächlichen Umrissen überschauen, ein gewaltiges Ringen des Menscheingeistes nach Erkenntnis dar; in ihr ist ein beträchtliches geistiges Kapital niedergelegt, zu dem Denker aller Jahrhunderte ihren Teil beigetragen haben. Und wahrlich, nur dem im Menschen liegenden Drang nach Wahrheit, nur der reinsten Begeisterung für sie konnte es gelingen, die schier unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten zu beheben, welche das Sprachenproblem am Anfange bot. Man denke sich nur die Sprache als ungeheure, ungeordnete Masse von einzelnen Formen, alles wirr durcheinander, und in diesen Wirrwarr den Menscheingeist gestellt, ohne Halt und ohne Leitfaden, ohne jede Terminologie, ja ohne die Gewissheit, ob die Sprache, wie sie vorlag, logisch sei, ob sie im einzelnen und im ganzen einer Regel, einem Gesetze folge, ob die Unmasse verschiedenartiger Formen gewissen Kategorien, Schematen oder Tabellen sich eingliedern liesse. „Wir müssen,“ sagt Steintal (*Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern*), von unserer heutigen Grammatik mit ihrem Schematismus gänzlich abstrahieren, müssen vergessen, was uns von Kindheit an geläufig war, dass es so und so viele Deklinationen und Konjugationen gibt. Wir müssen uns die Sprache als ungeheure, ungeordnete Masse von einzelnen Formen vorstellen; müssen bedenken, wie viele solcher Unterschiede unsere Grammatiker zu machen genötigt sind. Erinnern wir uns der Not, die wir einst hatten, der Anstrengungen, die es uns kostete, uns diese vielen Schemata anzueignen. Bedenken wir, dass es doch eine Täuschung ist, z. B. von drei Deklinationen im Griechischen zu reden, da jede derselben mannigfaltig ist, und namentlich die dritte Deklination mehr als vierzig verschiedene Nominativendungen mit besonderer Abwandlung in den obliquen Kasus umfasst. Und dazu noch die Fülle anomaler Formen in der Deklination, Steigerung und Konjugation! Vergewähren wir uns dies und wir werden es zunächst zu entschuldigen finden, dass man beim ersten Anlauf, eine Ordnung, eine Regel zu finden, einerseits irrte, anderseits verzweifelte.“ Gerade hier muss wieder betont werden, so schwer es uns, die wir nur die Resultate vor uns haben und sie unbewusst ausnützen, ankommen mag,

dass eigentlich alle unsere himmelstürmenden Erkenntnisse und Erfindungen klein erscheinen gegenüber der gewaltigen Kraftanstrengung, die der Beginn der geistigen Entwicklung und Forschung erforderte.

Griechischer Geist wagte aber auch hier auf grammatischem Gebiete den ersten entscheidenden Schritt, ja durch griechische Denker wurde, wie die Logik, so auch die Grammatik auf dem ersten Wurf auf eine beträchtliche Höhe, ja bis zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit geführt. Es war zunächst in Griechenland selbst, wo ein Plato, Aristoteles, die Stoiker an prinzipielle grammatische und sprachliche Forschungen sich wagten und grundlegende Ergebnisse erzielten. Als man Griechenlands Herrlichkeit zu Grabe getragen hatte, da entstand ein neuer Brennpunkt für grammatische Forschungen in Alexandria und Pergamon, wo sozusagen griechischer Geist in den Bibliotheken niedergelegt und angesammelt war und die reichlichste Grundlage zu mehr ins einzelne gehenden Forschungen abgab. Da konnte auch die Grammatik als Gesetzgeberin auftreten, gestützt auf die herrlichen Muster der griechischen Sprache zu ihrer Glanzperiode und eine Leuchte bilden in der Verwilderung, die in diese Sprache durch die barbarischen Dialekte, durch Krieger und Kaufleute getragen wurde. Von Griechenland aus wurde das grammatische Studium, das auch in Byzanz eine Glanzperiode erlebte, nach Rom verpflanzt und eine Reihe glänzender Namen könnte aufgezählt werden, durch deren Träger das grammatische Studium weiter gefördert wurde. Von der Begeisterung, die für sie herrschte, ist uns das trefflichste Beispiel Cäsar, der *inter tela Gallorum*, inmitten der kriegerischen und politischen Wirren über Grammatik schrieb.

Was wurde nun in diesem Zeitabschnitte an grammatischen Erkenntnissen zutage gefördert, welches sind die Ergebnisse der Grammatik auf diesem Siegeszug in Griechenland, in Alexandria und Pergamon, in Rom und Byzanz?

Der griechische Geist zielte von Anfang an in allen Wissenschaften auf das Allgemeine; der Flug der Gedanken erhob sich oft zu solcher Höhe, dass Einzeltatsachen übersehen und vorschnell verallgemeinert wurden. Es kann deshalb auch nicht überraschen, wenn bei den grammatischen Forschungen

zuerst allgemein sprachlich-philosophische Fragen das Interesse gefangen nahmen, ja die ganze griechisch-römische Periode zum grossen Teil beherrschten, so dass sie vielleicht zeitweise der Vertiefung ins einzelne schadeten.

Und so tritt uns als erstes sprachliches Problem die Etymologie entgegen, Etymologie natürlich nicht in der Bedeutung von heute genommen, sondern etwa in dem Sinne Varros: quemadmodum vocabula rebus essent imposita; sie hat daher die Aufgabe, die Wahrheit der Wörter zu erweisen und zu zeigen, wie das Wort mit dem benannten Gegenstand übereinstimmt. Es musste ja selbst dem primitiven Denken die Wesensverschiedenheit von Wort und Sache auffallen und demnach die Frage zur Erörterung reizen, ob die Worte Wahrheit enthalten oder ob sie blosser Schein seien. Manch beachtenswerter Gesichtspunkt über das Wesen der Worte und ihr Verhältnis zu den Dingen wurde im Laufe der Zeit auf Grund dieser Untersuchungen gewonnen, freilich liefen auch viele Künsteleien unter, namentlich um einen sozusagen mystischen Zusammenhang zwischen Wort und Gegenstand zu konstruieren. Man denke nur an Augustinus' Erklärung der Worte *nos* und *vos*, wo die Beziehung so dargestellt ist, dass *vos* mit sich öffnenden Lippen gesprochen wird, damit der Atem sich gegen den richte, mit welchem man spricht; bei *nos* ziehen wir den Atem in uns ein. Es ist auch heutzutage dieses Problem noch nicht aus der Erörterung verschwunden; der Kampf gegen den mit Worten arbeitenden Unterricht, der nur den Schein, die Hohlheit, ja die Blasiertheit im Gefolge haben soll, sowie die nachdrückliche Betonung der Sache, des Sach- und Anschauungsunterrichts ist im letzten Grunde eine Frage der Etymologie. Und wenn Mauthner in seiner *Kritik der Sprache* darüber jammert, dass er den Schwanz des Affen gegen die Sprache darangeben musste, wenn er sie den Läusen wünscht, damit sie daran zu tragen hätten und nicht der Mensch: was ist das anderes als ein ins Extrem verzerrter Platonischer Standpunkt? Leicht ist zu sehen, dass diese sprachlich-philosophischen Untersuchungen aufs engste mit der Grammatik zusammenhängen; sind die Worte blosser Schein, dann wird in ihnen auch kein Sinn keine Logik, keine Regel, kein Gesetz, keine Grammatik sein.

Auch die zweite Fundamentalfrage, die Frage der Ana-

logie oder der Anomalie, hat prinzipielle Bedeutung für die Grammatik und entscheidet geradezu über Sein und Nichtsein derselben; ist die Sprache anomalisch, dann ist damit jede Grammatik negiert. Diese Untersuchungen über Analogie und Anomalie entstanden schon in der Stoa, beschäftigten anhaltend die Griechen und füllten die ganze römische Zeit aus. Man verstand unter Analogie die „Erwartung ähnlicher Fälle“, im Gleichen sah man die Wahrheit, die Gleichförmigkeit galt als die Weise, in der das Wahre auftritt. In Gegensatz zu ihr steht die Anomalie, das Ungleichförmige, das bald so, bald anders, hier so, hier anders erscheint und das das Willkürliche, das Unwahre darstellt. Kurz die Analogie suchte in Rede und Schrift das Gleichförmige und somit die wahren Formen; was sich den gefundenen Grundsätzen nicht fügen wollte, galt als ungleichförmig, willkürlich, unwahr oder anomalisch. Lange stritten die Vertreter dieser gegensätzlichen Auffassungen, bis endlich die Analogie das Uebergewicht bekam, wobei freilich ihrerseits das Zugeständnis gemacht wurde, dass nicht die Analogie allein als sprachbildendes Moment anzusehen sei, sondern neben ihr noch andere Faktoren auf die Gestaltung der Sprache einwirkten. In dem Satze: *Sermo constat ratione, vetustate, auctoritate, consuetudine* war eine mittlere Linie gefunden, sowohl der Analogie wie der Anomalie, der Regel und der Ausnahme Rechnung getragen und damit der Streit beigelegt.

Durch diese zwei sprachlich-philosophischen Untersuchungen über Etymologie einerseits, Analogie oder Anomalie anderseits war die Existenzberechtigung einer Grammatik erwiesen. Dieser Jagd nach dem Allgemeinen folgte nun die eigentliche Kleinarbeit der Grammatiker, die sich besonders auf Phonetik und Formenlehre der Sprache erstreckte und natürlich in Wirklichkeit nicht streng von den allgemeinen Erörterungen geschieden werden kann.

In der Phonetik begegnen wir sorgfältigen Untersuchungen über die Laute und im Unterrichte ging man, um in der Sprache unserer Tage zu reden, nicht vom Buchstaben, sondern vom Laute — ἀπὸ φωνῆς — aus; schon bei den ältesten Grammatikern finden wir einen Lautierkursus vor dem Alphabet und eine sorgfältige und musterhafte Einteilung der Laute. Bei Dionysius Thrax (*Dionysii Thracis Ars Grammatica*

ed. Gustavus Uhlig) steht das Lesen mit richtiger Aussprache an erster Stelle; es wird die Natur der einzelnen Laute untersucht und da die damalige Aussprache schlecht war, gibt er detaillierte Vorschriften über das richtige Sprechen. Es ist z. B. bei *a* bemerkt, dass bei diesem Laute der Mund am weitesten geöffnet ist und der Atem zum Gaumen hinaufsteigt, bei *η* liegt bei mässig offenem Munde der Schall um die Wurzel der Zunge, bei *ω* rundet man den Mund und zieht die Lippen zusammen und der Hauch wird zum oberen Rand des Mundes geschlagen. In gleicher Weise werden Anweisungen über den Spiritus, die Akzente, den Hiatus gegeben. Auch bei den Römern beginnt z. B. Quintilian seine Kunst richtig zu sprechen (M. Fabi Quintiliani *Institutionis Oratoriae Libri XII*. Ed. Ferdinandus Meister) mit der Natur der einzelnen Laute (Lautierkursus), ihrer Verwandtschaft und trägt der Kunst des Sprechens vollkommen Rechnung. Bei Diomedes heisst es: *Artis grammaticae auctores exordium scribendi varium diversumque sumpserunt. Quidam enim ab ipsa arte coeperunt, alii ab elementis, vel a litteris, multi a casibus, plerique a partibus orationis, nonnulli a voce, pauci a nominum declinatione, nos vero ab ipsa oratione auspicemur.* Pompeius sagt: *Multi a voce inchoant ea ratione, quoniam litterae de voce sunt natae.* Varro gliedert die Grammatik in *lectio, enarratio, emendatio, iudicium*.

Wenden wir uns nun der Formenlehre zu, so lässt sich so recht ermesen, was es heisst, den Text in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken oder mitten in den Text gestellt zu sein. Die grössten griechischen Geister mussten sich abmühen, um zu recht bescheidenen Ergebnissen zu gelangen. Einem Protagoras gelang es, einige Beobachtungen über das Geschlecht und die Kongruenzverhältnisse zu machen; man hat dies die Entdeckung der ersten grammatischen Tatsache genannt. Auch die Stoiker förderten die grammatische Erkenntnis (Tempora und Modi), hatten aber dabei noch kaum eine Ahnung von Satzgliedern und Redeteilen. Erst mit Aristoteles beginnt das Aufsuchen der Sprachkategorien, der Redeteile und ihrer Abwandlungsformen. Das Erbe dieser und anderer Philosophen traten nun die eigentlichen Grammatiker an, deren Aufgabe umfänglicher war (Philologie), aber die Grammatik ein-

schloss. Denn die Interpretation und die Kritik der überkommenen, vielfach entstellten Texte zwang sie, auf die Wortformen zu achten und genau wie man es in unserer Zeit versucht hat, wurden diese grammatischen Ergebnisse in gelegentlichen Anmerkungen zu den Texten niedergelegt. Daraus gestaltete man später, vom Wort als dem einfacheren ausgehend, die *κανόνες*, d. i. eine Sammlung von Regeln, wie die Wörter zu formen sind, oder kurz eine Formenlehre. Aus diesen kleinen Anfängen erwuchs dann schon bei Dionysius Thrax eine verhältnismässig umfangreiche und wohlgegliederte Formenlehre in unserem Sinne; es werden da schon acht Redeteile unterschieden, während Aristoteles nur drei gekannt hatte, es werden das Geschlecht, die Grade der Adjektiva, fünf Kasus, beim Verb die Zeiten, weiterhin der Artikel u. dgl. vorgeführt und selbst der Wortbildung und Ableitung gedacht. Die Grammatik wurde nunmehr weiter in Rom ausgebaut, wohin sie Lucullus mit dem älteren Tyrannion von Rhodus aus gebracht hatte, und des Apollonius Arbeiten sind die Grundlagen aller späteren grammatischen Werke geworden und bezeichnen, wie Bähler (*Geschichte der lateinischen Grammatik im Mittelalter*) sagt, den Abschluss der selbständigen Arbeiten.

Dem unermüdlichen Forscherdrang der Griechen und Römer war es so gelungen, das Gerippe der Grammatik fertig zu stellen, ja im wesentlichen in die Form zu bringen, die sie nicht bloss im Mittelalter, sondern bis in die neue Zeit herein behielt. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass nun das Interesse an der Grammatik erloschen und an die Stelle des Schaffens das Geniessen des Erworbenen getreten sei. Schon die intensive Pflege der Musik im Mittelalter lässt darauf schliessen, dass die Phonetik zu ihrem Rechte kam und weiter ausgebaut wurde; wir haben bereits in anderem Zusammenhange z. B. Pompeius (Anfang des 5. Jahrh.) erwähnt, der in ganz moderner Weise das Problem des Ausgangspunktes des Unterrichts anfasst. Aber die eigentliche schöpferische Tat des Mittelalters in Hinsicht auf die Grammatik ist der Ausbau der Syntax, die schon bei den Römern in Angriff genommen worden war; auch die Pflege der an die Grammatik sich anschliessenden Uebungen verdanken wir dem Mittelalter, wobei vieles uns ganz modern anmutet. So ist es mindestens eine schiefe Meinung, dass

erst in unseren Tagen der Anschluss an den Text zur Klarlegung grammatischer Erscheinungen durch die Reformer in den Vordergrund gerückt worden sei; schon Priscianus, der im Mittelalter neben Donatus eine Hauptrolle spielt, knüpft in seinen *Partitiones duodecim versuum Aeneidos principalium* an den ersten Vers *arma virumque cano Troiae qui primus ab oris* die Metrik, die Redeteile und ihre Abwandlungen. Dieser Gebrauch, Wort für Wort den Text nach allen grammatischen Richtungen abzufragen — wir haben dafür früher den Ausdruck 'ausquetschen' gebraucht — wurde schon, wie Bähler anführt, von Sextus Empiricus (220 p. Chr.) beschrieben und hiess *μερισμός* oder *ἐπιμερισμός*. Später entstanden grammatische Anleitungen, welche in dieser Weise eingerichtet waren und *ἐπιμερισμοί* hiessen; wie die Griechen dazu den Homer benützten, so stützte sich Priscian auf den Vergil. Eng damit hängt auch die gleichfalls heutzutage übliche Gewohnheit zusammen, einen *Tractatus* in Frage und Antwort aufzulösen. Es geht das schon auf Porphyrius zurück, dessen *εἰσαγωγή* Boethius mit einem Kommentar in der Form eines Dialogs versah, was bald allgemein in Uebung kam. Selbst das gegenseitige Abfragen der Schüler findet sich schon bei Priscian. Die Lehrer allerdings waren damals vorsichtiger in ihren Fragestellungen und hegten nicht die Meinung, dass eine „falsche Wendung“ oder eine „falsch gebildete Frage“ dem Werte des Unterrichts nicht im geringsten Eintrag zu tun vermöge. Pompeius empfiehlt vielmehr Vorsicht bei Frage und Antwort: *Deinde in responsionibus callidi debemus esse; plerumque aut male respondententes faciunt nos facere soloecismum aut male interrogantes*. Man darf vielleicht auch darauf verweisen, dass die jetzt üppig emporwuchernde Bildermethode oder wenigstens das „schöne Buch“ einen bescheidenen Vorläufer im *Doctrinale* hatte, das Bilderschmuck aufweist.

Damit stehen wir vor dem Werke, das das grammatische Hauptbuch des Mittelalters war und fast drei Jahrhunderte lang unbeschränkte Herrschaft genoss. Der Kampf gegen dasselbe seitens der Stürmer und Dränger der Renaissance weist eine überraschende Ähnlichkeit mit dem vergangenen neusprachlichen Methodenkampfe auf. In dem Aufrufe sagt z. B. Laurentius Valla: „Ich ziehe in den Kampf, ich trete zuerst vor, um Euch Mut zu machen! Wohlan denn, lasset uns aus-

führen diesen ehrenvollsten und schönsten Kampf!“ Der alte Betrieb — Schlendrian sagte man später — wurde in Acht und Bann getan. Die Reinheit der Sprache, die Klassizität war die Lösung. Anschluss an den Text erstrebte man; aus den guten Schriftstellern sollten Wörter und Redensarten entlehnt werden. Schon nach Erledigung der Formenlehre liest man Cicero und Vergil. Und wie heutzutage durch grammatischen Drill Schüler um Sinn und Verstand gekommen sein sollen, so jammerte auch damals die Reformier die Jugend: „O, die unglücklichen Knaben,“ klagt Sulpicius, „ach! ich möchte weinen, ich möchte aufschreien! Verachtet den Alexander (Plötz), verwerft ihn, gebet keinen Pfifferling auf seine Aussagen, sondern fliehet sie Ich zweifle nicht, dass die Alexandriner (Antireformier) sich gegen Euch erheben und versuchen werden, durch ihre Sophistereien mein Werk zu verdammen. Aber mögen sie verleumden, klaffen und poltern: in einigen Jahren wird Alexander vollständig verdrängt und in sein Barbarenland zurückgejagt sein und dann werden die Italiener von den Lateinern, nicht von den Barbaren die lateinische Sprache erlernen!“

Und der Erfolg von so viel Eifer? Wir geben ihn wieder in den Worten Reichlings, des Herausgebers des *Doctrinale* in den *Mon. Germ. Paed.* (*Das Doctrinale des Alexander de Villa Dei* von Prof. Dr. Dietrich Reichling): „Die Frage, ob denn die mit so grossem Geräusch angekündigten neuen Unterrichtsmittel es auch in der Tat wert waren, dass man um ihretwillen ein Jahrhunderte lang gebrauchtes Lehrbuch aufgab, diese Frage haben sich ihre Verfasser sowie alle jene Männer, welche gegen die Unwissenheit und Barbarei der Anhänger Alexanders losdonnerten, jedenfalls niemals gestellt. Im Gegenteil, sie waren von der Vortrefflichkeit ihrer Leistungen so felsenfest überzeugt und wurden in dieser Ueberzeugung durch die Lobhudeleien der Gesinnungsgenossen so sehr bestärkt, dass sie selbst den leisesten Zweifel daran mit Entrüstung zurückgewiesen haben würden. Wir aber sind nicht minder fest überzeugt, dass gerade in der Beschaffenheit der neuen Lehrbücher eine der Hauptursachen zu suchen ist, wodurch der Sieg des Humanismus über das Doktrinale so sehr erschwert wurde . . . Die grammatischen Unterrichtsbücher der Humanistenzeit stehen zu der Prahlerei ihrer Ver-

fasser vielfach im umgekehrten Verhältnis, dagegen trotz aller Ausfälle auf den ‚Barbaren‘ Alexander zu diesem in innig verwandtschaftlichen Beziehungen.“ Es ist ganz verfehlt, diese Worte über methodische Fragen etwa der Antipathie Reichlings gegen die Humanisten infolge konfessionellen Gegensatzes zur Last legen zu wollen (Ziegler, *Geschichte der Pädagogik*); wer die Leistungen der Humanisten in grammatischer Hinsicht vorurteilslos prüft und beurteilt, der kann nicht anders urteilen, da diese Versuche zu- meist mehr als bescheiden, wenig originell und für Lehr- und Lernzwecke nicht recht brauchbar waren. Aber ganz unrecht würden wir Reichling geben, wenn er etwa in den angeführten Worten dem weiteren Gebrauche des Doktrinale das Wort hätte reden wollen. Nein, der Kern sollte bleiben, die Schale musste zerspringen, wenn die Grammatik nicht verkommen und verrostet sollte, und dass die Humanisten gegen die überkommene Form sich wehrten, verdient durchaus Lob, wenngleich sie nicht die Kraft hatten, das unternommene Werk unmittelbar zur Vollendung zu führen. Es kam uns bei diesen Erörterungen über die Form der Grammatik an der Grenze zweier Weltanschauungen, der des Mittelalters und der Neuzeit, weniger darauf an, den Kampf, den Streit, das Trennende hervorzuheben, wenn nicht die augenblicklichen Verhältnisse zu einem Vergleiche herausgefordert hätten; was wir dartun wollten, ist vielmehr dies, dass auch bei Beginn der neuen Zeit regste Arbeit, regstes Interesse für die Grammatik herrschte. Die Humanisten stiessen sich ja nur an der Form der Grammatik; nachdem die anfängliche Sucht, alles Ueberkommene gering zu achten und zu stürzen, vergangen war, liessen sie sich durchaus nicht beikommen, etwa die Grammatik selbst zu negieren. Im Gegenteil machten sie sich mit Feuereifer daran, die um die Grammatik sich gruppierenden Lehr- und Uebungsbücher immer mehr auszubauen, und viel des Guten wurde geschaffen, das auch heutzutage noch in Kraft und Uebung ist.

Bei Abfassung der Grammatiken bemühte man sich, den richtigen Mittelweg einzuschlagen; man kämpfte gegen die übermässige Breite und Weitschweifigkeit, gegen die Spitzfindigkeiten, die in den Schülern alle Lust zu ersticken drohten, hielt sich aber auch von dem anderen Extrem fern,

den zu sehr gekürzten Grammatiken, da aus ihnen nichts zu lernen wäre. Es wurden künstliche Texte fabriziert, in denen Wortmaterial und Regeln besser untergebracht werden konnten als dies bei den ursprünglichen Texten der Fall war, die natürlich keine Rücksicht auf Schule und Schüler nahmen; man vergleiche z. B. des Perottus Beispiel über die Adverbien der Zeit, das freilich durch Inhaltlosigkeit und Geschmacklosigkeit den modernen Erzeugnissen die Wage hält: *Icy lair est sain et de puis troys moys homme ny est mort de pestilence; presque tous les citoyens sont retournés en la cite, seulement Marius que jayme le plus apres toy est encore a Phalere, nous lattendrons demain ou apres demain. Ainsi devant hyer me le dist son docteur quant il envoya celluy iour ses chiens et pouseins a lostei; mais ce ne te touche pas.* — Wir finden zu dieser Zeit auch schon den ganz modernen Gedanken, dass die Regeln sich leichter einprägen, wenn das Musterwort vorausgeht. Sorgfältig werden auch die Synonyma zusammengestellt und eine besondere Förderung wird der Lexikographie zuteil. Das Bedürfnis, rasch ins praktische Leben einzuführen und für dasselbe in der Schule vorzubereiten, zeitigte im Anschluss an die Grammatik die *ars dictandi* oder *ars dictaminis*, welche Redewendungen und Briefformeln enthielt. Für die Anfänger wurden leichte Elementarwerke geschrieben, die in Frage und Antwort abgefasst mit *Es tu scolaris* begannen und davon ihren Namen erhielten. Auch wurden Sprachbücher zum mündlichen Verkehr abgefasst und in den *Arcubuis* auf Grund einzelner Beispiele syntaktische Verhältnisse klargelegt — kurz regste Kleinarbeit auf allen Gebieten, die wir hier nicht weiter verfolgen können und die zurücktritt angesichts der gewaltigen Aufgabe, die in grammatischer Beziehung noch zu leisten war.

Es waren ja die Grammatiken jeweils in der lateinischen Sprache abgefasst; unterdessen aber waren die Tochttersprachen Französisch, Italienisch herangereift und Deutsch allgemach dem „Barbarismus“ entrückt worden. Die lateinische Sprache war mehr und mehr dem Volke eine Fremdsprache geworden. Mit sicherem Takt erkannte man, dass es unpädagogisch sei, Unbekanntes durch Unbekanntes erklären zu wollen; dieser Gedanke erschien selbst dem Mittelalter so absurd, dass es in diesen Fehler nicht verfiel, und er der neuesten Zeit, der

Zeit der neusprachlichen Reform, vorbehalten bleiben konnte. „Wer,“ sagt Paulsen (*Geschichte des Gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten*), „dem Mittelalter auch nur eine Spur von gesundem Menschenverstand zutraut, wird *a priori* annehmen, dass der Unterricht sich nicht darauf beschränkte, die lateinisch geschriebenen Lehrbücher memorieren zu lassen.“ Nein, man suchte durch die Muttersprache das Verständnis zu erschliessen und dadurch vom Bekannten zum Unbekannten hinüberzuführen. Deshalb wurden auch zu allen Zeiten beim elementar-grammatischen Unterricht die nötigen Wort- und Sacherklärungen in der Muttersprache gegeben. Schon 840 übertrug Hildericus viele Worte ins Deutsche, z. B. *cummi* i. genus resinae, quod thiudisce nominamus *harz*; *pumilio* i. homunculus, quod dicitur thiudisce *twerg*. Eifrig bemühten sich auch die Mönche von St. Gallen, die deutsche Sprache im Unterrichte zu verwerten. Bei Donat, Priscian, Isidor sind einzelne Wörter mit deutscher Uebersetzung begleitet, z. B. *Pomilio nanus* *getwüerc*, laterem *ziegulun*. Grammatische Bezeichnungen wurden durch deutsche ersetzt; so gibt Meister Ruodpert († 1022) seinem Freunde Unterweisungen im Verdeutschen, z. B. nomen, *namo*, Pronomen *füre daz nomen*, Verbum *vuórt*. Ein Wörterbuch enthält schon viele synonyme Zusammenstellungen, z. B. *adminiculum helfa*, *subsidium folzuht*, *solacium trost*, *auxilium helfa*, *adiutorium helfa*. In der Einleitung zum *Doctrinale* wird den Lehrern ausdrücklich geraten, dem Verständnis des Anfängers mit der deutschen Sprache zu Hilfe zu kommen:

Si pueri primo nequeant attendere plene,
Hic tamen attendet, qui doctoris vice fungens,
Atque legens pueris laica lingua reserabit,
Et pueris etiam pars maxima plane patebit.

Dementsprechend sind auch viele lateinische Wörter ins Deutsche übersetzt, z. B. *malva herba mollis*, teutonice *eertpopel*, *somnifer potus* *slaepdranck*. Besonders kamen auch die Glossen und Kommentare zum *Doctrinale* der Mahnung Alexanders nach, indem die Worterklärungen durch die französische, deutsche oder italienische Sprache gegeben wurden. In der *Glosa notabilis* zu den Einleitungsversen des *Doctrinale* findet sich die Bemerkung: *Boni magistri scholarium vocabulorum significationes teutonice exponant iuxta magistri Alexandri intentionem*. Es wurden denn auch griechische, lateinische und

hebräische Wörter verdeutscht; allmählich sind auch vollständige deutsch-lateinische Vokabularien zum *Doctrinale* aufgekomen. Recht gut ist bei Specht (*Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland*) mittelalterlicher Schulbetrieb und die Rolle der deutschen Sprache in demselben geschildert; man kann sich oft des Gefühles nicht erwehren, dass unsere modernsten Reformen beim finsternen Mittelalter eine beträchtliche Anleihe von Ideen gemacht haben. Die Lehrer mussten nach dem genannten Autor den Knaben die lateinische Grammatik Wort für Wort und Satz für Satz interpretieren, bis sie ihnen dasjenige, was in lateinischer Sprache zu lernen war, verständlich gemacht hatten. Manche Lehrer gaben sich wohl auch die Mühe, für die grammatischen Kunstausrücke deutsche Bezeichnungen zu finden. Um beim Unterrichte sich leichter zu tun, versahen die Lehrer nicht selten ihre Grammatikbücher mit deutschen Glossen. Auch Schüler, die im Besitze eines solchen waren, schrieben nach der Erklärung des Lehrers den deutschen Ausdruck über das ihnen unverständliche lateinische Wort. Die zu lernende Lektion las oder sagte vielmehr der Lehrer den Schülern vor. Diese sprachen sie so lange nach, bis sie dieselbe vollkommen erfasst hatten. Auch schrieben sie den Vortrag auf ihren Wachstafeln nach und lernten dann mit lauter Stimme ihre Aufgabe auswendig. Um die Formen und Regeln gut einzuüben, wiederholten die Knaben untereinander, was sie gelernt hatten und fragten sich gegenseitig aus. Solange die Schüler noch geringe Uebung im Lateinischen besaßen, liess man die Lesestücke ins Deutsche übersetzen, um das Wortverständnis zu vermitteln. Später jedoch, wenn die Knaben *usu et exercitatione* mit der lateinischen Sprache bereits besser vertraut waren, bediente man sich zur Erklärung unbekannter Ausdrücke und Wörter nicht mehr der Muttersprache, sondern man suchte das fremd klingende Wort durch Umschreibung oder durch andere allgemein gebräuchliche sinnverwandte Ausdrücke zu erläutern und verständlich zu machen. Damit der Lehrer ersehen konnte, ob der Schüler die Lektion verstanden und richtig aufgefasst hatte, musste dieser den Sinn des Gelesenen mit Weglassung alles rhetorischen Schmuckes in einfacher bildloser Rede wiedergeben und erörtern. Auch in den besten Schulen handelte es sich im allgemeinen nicht darum, ein volles und klares Sachverständnis der zu lesenden

Autoren zu vermitteln, sondern man hatte vielmehr nur das eine Ziel im Auge, von den Dichtern die äussere Form und die Gewandtheit und Fertigkeit im lateinischen Ausdruck möglichst rasch zu erlernen. Man hielt deshalb auch die Schüler an, ihre eigenen Gedanken in lateinischer Sprache auszudrücken und so viel als möglich alle Germanismen zu vermeiden.

Diesem Gebrauche des Mittelalters, die deutsche Sprache für den Unterricht zu verwerten, folgten auch die Humanisten, wobei die Uebersetzung einzelner Worte sich zur Uebersetzung in die Fremdsprache verdichtete. Freilich war das kein origineller Gedanke, da die Uebersetzung in die Fremdsprache bis in die römischen Zeiten zurückreicht und nachdrücklich von Plinius dem Jüngeren empfohlen wurde: „Quintilian,“ heisst es bei Denk (*Geschichte des Gallo-Fränkischen Unterrichts- und Bildungswesens*), „erklärt sich gegen das unablässige griechische Sprechen und Lernen; mit pädagogischem Feingefühl riet Plinius der Jüngere zu Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische und umgekehrt, weil man sich dadurch Angemessenheit und Schönheit des Ausdrucks aneigne und das Urtheil schärfe, denn wie die Erde durch verschiedene Samen, so werde auch unser Geist durch verschiedene Uebungen angebaut.“ Dieser genialen Idee verhalfen gerade die Humanisten, die durchweg Freunde der deutschen Sprache waren, zum Durchbruch. Bei Perottus z. B. sind die *ordines verborum* stets mit beigefügter Uebersetzung ins Deutsche versehen und um die Verbalformen klar zu machen, werden Sätze aus der Muttersprache übersetzt, wie z. B. *So der meyster lyst, lug das du fleissig uffhörest*: Legente magistro fac ut diligenter attendas. Auch im sog. *Modus latinitatis*, als dessen Verfasser Magister Udalricus Ebrardi ex Neuburga claustralis genannt wird, stehen die deutschen Sätze voran und ihnen folgt die lateinische Uebersetzung; z. B. *der Briefftrager hat einen Brieff bracht*: Hic tabellarius portavit mihi litteras.

Das alles waren ja erfreuliche Ansätze, der Muttersprache zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber es blieben Einzelversuche, die der allgemeinen Stimmung gegenüber sich nicht voll durchzusetzen vermochten. Jahrhunderte lang hat ja der Deutsche mit unbegreiflicher Verblendung für die Eigentümlichkeiten fremder Nationen und mit

Blindheit gegen die Herrlichkeiten des eigenen Landes gelebt, gelernt und geurteilt. Ungebührliches-, Gotteslästerliches- und Deutschreden wurde auf gleiche Weise gestraft. Protestantische und katholische Pfarrer verboten ihren Lehrern, in der deutschen Sprache zu unterrichten, „weil die Bauern dadurch zu klug würden“. Deutsche Schulen wurden abgeschafft, weil die Knaben, die zum Lateinlernen und „also zur Ehre Gottes und Verwaltung des gemeinsamen Nutzens“ geschickt sind, durch dieselben vom Lateinlernen abgehalten würden. In hohen Schulen war es geradezu verboten, sich der deutschen Rede zu bedienen, wie in der Schule zu Goldberg unter Troitzendorf, von dem es in einem Lobgedicht heisst: „So hatte er die römische Sprache allen eingegossen, dass es für Schande galt, in deutschen Zungen zu reden. Knechte und Mägde konnte man Latein sprechen hören, dass man hätte glauben sollen, Goldberg liege in Latium“. Und noch zur Zeit Friedrichs des Grossen konnte Gedike klagen, dass es in vielen Schulen als pädagogische Sünde angesehen werde, wenn ein Schüler ein deutsches Buch in die Hand nehme. So blieb bis zu Ende des 18. Jahrhunderts die lateinische Sprache die Sprache der Gelehrten und Beamten, ihre Tochter, das Französische, die der vornehmen Welt, die deutsche Sprache dagegen die „des verarmten, geknechteten, verdummten, rohen Volkes“. Und obwohl wir jetzt eine hochentwickelte deutsche Sprache, eine deutsche Literatur, die fremdländischer ebenbürtig zur Seite steht, besitzen, sind diese trüben Zeiten noch immer nicht vollkommen vorüber. „Jeder gebildete Franzose,“ heisst es bei Diesterweg (*Wegweiser*), „lernt die schönsten Stellen seiner Klassiker auswendig, und keinem fällt es ein, seine Knäblein und Mädglein deutsch plappern zu lehren. Wie steht es damit in unseren Anstalten für „Söhne und Töchter“ und in unserer sog. höheren Erziehung? Noch viel Verdienst ist übrig.“ Dieses Verdienst ist auch in der Gegenwart noch übrig; man lese z. B. nur einige Sätze aus einem Referate in einer Münchener Magistratssitzung vom 31. Januar 1900: „Ferner billigt es die Lokalschulkommission nicht, dass die gesamte Umgangssprache im Institut die französische Sprache sein soll. Die Lokalschulkommission hält diese Erscheinung geradezu für eine schwere Krankheit einer Reihe von Privat-töchter-schulen. Die Schule soll nicht nur die französische, sondern auch die deutsche Ausdrucksweise pflegen, auf dass nicht

die beklagenswerte Erscheinung sich immer und immer wieder zeige, wonach deutsche Mädchen sich in französischer Sprache gewandter und sicherer ausdrücken als in ihrer Muttersprache.“ Dass diese Seuche nicht bloss in Töchterschulen auftritt, sondern auch im höheren Erziehungswesen, das wissen alle, die auch nur das Schlagwort gehört haben, dass die Muttersprache sich wie „Mehltau“ auf das keimende französische Sprachgefühl lege. Bei diesem Geiste der Fremdländerei kann es nicht überraschen, dass erst spät die in der Geschichte der Grammatik epochemachende Tat geschehen konnte und die Grammatik in deutscher Sprache erschien: aber es musste endlich das Raticianische Wort, alles zuerst in der Muttersprache, allen Hindernissen zum Trotz sich durchsetzen! Freilich waren diese Grammatiken zunächst infolge ihres Umfanges, ihrer Gründlichkeit und Vielseitigkeit mehr für Philologen als für Schüler von Mittelschulen passend. Daher war die nächste Aufgabe, aus Grammatiken für Philologen Schulgrammatiken entsprechend der Stellung, die die Grammatik jetzt einnahm, zu schaffen, und diese Aufgabe ist heute noch nicht gelöst trotz der regen Tätigkeit, die gerade in unseren Tagen auf grammatischem Gebiete herrscht und trotz der Begeisterung, mitzuarbeiten an einem Werke, das nunmehr auf eine mehr als zweitausendjährige Geschichte zurückblickt.

4. Die grundsätzliche Opposition gegen die Grammatik.

Einem ungehemmten Siegeslauf durch die Jahrhunderte glich freilich die Entwicklung der Grammatik nicht; auch innerhalb der Grammatiker gab es von jeher verschiedene, ja gegensätzliche Auffassungen und vom 17. Jahrhundert an entwickelte sich eine grundsätzlich die Grammatik negierende Opposition. Aber gerade in diesem Widerstreite der Meinungen, in diesem Kampfe gegen die Opposition erstarkte die Grammatik.

Wir haben gesagt, dass die Grammatik die Aufgabe habe, die Sprachgesetze zu fixieren. Gesetze aber sind Abstraktionen, bei denen das Konkrete sozusagen durchgesiebt ist. Durch die Gesetze in der Naturwissenschaft, welche die inneren Fäden des Geschehens aufweisen, entsteht ein ganz abstraktes Weltbild, in dem sozusagen die Natur in wesenslose Schatten auf-

gelöst erscheint und das weit absteht vom frischen frohen Leben und Geschehen. Man kann sich gar wohl denken, dass das Kind durch Blumen und Blüten schreitet, an der Schönheit der Natur nach ihrer äusseren Gestaltung sich ergötzt, ohne sich im geringsten um das Wesen, den Urgrund und den gesetzlichen Verlauf des Seienden zu kümmern: es kann der Schüler sich für Naturbeschreibung begeistern, vor der Naturwissenschaft aber zurückschrecken. Der Natur an sich, den realen Gestaltungen derselben ist bei der Sprache der Text oder die Rede zu vergleichen, der Naturwissenschaft aber entspricht die Grammatik. Es drängt sich sofort die Frage auf, sollen wir das Kind in die abstrakten Gesetze der Sprache beim Sprachenstudium einführen oder soll es die reale Sprache, wie sie in Wort oder Schrift vorliegt, durch vielseitige Uebung sich aneignen. Wer objektiv denkt, muss diese zwei Wege zur Spracherlernung theoretisch anerkennen und zugeben, erstens, dass der letztere Weg der natürliche ist, da gerade in dieser Weise das Kind seine Sprache, die Muttersprache, lernt, und zweitens, dass derselbe besonders der kindlichen Natur angepasst erscheint, da es sich dabei um die reale, konkrete Sprache handelt, der Weg also, wie man tatsächlich gesagt hat, durch grüne Wiesen und blumige Auen führt. Und ganz besonders scheint diesen Weg, diese Sprachmethode, der Umstand zu empfehlen, dass die ältesten Völker durch diese direkte Methode Fremdsprachen erlernten. Die erste Nachricht über Sprachenstudium gibt wohl Herodot, der erzählt, dass Karawanen griechischer Kaufleute, die dem Laufe der Wolga folgend bis zum Ural hinaufzogen, von sieben Dolmetschern begleitet worden seien, welche sieben verschiedene Sprachen gesprochen hätten. Es gab keine andere Möglichkeit, Sprachen zu erlernen, als die natürliche Methode: aus der Ehe eines Griechen mit einer Barbarin gingen die Sprachmeister hervor, die von Jugend auf zwei Sprachen von ihren Eltern erlernten, um sich auf den einträglichen Dolmetscherdienst vorzubereiten. Auch der moderne Kinderhandel oder vielmehr Kindertausch war schon in Griechenland üblich, indem Griechen und Barbaren ihre Kinder auswechselten. In Rom lernten die Kinder gleichfalls dadurch Griechisch, und zwar vor ihrer Muttersprache, dass eine griechische Wärterin ihnen beigegeben wurde. Hiermit sind im wesentlichen auch schon die Gren-

zen und Schwächen dieser Methode dargelegt: sie ist die Methode des Privatunterrichts, sie heisst mit Recht Bonnenmethode und hat sich in dieser Form bis auf den heutigen Tag ausserhalb der Schule behauptet. Nun hat man aber auch versucht, dieser Methode eine schulmässige Form zu geben; dies konnte natürlich nur geschehen, indem die lebendige Rede durch den Text ersetzt wurde, an den sich alle Uebungen anschlossen. Diese Text- oder Lesebuchmethode, welche die eigenen Schwächen mit denen der Bonnenmethode vereint, ist in prinzipiellen Gegensatz zur Grammatikmethode getreten und hat im Laufe der Zeit drei wuchtige Vorstösse unternommen, um den grammatischen Betrieb aus den Angeln zu heben.

Der erste Anprall erfolgte im Anfang des 17. Jahrhunderts und ging von Ratichius und seinen Mitarbeitern aus. Es wurde diese grammatikfeindliche Bewegung bereits in dem Artikel *Ratichius und die Reformer* (*Zeitschrift* 6, 385 ff.) geschildert; es genügt hier anzudeuten, dass die Grammatik unerschüttert aus diesem Kampfe hervorging.

Da setzte zu Anfang des 18. Jahrhunderts neuerdings der Widerstand gegen das grammatische Verfahren ein; hauptsächlich waren es neben den Philanthropinisten die Neuhumanisten, welche die Streiter gegen die Grammatik stellten. Wenn man sich auch zunächst nicht schroff von ihr lossagt, sondern ihr noch ein Plätzchen wie z. B. Rhenius gönnt, um aus ihr die Formenlehre und die Paradigmata vor der Lektüre sich anzueignen, so ist sie in der Tat der Stein des Anstosses. Ob man die lateinische Sprache aus der Grammatik lernen müsse, wird von Gesner rundweg mit nein beantwortet; ja, durch das grammatische Verfahren leide geradezu die Vernunft Schaden und mache zu solchen Dingen ungeschickt, wozu Verstand und Beurteilung erfordert wird. Daher ein Lernen ohne Grammatik! Weg mit der Grammatik, sagt auch Herder, man lernt Grammatik aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik. Mit den Regeln anzufangen, wird von Wolf eine lumpige Methode genannt, bei der nichts herauskomme als Langeweile und Missverstand, auch wohl Ueberdross an der Grammatik. Ueberhaupt wird der ganze grammatische Betrieb mit seinen Extemporalien, seinem Analysieren, Konstruieren und Vokabellernen an-

gegriffen, der Lesestoff wird als inhaltsarm erklärt, so dass er den Schüler nicht zu erwärmen vermöge, besonders aber wird die ungünstige Wirkung der grammatischen Methode mit Rücksicht auf den Lehrer in den Vordergrund geschoben. Schmid spricht von dem verknöcherten Wesen des Lehrers, der in der vorgezeichneten Ordnung der Grammatik ein bequemes Ruhe-kissen besitze, so dass er leicht versucht sei, in den alten Geleisen „fortzuschlendern“ („der alte Schlendrian“).

Alles Heil diesem verfehlten grammatischen Verfahren gegenüber sollte nun vom Texte kommen, der in den Mittelpunkt des Unterrichts zu treten und für die Schüler das „Materiale“ zu bilden habe, aus dem sie die Grammatik gewinnen. Sofort will Gedike mit denen, die schon ein deutsches Buch zu lesen imstande sind, mit der Lektüre eines lateinischen Schriftstellers beginnen ohne alles vorausgehende Studium der grammatischen Regeln, die der Schüler doch erst durch die Sprache selbst verstehen lernen müsse. Selbst des „ekelhaften“ Auswendiglernens der Paradigmen der Deklination und der Konjugation soll sein Lehrling überhoben sein — nur gleich zum Autor, wobei er nur warnt, dass man den Sack nicht auf einmal ausschütte. In gleicher Weise fordern die anderen Reformer dieser Zeit Stoff in lebendiger Sprache, aus dem die Gesetze der Sprache abgeleitet werden, sei nun dieser Stoff klassisches leichtes Latein, seien es die zehn Gebote oder Lesebücher mit einer Sammlung äsopischer Fabeln oder Erzählungen aus griechischen und römischen Schriftstellern.

Bildet also der Text, aus dem man allein das wahre Idiom der Sprache lerne, die Grundlage des Unterrichts, so ist das Ziel, das ihm Gedike, Schuman usw. stecken, die Redefertigkeit; die Methode aber, aus dem Text die Regeln zu abstrahieren, wird als Induktion bezeichnet. Dass man bei diesem Lehrverfahren doch wieder zu den Regeln kommt, ist zunächst verwunderlich. Stellt man sich auf diesen reformerischen Standpunkt, so hat sicher Gouin (Kron, *Die Methode Gouin*) recht, der von der direkten Methode sagt: „Die Natur weiss absolut nichts von Kasusendungen, Verbalflexion und der Kunst des Deklinierens und Konjugierens. Sie arbeitet nur mit dem Konkreten und Wirklichen, sie hat einen wahren Abscheu vor Abstraktionen, als welche auch die Flexionsendungen und Deklinations-

gerüste zu erachten sind.“ Aber man merkte eben, dass, sobald man auch nur an eine geringe Variation des Textes sich machte, sogar auf diesem beschränkten Gebiete Normen zu beachten sind, die in den durchgenommenen Texten keine Analogie haben, der Schüler blind herumtastet und sich nicht wie bei der Bonnenmethode an die Ausdrucksweise der Wärterin, Erzieherin oder Lehrerin anklammern kann. Und so kommen naturnotwendig auch die Anhänger der Text- oder Lesebuchmethode zur Aufstellung von Regeln, wollen dieselben aber induktiv aus dem Lesestoff gewinnen, weshalb sie auch wohl die ganze Methode als die induktive bezeichnet haben, wie dies z. B. bei Gesner der Fall ist. Nach Miller werden die Regeln der lateinischen Syntax gelegentlich geläufig gemacht, so wie sie beim Uebersetzen und Zurückübersetzen vorkommen. Gedike betont, dass der Schüler die Regeln doch erst durch die Sprache selbst verstehen lernen müsse und sie am besten selber nach und nach abstrahiere und zwar gelte dies nicht bloss von den syntaktischen Regeln, sondern der Schüler solle durch Induktion auch zur Erlernung der Deklinationen hingeführt werden. Und erst nach einer solchen Vorbereitung solle die „kurze Grammatik“, die am Ende des Buches angehängt ist, folgen. Den gleichen Standpunkt vertritt Reuss, der von der Syntax sagt, der Schüler solle das *Grammatikale* aus den exponierten Sätzen und der Ueberschrift abstrahieren, so dass er die Sache selbst gefunden zu haben glaube; dieses *Grammatikale* solle durch Induktion verstanden und daraus das Paradigma entwickelt und verdeutlicht werden. Ueberall also ist bei dieser Reform der leitende Gedanke: nicht mit der Grammatik ist zu beginnen, sondern die Kenntnis der Formen und Regeln muss aus dem Lesestoff heraus frei erwachsen.

Unter den übrigen Schlagwörtern und Richtlinien der antigrammatischen Unterrichtsmethode tritt uns die ganz moderne Idee entgegen, dass der Lesestoff dem kindlichen Gedankenkreis angepasst sein müsse; in der sog. Collateralverbindung werden möglichst viele realistische Stoffe aus Naturgeschichte, Geschichte und Geographie herangezogen, um in das Land und in den Geist des Fremdvolkes einzuführen. Die Vokabeln werden nicht einzeln, sondern im Zusammenhange gelernt; ausdrücklich bemerkt z. B. Gesner, ein Knabe lerne leichter und lieber *ego sum pastor bonus* als die Vokabeln *bonus* 'gut',

pastor 'der Hirt'. Ueberhaupt wird das Gedächtnis sehr in Anspruch genommen, Sprüche und Sätze werden auswendig gelernt und durch Vor- und Nachsagen instinktiv angeeignet. Den Vortrag begleitet man mit Aktionen und die Anschaulichkeit wird behufs Gewinnung richtiger Begriffe in überreichem Masse gepflegt. Da aber der mündlichen Methode durch die Schule selbst enge Schranken gesetzt sind, so greift man zur Interlinear- oder Lateralübersetzung, um den Schüler in steter Verbindung mit dem Texte auch ausser der Schule zu halten und das flüchtige Wort in dauernder Form ihm gegenwärtig zu halten. Die an den Text sich anschliessenden Uebungen sind hauptsächlich Imitation, Variation und Retroversion.

Welche Resultate ergab nun diese Text- oder Lesebuchmethode, erzielte man Erfolge mit dieser für die Schule zurechtgemachten Bonnenmethode, war sie wirklich imstande, das grammatische Verfahren aus den Schulen zu verdrängen?

„Es ist nicht jedermanns Sache, mit dieser Methode Resultate zu erzielen,“ sagt sehr kleinlaut Schmid. Auch bei Gesner wird kein Erfolg erzielt, „da es an entsprechenden Lehrern“ fehle. Sobald man die Theorie in die Praxis umsetzen will, verfällt man in Extreme und kommt auf Abwege. Immer wieder stellt sich die schwache Seite dieses Verfahrens, dass es nicht die notwendige Sicherheit der grammatischen Kenntnisse gewährleistet, heraus. Bezeichnend für diese Methode sind besonders die Ergebnisse in dem Philanthropinum Basedows, die wir nach Schiller (*Geschichte der Pädagogik*) wiedergeben: „Es ist interessant zu erfahren, wie sich diese sprachliche Methode in der Praxis bewährt hat. Anfangs schien es so, als sei sie probenhaltig; Basedow konnte sich auf seine Resultate bei Josias von Qualen berufen, und seine Tochter Emilie sprach, wie begeisterte Berichte melden, mit neun Jahren fertig Latein. Anfangs glaubte man auch im Philanthropin die gleichen Erfolge zu haben. Aber bald lauten die Berichte anders. Der Elementarklasse wird zwar Vokabelkenntnis zugestanden, aber die Antworten erfolgten ohne Ahnung von Konstruktion und ohne Verständnis für Tempus und Numerus. In der zweiten Klasse ging das Lesen aus *Campes liber de moribus* „sehr unvollkommen, langsam und unteilnehmend“. In der obersten

Lateinklasse verlief zwar das Uebersetzen der vorher gelesenen Schrift Ciceros *de senectute* befriedigend, das Uebersetzen ins Lateinische entbehrte der syntaktischen Kenntnisse, und die Schreibung der Vokabeln war unsicher. Im Jahre 1791 wird sogar die Vokabelkenntnis, die bisher meist als befriedigend bezeichnet war, getadelt; beim letzten Examen am 22. April 1793 fehlte es der ersten Klasse an Vokabelkenntnis, von der zweiten heisst es kurz, „sie wissen noch wenig.“ „Merkwürdig ist es,“ fügt Schiller bei, „dass ein Mann des realen Lebens, wie Basedow, auf denselben Irrtum wie Sturm verfallen konnte, im deutschen Leben lateinische Redegewöhnung grossziehen zu wollen.“ Wenn man auch durch fortgesetzte auffallende Schlagwörter die Aufmerksamkeit des Publikums zu erhalten suchte, zwischen den verschiedenen Methoden hin- und herlavierte, so folgte doch dieser Abrüstung der Rückzug und der Zusammenbruch auf dem Fusse, und die Vertreter dieser Methode wurden mit Hohn abgewiesen. Der Text, der ehemals die erste Stelle eingenommen hatte, um den sich alles drehte, schmilzt in einen Anhang zur Grammatik zusammen, „dessen Benutzung,“ sagt Lattmann in seiner trefflichen *Geschichte der Methodik des lateinischen Elementarunterrichts*, „erst nach dem abgearbeiteten Grammatikpensum mit den ihm angeschlossenen Uebungen, oder allenfalls gelegentlich als eine Nebensache in Betracht kommt.“ Für das Induktionsverfahren muss gleichfalls die Grammatik das Material herbeischaffen, und da das Induktionsmaterial für jeden Fall *ad hoc* präpariert werden muss, „so hat man nur einen blinden Schein von Induktion, nicht ihr wahres Wesen — kurz, die Grammatik hat wieder die Herrschaft und Führung des Unterrichts an sich gerissen.“

Trotz dieser zweimaligen Niederlage der Textmethode brach in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts der dritte Sturm gegen das grammatische Verfahren los und die zweimal geschlagene, den Kennern der Geschichte der Pädagogik in allen Einzelheiten vertraute Methode wurde mutvoll als „neue“ Methode in den neusprachlichen Unterricht einzuführen versucht. Dieser dritte Kampf hat sich vor unsern Augen abgespielt und ihn schildern, hiesse lediglich die bereits vorgeführten Schlagwörter der

ersten und zweiten Opposition noch einmal wiederholen. Was an Originalität fehlte, sollte durch Ungestüm ersetzt werden; die Forderungen der beiden ersten Reformversuche wurden ins Extrem verzerrt. Während Ratichius noch mit Macht und Nachdruck als Lösungswort seiner Methode, das „Alles zuerst in der Muttersprache“ in die Lehrwelt schleuderte und hohe Verdienste um unsere Muttersprache sich erwarb, während gerade auch die Neuhumanisten nach dieser Richtung hin erfolgreich weiterarbeiteten und im Unterrichte immer noch das „halb in lateinischer, halb in deutscher Sprache“ gelten liessen, suchte die neue Richtung die Muttersprache möglichst aus der neusprachlichen Unterweisung zu verdrängen und das zu einer Zeit, wo ohnehin deutsche Sprache und deutsches Wesen in den Grenzbezirken in der schwierigsten und gefährlichsten Lage sich befindet. Und deshalb sagen wir, zum Glück für unsere heranwachsende Generation ist diese dritte Reform am wenigsten tief gegangen. Nachdem der erste Rausch verfliegen war, schaffte man reformerische Lehrbücher in der Wiege der reformerischen Bewegung ab. Neuerer selbst schreiben, dass in Sachsen neue Bahnen im Unterrichtsverfahren nicht eingeschlagen wurden, dass selbst in Staaten mit neuen, die Reform vorschreibenden Schulordnungen wie in Preussen die scharf verurteilten Plötz-Karesschen Lehrbücher im Gebrauche seien und auch in Bayern und Württemberg die Reform keinen festen Fuss gefasst habe. Es kann deshalb auch dieser erneute dritte Ansturm als abgeschlagen gelten und wo auch diesmal der wunde Punkt der Reform lag, wohin auch diesmal die Reise geht, das zeigen uns die Worte eines Reformers an, dass im Lager der Reform jetzt von der Grammatik mehr die Rede sei als bei den Grammatikern selbst. Mit Vergnügen zitieren wir auch die Worte aus dem grammatikfeindlichen Hauptorgan, den *Neueren Sprachen*, Worte, denen wir Grammatiker uns vollständig anschliessen, wenn sie auch zunächst die deutsche Grammatik betreffen: „Gerade die lateinlosen Schulen bedürfen eines gründlichen und systematisch-grammatischen Unterrichts im Deutschen Der deutsche Unterricht muss auf der Unterstufe planmässig gegeben werden. Dann werden auch die Klagen über den „wenig erfreulichen“

Unterricht verstummen. Ein systematischer Unterricht wird nicht nur dem deutschen zugute kommen, sondern auch dem fremdsprachlichen. Es ist dann überflüssig, die Frage theoretisch zu lösen, wie der deutsche Unterricht dem fremdsprachlichen, besonders dem französischen auf Oberrealschulen und Reformschulen „vorzuarbeiten“ hat. Vielmehr braucht der Fremdsprachler nur auf das „zurückzugreifen“, was der planmässig betriebene deutsche Unterricht als festes Fundament gelegt hat.“ Diese Stelle bildet, abgesehen von der freudig zu begrüssenden Forderung planmässigen deutschen Grammatikunterrichts, einen charakteristischen Versuch, die Theorie von der deutschen Sprache als eines Mehлтаues für Französisch fallen zu lassen und sie in ihr Recht, auch für Fremdsprachen die Grundlage und den Anknüpfungspunkt zu bilden, wieder einzusetzen, so dass nunmehr auch in dieser Beziehung die Reform im Fahrwasser des Grammatizismus segelt.

(Schluss folgt.)

Deux poètes lorrains.

André Theuriet — Charles Guérin
(1833 à 1907). — (1873 à 1907).

Depuis un siècle, la France a subi des transformations profondes. L'édifice social plusieurs fois à chancelé, des hommes nouveaux, défenseurs d'idées nouvelles ont pris la place de ceux qui, de longs siècles durant, avaient veillé aux destins de la nation. La centralisation a déplacé le centre de gravité du pays au profit d'une Ville privilégiée. Tout cela n'a pas été sans froissements, sans altération surtout des qualités fondamentales et essentielles de la race. Mais si l'on s'éloigne un peu du centre de la vie française en ce XX^e siècle, si l'on échappe quelque temps à l'atmosphère étouffante de la Capitale pour se plonger dans le calme et le silence de quelque province assez éloignée pour avoir conservé son indépendance, on retrouve facilement une image assez fidèle de l'ancienne France, un peu pâlie peut-être et rongée par le temps, comme ces vieux pastels que le souvenir pieux déterre au fond des poussiéreux greniers, mais d'un contour si

précis, de teintes si délicates, qu'on est étonné et ravi de la découverte.

De toutes les provinces de France, la Lorraine est certes celle qui a su maintenir le plus longtemps intacts son individualité et son particularisme de clocher. Allez dans ces petites villes du Barrois, des Evéchés, parcourez les rues étroites pareilles à des corridors d'une maison de famille, vous y éprouverez quelque chose d'écrasé, de silencieux, de triste même, mais qui est doux au cœur et qui éveille la tendresse: tout un parfum de vieille province où l'on retrouve avec délice cette douceur et ce calme que l'imagination prête aux temps passés.

Telle est aussi l'impression qui se dégage d'une lecture d'André Theuriet. Sa Muse n'est pas la radieuse voyageuse dont le pied effleure les hautes cimes, elle suit un chemin qui serpente, ombreux et frais parmi les campagnes lorraines, et sa poésie, comme les femmes de son pays, touche par une délicatesse et une douceur infinie, plutôt que par la beauté.

André Theuriet n'est pas lorrain par la naissance. C'est à Marly-Le-Roy, près de Paris qu'il vint au monde en 1833. Mais sa famille était originaire de l'Argonne, de cette région des forêts sombres qui font aux horizons paisibles de Lorraine un encadrement hérissé et agressif comme les vieux reîtres qui les parcouraient autrefois, pour y courre le sanglier et y détrousser le voyageur, à l'époque d'*Aubéri-le-Bourgoing* et de la *Geste des Lorrains*. C'est sous leurs ombrages séculaires que l'enfant grandit alors que son père, fonctionnaire modeste, s'était rapproché de la province natale et avait été habiter Bar-le-Duc, et ce sont les faunes silvestres qui chantèrent dans ses premiers vers.

Expéditionnaire dans un ministère, André Theuriet sentit de bonne heure s'éveiller sa verve poétique, et en 1867 il entra de plein pied dans la littérature avec un recueil de poésies pleines de fraîcheur et fleurant bon l'air du pays de sa race: *Les Chemins des Bois*, suivis peu après par: *Le Bleu et le Noir* et *les Poèmes de la Vie Réelle*, 1870.

Auparavant il avait déjà publié quelques romans qui bientôt firent connaître le nom du jeune écrivain: *La Ferme du Val Clavin*, 1857, *L'Abbé Daniel*, 1864, puis, ce furent successivement, et je ne cite que les plus célèbres: *Les*

Souffrances de Claude Bonet, L'Ondine, Le Mariage de Gerard, Michel Verneuil, La Maison des deux Barbeaux, Hélène, Deux sœurs, etc. André Theuriet était désormais un romancier célèbre, *La Revue des Deux Mondes, L'Illustration*, s'arrachaient les prémices de sa plume féconde, et en 1905 il publiait encore dans la *Revue des Deux Mondes* un dernier roman: *Mon oncle Flô*.

Ce qu'il nous décrit dans ces œuvres saines et de facture impeccable, c'est la vie paisible et forte des milieux provinciaux. Ses héros appartiennent à la noblesse campagnarde et surtout à la petite bourgeoisie économe, patiente, âpre au gain, avare même mais toujours honnête. Il excelle tout particulièrement dans la peinture des caractères de paysans. Il aime ces âmes frustes, lourdes et gauches, mais rusées comme leur visage glabre qui se plisse dans un sourire madré, finaud. Il sait que sous leur avarice sordide, sous leurs instincts routiniers, se cachent des qualités de tout premier ordre et qui sont la persévérance, le courage au travail et l'amour de la motte de terre sur laquelle ils ont grandi et peiné.

Çà et là, au hasard des feuilles tournées, des silhouettes aimables de jeunes filles, jamais prudes, mais toujours strictement honnêtes sourient de toutes leurs dents blanches et c'est une impression de fraîcheur et de satisfaction de trouver cette pureté de mœurs qui jamais n'est puritaine à une époque où la littérature se complait aux situations équivoques, voir même à l'immoralité.

Mais à quoi bon noter au passage des types dont l'individualité n'est peut-être pas assez précise. C'est tout un coin de la vieille vie de province qu'évoque Theuriet avec la sincérité et la sympathie d'un » pays « pour la terre de ses morts. Il excelle à décrire les sites familiers où se passa son enfance, ces petites villes de provinces sommeillant dans l'ombre des vieilles églises et où les médisances se chuchotent à l'oreille. D'autres fois encore, il se plaît à nous égarer dans les sous-bois pleins de fraîcheur, et, tandis que dans, la futaie un merle-siffleur s'égosille ou que le choc du pic-vert ébranle le tronc d'un vieux sapin, l'écrivain lâche la bride à son imagination; mais bientôt le langage de la prose ne lui suffit plus pour exprimer le trop plein de son cœur. Le poète alors se réveille chez le romancier et de délicates strophes, ciselées par la patience d'un parnassien,

s'envolent de ses lèvres; car Theuriet est revenu à la poésie en 1880 avec: *Le livre de la payse* tout parfumé de l'odeur des mures aigrettes et de la galette lorraine.

En lisant ces poésies si pleines de vie, on croit, tant la description est exacte, errer dans les sentes de la forêt d'Argonne toutes bordées de fraises

Que les filles s'en vont cueillir dans les taillis.
Elles rentrent le soir, rieuses au logis,
Et l'odeur des fruits murs s'exhale des corbeilles. (*Le chemin
des bois. En forêt.*)

D'autres fois, c'est à l'orée d'un labour que le poète nous arrête pour attendre le lever du soleil et sa phrase poétique alors, a l'ampleur d'une strophe romantique:

Le jour commence à peine à blanchir les collines
La plaine est grise encor;
Au long des près bordés de sureaux et d'épines,
Le soleil aux traits d'or
N'a pas encore changé la brume en perles fines. (*Le chemin
des bois.*)

La poésie de Theuriet est comme le chant de l'alouette qu'il s'est plu à nous faire entendre:

Pour qui l'écoute, un jour de réveil printanier,
Lorsque la feuille pousse,
Elle a de ces accents qu'on ne peut oublier;
Moins exquise et moins douce
Est la framboise mûre aux marges du sentier. (*Le chemin
des bois. L'alouette.*)

Cependant, si exacte et si délicate que soit la description de cet admirateur d'un Lecomte de Lisle, jamais Theuriet ne décrit pour le plaisir seul d'un tableau achevé et d'une forme impeccable. Les rapports qui lient étroitement ces paysages aux sentiments intimes qu'ils éveillent dans l'âme de celui qui les contemple, la pensée philosophique qui découle des spectacles de la nature se dégagent facilement de la poésie de Theuriet lors même que le poète ne prend pas la peine de les indiquer, et c'est en ce sens qu'on peut dire de chacun de ces tableautins qu'ils sont un état d'âme.

Ecoutons-le par exemple nous décrire une mélancolique promenade sur l'eau, au clair de lune:

Les saules frissonnent. La lune
Argente la rivière brune
Du reflet de ses bleus regards;
La barque sous les hautes branches
Glisse à travers les roses blanches
Des nénuphars.

Parmi les feuillages, dissoute,
 La fraîcheur du soir, goutte à goutte
 Répand des pleurs mystérieux.
 Et leur chute dans l'eau qui tremble
 Nous berce avec un chant qui semble
 Tomber des cieux . . .

O mes amis, la nuit sereine!
 Riez, mais qu'on entende à peine
 Vos rires Ne réveillez pas
 La réalité douloureuse
 Qui dans une ombre vaporeuse
 S'endort là-bas!

Chantez! Sous la voute qui pleure
 Les yeux mi-clos, oubliant l'heure,
 Je vais rêver au fil de l'eau
 Comme un enfant que sa nourrice
 Câline, afin qu'il s'assoupisse
 Dans son berceau (*Paysages d'autrefois.*)

Pour quiconque est familier avec les œuvres de la littérature allemande, ces quelques vers éveillent dans l'esprit des reminiscences nombreuses et suscitent de faciles comparaisons.

C'est que l'âme lorraine a des analogies très fortes avec l'âme germanique. La poésie qui se dégage du sol s'accorde avec sa pensée historique. La lorraine est une terre de croisement de races, un état tampon entre la France et l'Allemagne, sans limites fixes, sans particularités ethnographiques. Ici, deux civilisations sont en présence et deux génies, le génie germanique et le génie français, s'y disputent pied à pied la possession de la terre et des âmes.

Un écrivain allemand disait dernièrement des romans allemands:

Im letzten Kapitel will man sich durch Dinge voll einer zärtlichen Melancholie erschüttert, oder durch eine harte und herrische Verächtlichkeit befriedigt sehen.

Cette condition que réclame la sentimentalité allemande, les romans de Theuriet y satisfont comme ses poésies. Ils sont tendres et profonds et comportent toujours cette note émue qui manque justement aux œuvres éminemment françaises, où l'esprit est bien plus intéressé que le cœur.

Mais, si cette influence de l'esprit germanique se manifeste superficiellement chez Theuriet et plutôt dans la forme, chez Charles Guérin nous la trouvons dans l'âme même du poète et dans les sujets de sa poésie.

Charles Guérin qui vient de mourir à trente-quatre ans dans sa ville natale et que Ernest Charles, après Petit de Juleville saluait comme le poète le plus célèbre de sa génération,¹⁾ était né en 1873 à Lunéville.

A L'Université de Nancy où il étudia, ce furent les maîtres de la littérature allemande qui retinrent sa laborieuse attention et un séjour d'un an qu'il fit à Munich en 1896, pendant lequel il s'enthousiasma de la musique de Wagner, se grisant à Bayreuth des immortelles harmonies de *Parcival* ou du *Crépuscule des Dieux*, ne fit que fortifier ce goût pour une littérature et une philosophie dont nous retrouverons les empreintes profondes dans l'œuvre du jeune poète. Déjà en 1895 il avait donné les *Fleurs de Neige*. En 1894, il dédiait ses: *Joies grises* à Rodenbach. Puis ce furent successivement: *Le cœur solitaire*, 1898, *L'Eros funèbre*, 1900, *Le semeur de cendres*, 1901, et *L'homme intérieur*, 1905.

Charles Guérin pénètre jusqu'au fond des choses; il aime les chemins qui zigzaguent à travers l'obscurité de la conscience, parceque ces chemins étroits, quand bien même l'air qu'on y respire y serait trop lourd, nous forcent à réfléchir, à chercher, à supposer. Il est peut-être plus tentant pour une nature superficielle ou seulement latine de vivre à la surface et de chercher dans la peinture des sensations, dans la perfection de la forme la satisfaction artistique. Charles Guérin est poète avant que d'être artiste et il n'a pas le sens de la surface sous laquelle toujours il cherche les profondeurs cachées.

Mais s'il va chercher dans les pénombres de la conscience l'essence des sentiments et le principe directeur de notre moi, il ne l'appellera pas l'esprit divin en nous, mais bien, l'esprit humain, car c'est avant tout l'homme qu'il veut connaître, et pour analyser le cœur humain il commencera par disséquer le sien. La spéculation intérieure tient chez lui la plus grande place. C'est accidentellement seulement et à de rares intervalles que les contingences extérieures viennent préoccuper sa pensée. Que lui importe le monde, les phénomènes de l'univers; il ne s'y intéresse qu'autant qu'ils ont un rapport quelconque avec son moi. Son activité se satisfait aisément de la perception interne et ses yeux grands ouverts ne scrutent que

¹⁾ *Samedis littéraires*, 3^{ème} série, page 230.

l'abîme de sa conscience. Mais avec quelle profondeur de pensée, avec quelle perfection d'analyse!

»Lorsqu'il aborde les problèmes de l'Infini et de l'au-delà dont l'incertitude l'irrite et le désole, sa philosophie oscille avec une amplitude magnifique entre les splendeurs du panthéisme et l'attendrissement religieux envers la Providence, entre l'hymne à la 'nature et la prière à Dieu«¹⁾ et son doute pour s'exprimer trouve des vers d'une exactitude et d'une élévation qui l'égalent aux maîtres de la poésie philosophique et personnelle.

C'est que Charles Guérin fut plus qu'un symboliste et qu'un décadent; non pas qu'il n'ait subi lui aussi l'ambient encoûment et qu'il n'ait sacrifié sur les autels chers à Mallarmé et à Rodenbach. Ses premiers ouvrages sont des essais du plus pur décadent et c'est à Rodenbach nous l'avons vu qu'il dédiait ses *Joies Grises*, tandis qu'il offrait »*L'art parjure*«²⁾ à Stéphane Mallarmé. Mais très rapidement, l'évolution se fit dans sa pensée, et ce fut vers les beautés sublimes du pur génie classique que le porta son inspiration nouvelle, si bien que la critique a pu saluer dans ses dernières œuvres des échos de nos grands poètes, Musset, dont il éprouva les douleurs amoureuses, Vigny, dont il connut le stoïcisme orgueilleux, Hugo, enfin avec qui il rivalise dans quelques unes de ses pièces les plus achevées.

C'est avec le *Cœur Solitaire* et l'*Eros funèbre* qu'il entra résolument dans la voie nouvelle qui le menait tout droit à la perfection classique. Il l'atteignit avec le *Semeur de Cendres* et l'*Homme intérieur* qui fut l'apogée de son talent et aussi, hélas, son testament poétique.

Et, en même temps que son goût s'épurait, sa conception de la vie et de l'univers évoluait sous l'assaut des préoccupations religieuses qui avaient toujours sommeillé dans son cœur.

Alors que, dans les œuvres de jeunesse (si tant est qu'on puisse faire de telles distinctions dans l'œuvre d'un poète de trente ans!) le païen se révélait dans des vers comme ceux-ci qui sont une véritable profession de foi panthéiste:

Large ivresse! j'entends chuchoter les halliers,
Et la terre en amour rit au céleste abîme.

¹⁾ E. Kranz, *Le pays lorrain*, 27 Mai 1907.

²⁾ Paru à Munich chez Kutzner.

Le temps plane sur moi comme un aigle immobile;
 Je voudrais me confondre avec les choses, tordre
 Mes bras contre la pierre et les fraîches écorces,
 Etre l'arbre, le mur, le pollen et le sel
 Et me dissoudre au fond de l'Etre Universel

Le cœur solitaire. LXV.

nous percevons bientôt le stoïque renoncement du solitaire qui ne cherche qu'en lui la consolation aux déchirements de son cœur:

Je ne trouve parmi ce monde nécessaire
 Personne pour prêter l'oreille à ma misère . . .

L'homme intérieur. LXII.

Mais ce stoïcisme lui-même ne le satisfait plus et il appelle à son secours, dans le désarroi de son âme; cette foi chrétienne qu'il avait méprisée autrefois mais que l'hérédité avait trop profondément enracinée dans son cœur pour qu'elle succombât aux orages de la passion et du doute:

Je cherche en égaré la croix au carrefour,
 Je t'appelle à travers la nature vivante;
 Il est temps de m'entendre, ô Dieu, ne sois pas sourd!
 Réconforte mon âme obscure, ta servante . . .

Le cœur solitaire. LXV.

Et tandis que le poète redevenait le chrétien sincère de ses jours d'enfance, l'amour qui fut longtemps le compagnon de son cœur, non pas l'amour rieur et couronné de roses, le blond enfant Eros des anciens, mais un Dieu de volupté et d'inquiétude qui torturait son cœur sans assouvir ses sens, cet amour s'épurait, se débarrassait de sa gangue et c'est avec un accent d'indicible épouvante que Guérin repousse bien loin de lui les tentations de la chair.

Seigneur, protégez-moi contre la volupté
 Je ne veux pas de femme en pleurs sur ma poitrine
 Toute chair à ma bouche a le goût du péché.

Le cœur solitaire.

Si la philosophie de Charles Guérin a varié, si sa conception de l'amour a changé, il est, du moins, un caractère de sa poésie qui est demeuré identique et c'est son pessimisme, le grand souffle de tristesse et de découragement qui courba cette belle âme et la fit si souvent douter d'elle-même. Chaque fois que, par les rues mortes de ma petite ville, je voyais passer ce grand jeune homme, aux yeux pleins de mélancolie et de rêve, à l'épaisse barbe noire rejoignant la chevelure abondante et qui faisait ressortir plus pâle, plus émacié ce visage creusé de souffrance et de regret, il me venait involontairement à l'esprit ces

vers insensés et qui ne valent que par le rythme, de je ne sais quel poète :

Je suis le ténébreux, le veuf, l'inconsolé
Le prince d'aquitaine à la tour abolie . . .

Il y a des traces du »*Mal du siècle*« dans la poésie de Charles Guérin, et de cela il ne faudrait pas conclure à une influence de la poésie romantique. Dans toute âme de poète il y a plus ou moins de »*Weltschmerz*«, car cette maladie résulte directement de la contradiction qui existera toujours entre l'Idéal et la Vie. Mais les véritables Werthériens sont ceux qui usent leur énergie dans une lamentation continuelle ou dans un blasphème. Guérin ne se plaint ni ne maudit, il attend de la mort la solution de ses inquiétudes, la délivrance de sa souffrance.

La pâle visiteuse qui devait si tôt frapper à la porte du jeune poète fut de tout temps la compagne de ses rêves. Dans ses nuits d'insomnie les pensées du Néant, des visions de l'au-delà venaient, phalènes sombres, bourdonner autour de son front.

Ma fenêtre est large ouverte sur la nuit.
La maison reposant autour de moi sans bruit,
J'écrivais, douloureux poète d'Elégie
A la clarté dansante et douce des bougies.
Un souffle d'air chargé des parfums du jardin
Me ravit en entrant la lumière soudain
Et je me sentis seul dans l'ombre avec mon rêve.

Déjà dans *L'art parjure*, il avait gravé son épithaphe funéraire. Dans *Le cœur solitaire*, il se jouait avec la mort, badinant presque en son austère compagnie :

Je veux mourir un soir de pluie,
Dans une auberge solitaire,
Sans avoir à mon agonie
Ceux qui m'ont aimé sur la terre.
Et qu'on ne laisse auprès de moi
Que mon fidèle vieux chagrin,
Un rameau de sapin des bois
Et des branches de romarin.

Plus nous avançons vers la fatale échéance, plus les idées funèbres s'imposent à l'esprit de ce jeune homme aimé, riche, plein de talent, et il trouve pour exprimer cette intuition de son destin des paroles d'une douceur et d'une tristesse infinies.

Je vais mourir, je vais bientôt mourir; qu'on ouvre
La croisée et que j'aie un rayon de soleil
Sur mon lit et la ronde endormeuse des mouches . . .

Que tout le jour sourie à mon dernier sommeil . . .
 Qu'on me couvre de fleurs, que l'air vif du matin
 M'apporte encor les clairs effluves du jardin
 Où mon frère aux cheveux dorés creuse le sable.
 Je vais mourir; il ne faut pas vous attrister
 Nous sommes ici-bas des roses de passage,
 Qu'un vent plein de sel souffle à l'éternité.
 Mes sœurs, priez . . . Ma mère . . . ô mère! êtes-vous là?
 Entrelacez mes doigts sans force au crucifix
 Et donnez le baiser du soir à votre fils.
 Dites paisiblement: le Seigneur l'appela.
 Parlez, souriez moi, prenez mes mains . . .

L'inquiétude de Dieu.

C'est cette saveur de mort que laisse après elle l'œuvre de Guérin qui en est le charme, triste et apaisant comme celui des mélancoliques paysages de Lorraine dont nous parle Barrès:

»Quand le soleil s'abaisse sur ces déserts d'eau et de bois d'où monte une légère odeur de décomposition, je pense avec piété qu'aucun pays ne peut offrir de telles réserves de richesses sentimentales non exprimées. Il y a dans ces paysages une sorte de beauté morale, une vertu sans expansion. C'est triste et fort comme le héros malheureux qu'a célébré Vauvenargues. Et les grandes fumées industrielles de Dieuze qui glissent au-dessus des arbres d'automne, sur un ciel bas d'un bleu pâle, ne gâtent rien car on dirait une trainée de désespoir sur une conception romanesque de la vie«. —

Rodenbach, le premier, avait signalé les affinités qui reliaient l'art du poète à sa ville natale.

L'évocat de *Bruges-la-Morte* songeait sans doute à la splendeur déclue de l'antique résidence de ducs de Lorraine, à la noblesse esseulée de son château, à la mélancolie de ses *Bosquets* et au caractère d'aristocratique nostalgie qui dans les vers du poète correspondent à des choses belles, mais qui sont du passé, et il saluait dans Charles Guérin »un talent qui semble un peu du nord«.

Ainsi, si le verbe d'or du poète a peu chanté les sites familiers de son enfance, si son talent s'est complu essentiellement dans l'analyse de son moi, il n'en reste pas moins profondément lorrain, et c'est par sa mélancolie et sa douleur qu'il trouve la force de communier avec son ciel de deuil et ses horizons embrumés. Plus qu'aucun autre Charles Guérin a incarné ces deux traits du génie lorrain qui sont la clarté, l'élégante sobriété française et la sentimentalité rêveuse et profonde que nous tenons de nos parentés germaniques.

Quelques jours avant sa mort, André Theuriet saluait les

premières hirondelles. Guérin sur le lit d'agonie priait qu'on n'oubliât pas les pigeons familiers que toujours il avait nourris. Il y a dans ces traits semblables plus qu'une coïncidence ; il y a la marque d'une conformation analogue de la sensibilité qui est un signe de la race.

Tous deux sont morts ! Mais ils nous laissent, pour calmer l'amertume des regrets, des œuvres où leur tempérament s'est développé non seulement suivant une pente conforme à leur propre génie, mais encore suivant la pente même du génie de la race. Car il ne suffit pas de vivre et de comprendre pour faire œuvre d'artiste, il faut encore profondément sentir. Les objets au milieu desquels il a vécu son enfance ont pour l'âme du poète une beauté que n'ont point d'autres perspectives peut-être plus parfaitement belles. Guérin, comme Theuriet l'a compris et c'est ce qui fait qu'il se trouve des chefs-d'œuvres enchassés dans l'œuvre de ces deux Lorrains, des poésies fortes et d'un accent particulier parce que, comme la *Mireille* de Mistral, comme l'*Arlésienne* de Bizet, comme la *troisième symphonie* de Robert Schumann à la louange de Cologne, elles sont des œuvres de terroir.

Lunéville.

E. Vierling.

Mitteilungen.

Einige Bemerkungen über Grenoble.

In jedem Jahre wird Grenoble von einer stattlichen Anzahl deutscher Studenten, Lehrer und Lehrerinnen aufgesucht, die danach streben, sich in der französischen Sprache zu vervollkommen. Von denjenigen, die nach einem solchen Aufenthalte nach Hause zurückgekehrt sind, hört man im allgemeinen herzlich wenig -- öffentlich fast gar nichts -- wie weit ihnen dazu im Auslande Gelegenheit geboten worden ist, und welche Fortschritte sie dort gemacht haben. Zur eigenen Beruhigung über die Kosten und um sich selbst keine Blösse zu geben, ist gewöhnlich alles zur grössten Zufriedenheit ausgefallen. Es wird von der wirklich herrlichen Gegend geschwärmt, die Entfernung hilft dabei; denn sie lässt das Unangenehme immer blasser und das Schöne immer prächtiger und plastischer werden. Heisst es aber: „hic Rhodus, hic salta!“, so glaubt mancher dieser Traumverlorenen die Stimme des Pan zu hören, und nur zu oft sieht man, dass jene noch ziemlich ungelenkig, ja sogar noch ebenso steif sind wie früher. Um gar zu enthusiastische Lobreden auf einen etwas gedämpften Ton herabzustimmen, will ich im folgenden die Früchte einiger Beobachtungen niederlegen, die ich im Laufe eines fast einjährigen Aufenthaltes als Lektor der deutschen Sprache an Ort und Stelle gesammelt habe.

Für jeden Eintreffenden ist zunächst die Wohnungsfrage zu beantworten. Das *Comité de Patronage des étudiants étrangers* gibt nach dieser Richtung hin -- wie durch Prospekte bekannt ist -- bereitwilligst Auskunft. Es werden dort Pensionen und auch Familien empfohlen, die nur einen Pensionär aufnehmen; denn in Pensionen und Familien soll jedem am meisten Gelegenheit zum Sprechen gegeben werden. Nun macht sich aber gleich hier ein Uebelstand geltend. Es haben sich nämlich in Grenoble verschiedene Pensionen herausgebildet, die unter dem Namen deutsche, amerikanische und russische Pensionen bekannt sind. Die

Deutschen werden häufig nach „ihrer“ Pension geschickt; die meisten fallen auch darauf hinein und sind zu bedauern. Man tröstet sie damit, dass überall Deutsche sind, und auf den Gedanken, einfach auszuziehen, kommen sie selten.

Auf dem Prospekt des *Comité de Patronage* ist als Preis der Pensionen angegeben durchschnittlich von 110—150 Francs monatlich. Es wird aber jedem einzelnen ausserordentlich schwer fallen, eine Pension unter 150 Francs zu finden; wenigstens wurde mir, so oft ich Deutsche danach fragte, nur der äusserste Preis oder noch mehr angegeben. Ich selbst fand auf meinen recht zahlreichen Besichtigungen nur einmal eine Pension für 140 Francs, die nach anderen Aussagen sonst nur 130 gekostet haben soll. Diese Pension war recht weit von der Universität entfernt, lag vier Treppen hoch und die Wirtsleute waren Elsässer. In vielen Fällen ist in dem höchsten Preise noch nicht einmal Licht und Heizung einbegriffen. Im letzten Sommer sind, wie mir eine Pensionsbesitzerin sagte, die Preise noch um 10 Francs erhöht worden. Das ist doch mindestens reichlich. Auffallend ist nun, dass im allgemeinen das Streben dahin geht: Deutsche als Mieter und Pensionäre zu bekommen, weil diese am besten bezahlen. Für Deutsche werden die Preise auch leicht in die Höhe geschraubt; dafür war oben schon ein Beispiel. Aus eigener Erfahrung kann ich noch angeben, dass einem Deutschen für eine Wohnung, für die jemand 150 Francs bezahlt hatte, 160 abverlangt wurden. Ein anderer bezahlte ebenfalls 160 Francs für eine Stube, die vorher sogar für 125 Francs bewohnt war. Aus übertriebenem Anstand und törichter Gutmütigkeit lassen sich unsere Landsleute so etwas bieten und wagen aus falscher Rücksicht und Bequemlichkeit nicht, energisch dagegen Front zu machen. Damit rechnen natürlich die Inhaber. So ungern ich dem *Comité de Patronage* einen Vorwurf mache, so muss ich nach eigenen Erfahrungen und denen anderer doch einen Zweifel hegen, ob es über derartige Dinge unterrichtet ist. Es werden einem auch zuweilen Wohnungen gezeigt, besonders auf dem rechten Ufer der Isère, für die 150 Francs zu fordern, geradezu Hohn ist. Die Logik, nach der die Pensionsbesitzer und -besitzerinnen zu solchen Forderungen kommen, ist: „Grenoble wird von Fremden zur Erlernung der Sprache aufgesucht, nur in Pensionen können sie sprechen lernen, sie müssen also Pensionäre werden, und da sie müssen, so machen wir die Preise.“

Man liesse sich den Preis vielleicht noch gefallen, wenn man wirklich dafür entschädigt würde. Aber auch das lässt manchmal recht zu wünschen übrig. Ich mag vielleicht besonders wenig Glück in den mir angegebenen Pensionen gehabt haben, aber in einer Familie, die mir als besonders *distinguée* vom *Comité* emp-

fohlen wurde, war das Essen selbst für ganz geringe Ansprüche durchaus jämmerlich, oft gar beleidigend. Auch hier bezahlte ich 150 Francs für ein Zimmer, Licht und Heizung nicht einbegriffen. Der Mieter ist in den meisten Fällen — ich möchte sagen immer — die milchende Kuh; denn wohl situierte Familien nehmen keinen Pensionär. Eine andere Pension verliessen zwei Deutsche, weil die Kost unerträglich schmal war; als Grund gab der eine an — ich habe einen darauf bezüglichen Brief gelesen — *je meurs de faim*. Das soll natürlich nicht verallgemeinert werden; aber auch von anderen habe ich gehört, dass sie mit der Verpflegung nur wenig zufrieden waren.

Der Hauptzweck des Aufenthaltes aber ist das Erlernen der Sprache. In den Pensionen, die zuweilen mehr Hotels sind, sieht es damit wenig erfreulich aus; denn in diesen wohnen fast immer nur Ausländer. Ein Ausländer kann aber beim besten Willen kaum etwas vom anderen lernen, und mit der Besitzerin können auch nicht alle reden. Darum spricht dort bspw. ein Deutscher mit einem ändern französisch, bis beiden diese Art der Unterhaltung zu lächerlich wird. Einem anderen Ausländer gegenüber lernt man sich zwar verständlich machen, aber man lernt nicht französisch. Nach den üblichen Mahlzeiten pufft alles auseinander; der Besitzer, die Besitzerin ziehen sich zurück und sind fast durchweg nach dem, was ich selbst gesehen und gehört habe, nicht zu sprechen.¹⁾

Auch in den Familien, die nur einen Pensionär nehmen, ist es nicht anders. Die Unterhaltung beschränkt sich auf die Zeit des Mittags- und Abendessens. Man hat die Empfindung, als würde auch da nur anstandshalber geredet, weil man dafür bezahlt; verbessert wird man fast gar nicht. Aeusserst selten — ich hatte nie das Vergnügen — wird jemand von seinen Wirtsleuten in deren Bekanntenkreise eingeführt. Gerade hierin zeigt sich ein gewaltiger Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen. Jeder ist eben nach den offiziellen Zusammenkünften auf sich angewiesen. Von einer Gastfreundschaft, wie sie Franzosen bei uns finden, kann dort kaum die Rede sein. Nun machen die Grenobler besonders den Deutschen den Vorwurf, sie gingen stets mit ihren Landsleuten. Ist das denn nicht die notwendige Folge von der Art, wie sie dort aufgenommen werden? Das ist häufig der einzige Ausweg, der ihnen bleibt, wenn sie nicht allein sein wollen. Studenten, die mit dem festen Vorsatz dorthin gegangen sind, jeden deutschen Verkehr zu meiden, konnten das aus dem-

¹⁾ Anders ist es in der Pension der Madame Morel, rue Vicat 6. Diese Dame und ihre beiden Töchter streben mit Erfolg danach, das gewöhnliche Pensionsleben zu einem Familienleben zu gestalten.

selben Grunde nicht durchführen. Selbst solche, die in den *Club alpin* des Anschlusses wegen eingetreten sind, verzichteten später, da sie nicht mit den französischen Mitgliedern enger zusammenkamen.

Viel Gewicht wird auch auf die von dem *Comité de Patronage* veranstalteten gemeinsamen Ausflüge gelegt. Für diese Bemühungen muss jeder dem *Comité* durchaus Dank wissen; aber für die Erlernung der Sprache haben sie keinen Wert. Auch an ihnen nehmen nur Ausländer teil, die herdenweise in die prächtigen Berge geführt werden. Man lernt bewundern, aber nicht reden. Wirkliche Naturfreunde gehen ausserdem nicht mit einer grossen Gesellschaft, sondern für sich. So gut die Ausflüge gemeint sind, haben sie in sprachlicher Beziehung eher hemmende Bedeutung; denn hier lernen sich die Ausländer erst recht kennen, knüpfen aus Mangel an französischem Verkehr Beziehungen an, und die Stümperei beginnt.

Ein allgemein verbreitetes und leider sehr beliebtes Mittel, um mit Franzosen zusammenzukommen, ist der Stundenaustausch. Gegen diese *échange* sollte sich aber jeder Deutsche so sehr wie möglich sträuben; denn die dadurch erzielten Resultate sind recht mässig. Ausserdem verliert er noch die Hälfte der Arbeitszeit. Auch diese *échange* wird in den meisten Fällen rein geschäftlich betrieben: sobald die Stunde vorüber ist, ist auch die Freundschaft aus. Franzosen selbst haben mir erzählt, dass gerade diejenigen, die ihre meiste Zeit mit Echanges verbracht haben, am wenigsten erreicht hätten. Wenn man mitten unter Franzosen ist, sollte man wahrhaftig nicht nötig haben, einen Stundenaustausch einzugehen, um französisch sprechen zu können; das ist doch ein schlechtes Zeichen.

Verschiedene Deutsche nehmen ihre Mahlzeiten im Restaurant ein; von keinem habe ich gehört, dass er eine nennenswerte französische Bekanntschaft geschlossen hätte. Es bleibt eben fast alles äusserlich, und die Hauptsache ist das Bezahlen.

Auf der Universität können die Ausländer natürlich auch nicht das Sprechen lernen; denn dort beschränkt sich die Hauptbeschäftigung auf das Hören. Ob die *traduction d'un texte allemand* wirklich so hervorragende Resultate erzielt, wage ich zu bezweifeln, und ich stehe in dieser Ansicht keineswegs allein da. Ein anderes Kolleg wurde gelesen über *Histoire de la prose française au XIX^e siècle*. In diesem bin ich persönlich nie gewesen; aber Damen und Herren, die durchaus urteilsfähig waren, sagten mir, dass gerade diese Vorlesung von seltener Trockenheit gewesen sei und sich auf Biographien, Daten und Aufzählungen von Werken beschränkt hätte. Und dieses Kolleg war mit einem Sternchen

versehen, d. h. *spécialement pour les étudiants étrangers*. Zu verwundern ist das auch nicht, wenn man berücksichtigt, dass diese Vorlesung von einem Professor des Lateinischen gehalten wurde. Das hat seinen Grund darin, dass die Zahl der Professoren verhältnismässig gering ist, und so werden auch hin und wieder von Nichtspezialisten Vorlesungen gehalten.

Auch von einem gewissen Grade von Chauvinismus kann ich Grenoble nicht freisprechen. Geht dieser doch schon aus dem beschriebenen Verhalten der Wirtsleute zu den Pensionären in bescheidenem Masse hervor: die Deutschen leben nicht in und mit der Nation, sie sind eben da. In den Vorlesungen der *Faculté des lettres* merkt man auch nur wenig, da man mit der geringen Zahl französischer Studenten kaum zusammenkommt. Anders wird es schon in der juristischen Fakultät. Aus dieser wurden mir von einigen deutschen Studenten manchmal kleinere Bemerkungen mitgeteilt, die nicht gerade erfreulich waren. Ich selbst wohnte einmal einem juristischen Kolleg bei. Auf meinem Platze war in grossen Lettern zu lesen: Nieder mit den Deutschen! Wie ich mich jetzt noch kürzlich bei einem Deutschen erkundigt habe, sollen auch Deutsche auf den Bänken ihre Meinung gesagt haben. Es ist doch aber wohl nicht anzunehmen, dass die Deutschen damit als Gäste angefangen hätten. Jedenfalls müsste die Fakultät dafür sorgen, dass beispielsweise obige wenig erquickliche Inschrift abgeholt würde.

Allen im Auslande sich aufhaltenden Deutschen möchte ich auch an dieser Stelle noch den Rat geben, jedes ungehörige Teutschtum zu vermeiden. Als solches kann natürlich nicht eine Kaisergeburtstagsfeier aufgefasst werden. Als diese im vorigen Jahre in Grenoble von den Deutschen durch einen kleinen Kommers mit Damen festlich, aber unauffällig in einem Café begangen wurde, erhielten wir einen Brief, der die Unterschrift trug: *Le comité exécutif du parti anti-allemand de Grenoble*. Der erste Satz (die Abschrift des Briefes besitze ich) heisst: *Lorsqu'on a l'honneur de séjourner dans un pays aussi français que le nôtre . . . il faut une audace bien grande, une grossièreté bien germanique pour venir insulter au milieu de notre ville l'honneur d'une nation que nous sommes prêts à soutenir*. Ich verzichte darauf, noch einige sehr kräftige Stellen hier wiederzugeben. Man mag denken, wie man will; der Brief mag herkommen, gleichviel woher: die Tatsache spricht. Es wurde polizeilicher Schutz angerufen, der uns auch gern gewährt wurde. Die Feier verlief ohne Zwischenfall.

Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, wie schwierig es im allgemeinen für einen Deutschen in Grenoble ist, sich in der Sprache die nötige Fertigkeit anzueignen, und wie teuer er

das, was er mit nach Hause bringt, an Geld und Zeit (Echangen) hat bezahlen müssen. Wenn unseren Landsleuten dieser wichtige Punkt erleichtert würde, wenn sie nicht nur als Geldquelle angesehen werden, sondern wahre Gastfreundschaft genießen, wie die Franzosen bei uns, dann könnte Grenoble mit Recht „das Paradies der Fremden“ genannt werden.

Greifswald.

Max Brandenburg.

Zur Aussprachebezeichnung in englischen Schulbüchern.

Wenn man den Schülern zur Erlernung der englischen Aussprache überhaupt ein schriftliches Hilfsmittel an die Hand geben will, so kann es sich nach meiner Meinung nur um ein solches System handeln, das in sich selbst keinerlei Schwierigkeiten birgt, die den Lernstoff der Schüler vermehren würden. Die Schüler müssen ein System besitzen, das sie bei der Lektüre in der Schule leicht anwenden können, damit sie bei der Wiederholung und Einübung im Hause an die vom Lehrer vorgesprochenen Laute sicher erinnert werden. Phonetische Umschrift können sie dazu nicht wohl gebrauchen, da diese zu viel Raum und Zeit erfordert; es kann sich nur um diakritische Zeichen handeln, die über oder unter den gedruckten Buchstaben im Text rasch angebracht werden können, während der Lehrer den Text vorliest.

Zur Aufstellung eines solchen Systems bin ich durch den Artikel des Herrn Professor Kaluza in dieser *Zeitschrift* (5, 229 ff.) veranlasst worden; ich habe sein System gründlich geprüft und bin dabei zu einigen Abänderungen gelangt, durch welche die von ihm befolgten Grundsätze nach meiner Meinung noch strenger durchgeführt werden. Nachdem ich mit meinem Spezialkollegen das von mir ausgearbeitete System in der Praxis geprüft und für die Schüler als nutzbringend erkannt habe, hege ich den Wunsch, dass auch andere Lehrer des Englischen es beim Unterrichte prüfen mögen, und ich bin Herrn Professor Kaluza dankbar, dass er mir zur Erreichung dieses Zweckes behilflich sein will, indem er mir in dieser *Zeitschrift* Raum zur Verfügung stellt.

Ich bemerke vorweg, dass ich beim Beginn des englischen Unterrichts einen Aussprachekursus vorausschicke, bei welchem den Schülern zu jedem Laute zahlreiche Beispiele geboten werden, und der vier bis sechs Unterrichtsstunden in Anspruch nimmt. Bei diesem Kursus wird das hier folgende Lautbezeichnungssystem eingeübt.

Zur Bezeichnung der vokalischen Laute dienen sieben

Zeichen, von denen fünf bei allen Vokalen Verwendung finden, während zwei auf besondere Fälle beschränkt sind. Zur Bezeichnung der konsonantischen Laute genügen zwei Zeichen. Ein für Vokale und Konsonanten gemeinschaftliches Zeichen gibt an, dass der damit versehene Buchstabe nicht lauten soll. Ein ' (*accent aigu*) bezeichnet die Lage des Worttones, wo diese Bezeichnung notwendig oder wünschenswert erscheint. Es kommen also im ganzen elf Zeichen in Anwendung.¹⁾ Es sind folgende:

I. Vokale.

A. Hauptzeichen.

1. Ein ^ (Dach) über den Vokalen bezeichnet lange Laute, welche mit den betreffenden Lauten der deutschen Buchstaben im ganzen übereinstimmen, es ist also:

a mit ^ darüber = langem deutschen a (wie in 'Haar'): *far, father*,
e mit ^ darüber = langem deutschen e mit Nachklang von i:
veil, vein,

i mit ^ darüber = langem deutschen i (ihn): *antique, police, piece, pier*,

o mit ^ darüber = langem deutschen o, und zwar rein und ziemlich offen vor r: *corn*; geschlossen und mit Nachklang von u in allen übrigen Fällen: *no, old*.

u mit ^ darüber = langem deutschen u (Uhr): *rude, truth, blue*.

2. Ein v (Keil), die Umdrehung des vorigen Zeichens, also das Gegenteil bedeutend, bezeichnet kurze Laute, welche mit den betreffenden deutschen im ganzen übereinstimmen; hier kommen nur e, i und u in Betracht:

e mit v darüber = kurzem deutschen e (eng): *ebb, get*,

i mit v darüber = kurzem deutschen i (in): *in, him, ill*,

u mit v darüber = kurzem deutschen u (dumm): *put, pull, full, butcher*.

3. Ein - (Strich) über Vokalen bezeichnet lange Laute, welche von den Lauten der entsprechenden deutschen Buchstaben verschieden sind, also:

a mit - = langem deutschen e mit flüchtig nachklingendem i:
tame, tale,

e mit - = langem deutschen i (ihn): *he, she, here*,

i mit - = langem deutschen ai (Main): *mine, nice, child*,

o mit - = langem deutschen u (Uhr): *do, prove, lose*,

¹⁾ Leider muss ich mich hier mit der blossen Andeutung der Bezeichnung begnügen, da die nötigen Typen in der Druckerei nicht vorhanden sind. Man stelle sich also die diakritischen Zeichen, je nach Angabe, über oder unter den Buchstaben vor.

u mit $-$ = langem deutschen *u* mit flüchtigem Vorschlag von kurzem *i*: *duke, mute*.

4. Ein \smile (oben offener Bogen) über Vokalen bezeichnet kurze Laute, welche von den Lauten der entsprechenden deutschen Vokale verschieden sind. (Hierbei kommen *e* und *i* als ganz unbestimmte dumpfe Laute in tonlosen Silben kaum in Betracht; sie bleiben am besten unbezeichnet.)

a mit einem oben offenen Bogen bezeichnet einen Laut, der mit schwach zum kurzen *a*-Laut geöffneten und gleichzeitig wie zum kurzen *e*-Laut etwas breit gezogenen Lippen gesprochen wird: *man, had*.

o mit \smile klingt zwischen kurzem *o* und dem eben angeführten *a*; *not* klingt fast wie *nat* (die Dialekte schwanken zwischen kurzem *o* und *a*).

u mit \smile klingt zwischen kurzem *ö* und *a*: *but* fast wie *bat* (dialektisch schwankend).

5. Eine \sim (Wellenlinie) über Vokalen bezeichnet Laute, welche unter dem Einflusse eines nachfolgenden *r* entstehen,

ar mit \sim über dem *a* = sehr offenem deutschen *ä*: *care*,

er, ir, or, ur mit \sim über dem Vokal = sehr offenem deutschen *ö*: *her, fir, word, fur*.

6. Weitere Verwendung dieser fünf Hauptzeichen bei *w, y* und den durch Doppelbuchstaben dargestellten Lauten:

w mit einem \wedge ist = langem *u*: *blew*, wobei das unbezeichnete *e* stumm ist,

w mit einem \vee bezeichnet einen kurzen *u*-Vorschlag vor anderen Vokalen: *when, which, were*,

w mit $-$ = langem *u* mit Vorschlag von kurzem *i*: *new*,

y mit $-$ = *ai*: *cry, tyrant*,

y mit \vee = kurzem *i*: *tyranny*,

y ohne Zeichen am Ende vieler Wörter bezeichnet einen ganz kurz ausgestossenen Laut, der zwischen deutschem *e* und *i* klingt (*happy, happily, tyranny*).

Wenn Laute durch mehrere Buchstaben orthographisch dargestellt werden, so erhält derjenige Buchstabe obige Zeichen, welcher für den Laut charakteristisch ist, so erhält z. B.

ein \wedge das *e* von *veil*, das *i* von *receive, suite*, das *o* von *soul, show*, das *u* von *you*, das *w* von *blew*,

ein \vee das *i* von *captain*, das *u* von *would*,

ein $-$ das *a* von *pain, great*, das *e* von *Caesar, hear, people*, das *u* von *neuter, suit, beauty*, das *w* von *new*,

ein \smile das *u* von *country*,

ein \sim das *e* von *heard*,

ou und *ow* ohne Zeichen stellen den aus *a* und *u* gemischten Laut dar: *house, now*,
oi und *oy* ohne Zeichen stellen einen wie deutsches *eu* klingenden Laut dar: *oil, boy, royal*.

B. Nebenzeichen.

7. Ein *a* mit kleinem *o* darüber und *o* mit kleinem *a* darüber bezeichnen einen zwischen langem *a* und *o* liegenden Laut: *all, awe, taught, war, bought*. Ein *a* mit kleinem *o* darunter bezeichnet einen zwischen kurzem *a* und *o* liegenden Laut: *was, quarrel*.

8. Die Buchstaben *e* und *o* mit nach unten offenem Bogen \cap bezeichnen Laute, welche von den entsprechenden deutschen verschieden sind, nämlich:

e mit \cap ist = kurzem *i* in Wörtern, welche diesen Laut mit *e* schreiben: *detach*,

o mit \cap = kurzem *u* in Wörtern, welche diesen Laut mit *o* oder *oo* schreiben: *bosom, foot*.

C. Unbetonte Silben und Bezeichnung des Worttons.

Vokale in unbetonten Silben haben nie den vollen Klang der Vokale in betonten Silben; sie werden im allgemeinen nicht bezeichnet; erscheint dies aber nötig, so werden dieselben Zeichen verwendet wie bei den betonten Silben. In zweifelhaften Fällen ist dann die Tonsilbe durch einen *accent aigu* zu bezeichnen, hinter der Silbe (*indepen'dence*).

D. Bezeichnung für nicht-lautende Buchstaben.

Vokale und Konsonanten, welche nicht ausgesprochen werden, erhalten einen Punkt unter der Zeile. Damit dieses Zeichen nicht zu oft gebraucht werden müsse, tut der Lehrer gut, bei dem Aussprachekursus auf die Fälle hinzuweisen, in welchen gewisse Buchstaben regelmässig stumm sind, also namentlich auf *k* vor *n*, *g* vor *n* und auf *gh* im Auslaut (*know, gnat, bough, thought*).

Auch das auslautende *r* wird durch einen Punkt unter dem Buchstaben gekennzeichnet, obgleich es als Hauch bemerkbar ist. Die Punkte können in solchen Fällen frühzeitig fortgelassen werden (vgl. S. 144 Liste 2).

II. Konsonanten.

Zur Bezeichnung der Konsonanten genügen zwei Zeichen, ein Punkt und ein Strich. Es handelt sich nur um folgende Konsonanten, welche eine mehrfache Aussprache zulassen: *ch, g, j, ng, r, s, th* und die Halbkonsonanten *w* und *y*.

1. *ch* ohne Zeichen bezeichnet den stimmlosen Zahnzischlaut *tsch*.
ch mit einem Punkt unter dem *h* bezeichnet den *k*-Laut in Wörtern griechischen oder arabischen Ursprungs: *monarch*, *chemist*. Der Unterschied in der Aussprache des *c* vor *a*, *o*, *u* oder *e*, *i* braucht hierbei nicht in Betracht gezogen zu werden.

2. *g* ohne Zeichen bezeichnet den Gaumenlaut in Wörtern germanischer Herkunft: *god*, *get*, *great*, *beg*.

g mit einem darüber stehenden Punkt bezeichnet den stimmhaften Zahnzischlaut des englischen *j* in Wörtern romanischer Herkunft: *gem*, *ginger*.

3. *j* mit einem Strich statt des gebräuchlichen Punktes bezeichnet den stimmhaften Zischlaut des französischen *j*: *journal*, *déjà*. Dieser Laut wird im Englischen nur durch Gruppen von Buchstaben dargestellt, z. B. *su* und *sion*: *pleasure*, *usual*, *confusion*; wenn sich in der Druckzeile neben dem Worte kein Platz bietet, so schreibt man das Zeichen *j* mit darüber stehendem Strich an den Rand (s. u. III).

4. *ng* mit einem Verdoppelungsstrich über dem *g* bezeichnet die Aussprache *ngg* in *finger*, *England*.

5. *r* mit darunter stehendem Punkt bezeichnet das gehauchte *r* im Auslaut: *far*, *hard*.

6. *s* mit darüber stehendem Punkt bezeichnet das stimmhafte *s*, das auch *z* geschrieben wird: *houses*.

7. *th* mit Strich durch *t* und *h* bezeichnet den stimmhaften Lispellaut: *then*, *father*.

8. *w* und *y* mit darüber stehendem Punkt stellen diese Buchstaben als Vertreter halbkonsonantischer Laute dar: *dwelt*, *yes*, *you*.

III. Listen von lautlichen und orthographischen Besonderheiten.

Wie schon oben bei dem Schriftzeichen *j* mit darüber stehendem Strich für französisches *j* (II, 3) erwähnt ist, werden die englischen Laute nicht immer durch einfache Buchstaben ausgedrückt und können deshalb auch nicht immer auf einfache Weise bezeichnet werden. Es empfiehlt sich deshalb, am Schlusse des Aussprachekursus den Schülern ein paar Listen von Wörtern zu geben, aus denen sie die Besonderheiten leicht ersehen können. Bei der Lektüre muss dann auf diese Listen verwiesen werden, die sich allmählich dem Gedächtnis einprägen. Ein diakritisches Zeichen, etwa am Rande, wird jedenfalls genügen, um auf den richtigen Laut hinzuweisen. Als Beispiele mögen hier folgende Listen eine Stelle finden:

1. a) der Laut des französischen *j* findet sich in den Schreibungen *su* und *sion*: *pleasure*, *usual*, *confusion*. (Ein *j* mit darüber stehendem Strich am Rande wird genügen.)

b) der stimmlose Zischlaut, der amh häufigsten durch *sh* ausgedrückt wird, findet sich auch in den Schreibungen:

sion: mansion (sh am Rande),
su: sure (sh),
ch: machine (sh), chicane (sh),
cial: special (sh),
cious: pernicious (sh),
cean: ocean (sh),
tian: Venetian (sh),
tien: patient (sh),
tion: nation (sh),

c) der stimmlose Zahnzischlaut (tsch) wird gewöhnlich durch *ch* ausgedrückt (*church*); ausserdem durch

stion: question (s—ch),
ture: literature (ch).

2. Wörter mit stummen Buchstaben, die durch einen darunter gesetzten Punkt zu bezeichnen sind:

b nach *m*: *tomb, thumb,*

g vor *n*: *gnat, gnaw, gnostic,*
sign, benign (dagegen *sig'nify, benig'nity*),
reign, foreign, sov'ereign,

gh im Auslaut: *bough, thought, taught,*

k vor *n*: *knife, knit, knock, know, knew,*

l im Inlaut: *half, walk, would, should, could, Holborn,*

p vor *s*: *psalm, psychology,*

s im Inlaut: *isle, island, aisle, possess,*

t im Inlaut: *castle, listen, often,*

u hinter *q*: *antique, oblique; conquer, conqueror,*

w im Anlaut vor *r*: *wrath, wreck, write, wrong,*

vor *h*: *who, whom, whose, whole,*

im Inlaut: *sword, answer.*

3. Die wichtigsten lautlichen Ausnahmen, die am besten durch Umschrift des ganzen Wortes zu bezeichnen sind:

aunt, bury, burial, busy, business, minute, been, choir, clerk,
Derby, colonel, enough, tough, cough, ghost, Greenwich, Har-
wich (aber *Ipswich*), *lieutenant, many, any, ate, Thames,*
of (*f = v*), *one, once, shire* in Zusammensetzungen wie
Leicestershire, there, where, victuals, women, Worcester, worsted.

Braunschweig.

A. Lüttge.

Zur Shakespeare-Bacon-Frage.

Herr G. Krüger hat es, nachdem ein Baconier von ungefähr seinen Weg durchkreuzt hat, für notwendig erachtet, sich in Band 7, Seite 501 ff. der vorliegenden *Zeitschrift* von dem Verdacht der Baconansteckung (wir nennen das hier scherzweise: „*baconitis*“) zu reinigen. Von dem Baconschen Standpunkt aus ist es in der Tat aufrichtig zu bedauern, dass der Sache Bacons damit ein „so streitlicher und weidlicher Kämpfe“ verloren geht, der schon halb dafür gewonnen schien. Und dieses Bedauern ist um so gerechtfertigter, da Herr Krüger gerade in der eben erwähnten Rechtfertigung eine ausgesprochene Befähigung zum waschechten Baconier an den Tag legt. Als der „erste“ weist er auf die schöne Parallele Akt I, Sz. 6 in *Cymbeline* hin, wo die „böse Königin“ mit denselben Worten wie Bacon über Versuchsoperationen am lebenden Tierleib spricht. Nur hätte Herr Krüger die Sache vollständig und erschöpfend behandeln sollen, was ich mir hiermit zur Berichtigung, soweit es der knapp zugemessene Raum gestattet, zu versuchen erlauben möchte.

Die betreffende Stelle in *New Atlantis* lautet: Nachdem der ehrwürdige Vater der Salomongesellschaft ihm, dem Fremdling Bacon, über alle die grossen Fortschritte der Technik in ihrem Lande Neuatlantis Aufschluss gegeben hatte (zu deren vollständiger Verwirklichung wir auch in unserer Zeit noch nicht gelangt sind; *Der Verfasser*), fährt er fort: „Wir haben auch allerlei Tierparke und Tiergehege nicht bloss als Menagerien zur Befriedigung der Neugier, sondern auch um an den Tieren Sektionen und wissenschaftliche Untersuchungen vorzunehmen, um daraus zu Heilversuchen bei Menschen Nutzen zu ziehen (*dissections and trials, that thereby we may take light what may be wrought upon the body of man*). Dabei treten interessante Ergebnisse zutage über die Verlängerung des Lebens auch nach Entfernung einiger für das Leben wesentlich scheinender Teile (*vital parts*), über die Wiederbelebung totscheinender Tiere usw. Wir machen auch Versuche mit Giften, um Schutzmittel für das Leben des Menschen zu finden (*ut corpori humano melius caveamus*).“

Es ist also in dieser Stelle von zwei verschiedenen Dingen die Rede: von Vivisektion, um die Funktionen einzelner (innerer) Körperteile zu ermitteln; dann von Anwendung von Giften (und Gegengiften), um ihre Wirkung auch für den Menschen zu prüfen; alles vermutlich an exotischen Tieren.

Bacon spricht an zwei andern Stellen ausführlich über die Vivisektion (*Advancement II. Spedding vol. III. 374; und De Augm. IV.; vol. I. 592*), an beiden Stellen fast gleichlautend. In der letz-

teren Fassung spricht Bacon zuerst ausführlich über Anatomie. „Nachdem zwei oder drei anatomische Zerlegungen gemacht worden sind, begnügt man sich damit und glaubt das Nötige zu wissen.“ Er fährt dann fort: „Was soll ich über die anderen Mängel sagen in bezug auf Anatomie? — namentlich in bezug darauf, dass man bisher das Anatomisieren von lebenden Körpern nicht betrieben hat? — Es erscheint freilich als eine unmenschliche und mit Recht von Celsus getadelte Grausamkeit. Aber es ist eine auch im Altertum schon klar erkannte Tatsache, dass viele der kleineren Säftegefäße, Poren und Gänge, die im lebenden Körper offen stehen, bei Sezierung von Leichen geschlossen vorgefunden werden. Darum sollte im Interesse der leidenden Menschheit die Sezierung lebender Körper nicht unterlassen, oder dem Zufall chirurgischer Operationen überlassen werden. Sie könnte füglich am lebenden Tierleib vorgenommen werden, und dies könnte dann unter entsprechender Rechnungstragung für die Untersuchung jedenfalls erspriessliche Fingerzeige gewähren.“

Ueber Toxika, die Anwendung von Giften, spricht Bacon in den Schriften *Sylva Sylvarum* und namentlich in *Historia Vitae et Mortis*. Das daselbst weitläufig Besprochene, wobei freilich nicht gesagt wird, was für Versuchstiere angewendet werden sollen, deckt sich so ziemlich mit dem, was die böse Königin, die „namenlose“ Teufelin Akt I. Sz. 6 sagt:

Have I not been
Thy pupil long? — Hast thou not learned me how
To make perfumes? distil? preserve?¹⁾ — Having thus
far proceeded,
(Unless thou thinkest me dev'lish), is't not meet
That I did amplify my judgment in
Other conclusions? — I will try the forces
Of these thy compounds on such creatures as
We count not worth the hanging (but none human),
To try the vigours of them, and apply
Allayments to their act, and by them gather
Their several virtues and effects.

Hierin liegt die ganze Theorie, die Experimentalphysik Bacons. Die Königin erweist sich als sehr gelehrige Schülerin Bacons und zugleich als ein Versuchsobjekt dafür, dass Wissen allein die Menschen moralisch nicht besser macht. Ganz Baconsche Weisheit, der in *Colours of Good and Evil* über derartige Fälle spricht und auch Handlungen wie die suggestive Beschwichtigung des ärztlichen Gewissens einer strengen Beurteilung unterzieht.

Ueber die humane Gesinnung des Arztes Cornelius, als des

¹⁾ Von diesen Dingen spricht Bacon ebenfalls sehr ausführlich in den beiden genannten Werken.

Vertreter Bacons, kann nicht der geringste Zweifel aufkommen. Es handelt sich auch hier nicht, wie Herr Krüger sagt, um „Tierfolter“ oder um Vivisektion (worin der ehemalige Fleischergehilfe von Stratford, wie die Tradition will, dem „sanften“ Bacon wohl über gewesen wäre), sondern um toxiologische Versuche. Aber es scheint, als ob der Arzt Cornelius (Bacon) wirklich Erfahrung über die Wirkung von Giften gehabt habe, da er gleich darauf von *effects noisome and infectious* spricht. Oder ist das nur die „geniale Phantasie“, die „dem Dichter“ dies eingibt? —

Die Entrüstung, mit der Herr Krüger sein Urteil über den „Judas“ Bacon ausspricht und abschliesst: — *„this shall but make hard your heart. — So dachte gentle Shakespeare“*, ist schwer zu erklären. Der Verfasser dieser Zeilen fühlt einen ebenso tiefen Abscheu gegen Vivisektion, wie Herr Krüger, aber was hat das „Gefühl“ hier zu tun mit dem Verfasser des Dramas? — Es handelt sich doch hier zunächst nur um die Komposition eines Dramas, in dem eine teuflische Frau, eine Art Lady Macbeth, geschildert werden soll, in dem dann der Inhalt der harmlosen Medikamentenbüchse (*the small box*) die bühnentechnische Aufgabe hat, Imogen vorübergehend scheinot erscheinen zu lassen, *to see her in a trance*, worüber Bacon viel zu erzählen weiss.

Wenn dann Herr Krüger seinen *gentle Shakespeare* so hoch stellt, so müsste er eben doch erst beweisen, wer dieser *gentle Shakespeare* war. Uns darüber eine klare Vorstellung zu machen, wird uns nach der mehr als hundertjährigen „Verhimmelung“ des Stratfordburschen sehr schwer gemacht. Wer möchte wohl, ohne sich der Gefahr der Steinigung auszusetzen, beim Anblick jener herrlichen Shakespearegestalt in dem Bilde Kaulbachs: *Im Zeitalter der Reformation*, die Forderung stellen, dass diese Gestalt entfernt oder doch geändert werden sollte? — Ja, die „wahnwitzigen“ Baconier gehen noch weiter und fordern, dass der Verfasser der *Magna Instauratio*, zu der die Dramen des *Spoerschwingers* nur die unzertrennliche Hälfte bilden, die Zentralgestalt des ganzen Gemäldes bilden müsste. — *Quousque tandem?* — Ist solch ein barbarischer „Modernismus“ überhaupt diskutabel in unserer Zeit? — *Truly, this aspect may seem noisome and infectious, — to some of us.*

Wer aber nicht an Zeichen und Wunder und auch nicht an *ciphers* glaubt, dem bleibt nichts anderes übrig in bezug auf „Shakespeare“, als statt der bisherigen, unzulänglichen Methode des Anatomisierens, „die ein- oder zweimal ausgeführt, den übrigen ausreichend scheint“, die Kleinarbeit des Seziers nach Baconscher Art auszuführen.

Wir sollten, ehe wir *Cymbeline* lesen, Bacons *Sylva Sylvarum*,

die von tausenderlei Erscheinungen aus Natur und Menschenleben spricht, sowie *Historia Vitae et Mortis* und noch andere Schriften von Bacon gelesen haben, wo er bis zur Ermüdung von Kraft und Stoff, Materie und Geist, von den *Spirits* schreibt, *who are the agents and workmen who work all the effects in the bodies*; wo nicht nur von *odours, perfumes, distillations* (Schnäpsen), sondern eingehend auch von *opiates, soporifica, narcotica* (as: *henbane, mandrake, hemlock* etc.), von *sleep, the great restorer of life, death, the precursors of death*, von *trances, swoons and sudden fits* die Rede ist. Dann wird uns allmählich eine Ahnung davon aufsteigen darüber, *who really was the "myriad-minded" poet*, wer der alles umfassende Genius gewesen sein mag, der Grösste seines Jahrhunderts, der noch einmal, wie ein Homer, das gesamte Wissensgebiet seiner Zeit beherrschte und in kaleidoskopischen Bildern unter dem Namen „Shakespeare“ zur Humanisierung der Gattung *homo*, gleichsam spielend, als etwas unmittelbar dem Geist Entsprungenes projizierte und der Nachwelt überlieferte.

Nur zwei Beispiele, um die Richtigkeit des oben Geforderten anzudeuten: Imogen sagt Akt III. Sz. 2: *Some griefs are medicinal*. Bacon sagt in *Historia Vitae et Mortis* (83): *Grief and sadness, if devoid of fear, and not too keen, rather prolong life* etc. Ueber die volkstümlichen Vorstellungen von Sympathie- und Zaubermitteln, über Imagination, Sympathie und Antipathie, auch über *the secret virtues of bracelets, "to comfort the spirits"*, spricht Bacon ausführlich *Sylva Sylvarum* (960 ff.). Und welche Bedeutung gewinnt das *bracelet* damit in *Cymbeline*? —

In bezug auf die Beurteilung von Bacons Charakter sollte man endlich die *fallaciae famae* fallen lassen, die namentlich von den Puritanern, seinen erbittertsten Feinden, die Politik und Kirchentum verquickten, ausgestreut wurden. Sie konnten dem Mann nie verzeihen, der die *New Atlantis* und namentlich die *Magna Instauratio* schrieb, deren erster Satz lautet:

Homo, Naturae minister et interpres, tantum facit et intelligit, quantum de ordine Naturae re vel mente observaverit, nec amplius scit aut potest.

Wirklich tadelnswert ist in seinem Charakter eine mit dem Stratford-Shaxper in diametralem Gegensatz stehende, geniale Nachlässigkeit und Fahrigkeit in Geldangelegenheiten. Sie spielt eine Rolle in seinem Prozess. *But what of that?* — Verdanken wir nicht gerade dieser Gemütsart, die nur auf die höchsten Dinge gerichtet war, und ferner dem jähen Sturz infolge dieser Untugend die Veröffentlichung des *Tractatus qui ad populum pertinet*, d. h. der Dramen, zu deren Drucklegung Bacon vielleicht sonst gar nicht gekommen wäre? —

Um diesen Preis, wahrlich, dürfen wir unserem Bacon seine Untugend verzeihen und ihn mit aufrichtigem Herzen vergöttern, wie wir unseren Bismarck vergöttern, dem seine Feinde auch viel Schlechtes nachsagen. Jede Zeile von "Shakespeares" Dramen, richtig verstanden, verrät den allumfassenden Baconschen Geist, eine nie wieder erreichte plastische Klarheit, eine unvergleichliche „entbundene Unmittelbarkeit“.

Zum Schluss noch ein Wort über die bis jetzt beliebte Methode der Widerlegung der „Bakonyer“. Kaum ein anderer Denker in der Zeit der *Queen Bess* fand soviel Gefallen an Witzen, *bonmots* und Kalauern aller Art wie Francis Bacon. Auswendig diktirte er in hohem Alter vom Krankenbett seine *Apophthegmata*. Er konnte es nicht über sich bringen, dass solche Geistesblitze der Nachwelt verloren gehen sollten. Und wer sich viel mit Bacon beschäftigt, der nimmt nach und nach diese Neigung und die Langmut und Geduld an, die ihn seinen hartnäckigen Gegnern und Verläumdern gegenüber sagen liess: *Verbera sed audi!* — Zur Kennzeichnung der Widersacher, die sich seinem grossen Werk mit Spott widersetzen, sagte er:

At optime Salomon: „Derisori quaerentem scientiam ipsa se abscondit, studioso fit obviam.“ Quicumque enim ad scientiam accedat animo irridendi et aspernandi, inveniet quae cavilletur proculdubio plurima, ex quibus vero doctior fiat perpauca. Verum tractatio huius, de quo loquimur argumenti, gravis et prudens atque cum integritate quadam et sinceritate coniuncta inter munitissima virtutis ac probitatis propugnacula videtur numeranda.¹⁾

Heidelberg.

G. Holzer.

Simplified Spelling Society.

Wie in den Vereinigten Staaten hat sich jetzt auch in England eine Gesellschaft zur Vereinfachung der Orthographie (*Simplified Spelling Society*) gebildet. Den Vorsitz führt Prof. W. Skeat-Cambridge. 'Vice-Presidents' sind Henry Bradley, James W. Bright, Andrew Carnegie, Frederick J. Furnivall, Thomas Lounsbury, Thomas Macnamara, Sir James A. H. Murray und Sir William Ramsay. Dem geschäftsführenden *Committee* gehören an: William Archer (als 'Secretary'), F. J. Furnivall (als 'Hon. Treasurer'), Henry Frank Heath, H.

¹⁾ Anm. der Redaktion. Herr Krüger hat es abgelehnt, auf vorstehende 'Berichtigung' zu erwidern, und auch ich glaube mich jeder weiteren Bemerkung enthalten zu können, da unsere Leser wohl samt und sonders gegen die 'Baconitis' immun sind.

M. Kaluza.

Stanley Jevons, Gilbert Murray, A. S. Napier, A. W. Pollard, J. S. Westlake, H. C. K. Wyld und als 'Corresponding Secretary' W. W. Skeat M. A. Die Geschäftsräume befinden sich: 44 Great Russell Street, London W. C.

Die *Simplified Spelling Society* versendet folgendes Zirkular:

The *Simplified Spelling Society* has been founded in order to promote a better understanding of the history of English Spelling; to advocate the gradual introduction of such reforms as shall remove the difficulties placed by our present chaotic spelling in the way of children and foreigners; and to provide teachers and others who are acutely conscious of these difficulties with an organisation for furthering their views.

Though entirely distinct from the *Simplified Spelling Board* of the United States, the *Society* will cordially co-operate with that body. Mr. Andrew Carnegie, one of the Vice-Presidents of the *Society* and a Member of the American Board, has made a generous contribution to the *Society's* funds.

Membership of the *Society* is open to all who (without committing themselves to any particular proposals) approve of the general principle that English Spelling ought to be brought more into harmony with reason and convenience, and are willing to sign a declaration to that effect.

With a view to bringing membership within the reach of all, the *minimum* annual subscription has been placed at One Shilling; but it is earnestly hoped that Members whose means permit of their doing so will contribute more largely.

Life-members will be enrolled on a single payment of Twelve Shillings; but this again is a minimum, which it is hoped that many will exceed. The extent and effectiveness of the *Society's* work of propaganda (by publications, lectures, etc.) must obviously depend upon the funds at its command.

Members are entitled to receive, gratis and post-free, all the publications of the *Society*. Non-Members desiring to be furnished with any of the publications must forward to the Secretary the cost of postage.

23 October, 1908.

Der *Presidential Address* delivered at the first meeting of the *Simplified Spelling Society*, September 8th, 1908, by the Rev. Professor Skeat, Litt.D., LL.D., D.C.L., Ph.D. entnehmen wir folgendes:

The object of the *Simplified Spelling Society* is to consider carefully the whole subject of our modern English spelling, with a view to the initiation of such a moderate system of reforms as may seem to be generally advisable. It is recognized that, for some time to come, the usual symbols — commonly called letters — must be retained, with such values as are most frequently attached to them; and that the utmost that can be expected, by way of achievement, is the removal of the most glaring anomalies and contradictions that have long been a source of trouble and annoyance to teachers and pupils alike.

It is true that philologists have long been agreed that a more perfect system could be attained if we were in a position to employ our vowel-symbols with continental values rather than English ones; but the study of the science of phonetics is still in so backward a stage in this country that such a reform is at present — and perhaps will long remain

— entirely out of the question. We must, therefore, as all recent experience has shown, be content to consider and, where advisable, to recommend, such improvements as will easily be perceived to be of value, and can be readily understood and adopted. No motto can be more fitting for our *Simplified Spelling Society* to adopt than the famous one which appears in Latin in the form — *festina lente*.

Indeed, before anything can be practically achieved, it is absolutely necessary to prepare the way by placing the problem before the public in a form which they can understand. It is a matter of history that some partial corrections of English Spelling were drawn up by Dr. Sweet for the London Philological Society fully twenty-seven years ago, in 1881. They were of a rather mild and tentative character, but extended, nevertheless, a good deal further than anything that the public would accept. The consequence was that nothing practical was effected, and we have ever since remained, for nearly a generation, in the same state of confusion as existed at that date.

Quite recently the problem has again been considered in the United States of America, where a *Simplified Spelling Board* has been established for the express purpose of investigating the whole question scientifically. They have already found their way to the enunciation of a few elementary principles, which, when put into practice, will at once remove a few of the worst and most obvious faults. The great attention there paid to the study of the English language — far more general than anything we can even imagine in England — has enabled a large number of persons, already numbered by thousands, to declare their acceptance of their reasonable and intelligible recommendations. The fact that the movement in America has not only begun, but has there every prospect of general acceptance and ultimate success, renders it imperative that the United Kingdom of Great Britain and Ireland should, at the very least, endeavour to understand what is being done, lest we should — to our almost infinite disgrace — be altogether left behind in a movement that so nearly concerns us. Rather than this, it must be our desire to strengthen the hands of the *Simplified Spelling Board* in America, and to encourage them to extend still further the number of their adherents. They have already published many useful and illuminating tracts upon the subject, and they are willing to exchange their publications with ours, even though ours should prove to be much fewer. We shall gladly close with this generous offer

At the present day, our spelling is from two to three centuries behind the time; and is no longer adapted to the requirements of the moment. It is, in fact, the survival of the phonetic devices of various ages for representing the pronunciation of the sounds which existed in those ages, but which have since been changed to quite different sounds. Thus, *ui* in *fruit*, *bruise*, etc., is a Norman-French spelling of the sound heard in the French *pure*; *ea* in *great*, *break*, *steak*, is a late Middle English method of expressing a sound resembling *é* in the French *tête*, etc., and so on.

I could add many more useful and general statements of the above character, which would enable the intelligent reader to see that the problem is by no means so simple as he perhaps believes it to be. I believe that English spelling stands alone, as being the sole subject on which almost every man is prepared to express very decided opinions, often fondly imagined to be irrefragable, without having any previous acquaintance

with the complicated facts of the case. A writer on history knows that he must read up his facts and observe chronology; but the writer on spelling is often prompt to ignore every chronological consideration. It is high time that our great and important language should be investigated scientifically, and that writers should approach it in the same scientific spirit as that in which they approach astronomy, or chemistry, or botany.

I would therefore appeal to my fellow-countrymen to join the *Simplified Spelling Society*, in the hope that they will at least be interested to know that the whole subject abounds with the most valuable and instructive lessons for all who care to learn. If our language be, as it is, the most widely spread language on earth, the only one, in fact, which at present seems capable of serving as an almost universal language for the needs of all nations, it is only reasonable — and it is certainly patriotic — that we should try to know something of its history. We should at least be able to confute that commonest of all objections, viz., that the introduction of methods for expressing the sounds of our words more accurately would destroy the history of our language, an objection which every English philologist knows to be ludicrously false.

German Scientific Society, Oxford.

The object of the *Society* is to give information to Oxford Students and those Englishmen who intend to visit Germany, to help them with Practical Advice, and to procure for them Social and Scientific letters of Recommendation and Introductions. Since there is no equivalent in Germany to the English College System, it is often difficult for Foreigners to obtain a proper insight into German life. The endeavour of the Society is to offer them help in this respect.

The *Society* is in connection with the German Government and Universities, and has as honorary and corresponding members a large number of persons who play an important part in Politics, Science, Art, and Society, and to whom it would be a pleasure to know young Englishmen and to be of use to them in every way. The Society hopes in a modest degree to contribute to mutual understanding and to facilitate and strengthen the interchange of ideas between the two countries.

It is the *Society's* hope that its services will be made use of as much as possible, so that it may further extend and strengthen its sphere of influence.

All communications should be addressed to the Hon. Sec.,
Baron W. von Ow-Wachendorf,
Christ Church, Oxford.

Satzungen.

1. Zweck der Vereinigung: a) Um im Sinne von Cecil Rhodes den Gedankenaustausch und das sich kennen lernen der beiden Nachbarvölker zu erleichtern, soll die *Deutsche wissenschaftliche Vereinigung* als Auskunftsstelle dienen für Oxforder Studenten und solche Engländer, die in Deutschland studieren wollen oder dort wissenschaftliche und gesellschaftliche Ziele verfolgen. Die Vereinigung soll ihnen in jeder Hinsicht Auskunft und Rat, sowie in weitgehendem Masse Empfehlungsbriefe und Einführungen vermitteln. Zu diesem Zwecke ist die Unterstützung von Ministerien, Universitäten und Privatpersonen nachzusuchen.

b) Die Vereinigung soll sich stets in den Besitz der besten periodischen Literatur und der neuesten Publikationen Deutschlands setzen und dieselben in Oxford allgemein zugänglich machen.

2. Mitgliedschaft: a) Zur ordentlichen Mitgliedschaft berechtigt ist jeder Deutsche der Universität Oxford. Nicht immatrikulierte Deutsche müssen durch zwei Mitglieder zur Wahl vorgeschlagen werden.

b) Zum ausserordentlichen oder korrespondierenden Mitglied kann jeder, der von zwei Mitgliedern vorgeschlagen ist, gewählt werden.

c) Zu Ehrenmitgliedern können solche Herren ernannt werden, die der Vereinigung besonderes Interesse entgegenbringen und deren Bestrebungen zu unterstützen geneigt sind.

d) Korrespondierende Vereine: Es soll versucht werden, mit wissenschaftlichen Gesellschaften in Verbindung und Schriftenaustausch zu treten.

3. Am Ende eines jeden Terms wählt die Mitgliederversammlung den Vorsitzenden, einen Schriftführer und den Schatzmeister. Wiederwahl ist zulässig. Bei allen Abstimmungen entscheidet einfache Stimmenmehrheit.

Der Vorsitzende hat die Versammlungen anzusagen und dieselben zu leiten.

Der Schriftführer hat die Versammlungsberichte zu führen und die Korrespondenz zu leiten. Er zeichnet verantwortlich für die Vereinigung.

Der Schatzmeister verwaltet das Vermögen und stellt die Rechnung.

4. Versammlungen: Es findet eine Versammlung in der ersten und letzten Woche jeden Terms statt. In der Endversammlung wird dem ausscheidenden Vorstände Entlastung erteilt und die Neuwahlen vorgenommen.

5. Vermögen der Vereinigung: Die Vereinigung eröffnet einen *Drawing Account* bei der *London & County Banking Co., Ltd.*, Filiale Oxford. Der Schatzmeister zeichnet allein für die Vereinigung. Es soll ein Mitgliedsbeitrag jeden Term erhoben werden. Seine Höhe ist jeweilig durch die Mitgliederversammlung festzusetzen.

6. Ausschluss aus der Vereinigung nur wegen öffentlicher Bekundung antipatriotischer Gesinnung durch zwei Drittel Mehrheit der Mitgliederversammlung.

7. Bei eventueller Aufhebung der Vereinigung verfällt das Vereinsvermögen dem preussischen Kultusministerium mit der Bitte, dasselbe entsprechend dem Geiste der Vereinigung verwenden zu wollen.

Zum Nachweis von Lateinkenntnissen in der Oberlehrerprüfung der Neuphilologen.

Durch eine an die Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungskommissionen gerichtete Ministerialverfügung vom 30. Dez. 1908 ist bestimmt worden, dass die nach der bestehenden Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen von den Kandidaten, die sich im Französischen oder Englischen einer Prüfung für die erste oder für die zweite Stufe unterziehen wollen, geforderte 'Kenntnis der lateinischen Elementargrammatik nebst der Fähigkeit, einfache Schulschriftsteller, wie Caesar, wenigstens in leich-

teren Stellen, richtig aufzufassen und zu übersetzen' fortan bei denjenigen Kandidaten, die das Reifezeugnis eines Gymnasiums oder eines Realgymnasiums besitzen, ohne weiteres als nachgewiesen gelten soll. Dagegen soll der besondere Nachweis von Lateinkenntnissen nach wie vor von denjenigen Kandidaten gefordert werden, die das Reifezeugnis einer Oberrealschule besitzen und sich nicht einer Nachprüfung im Lateinischen mit Erfolg unterzogen haben. Bei denjenigen Oberrealschulabiturienten, die sich im Französischen und im Englischen eine Lehrbefähigung erwerben wollen, soll es aber genügen, wenn diese Lateinkenntnisse nur einmal, in der Regel bei der Prüfung im Französischen, nachgewiesen werden.

Damit sind die von mir in einem früheren Artikel (*Zeitschrift* 7, 481 ff.) erwähnten Unstimmigkeiten der bestehenden Prüfungsordnung in diesem Punkte in dankenswerter Weise beseitigt.

Königsberg.

Max Kaluza.

Ferienkurse 1909.

Université de Besançon. — Cours de Français pour les étrangers.

10 Cours de vacances de 1909 du 1^{er} Juillet au 1^{er} November. Prix de la rétribution: Un mois, 40 fr. — Deux mois, 50 fr. — Trois mois, 60 fr. — Quatre mois, 65 fr.

L'enseignement donné dans ces Cours comprendra les matières suivantes: Français usuel: langue commerciale et financière; Français littéraire. — Lecture, Prononciation, Conversation. — Grammaire, Philologie, Phonétique du français moderne. — Littérature française, notamment: le Drame au XVII^e siècle; les grands écrivains du XVIII^e siècle; la littérature au XIX^e siècle; le Théâtre contemporain. — Versification française. — Institutions de la France contemporaine.

Explications d'auteurs français. — Traductions. — Leçons et explications orales faites par les Etudiants. — Compositions écrites très fréquentes.

De nombreuses excursions destinées à faire connaître l'admirable région du Jura auront lieu dans les environs de Besançon. Les Etudiants étrangers sont admis au Casino dans des conditions spéciales très avantageuses.

Une brochure, donnant le programme détaillé des Cours et toutes les indications d'ordre pratique sur les conditions de la vie matérielle à Besançon, et sur le prix des pensions de famille, pourra être demandée, dès le 1^{er} janvier, à M. Vandaele, Secrétaire du Comité, qui l'enverra gratuitement et qui se fera d'ailleurs un plaisir de fournir tous les renseignements utiles.

20 Cours de l'année scolaire du 10 Novembre 1908 au 30 Juin 1909. — Prix de la rétribution: 30 fr. pour l'immatriculation, plus 20 fr. par semestre (4 mois); soit 50 fr. pour 4 mois, — 70 fr. pour l'année scolaire.

Nous appelons spécialement l'attention des Etrangers sur les précieux avantages que leur offrent les Cours de l'année scolaire, du 10 Novembre au 30 Juin.

Les Etudiants étrangers sont admis à suivre tous les cours de l'université: Philosophie, Littérature, Phonétique. — Histoire, Géographie. — Langues anciennes et modernes, etc.

En outre, il a été institué à leur usage spécial des Cours de Français: Grammaire, Vocabulaire et Style; Prononciation, Lecture et Conversation; — de Littérature française, notamment les 4 grands écrivains du XVIII^e siècle (Montesquieu, Voltaire, Rousseau et Buffon), — de Langue commerciale et financière.

Des Devoirs écrits leur sont donnés fréquemment (dictées, descriptions, lettres, compositions littéraires, etc.), selon la force et le goût de chacun.

Université de Lausanne (Faculté des lettres) — Cours de vacances.

La Faculté des lettres de l'Université de Lausanne organise, chaque année, des cours destinés aux personnes qui désirent se perfectionner dans l'usage de la langue française. S'adressant à des auditeurs qui possèdent déjà des connaissances théoriques, ces cours ont un caractère essentiellement pratique. Les cours des vacances durent six semaines; ils commencent dans la seconde quinzaine de juillet, et durent jusqu'à la fin du mois d'août. Il y a 16 leçons par semaine, qui ont lieu le matin, et sont placées sur cinq jours, de manière à laisser deux jours libres de suite aux personnes qui voudraient visiter le pays. Une conférence gratuite, sur un sujet scientifique ou littéraire, est offerte chaque semaine aux auditeurs. Une bibliothèque, comprenant les principales œuvres de la littérature française, est mise gratuitement à leur disposition. Le droit d'inscription, payable dès le 15 juillet au Secrétariat de l'Université (Palais de Rumine), est de 40 francs. Les auditeurs qui en font la demande, reçoivent, avant leur départ, un certificat de présence aux cours de vacances.

Programme des cours — 1909 (22 juillet — 1^{er} septembre): M. Vallette, Etudes sur l'histoire de la littérature française 12 leçons; M. Bonnard, Histoire de la langue française 9 leçons, Sémantique 3 leçons; M. Maurer, Traduction d'allemand en français 3 leçons, Traduction d'anglais en français 3 leçons, Traduction de russe en français 3 leçons, La façon de rendre en français l'ordre des idées et les principaux rapports grammaticaux des trois langues qui servent de base aux exercices de traduction ci-dessus indiqués 3 leçons, Les innovations pratiquées dans l'enseignement des langues vivantes 6 leçons; M. Rossier, Questions de politique contemporaine 12 leçons; M. Millioud, Etudes de style sur les grands écrivains français 12 leçons; M. Tavernier, Phonologie du français moderne. Etude théorique et pratique 12 leçons; M. André, Etudes lexicologiques: Notions sommaires, avec planches explicatives et termes usuels de géologie et de géographie 6 leçons, Livres et questions du jour 3 leçons La Suisse: notes historiques et géographiques 3 leçons, Diction et prononciation 3 leçons, Exercices d'élocution 3 leçons.

Outre les leçons indiquées ci-dessus, et dont plusieurs seront consacrées à des exercices, il y aura des conférences pratiques pour les auditeurs désireux de faire plus de travaux personnels que n'en comporte le programme.

Voici la liste de ces conférences pratiques, auxquelles on peut participer moyennant un droit d'inscription de 6 francs pour chaque série de six leçons:

(22 juillet — 11 août) M. Bonnard, Exercices d'étymologie 6 leçons, M. Vallette, Analyse et explication de textes français modernes 6 leçons, M. Rossier, Lecture de journaux politiques: explication et discussions 6 leçons, M. Taverney, Exercices de prononciation 6 leçons;

(12 août — 1^{er} septembre) M. André, Exercices de diction 6 leçons, M. André, Exercices grammaticaux 6 leçons, M. Ed. Gilliard, Composition 6 leçons.

Une section de chant sera organisée sous la direction de M. Burdet, professeur de musique.

Une promenade en commun aura lieu, chaque semaine, entre auditeurs et professeurs. Elle sera remplacée, une fois, par une course en bateau sur le lac Léman, offerte aux participants. Des excursions seront organisées, si possible, les jours de congé.

Une soirée de réception aura lieu le jour de l'ouverture des cours.

S'adresser, pour tous renseignements, au directeur des cours, M. le professeur J. Bonnard, Avenue Davel, 7, qui se charge de fournir, dès maintenant, des indications sur les pensions, les prix et les conditions du séjour à Lausanne, ainsi que d'envoyer, gratuitement, le guide-panorama de la ville de Lausanne.

Literaturberichte und Anzeigen.

H. Gruber, Zeitiges und Streitiges. „Briefe eines Schulmannes an eine Mutter“. Leipzig. 1908. 2,40 Mk.

Der Direktor der Viktoria-Luisen-Schule und des Lehrerinnen-Seminars zu Wilmersdorf-Berlin hat hier eine Reihe von Essays zusammengestellt, die unmittelbar vor dem Erscheinen der neuen „Bestimmungen“, gleichsam an der Wende der Zeit, ein Bild von allerlei „Streitigem“ in der modernen Frauenerziehung geben wollen.

Neben vielem Bekanntem und Unanfechtbarem, was dabei über „Ziel der Erziehung“, über das Verhältnis von „Schule und Haus“, über die „Tochter des Hauses“, „Vollbibel“ und „Nach der Schulzeit“ u. dgl. gesagt ist, steht namentlich in den „Briefen“ über Anstellung und Fortbildung der Lehrerin und an einigen anderen Stellen manches, was nicht ohne Widerspruch passieren wird. Zustimmung muss man u. a. allem, was über „psychologische Unterweisung“ ausgeführt ist, über den Mangel einer Gelegenheit zur Orientierung über Pädagogik an unseren Universitäten, über den Vorzug, den psychologische Bildung gegenüber dem Instinkt und der Erfahrung der Lehrer von Gottes Gnaden verleiht; treffend ist auch der Angriff auf die Pensionatsbildung, ganz modern die Empfehlung der für Knaben und Mädchen gemeinsamen Turn- und Spielstunden. Aber das Loblied auf die Rezitationen deutscher und gar französischer Wanderdeklamatoren in den Schulen klingt schon etwas altertümlich; die französischen Rezitationen sind glücklicherweise eine ziemlich überwundene Mode; in Städten, in denen beispielsweise M. Delbost früher reiche Ernte halten konnte, findet er heute vielleicht nur noch eine Anstalt offen. Wertvoller wäre eine grössere Sprachkultur bei unseren deutschen Lehrern und etwas mehr allgemeines Interesse für gute deutsche Artikulation, deren Vernachlässigung auf den Schulen in einem echt deutschen Widerspruch zu deren löblichem Eifer für reine Aussprache des Französischen und Englischen steht.

Beanstanden muss man auch die Unterscheidung, wie sie in der Gegenüberstellung seminaristisch und akademisch gebildeter Oberlehrerinnen gemacht ist; in dieser Gegenüberstellung wird den „seminaristisch“ gebildeten Oberlehrerinnen die akademische Bildung abgesprochen, und das ist etwas tatsächlich Unrichtiges. Soll eine besondere Bezeichnung für diese beiden Gattungen der Oberlehrerin durchaus geprägt werden, so muss man schon zu dem „weiblichen Oberlehrer“ seine Zuflucht nehmen, so fatal zwitterhaft diese Bezeichnung auch klingt. Ich persönlich muss mich dagegen verwahren, für die Ansicht, dass den „seminaristisch“ gebildeten

Oberlehrerinnen nur die Fakultät für die mittleren Klassen zugesprochen werden darf, als Bürge gestellt zu werden. Was darüber in der *Anleitung zum Studium der französischen Philologie* unter Koschwitz' und meinem Namen gedruckt ist, soll lediglich wiedergeben, was den Tenor der Prüfungsordnung von 1900 gebildet hat. Eine Ausführung der über dieses Schema allmählich hinausgewachsenen Ausbildung der Oberlehrerinnen war bei der Neuausgabe wohl beabsichtigt, musste aber unterbleiben, damit der ohnehin stark vermehrte Text nicht dem Verleger unbequem würde.

Wer den von Dr. Gruber in anderem Zusammenhange mit der gebührenden Hochachtung zitierten Begründer der Oberlehrerinnenkurse, Stephan Wätzoldt, in näherem Verkehr, namentlich auch bei der Prüfung der Oberlehrerinnen kennen gelernt hat, wird mir bestätigen, dass ein übermäßiger Respekt vor der „akademischen“ Vorbildung seine Sache nicht war. Und wenn Wätzoldt, wie Dr. Gruber bemerkt, ausdrücklich im Landtage einmal betonte, dass der Universitätsbesuch nicht notwendig wäre, so lag darin sicherlich nicht die Herabsetzung der Lehrerinnen, die Dr. Gruber darin konstatieren will. Im Gegenteil, das weibliche Bildungsideal W.s, dessen Plan sicherlich bei den neuen „Bestimmungen“ noch mitgewirkt hat, war nicht die schablonenmässige Nachahmung der akademischen Männerbildung, welche die Vorkämpferinnen vielfach nur fordern, weil sie damit eine formelle Kodifizierung ihrer neuen Rechte am ehesten glauben sich sichern zu können. Wie er den Wert der Oberlehrerinnen damals einschätzte, bezeugen wörtliche Aeusserungen, in denen er diese Oberlehrerinnen stets zu einer „Elite“ machen wollte, wie er denn selbst in der Prüfung manche „feine Nummer“ mit burschikosem Beifall konstatierte.

Greifswald.

Gustav Thureau.

Edgar von Mojsisovics, Jean Passerat, sein Leben und seine Persönlichkeit. Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1907. IX und 72 S. Preis 2 Mk.

In der vorliegenden Arbeit will uns der Verfasser den kritischen Versuch einer Lebensdarstellung Passerats und „ein anschauliches Bild seiner Persönlichkeit“ geben. Beides muss von vornherein als missglückt bezeichnet werden, da dem V. jegliches Geschick des Disponierens und, soweit es nachzuprüfen ist, an der notwendigen Kritik fehlt.

Der erste Teil der Arbeit behandelt das „Leben“ des Dichters (1534 bis 1602). Obgleich zu einer Biographie „die Quellen recht spärlich fliessen“ (S. VI) und das Positive auf wenigen Seiten hätte angegeben werden können, so gelingt es dem V. doch, 32 Seiten damit anzufüllen. Das war natürlich nur möglich, wenn in diesen Teil das aufgenommen wurde, was nicht hineingehört. Mit Staunen merkt man deshalb auch beim zweiten Teile „Seine (Passerats) Persönlichkeit“ (S. 33—62), dass fast alles schon bekannt ist: den Angaben des ersten Teiles werden hier nur noch einige Bemerkungen hinzugefügt. Warum ist überhaupt „Leben“ und „Persönlichkeit“ voneinander getrennt worden?

In dem Abschnitt unter dem Titel *Sein Lebenswerk*, wofür jeder andere *Passerats Werke* gesetzt hätte, erfahren wir noch einmal etwas aus seinem Leben und auch, was er als Gelehrter und als Dichter geschrieben hat. Warum der V. mit dem „Gelehrten“ beginnt, erklärt uns der überleitende seltsame Satz: „Passerat fängt erst als Gelehrter zu dichten an und wäre kaum ohne eingehende Kenntnis der Mythologie und

ohne vollkommene Beherrschung der Technik der Dichtkunst je zu einer künstlerischen Aussprache gelangt“ (S. 33). Ob Passerat wirklich nicht mit Humor von Wein und Weiberlist hätte singen und Spottlieder hätte dichten können, wenn er nicht durch seine Studien in das Reich der Mythologie geführt worden wäre? — Nach dem „Gelehrten“ redet der V. von dem „römischen Dichter“ und meint damit: Passerat als Dichter lateinischer Verse. „Dieser kann die schöpferische Fähigkeit vollständig entbehren und erweist sich trotzdem als ein Künstler, der ein Recht auf unbedingte Achtung und Anerkennung besitzt“ (S. 47). Darin offenbart sich eine doch sonderbare Vorstellung von einem Dichter und Künstler. — Es folgen dann noch einige Bemerkungen über den „französischen Lyriker (S. 49 ff.) und den Satiriker (S. 54 ff.).“

In dem zweiten Abschnitt *Seine Stellung in der Literaturgeschichte* weiss der V. nur zu sagen, dass dem Gelehrten und dem Dichter das Zeichen des *esprit gaulois* auf die Stirne geprägt sei, und dieses „erhebt ihn zu einem den grossen Dichtern Frankreichs ebenbürtigen Träger nationaler Eigenart“ (S. 62). Seine Zeitgenossen überschätzten ihn, nun ist er vergessen.

Der dritte Abschnitt behandelt *Passerat als Mensch*. Selbst den Menschen trennt also der V. vom „Leben“ (Teil I)! Dabei hat er uns gar nichts mehr über diesen zu sagen. V. begnügt sich damit, ein Bild Passerats zu beschreiben, das am Anfang des *Recueil des œuvres poétiques* und der *Calendae* von 1606 steht und den Dichter im 64. Jahre darstellt. Danach werden einige Angaben, die bereits auf S. 53 stehen, wiederholt. Auf S. 68—70 gibt der V. endlich noch ein „chronologisches Verzeichnis der Ausgaben“. Genau formuliert müsste es heissen: „chronologisches Verzeichnis der einzelnen gelehrten Arbeiten sowie Dichtungen Passerats und deren verschiedene Auflagen“.

Die durch die mangelhafte Disposition herbeigeführte Verworrenheit wird noch vergrössert durch einen schwülstigen Stil und zuweilen recht unbeholfene Ausdrücke. Einige Stilproben mögen hier angeführt werden. „In dieser blühenden Jugendzeit trifft Passerat ein ernster Unglücksfall, der ihn sein Leben hindurch begleitet“ (S. 4). — „Der junge Gelehrte, der Jugend und Liebe wohl zu bewerten weiss, hat die Wunder des Weins schon früh kennen gelernt und er besingt den süssen Gott, der Sehnsucht, Liebe und Schöpferkraft zum höchsten Entzücken emporzuschwelgen versteht“ (S. 5). — „Mit schönem Gleichmute sieht er die körperlichen Bestandteile seines Ichs dem Alter unterliegen“ (S. 23—30). — „Sein Gedankengang ist ein streng vorgezeichneter, der . . . beharrlich vorwärts dringt wie ein Tunnelarbeiter“ (S. 34—35). — Solcher stilistischen Entgleisungen gibt es noch mehr.

Welchen Masstab der Verfasser bei seinen Urteilen anlegt, ist schwer zu erkennen. Auf S. 48—49 meint er, dass sich „der Mangel an Schöpferkraft“ in den philosophischen Gedichten *Nihil* und *Nugae* am auffälligsten zeigt. Aber schon zwölf Zeilen weiter sind gerade diese „die geistvollsten lateinischen Gedichte Passerats“ und zugleich die „unkünstlerischsten, die der Dichter jemals geschaffen hat“. Begründungen fehlen fast immer. — Welchen Missbrauch der V. mit dem Superlativ treibt, geht aus folgenden Stellen hervor: auf S. 6 bezeichnet er die zwölf Elegien Passerats als „den höchsten Aufschwung“ seiner Kunst. Von den *Calendae Januariæ* behauptet er, es sei der einzige Dank, den der Dichter (seinem Gönner Henri de Mesmes) zahlen könne, aber Passerat statt diesen in den schönsten und geistvollsten Versen ab (S. 13). Schliesslich hat Pas-

serat noch „die schönsten Verse, die seine Kunst ihm geschenkt“ (S. 25) für Ronsard gedichtet. Der V. hält aber anscheinend doch nur die letztgenannten Verse (zwei vierzeilige Strophen) für das „Höchste“, da er sie mit besonderem Eifer sowohl S. 25 wie S. 50 ganz und die zweite Strophe noch einmal S. 41 Anm. abdruckt.

Auch sonst ist v. M. mit dem Urteil oft vorschnell bei der Hand. S. 27 sagt er: „Passerat drückt in einem kräftigen Quatrain seinen Ingrimm gegen das furchtbare Weib (Katharina von Medici) aus:

Cy gist la Royne Catherine
Qui fust de France la Ruine.
Dieu veuille qu'en paix elle soit,
C'est tout ce qu'elle haissoit.

Hier kommt es doch auf den satirischen Ton der beiden letzten Verse an.

Auf S. 4—5 wird uns mitgeteilt, dass sich Passerat beim Ballspiel das linke Auge verletzt und es verliert. In einer Anmerkung dazu heisst es: „Dieses Unglück hat sich vor dem Jahre 1559 zugetragen, da Passerat in dem *Adieu* klagt: *Je suis aveugle et sourd*. . . . Blanchemain (*Les Poésies françaises de Jean Passerat*, Paris 1880) I, S. VIII, Anm. 1 nimmt irrtümlicherweise das Jahr 1570 für die Erblindung an.“ Die angeführte Stelle aus dem *Adieu* ist aber durchaus nicht beweiskräftig; denn wenn der V. das *aveugle* ernst nimmt, so muss er dem *sourd* das gleiche Recht zugestehen und sagen, dass Passerat auch taub gewesen sei. Davon aber ist nichts bekannt. Wenn Blanchemain wirklich bei jener Stelle von einer „Erblindung“ redet, so wäre diese Behauptung ebenfalls stark anzuzweifeln; denn aus den Jahren 1572—97 stammen gerade die grössten Arbeiten Passerats: Kommentare, Wörterbücher, Werke über vergleichende Sprachwissenschaften, Uebersetzung der drei Bücher des Apollodor etc. (vgl. S. 37), die doch unmöglich ein Blinder hat anfertigen können. Sollte etwa „Erblindung“ und später die wiederholte Bezeichnung „der blinde Gelehrte“ auch eine Verdrehung des Ausdrucks sein? Vielleicht meint der V.: auf einem Auge erblindet. Wie der V. später in anderem Zusammenhang auf S. 41 Anm. angibt, schreibt L'Etoile (*Journal du Règne de Henri IV, à la Haye*, 1741) über Passerat (wo?) „... mourut à Paris ayant languì longtemps et perdu la vûe avant que mourir, de trop étudier et aussi (disent aucuns) de trop boire.“ Danach wäre allerdings auf eine völlige Erblindung zu schliessen, aber der recht überflüssige Zusatz *avant que mourir* ist weder von Blanchemain noch von dem V. präzisiert. Jedenfalls ist sie, nach dem „trop étudier“ zu urteilen, erst wenige Jahre vor seinem Tode erfolgt.

Nutzlos ist die umfangreiche Anmerkung auf S. 39—44, in der V. zu beweisen sucht, dass sich Passerat „gründlich“ mit Rabelais' Satire beschäftigt habe. Nur einiges davon. Beide haben in ihren Dichtungen etwas von Prozessen und Wein (!) gesagt; das nennt der V. „gemeinsame Vorwürfe“. Es werden (S. 40—41) Stellen angeführt, wo beide von Prozessen und Wein reden. Man fragt sich, was das soll; denn diese Angaben haben doch keinen notwendigen Kausalnexus. „Die phantastische Vorstellung von der Verwandlung eines Menschen in einen Vogel, welche aus dem im Anfang des 16. Jahrhunderts oft aufgelegten *Mirabilis Liber* entnommen ist, findet sowohl bei Rabelais wie bei Passerat Verwendung.“ Auch das soll ein Beweis sein! — Die Sage, wonach ein Mensch in einen Vogel verwandelt wird, ist recht alt und landläufig allenthalben in Deutschland bekannt. In Hartmanns *Erec* (um 1190 entstanden), wird schon von

der Fee Fâmurgân (= Fata Morgana), der Schwester des Königs Artus, gesagt (vgl. V. 5182—85):

ditz kunde diu frouwe:
unde sô si des began,
sô machte si den man
ze vogele oder ze tiere.

Bedauerlich ist, dass der V. zu dem, was er als positiv hinstellt, nicht die Quelle angegeben hat, und dass der Inhalt der Werke Passerats nur schüchtern berührt worden ist. Weder der Gelehrte noch der Dichter der doch hauptsächlich interessiert, ist — abgesehen von den beiden angegebenen Stellen — zu Worte gekommen. So muss denn jeder den Wunsch fühlen, selbst einen Blick in die Werke des Dichters zu werfen, und dies kann als der einzige Erfolg des Buches angesehen werden.

1. Fritz Strohmeier, *Leçons de Choses*, (*Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit*, hrsg. von L. Bahlisen und J. Hengesbach, 60. Bändchen. Berlin, Weidmann, 1909. IX und 143 S. Preis 1,60 Mk.
2. Otto Eberhard, *Je parle français. Conversations et Lectures françaises à l'usage des écoles. I^{re} Partie: Cours élémentaire. 95 pages in 8^o. Fr. 1,20 (Mk. 1,—). — II^e Partie: Cours moyen. 100 pages in 8^o. Zurich, 1908. Verlag: Art. Institut Orell Füssli. Fr. 1,40 (Mk. 1,20).*

Mit beängstigendem Eifer ist man seit dem Erscheinen von Krons *Petit Parisien* und Stiers *Causeries françaises* dabei, Bücher herauszugeben, in denen systematisch zusammengestellte Vokabeln zu einem einigermaßen genießbaren Text verbunden werden. Solche Vokabelbücher sollen den Schülern Gelegenheit zur Aneignung eines umfangreichen Wortschatzes und gleichzeitig Unterhaltungsstoff geben. Wer aber je in der Schule über den Inhalt solcher Bücher hat reden müssen, wird eingestehen, dass diese Stunden recht wenig interessant waren und dem öden Vokabelabfragen durchaus gleichkamen. Alle Stiefel- und Kleidersorten wurden anprobiert, Koffer mit den verschiedensten Gegenständen vollgestopft, sämtliche Salatarten wurden „durchgekaut“ und eine Suppe nach der anderen gekostet: das alles musste und muss auch noch mancher Schüler selbst in den oberen Klassen vertragen, alles in allem eine ebenso uninteressante Paukarbeit wie unter der alten Methode. — Nach der unvermeidlichen Ueberladung des Magens führte uns dann Maigne (*Schulbibliothek* Bd. 7) die *Inventions industrielles* und Figuier (Bd. 18) die *Inventions modernes* vor. Mit Laprade und Müller ging es weiter à travers la vie pratique (Weidmann 1906) und nun kommen wir ermüdet zu den *Leçons de choses*, in denen uns wieder ein verger (S. 68—70) mit fraises, groseilles, cerises etc. und ein potager (S. 70—72) mit des racines qu'on mange und des feuilles qu'on mange etc. erwartet. Aber neben dem Brot gibt es auch Steine. — Ein Abschnitt über Mineralogie (S. 73 bis 80) und über Géologie (S. 81—104), das ist — abgesehen von einigen jeux scolaires (S. 18—24) — das Neue an diesem Buche, das „möglichst Verschiedenartiges“ bieten will und „zugleich Belehrungen über französische Verhältnisse, französische Sitten, französische Landeskunde“ etc. enthalten soll (vgl. S. VII), wovon nur wenig zu merken ist. Die Texte sind aus verschiedenen französischen Büchern herausgenommen, die S. VIII angegeben sind. — Ueber das enseignement civique (administration, organisation de l'armée, instruction publique), über monnaies, moyens de locomotion, chauffage, couvert etc. sind wir hinlänglich gut durch Kron und Stier

unterrichtet. Bemerkt muss allerdings werden, dass der Stil der *Leçons de choses*, abgesehen von den eingestreuten Vokabeln, keine besonderen Schwierigkeiten bereitet.

Der Herausgeber glaubt, besonders der Geologie einen „grösseren Raum“ zugestehen zu müssen, „weil der geologische Unterricht in der französischen Schule eine wichtige Rolle spielt“ und weil er in unseren Schulen „trotz seiner Wichtigkeit“ nur recht „stiefmütterlich“ (S. VIII) behandelt wird. Darauf ist zu entgegnen, dass für unseren französischen Unterricht doch absolut nicht massgebend ist, was die Franzosen in der Schule auf französisch lernen, und wenn bei uns auf den höheren Lehranstalten nicht genug Geologie getrieben wird, so mag das ja von manchen als ein Mangel empfunden werden, diese mögen sich dann aber an die Lehrer der Naturwissenschaften wenden. Diesen wird es zweifellos leichter fallen, den Schülern das Fehlende auf Deutsch beizubringen. Der Herausgeber aber ist anderer Meinung; für ihn ist „vornehmster Endzweck des Unterrichts, dass sich die einzelnen Fächer ergänzen“. Von ergänzen kann wohl in diesem Falle kaum gesprochen werden, da die Abschnitte „noch keine tieferen Kenntnisse geben können“ (S. VIII), und etwas lernen wir doch auch davon. Ueberhaupt soll ein Fach das andere nicht ergänzen wollen, besonders aber nicht, wenn der Lehrer selbst kein Fachmann darin ist; denn das würde zur allgemeinen Verwirrung führen. Zweck des Französischen ist nicht, dass der Schüler Mineralogie und Geologie lernt, er soll vielmehr die Sprache lieb gewinnen, und das kann nur geschehen, wenn er in ihren Geist, die Nation und vor allem in ihre Literatur langsam und geschickt eingeführt wird, so dass er, sobald die Führung der Schule fehlt, mit Freude den gewiesenen Weg fortsetzt.

Als Privatlektüre mögen die *Leçons de choses* für nüchterne Vokabelsucher Geltung haben, aber sie können nicht als eine „Fundgrube für Sprechübungen“, am allerwenigsten „für höhere Stufen“, bezeichnet werden.

2. War in dem vorhergehenden Buche der Begriff „Realien“ gar zu sehr erweitert, so bekommen wir mit *Je parle français* eine Fibel in die Hand. Beide Bändchen stehen ganz in dem Banne der direkten Methode. Den ersten Teil eröffnet der Herausgeber mit einer Einleitung „über die Methodik des Französischunterrichts“, in der er angibt, wie im Unterricht verfahren werden soll. Die bekannten Grundsätze werden dabei entwickelt. Ein Satz möge aber hervorgehoben werden, der uns einen Einblick in den Unterricht gewähren kann. Als der V. von der Handlung spricht, meint er: „Nichts ist dem Kinde angenehmer, als hin und wieder aus seiner Bank heraustreten zu können, um dem Lehrer die Hand zu reichen, ihm sein Buch zu bringen, Türen und Fenster zu öffnen oder gar ein Zündholz anzuzünden oder in einen Apfel zu beissen.“ Mit dieser Auffassung des Unterrichts würde der V. wohl kaum vor den Augen eines anderen eifrigen Verfechters der direkten Methode, E. Schmitt, Gnade finden. In der Juninummer (1908) der *Revue de l'enseignement des langues vivantes* schreibt dieser nämlich (*Les classes vivantes*, S. 169): „Si vivre veut dire se donner du mouvement, se démener, gesticuler, faire des grimaces, marcher, sauter, danser, crier, chanter, miauler... il est certain que de pareilles classes sont vivantes, on ne peut plus vivantes,“ und auf der folgenden Seite kommt Sch. zu dem Schluss: „prendre ces classes amusantes pour des classes vivantes est donc, à mon sens, commettre une facheuse confusion.“ —

Der Text des ersten Teiles ist dem *cours élémentaire* entsprechend sehr einfach gehalten. Es begegnen dort kleine Texte wie z. B. unter dem

Titel: *le professeur écrit, le chapeau de notre professeur, l'élève mange, l'élève boit*, ferner als Gegenstand einer Konversation zwischen zwei Schülern: *suis-je un nègre? — ai-je une moustache?* (!) und viele andere.

In dem zweiten Teile wechseln ebenso wie im ersten kindliche Prosastücke mit kleinen Gedichten ohne jeden literarischen Wert ab, und am Schluss stehen noch zwei Märchen *Jeannot et Annette* und *Blanche-Neige d'après Grimm*, übersetzt vom Herausgeber. Sollten dem Herausgeber etwa die Märchen von Perrault unbekannt sein? In den Prosastückchen wird uns in stark asthmatischen Sätzen von der Art: *Je vais vers l'escalier. J'arrive au pied de l'escalier. J'allonge le bras. Je saisis la rampe. Je monte une marche. Je monte deux marches* etc. (S. 7) etwas erzählt von *la maison, l'escalier, le gros chou, l'écurie, les deux chats, l'âne, le paysan allume sa pipe* u. a. m. Es wird wirklich ein allzu grosses pädagogisches Talent von den Lehrern verlangt, die über dergleichen Dinge mit den Schülern eine interessante Unterhaltung führen sollen.

Greifswald.

Max Brandenburg.

Ueber einige das Französische betreffende Programmabhandlungen, Ostern 1908 erschienen.

Prof. Dr. Morgenroth vom Berliner Humboldt-Gymnasium hat Ostern 1908 ein Programm veröffentlicht, betitelt: *Die französischen Verben im Schulunterricht*. Er setzt darin auseinander, wie die französischen Zeitwörter seiner Meinung nach behandelt werden müssten, um sich leicht den Schülern einzuprägen. So gern man in vielen Punkten auch dem Verfasser zustimmen mag, so fordert er doch an andern Stellen die Kritik heraus. Wie er selbst (p. 4) sagt, haben seine Ausführungen lediglich das Gymnasium und das Realgymnasium im Auge, also Anstalten mit lateinischem Unterricht. Und an solchen Lehranstalten halte ich es für richtig, wenn der Lehrer des Französischen oft das Lateinische bei seinen grammatischen Erklärungen heranzieht und die französischen Formen mit den entsprechenden lateinischen, aus denen sie hervorgegangen sind, vergleicht. Verfasser ist aber an keiner Stelle auf das Lateinische eingegangen. Ich habe gerade stets gefunden, dass sprachlich historische Bemerkungen die Schüler ungemein interessieren. Und darum kann ich auch die Einteilung des französischen Verbums in nur zwei Konjugationen nicht billigen. Es kommen dadurch in jede der beiden Konjugationen so viel ganz voneinander verschiedene Formen hinein, dass durch die Menge der Ausnahmen und Abweichungen von der Grundform der Schüler unmöglich ein klares Bild von der einzelnen Konjugation gewinnen kann. Ein Teil der französischen Verben wird gleichsam in Zwangsjacken gesteckt, aus denen sie gern wieder heraus möchten und nur durch des Verfassers rauhe Faust darin festgehalten werden. Nein, bleiben wir nur bei der alten Einteilung der Verben in vier Gruppen. Einmal aus dem rein praktischen Grunde, weil die bisher eingeführten Lehrbücher diese Einteilung haben, und es immer misslich ist, wenn der Lehrer im Unterricht ganz verschieden von der Auffassung des Lehrbuches doziert, und es dadurch dem Schüler sehr erschwert, mit Hilfe des Lehrbuches zu Hause das in der Klasse Gehörte zu wiederholen. Ob in kurzer Zeit ein nach den Grundsätzen des Verfassers ausgeführtes Lehrbuch erscheinen wird, möchte ich sehr bezweifeln. Und dann ist der Schüler gewohnt, die lateinischen Verben nach der Infinitivendung in vier Gruppen einzuteilen. Warum sollte man denn nicht die französischen Verben nach dem gleichen Prinzip ordnen?

Verfasser nimmt in die erste Konjugation alle Verben auf *er*. Dagegen ist nichts einzuwenden; das ist auch meine erste Konjugation. Ich glaube, dass es ganz gut ist, wenn der Schüler erfährt, dass diese Konjugation der lateinischen auf *-are* entspricht, dass sie, die etwa $\frac{7}{8}$ aller Verben umfasst, die einzige noch jetzt wirkende ist, da alle Neubildungen von Verben nur auf *-er* erfolgen. Man kann sie daher mit der schwachen Konjugation des Deutschen vergleichen.

Verfasser weist m. E. nicht gebührend genug darauf hin, dass die Lage des Tons von grosser Bedeutung für die Gestaltung der Verbform ist. So liesse sich z. B. die Regel über die Verben auf *oyer, uyer* und *ayer*, über die Verben *mener, régner, jeter* und *appeler*, die er in vier einzelne Regeln auflöst und unter die Rubriken: „Halbvokalische Lautänderungen“ und „Vokalische Lautänderungen“ bringt (p. 12), einfacher etwa so formulieren: „Alle diese Verben zeigen einen regelmässigen Wechsel des Stammvokals, je nachdem die Zeitform stamm- oder endungsbetont ist. Im Stammesauslaut wird in allen stammbetonten Formen dumpfes *e* und geschlossenes *e* (geschr. *é*) in offenes *e* (geschr. *è*) verwandelt; die Verben auf *eler* und *eter* drücken das offene *e* durch Verdoppelung des *l* oder *t* aus; in allen stammbetonten Formen wird ferner stammauslautendes *ay, oy* und *uy* in *ai, oi* und *ui* verwandelt. Diese Veränderungen erfolgen auch unter dem Nebenton im Futurum, nur die Verben mit der Schreibung *é* in der stammauslautenden Silbe des Infinitivs (z. B. *répéter*) behalten im Futurum die Schreibung *é* bei, obgleich auch dieses *é* offen gesprochen wird. Durch eine solche zusammenfassende Behandlung dieser Verben wird dem Schüler verständlich, dass bei all diesen verschiedenen Verben ein und dasselbe Lautgesetz sich wirksam erweist, und darin liegt doch eine geistesbildende Kraft des grammatischen Unterrichts, dass sich schliesslich alle verschieden lautenden Formen als die Wirkungen derselben Gesetze erkennen lassen.

Die zweite Konjugation des Verfassers umfasst alle übrigen Verben, die auf *ir, oir* und *re*. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, *dormir* Arm in Arm mit *naitre, prendre, mouître* und *devoir*. O, wie gern möchten diese Verben ihre eigenen Wege gehen. Des grossen Unterschiedes wegen, der unstreitbar, sowohl in der Aussprache wie in der Schrift, unter ihnen besteht, möchte ich in die zweite Konjugation nur die Verben auf *-ir* nehmen, in die dritte die Verben auf *-oir* und in die vierte die Verben auf *-re*. Die Regel über die Verben *dormir, mentir, partir* usw. würde ich so fassen: Bei den reinen Verben fällt vor konsonantischer Endung, also im Singular Präsens und im Imperativ, der auslautende Stammkonsonant aus. Ich bemerke noch, dass ich den Schülern den Unterschied zwischen den Inchoativverben auf *ir* (z. B. *finir*) und den reinen Verben auf *ir* klar mache, indem ich erzähle, dass jene auf eine Form auf *esco*, also *finesco* zurückgehen, diese dagegen nicht, und dass wir die Inchoativendung noch in dem Suffix *-iss* erkennen können.

Ganz einverstanden bin ich mit dem Verfasser, dass der Schüler wie im Lateinischen, so auch im Französischen mehrere Stammformen zu lernen hat; ausser dem Infinitiv, das Präsens Indikativ, das Imperfektum Indikativ, das historische Perfekt und das Partizipium Perfekti. Das sind gerade genug Formen. Ploetz z. B. geht in seiner Uebersicht viel zu weit. Bei ihm finden wir folgende sieben Zeiten: Infinitiv, Futurum, Indikativ Präsens, Konjunktiv Präsens, Imperativ, Passé défini, Participe passé. Das ist viel zu viel. Eine Grammatik soll nichts weiter bieten als ein Verzeichnis der Formen, die zur Ableitung der übrigen unentbehrlich sind.

Sehr zu loben ist, dass Verfasser zu den Stammformen das Imperfektum Indikativ hinzunimmt, und dass er als Grundregel für die Bildung des Hauptstammes aufstellt: „Der Hauptstamm aller Verben wird gefunden, indem man vom Imparfait die Endung *ais* abschneidet.“

In dem Abschnitt „Methodische Bemerkungen“ bemerkt der Verfasser, dass die regelmässigen und die sogenannten unregelmässigen Verben gleichzeitig nebeneinander und miteinander eingeübt werden sollten. Ich bin anderer Meinung. Der Schüler soll sich erst die Konjugation der Verben aneignen, bei denen in allen Stammformen der Stamm derselbe oder nahezu derselbe bleibt, so wie er es im Lateinischen lernt. Und erst wenn er diese regelmässige Konjugation beherrscht, kann er sich den sogenannten unregelmässigen Verben zuwenden. Wenn auch die wissenschaftliche Grammatik keine unregelmässigen Verben kennt, so müssen sie doch von der praktischen Grammatik unregelmässige Verben genannt werden. Diese Bezeichnung hat schliesslich auch ihr Recht, denn die praktische Grammatik hat es mit der modernen Sprache zu tun, für die es in der Tat Unregelmässigkeiten gibt, die einfach als gegebene hingenommen werden müssen. Im grossen und ganzen ist die Abhandlung gründlich, originell und für den Fachmann interessant zu lesen, wenn man auch oft dem Verfasser nicht zustimmen kann, aber, wie gesagt, es führen viele Wege nach Rom.

In der Absicht, die Sprechübungen im französischen Unterricht zu beleben, hat Prof. Lehmann in Nakel eine Sammlung von Rätseln in französischer Sprache veröffentlicht, die zum grössten Teil von ihm selber verfasst worden sind. Er sagt selbst in der Vorrede, dass er diese Rätsel von den Schülern der oberen Klassen hat auswendig lernen lassen und dass in der Oberprima einige Schüler sie alle im Gedächtnis behalten hatten. Da es an 60 Rätsel sind, so ist das immerhin eine Leistung. Es fragt sich nun, ob wirklich durch diesen „rätselhaften“ Unterricht im Sinne der Unterrichtsbestimmungen gehandelt wird, die Sprechübungen von der ersten Stufe des Französischen an fordern. Und ich glaube, wir müssen diese Frage verneinen. So wie es der Herr Verfasser meint, ist es geradezu eine Ueberfütterung, eine Nudelung der Schüler mit Rätseln. Konversationsübungen nur im Anschluss an Rätsel zu halten, ist — das harte Wort muss heraus — trivial. Um einen Begriff von der Art der Rätsel zu geben, zitiere ich hier zwei von ihnen:

»Les noms d'un prince et d'une métropole,
Ces deux noms sont égaux; n'est-ce pas drôle?
Ce roi de France périt en Afrique.
Cherchez la métropole en Amérique.

(Lösung: Saint-Louis.)

Mon premier est vert,
Mon second s'oppose à l'enfer,
Mon tout est ce qui coûte cher.

(Lösung: précieux.)

Gelegentlich mag man das eine oder das andere solcher Rätsel dem Schüler bieten, aber solch ein Stoff darf nicht den Grundstock der Sprechübungen in allen Klassen bilden. Das ist dann eine Manie, eine pädagogische Schrulle, die, wie alle Schrullen, lächerlich sind. Ich denke mir die Sprechübungen an einem Gymnasium anders. Zunächst schliessen sie sich an die zusammenhängenden Lesestücke des Übungsbuches an. In Nakel geht das allerdings nicht, da dort noch immer nach der uralten Ausgabe des Ploetz unterrichtet wird, in der die Lektionen aus einer Fülle

nicht zusammenhängender Sätze bestehen. Und dann müsste für alle Klassen ein bestimmter Plan für Sprechübungen zugrunde gelegt werden. In Quarta könnten das Schulzimmer, die Schulbedarfsartikel und das ganze Schulleben besprochen werden. In Untertertia käme dann vielleicht die Heimatsstadt mit all ihren Strassen, Plätzen, Anlagen, öffentlichen Gebäuden und Denkmälern. In Obertertia könnte der Bau des menschlichen Körpers, die Kleidung, Wohnung und Nahrung des Menschen besprochen werden. In Untersekunda würden die Verkehrsmittel einen guten Stoff liefern. Den Obersekundanern kann man einen Abriss der Geographie Frankreichs und seiner Kolonien geben. Auch die Geschichte Frankreichs, namentlich die Hauptphasen der Revolution und des Lebens Napoleons I. können auf dieser Stufe durchgenommen werden. Ferner kann Paris mit seinen wichtigsten Strassen, Plätzen und Bauten beschrieben werden. Und mit den Primanern können wir uns über die politische Einteilung, Verfassung und Verwaltung Frankreichs, über das Unterrichts-, Kirchen-, Finanzwesen, über die Rechtspflege und über Heer und Marine unserer westlichen Nachbarn gut unterhalten. Ich glaube, Sprechübungen im Anschluss an die aufgeführten Stoffe werden doch interessanter und lehrreicher sein als die im Anschluss an eine Fülle von Rätseln. Der französische Unterricht soll einführen in die Kultur eines hochbegabten und tüchtigen Volkes, und um dies Ziel zu erreichen, dazu sollen auch die Sprechübungen beitragen.

Ein kurzer Bericht über die französischen und englischen Konversationsübungen an der Realschule zu Langendreer ist dem Programm dieser Anstalt beigelegt. Verfasser des Aufsatzes ist Oberlehrer Dr. Arndt. Sehr löblich und nachahmenswert erscheint es mir, dass diese Anstalt mit der Berlitz-Schule zusammenarbeitet, indem abwechselnd ein Franzose und ein Engländer jeden Mittwoch Nachmittag Konversationsübungen mit den Schülern abgehalten haben. Der Stoff für die Konversation wurde, wenn es die Zeit erlaubte, im lehrplanmässigen Unterricht vorbereitet. Damit die Uebungen nicht in ein leeres Frage- und Antwortspiel ausarteten, hatte man diesen Uebungen die Heineschen Bücher zugrunde gelegt. Das hatte auch den Vorteil, dass sich die Ausländer an die deutsche Methode gewöhnten. Die Anstalt ist mit dem Ergebnis dieser Uebungen sehr zufrieden. Das Selbstgefühl der Schüler ist dadurch gehoben, ihre Zunge und ihr Ohr sind geschult worden. Am Schluss des Schuljahres haben die Schüler der beiden obersten Klassen sogar eine öffentliche französische Matinee veranstaltet. Sehr interessant war es für mich auch zu hören, dass die Anstalt fleissig den Edisonphonographen im fremdsprachlichen Unterricht benutzt. Hoffentlich wird Herr Dr. Arndt nächsten einen Bericht über die Erfahrungen, die man mit diesem Apparat dort gemacht hat, veröffentlichen.

Es liegt ferner vor mir ein Aufsatz des Prof. Runge: *Molière und die Kritik seiner Zeitgenossen* (im Programm des Christiansgymnasiums zu Eisenberg). Verfasser hat recht anziehend den Stoff dargestellt: Es ist eine schöne feuilletonistische Plauderei; eine wissenschaftliche Arbeit kann man den Aufsatz nicht nennen, denn Verfasser hat die Werke der Zeitgenossen Molières kaum selbst gelesen. Eine ganz interessante Persönlichkeit unter den Gegnern Molières ist m. E. Anthoine Beaudou de Somaize, den Runge nur so nebenbei auf S. 4 erwähnt. Für die Geschichte des Präziosentums ist ja Somaize von Bedeutung, da er *Le grand dictionnaire des précieuses* verfasst hat. Dieser Somaize hasste Molière mit der ganzen Glut einer niedrigen Seele. Es war ein Kampf der Mittelmässigkeit.

keit gegen das Genie. Eingebildet auf die Vorrechte einer adligen Abstammung, blickte er mit Geringschätzung auf den ehrlosen Komödianten herab und glaubte ihn straflos verhöhnen zu können. In der Vorrede zu seinen *Véritables Préc. rid.* sagt er z. B. von Molière, dass in dessen Person Bescheidenheit und Unverschämtheit vereinigt seien und ferner: »il est certain que Molière est singe en tout ce qu'il fait . . . mais qu'attendre d'un homme qui tire toute sa gloire des mémoires de Guillot-Gorgeu, qu'il a achetées de sa veuve et dont il s'adopte tous les ouvrages.«

Molières schauspielerisches Talent muss er anerkennen: »son jeu qui a plu à assez de gens pour lui donner la vanité d'être le premier farceur de France.« (Vorrede zu seiner poetischen Bearbeitung der *Précieuses Ridicules*.)

Und schliesslich möchte ich noch erwähnen die Abhandlung von Ernst Hässler, *Paul Verlaine, sa vie et quelques-uns de ses ouvrages*. (Realschule in Finsterwalde.) Interessant geschrieben, zeigt sie, dass Herr Hässler einen guten französischen Aufsatz schreiben kann. Ich kann ihm das Prädikat I nicht verweigern.

Posen.

Fritz Schwarz.

Gustav Krüger, Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. Dresden und Leipzig, 1906. (C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung.)

In einem kurzen Vorwort sagt Krüger: „Weil dieses, d. h. mein *Systematic English Vocabulary* für Anfänger zu umfänglich ist, habe ich einen Auszug in Form dieses Büchleins veranstaltet.“ Wie schon der Titel angibt, soll das Buch den gebräuchlichsten Wortschatz des Englischen bieten, der nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert ist. Man kann es als englisches Seitenstück zu dem *Petit Vocabulaire Français* von Ploetz ansehen. Sehr angenehm wird man bei Krüger die zahlreichen Angaben der Aussprache empfinden. Sein Vokabular enthält aber eine grosse Anzahl von Worten, die wohl kaum zum gebräuchlichsten Wortschatz gehören. Unter der Ueberschrift *Der menschliche Körper* finden sich folgende Vokabeln, die ich bei dem Zweck des Buches für entbehrlich halte: Schädel, Augenhöhle, Augapfel, Pupille, Hornhaut, Augenbraue, Wimpern, Lider, Nasenspitze, -rücken, -löcher, -flügel, Ohrläppchen, Doppelkinn, Zäpfchen, Gaumen, Mandeln, Luftröhre, Kinnlade, Back-, Vorder-, Schneide-, Augen-, Eckzähne, Schmelz, Milz, Leber, Niere, Gedärme u. a. Der Abschnitt *Nahrung und Getränke* enthält ganz überflüssigerweise die englischen Bezeichnungen für Gewürznägelein, Molken, Messerbänkchen, Spund, Spundloch, zu- und aufspunden. Die Abschnitte *Männliche Kleidung, Haus, Hausgerät, Landbau, Tiere, Pflanzen, Mineralien* zeigen denselben Missstand. Vokabeln wie Gummizug, Kamingesims, Dompfaffe, Raupe, Puppe, Quarz, Gneis, Lavendel, Schafgarbe kann man dem Anfänger ersparen. Stösst man mit grössern Schülern in der Lektüre auf derartige Worte, so ziehen sie das Wörterbuch zu Rate, und im Verkehr mit Engländern wird man sich auch nicht über Molken und Spundlöcher oder die innern Organe unterhalten. An Stelle dieser überflüssigen Worte gehören idiomatische Wendungen in grösserer Zahl in Krügers Buch hinein, als es tatsächlich der Fall ist. Ich vermisste z. B. Ausdrücke wie: hoffentlich störe ich Sie nicht, seine Karte abgeben, hier ist ein Schilling, damit musst du auskommen, u. a. Auf p. 30 könnte neben „Brandstiftung“ „in Brand stecken“, auf p. 41 neben „Dock“ „Werft“ stehen. Bei *surname* auf p. 21 stehen die Bedeutungen 1. der Vatersname, 2. der Zuname. Es muss offenbar heissen: 2. Beiname. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Länder- und Völkernamen

darf in einem „gebräuchlichsten Wortschatz“ ebenfalls nicht fehlen. In der vorliegenden Form enthält Krügers Buch mithin zu viel Ueberflüssiges und zu wenig an notwendigen Dingen und eignet sich nicht für den Unterricht.

Kleinschmidt, Kurzgefasste Grammatik der englischen Sprache. 1907, B. G. Teubner.

In einem kurzen Vorwort weist Kleinschmidt auf seine *Prolegomena zu einer englischen Grammatik* hin (*Pädagogisches Archiv*, 48. Jahrgang, 10. Heft, Verlag von Vieweg & Sohn in Braunschweig, auch als Sonderabdruck), in denen er sich über seine Grundsätze bei der Abfassung seiner Grammatik auslässt. Die meisten Schulgrammatiken weisen seiner Ansicht nach nur Mängel auf: 1. Sie enthalten alle möglichen Formen, die „auch richtig“ sind, 2. Die Syntax ist in ihnen nach Wortklassen oder Wortformen wie Nominativ, Genitiv, Infinitiv geordnet, 3. Ihre Regeln, z. B. die über den Gebrauch des englischen Perfekts und Imperfekts, drücken das Gesetz nicht „knapp, unzweideutig und allgemeingültig“ aus, 4. Sie lassen nicht die innere Berechtigung des Gesetzes erkennen. Als Beispiel führt K. die Regeln über Verdoppelung des Endkonsonanten und über den Gebrauch des unbestimmten Artikels an. Diese Fehler will er nun in seiner 28 Seiten umfassenden Grammatik vermeiden. Er teilt sie in Formen-, Verhältnis- und Satzlehre ein. Die Lautlehre fehlt gänzlich; aus welchem Grunde, darüber sagt der Verfasser nichts. In der Formenlehre behandelt er zuerst das Verbum. Ueber den Unterschied zwischen relativen (*I am reading*) und absoluten (*I read*) Formen sagt er zwar kurz und klar: „Jene werden gebraucht, wenn ausgedrückt werden soll, dass eine Handlung zu einem bestimmten Zeitpunkt noch im Gange war“ (§ 5). Leider gibt er aber kein einziges Beispiel, was in der Schule doch unbedingt erforderlich ist. Nicht allgemein gültig ist die Regel über die Umschreibung mit *to do* in der fragenden und verneinten Form (§ 6,5). Es müsste heissen: in der direkten Frage und in der Verneinung mit *not*. Das Konjugationsschema nach der Methode Gouin in § 8 halte ich für entbehrlich. Abweichend von den meisten Grammatiken sind die unregelmässigen Verben nicht alphabetisch, sondern nach Ablautreihen geordnet. So stehen z. B. *blow, grow, throw* nebeneinander. Diese Art der Anordnung halte ich für sehr praktisch. Bei den fragenden Fürwörtern in § 16 tritt der Unterschied von *which* und *what* nicht klar hervor. Der Formenlehre sind ein paar orthographische Bemerkungen vorausgeschickt, z. B.: „*i* wird am Ende eines Wortes und vor *ing* wie *y* geschrieben“ (§ 1), tritt an eine einfach geschlossene Silbe ein Vokal, so wird sie offen, und wird dadurch die Aussprache des vorhergehenden Vokals zweifelhaft, so verdoppelt man den Endkonsonanten“ (§ 4). Ist schon § 1 einem Anfänger schwer verständlich, so gestehe ich bezüglich des § 4, dass auch ich diese Regel nicht verstehe. Sehr verständlich aber ist die übliche Fassung obiger Regeln z. B. bei Dubislav und Boek, und Fehler dagegen machen unsere Schüler sehr selten. Die Verhältnislehre handelt vom Gebrauch der Präpositionen. Der Verfasser unterscheidet Raum-, Zeit-, Kausalitäts- und Modalitätsverhältnisse. Hier bietet er auch Beispiele, deren Zahl allerdings grösser sein könnte. Zur Erläuterung der Art, wie K. das schwierige Kapitel anfasst, will ich nur wenig herausgreifen. Bei den Raumverhältnissen sagt er: I. Der Gegenstand steht still. 1. Der Standort ist ein Standpunkt: *at*, z. B. *he stopped at the door*, 2. der Standort ist eine Strecke oder eine begrenzte Fläche: *on*, z. B. *London is situated on the*

Thames, he was sitting on a chair, 3. der Ort ist eine unbegrenzte Fläche oder ein Raum: *in*, z. B. *he was out in the fields, in his study* (p. 15). Dieser Abschnitt über die Präpositionen zwingt zum beständigen Nachdenken und schafft grössere Klarheit, als die andern Grammatiken sie geben.

Die Syntax zerfällt in die Lehre von den Satzteilen (Subjekt, Prädikat, Attribute, Objekte), der Wortstellung, den Nebensätzen und ihrer Verkürzung. In § 35 fehlen Beispiele, die auch sonst nicht eben zahlreich sind. Bei der Behandlung der Nebensätze weist K. mit Recht stets auf ihre Entstehung aus den Satzteilen hin. Nur scheint es mir nicht richtig, unter den Oberbegriff „Kausalität“ auch Final-, Konditional- und Konzessivsätze zu stellen. Sie gehören zur Modalität, wenn man sie überhaupt in die vier Kategorien des Raumes, der Zeit, der Kausalität und Modalität einordnen will. Im § 47 gibt der Verfasser recht praktische Ratschläge zur Einübung präpositionaler Nebensätze mit „dass“.

Hat nun K. die Fehler vermieden, die er an den meisten Schulgrammatiken rügt? Zum grössten Teil ja. Er bringt nur das Allernotwendigste, das sich der Schüler von U III bis O II unbedingt zu eigen machen muss. Aber gerade in der Knappheit liegt auch die Hauptschwäche des Buches. Die Schulgrammatik muss unbedingt auch dem Schüler der Oberstufe als Nachschlagewerk dienen. Am empfindlichsten macht sich diese übertriebene Knappheit bei der Behandlung der Tempora bemerkbar. Der Unterschied des englischen Perfekts und Imperfekts tritt in keiner Weise klar hervor. Die Syntax ist zwar nach Satzteilen geordnet, aber sie bringt doch auch manches Notwendige nicht, z. B. Substantiva, die nur im Singular gebraucht werden, Verba, bei denen *to* nicht fehlen kann. Die Fassung der Regeln ist, wie ich an einzelnen Beispielen gezeigt habe, auch nicht immer einwandfrei. Daher eignet sich K.s Grammatik nicht als praktisches Schulbuch. Aber für den Lehrer des Englischen ist sie recht anregend, zumal in den Teilen, wo neue Bahnen eingeschlagen werden, der Verhältnislehre und der Syntax. Es ist zu hoffen, dass sie durch Umarbeitung zu einem praktischen Schulbuch vervollkommen wird.

Elbing.

Leo Pilch.

Schidlofs Sprechsystem „Praxis“ zum Selbststudium fremder Sprachen (1000 Worte-System). — Englisch — von Dr. B. Schidlof (unter Mitwirkung von Prof. J. R. Bradley). Berlin. J. Singer & Co, 1907. 317 S. Preis 6,— Mk.

From the preface we learn „An Unterrichtsbüchern zum Selbststudium fremder Sprachen ist wahrhaftig kein Mangel“; and the author has his excuse for writing another such book — „wenn ich es trotzdem unternehme, ein neues zu schreiben, so darf ich mich nur der einzigen Entschuldigung dafür bedienen, dass ich in der Tat etwas Neues bringe.“ The author has achieved his purpose — he has brought out something absolutely new, but the novelty was probably not fully anticipated.

He tells us that in learning a language most attention must be given to speaking it, and here „zwei Momente kommen dabei in Betracht: wie spricht man und was spricht man“. Other books, he asserts, lay more stress on the *wie* than on the *was*. In this book most attention is given to the *was*, but, unfortunately, the *wie* has been too often left to look after itself, as we shall see on a close examination of the book.

To the author 1000 English words are enough for modern practical life, and such a vocabulary „reicht für alle Bedürfnisse vollkommen aus“.

Not only are useless words to be avoided, but complicated constructions also. Finally the book is intended for adults, and an attempt has been made to render it „humorvoll und unterhaltend“.

The English Grammar is divided into sections and treated throughout the book, which provides a large number of sentences on the theatre, English meals and so on. The pronunciation is shown by using German symbols, accented vowels having black type. Here many mistakes are found, a selection of which is here given: —

interesting (int(e)reſtſing), *novelty* (nowellti), *promise* (prometiſ). Further examples of words wrongly stressed are: — *August* (p. 70), *Egypt* (p. 220), *cucumber* (p. 253), *another* (p. 61), *July* (p. 70), *important* (pp. 112, 128), *incur* (p. 204), *mistake* (p. 209), *insurance* (p. 187), *injustice* (pp. 254, 278) *attorney* (p. 286), *productive* (p. 222), *commands* (p. 217), *European* (p. 29)

Besides mistakes in stress many words show wrong vowels, for example: — **ä** for **ē**: *change* (pp. 194, 252, 287), *hastily* (p. 209), *faithless* (p. 190), *hasten* (p. 213), *occasion* (p. 239), *agent* (p. 252), *arrangement* (p. 252), *wager* (p. 256); **e** for **ē**: *railway* (p. 96), *gave* (p. 150), *engaged* (p. 186), *age* (p. 204), *afraid* (p. 212), *dictation* (p. 219); **i** for **i**: *week*, *weekly* (p. 96), *me*, *we* (p. 177), *chiefly* (p. 231), *queen* (p. 256); **i** for **ai**: *mild* (p. 63); **o** for **ō**: *October* (p. 70), *home* (pp. 112, 128), *overcoat* (pp. 174, 255), *both* (p. 218); **u** for **û**: *to do* (p. 40), *sure*, *surely* (p. 175); **ju** for **jû**: *beautiful* (p. 44), *music* (pp. 46, 63, 194), *duty* (pp. 174, 190), *curious* (p. 219), *dispute* (p. 220), *student* (p. 224); **ah** for **æ**: *tram* (pp. 53, 64), *interval* (p. 254); **äh** for **e**: *present* (p. 96); **eh** for **e**: *present* (p. 79), *pleasure* (p. 51), *said* (pp. 68, 137), *precious* (p. 256); **iſ** for **i**: *sufficient* (pp. 79, 96); **ei** for **i**: *promise* (p. 31), *build* (pp. 80, 94), *width* (p. 224); **ei** for **i**: *police-man* (p. 212); **oh** for **o**: *gone* (pp. 112, 136), *knowledge* (p. 199), *astonished* (p. 208); **oh** for **a**: *done* (p. 136); **uh** for **u**: *foot* (p. 29), *cook* (p. 190); The consonants fare no better than the vowels — **ſ** for **z**: *music* (p. 63), *thousand* (p. 67), *position* (pp. 184, 222), *opposite* (p. 202), *resolve* (p. 192), *result* (p. 223), *physician* (p. 286), *business* (p. 112), *present* (pp. 72, 96), *please* (p. 63), *lose* (p. 175), *refuse* (p. 63), *surprise* (p. 112), *nose* (p. 33), *houses* (hauſſiſ) (p. 33), *cities* (p. 201), *ladies*, *days* (p. 34), *doors* (p. 282), *as* (p. 58), *is* (p. 30), *was* (p. 100), *goes* (p. 51), *hails* (p. 182); **f** for **s**: *Saturday* (p. 70), *philosopher* (p. 175); **ſ** for **s**: *century* (pp. 71, 94); **id** is given for: *pleasure* (p. 63) and *danger* (p. 197); **ſf** for: *thank*, *thief*, *thing* and *this*, *that*, *than*; **f** for **v**: *of* (p. 15), *productive* (p. 222), *nephew* (pp. 177, 255); **g** for **dž**: *wager* (p. 256).

The book is full of mistakes. Some interesting examples are: — what a building is this? (was für ein Gebäude ist dies?), there seems to live rich people (da scheinen reiche Leute zu wohnen), if we will get good seats (wenn wir gute Plätze bekommen wollen), you must deliver up your overcoats . . . in the cloaking-room (Sie müssen Ihre Ueberröcke . . . in der Garderobe abgeben), I will overlook the programm (durchlesen), hear but how strongly people applaud (hören Sie nur, wie stark das Publikum applaudiert), I cannot say it exactly (ich kann es nicht bestimmt sagen), if it is in a matter of business (in einer geschäftlichen Angelegenheit), and beg your leave of showing you my samples (und bitte Sie mir zu gestatten, Ihnen meine Muster zu zeigen), I am not able of profiting more of your offers (. . . ist es mir nicht möglich, von Ihrer Offerte mehr Gebrauch zu machen), at our satisfaction (zu unserer Zufriedenheit), you may be sure getting executed your orders (Sie können versichert sein, Ihre Aufträge effektuert zu erhalten). All these

mistakes occur on pages 257—261. We have, however, only to turn to other pages to find more mistakes. Word order is wrong in the following: “You will all the rules clearly understand” (p. 235), “we are with our work at an end” (p. 238), “to enter with you into connection” (p. 261), “then let enter us the warehouse” (p. 261), “I want to be shaved and cut my hair. How do you like to have cut it?” (p. 276), “we have to go to the custom-house to let examine the luggage” (p. 269). Prepositions cause the writer some trouble: “You hire the piano at a week” (p. 208), “he is always wanting in money (p. 211), “to keep to holidays” (p. 213), “b y what can I serve you?” (mit was kann ich Ihnen dienen?) (p. 244). The following sentences and phrases are wrong in various ways: “you can fasten me the skates, you make it best” (p. 264), “is this according the rule?” (p. 266), “please to have our luggage booked through” (p. 267), “it is not necessary to go still to the waiting-room” (p. 267), “have you anything to declare that pays duty?” (p. 268), “are there two chambers engaged? (Haben Sie zwei Zimmer frei?) (p. 270), “let you give the front door key from the porter” (p. 274), “the potatoes are bad, give another ones” (p. 60), “where is the Bond Street?” (p. 112), “the most concerts in Berlin are beginning not before half past seven” (p. 196), “to hear from the life” (p. 210), “I have not been in Dresden since ten years” (p. 216), “At first sight of the girl he flew into a passion” („Leidenschaft“, p. 238), “I am also not an artist” (p. 251), “I have a good deal of nieces and nephews who wait for uncle’s presents” (p. 262), “this gun will enjoy little boys very much” („erfreuen“, p. 262), “at stationer’s” (p. 262), “I will look for the weather” (nach dem Wetter sehen, p. 263), “the boy will be at yours with the goods in half an hour” (p. 279), “well, but the other days, as I have been as young as you are it was just the same with me” (p. 282), “at grocer’s” (p. 278). The author has certainly succeeded in his attempt „etwas Neues“ zu bringen. Further examples of the Neues are: suffers to death (leidet auf den Tod. p. 237), how do they all do at home? (wie geht es . . . ?), how is your surname? (wie ist Ihr Name? p. 244), take the supper, The supper is ready (das Abendbrot, p. 245), I should beg for a glass of beer (Ich bitte um ein Glas Bier, p. 245), supposed you will not... (vorausgesetzt, dass Sie . . .), Shall I give you some of the roast goose? (Soll ich Ihnen etwas von der gebratenen Gans geben? p. 247), that is plenty enough (das ist reichlich genug, p. 247), we shall take two covers (wir werden zwei Gedecke nehmen), do you drink sugar and cream? (Befehlen Sie auch Zucker und Sahne dazu? p. 272), it is only a few minutes far off (es ist nur wenige Minuten weit entfernt, p. 280), I have always so few money (so wenig Geld, p. 282), enter once more, in the post-office there you will find one (Gehen Sie nochmal in die Post, dort werden Sie eins finden, p. 282). One might give more examples of mistakes, but here are „plenty enough“ to show that the book is not reliable. It certainly is „humorvoll und unterhaltend“ for any one who has a good knowledge of English. The beginner, however, can hardly be expected fully to appreciate the humour, which the author has so carefully prepared for him.

In addition to mistakes in the language it is really astounding to find misprints also. The writer has “sweatheart” on pp. 46, 59, 64, 197, 210 and 214, so that perhaps this is hardly a misprint. The following may be assumed to be misprints: ‘minuts’ (p. 111), intended (pp. 163, 168), ‘whe shall call on your in passing’ (p. 172), ‘he night forget’ (p. 173), ‘to go shoping — to be out shoping’ (p. 175), ‘the sup (Suppe)’ (p. 192), ‘oppinion’

(p. 213), 'delighted too see you' (p. 244), 'toyls' (for 'toys') (p. 261), ist (is) (p. 263), 'apprentrice' (p. 285), 'pocked' (for 'poked') (p. 289).

Amongst the indispensable thousand words we find: 'sweatheart' (pp. 46 etc.), 'swindler' (pp. 237, 238, 241), 'tramp' (p. 256), 'blackguard' (p. 288) and 'millionaire'!

The writer's German is not always of the happiest: "O, das tut mir sehr leid, das zu hören" (p. 244), "wir hoffen auch so" (p. 244), "ich hoffe, Sie werden bleiben und das Abendbrot mit uns nehmen" (p. 245), "Kann ich die *Daily News* haben? — *Daily News* sind in der Hand, mein Herr" (p. 251).

The plan of the book is decidedly good. Much might, no doubt, be done with 1000 well-chosen English words. If another edition of the book should be called for, the author would do well not to give his whole attention to „was man spricht“, but to reserve some for „wie man spricht“. On the title page we read „unter Mitwirkung von Prof. James R. Bradley.“!!

Königsberg.

A. C. Dunstan.

Bücherschau.

Bei der Redaktion sind vom 1. September 1908 bis 1. März 1909 folgende Bücher eingelaufen:

Monatschrift für höhere Schulen 7, 9—12. 8, 1. 2 (Sept. 1908 bis Febr. 1909).

Beiblatt zur Anglia 19, 9—12. 20, 1. 2 (Sept. 1908—Febr. 1909).

Modern Language Teaching 4, 5—8. 5, 1 (July 1908—Febr. 1909).

Modern Language Notes 23, 7. 8. 24, 1. 2 (Nov. 1908—Febr. 1909).

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes 25, 7—12 (Sept. 1908—Février 1909).

Magyar Shakespeare-Tár (Ungarisches Shakespeare-Magazin) I, 1—4. II, 1 (Mai 1908—Febr. 1909).

Pedagogické Rozhledy vydáva Dědictví Komenského v Praze XXII, 1. 1908.

Pädagogische Zeitfragen Bd. IV, Heft 22: Franz Weigl, Karl Mays pädagogische Bedeutung. 40 S. München, Höfling.

Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant. 5. Lief. Giessen, Töpelmann 1908.

Th. de Beaux, Kurzer Leitfaden für den französischen Unterricht in den Lehrlingsabteilungen der Handelsschulen. VII und 157 S. Leipzig, Göschen, 1909. Preis kart. 1,60 Mk.

Bibliotheca Romanica. 23. 24. Œuvres de Beaumarchais, Le barbiere de Séville. — 48. 49 Opere del Boccaccio, Decameron. Terza giornata. — 59 Opere del Boccaccio, Decameron. Quarta giornata. — 60. 61 Maistre Pierre Pathelin, Farce du XV^e siècle. — 62, 63 Poesie di Giacomo Leopardi, Canti. — 64, 65 Chateaubriand, Atala ou Les amours de deux sauvages dans le désert. — Bdch. 0, 40 Mk. brosch.

Paul Blum, Die Geschichte vom träumenden Bauern in der Weltliteratur. Sonderabdruck aus dem XXXV. Jahresbericht der K. K. Staatsoberrealschule in Teschen. 1908.

Böddeker und Leitritz, Frankreich in Geschichte und Gegenwart. Nach französischen Autoren zur Einübung der französischen Grammatik. Zweite Auflage. XIX und 227 S. Leipzig, Renger 1908.

Octave Carion, Hauptsächlichste Paronyme der französischen Sprache mit übersetzten Beispielen zum Gebrauche für Deutsche. 167 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1909. Preis gebd. 2,50 Mk.

Die Kultur der Gegenwart. Hrsg. v. Paul Hinneberg. Teil I, Abteilung XI, I, Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluss des Keltischen von Heinrich Zimmer, Kuno Meyer, Ludwig Christian Stern, Heinrich Morf, Wilhelm Meyer-Lübke. VII und 499 S. Berlin und Leipzig, Teubner 1909.

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, hrsg. v. Max Friedrich Mann. Frankfurt am Main, Moritz Diesterweg 1908. Nr. 1. Gobineau, Les amants de Kandahar. Annotés par M. F. Mann. — Nr. 3. Paul Arène, Contes de Provence, choisis et annotés par L. Pétry. — Nr. 4. Gobineau, La guerre des Turcomans, annotée par M. F. Mann. — Bd. gebd. 1,40 Mk.

Dubislav, Boek und Gruber, Methodischer Lehrgang der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Ausgabe D, für höhere Mädchenschulen: Elementarbuch. I. Teil. Siebente Klasse. IX und 73 S. Preis gebd. 1 Mk. — II. Teil. Sechste und fünfte Klasse. VII und 192 S. Preis 2 Mk. — III. Teil. Vierte Klasse. VII und 138 S. Preis 1,40 Mk. — Französisches Übungsbuch. I. Teil. Dritte und zweite Klasse. VII und 144 S. Preis 1,40 Mk. — II. Teil. Erste Klasse. VII und 100 S. Preis 1,20 Mk. — Schulgrammatik der französischen Sprache. 131 S. Preis 1,40 Mk. — Berlin, Weidmann 1909.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus. Berlin und Glogau, Carl Flemming, Bd. 52. Ausg. A.: P. Lanfrey, La campagne de Prusse en 1806 et 07. Ausgew. und erkl. v. O. Voigt.

Otto Eberhard, Je parle français. II^e Partie. 100 S. 1,40 Fr. Zurich, Art. Institut Orell Füssli.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller: Anatole France, Le crime de Sylvestre Bonnard. Hrsg. v. Léon Wespy. VI und 93 S. + Wörterbuch 36 S. Preis 1,60 Mk. + 0,40 Mk. — Corneille, Le Cid. Tragédie, p. p. E. Montaubric. 141 S. Prix 1,20 Mk. Leipzig und Wien, Freytag und Tempisky 1908.

Gerhards französische Schulausgaben. Nr. 23. Scènes de la Révolution française par H. François. Zusammengestellt und erklärt von A. Mühlau. VIII und 130 S. + Wörterbuch 30 S. Leipzig, Gerhard 1908. Preis 1,50+0,30 Mk.

K. Heine, Französisches Lesebuch für Handelsschulen. IV und 195 S. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior) 1908. Preis gebd. 2,50 Mk.

Franz Hildebrand, Ausführliches, logisch gegliedertes Memorier-System und Repertorium der französischen Grammatik für Prüfung und Praxis. Teil Syntax. 48 S. Lankwitz-Berlin, Heidler 1908. Preis 0,60 Mk.

Gustav Körting, Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. 414 S. Paderborn, Ferd. Schöningh 1908. Preis 11 Mk.

Walther Küchler, Französische Romantik. 118 S. Heidelberg, Carl Winter 1908. Preis 2 Mk.

L'œuvre de Victor Hugo. Nr. 34: Hernani Nr. 2. — Nr. 94: Lucrèce Borgia Nr. 2. Paris, Publications Jules Rouff et C^{ie}. 25 cent.

G. F. Meier, Aufgaben zur Dolmetscherprüfung während des Jahres

1906--1908. Französisch-Englisch. 32 S. — Russisch-Polnisch. 27 S. Berlin, Mittler und Sohn 1909. Jedes Bdch. 1,25 Mk.

Edgar von Mojsisovics, Jean Passerat. Sein Leben und seine Persönlichkeit. IX und 72 S. Halle a. S., Max Niemeyer 1907. Preis 2 Mk.

A. Molé, Wörterbuch der französischen u. deutschen Sprache. Vollständig umgearb. v. H. Wüllenweber. 77. Auflage. In zwei Bänden. Erster Teil: Französisch-Deutsch. 681 S. — Seconde Partie: Allemand-Français. 715 S. Braunschweig, Georg Westermann 1908. Jeder Bd. gebd. 4 Mk.

Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache: Übungsbuch. Ausg. H. Für Lehrerbildungsanstalten. Bearbeitet nach den Lehrplänen von 1901 von Dr. Gustav Ploetz und Heinr. Wetterling-XII und 288 S. Berlin, F. A. Herbig 1908. Preis ungeb. 2,30 Mk.

Heinrich Prella, Le Commerçant. Lehrbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. VIII und 129 S. Hannover und Berlin, Carl Meyer 1908. Preis 2 Mk.

Victor A. Reko, Sprachenerlernung mit Hilfe der Sprechmaschine. Winke für Lehrer und Selbstunterrichttreibende. 47 S. Preis 0,75 Mk. — Die Sprechmaschine beim französischen Unterricht. Erläuterungen zu *Les quatre saisons*. Ein Übungs- und Hilfsbuch. 11 S. Stuttgart, Wilh. Violet 1908. Preis 0,75 Mk.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Berlin, Weidmann 1909: *Leçons de Choses*. Zusammengestellt und hrsg. v. Dr. Fritz Strohmeyer. Mit 12 Abbildungen. IX und 143 S. Preis 1,60 Mk.

Siepmann's Primary French Series. London, Macmillan and Co. 1908. *Le Lac de Gers par Rodolphe Töpffer*. Adapted and edited by F. Sutton Carter.

Sokoll und Wyplé, Lehrbuch der französischen Sprache. Dritter Teil. V und 169 S. Wien, Franz Deuticke 1908. Preis gebd. 2,40 Mk.

Georg Stier, *Le Collégien français*. Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. Erster Teil: XIV und 270 S. — Zweiter Teil: XIV und 263 S. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1906.

Adolf Tobler, Vermischte Beiträge zur französ. Grammatik. Dritte Reihe. Mit einem Anhang: Romanische Philologie an deutschen Universitäten. 2., vermehrte Aufl. Leipzig, S. Hirzel 1908. X u. 228 S. Preis gebd. 6 Mk.

Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, hrsg. v. Bahlsen und Hengesbach, 1908: *Athalie, tragédie par Racine*, hrsg. v. Dr. K. Rudolph. 105 S. + Anm. 26 S. Preis 1,40 Mk.

Arthur Cyril Dunstan, *Examination of Two English Dramas: „The Tragedy of Mariam“ by Elizabeth Carew; and „The True Tragedy of Herod and Antipater: with the Death of faire Marriam“, by Gervase Markham, and William Sampson*. Inaugural-Dissertation, Königsberg i. Pr., 1908. 98 S.

F. Fehlaue, *Die englischen Uebersetzungen von Boethius' „De Consolatione Philosophiae“*. I. Die alt- und mittelenglischen Uebersetzungen. Inaugural-Dissertation, Königsberg i. Pr., 1908. 61 S.

K. Wölk, *Geschichte und Kritik des englischen Hexameters*. I. Inaugural-Dissertation, Königsberg i. Pr., 1908. 66 S.

O. Krauske, Macaulay und Carlyle. Sonderabdruck aus der *Historischen Zeitschrift*, hrsg. v. Meinecke, Bd. 102, 3. Folge, 6. Bd., S. 31—56.

Joh. Ellinger, Vermischte Beiträge zur Syntax der neueren englischen Sprache mit zahlreichen Belegen aus den besten Prosaschriftstellern des Zeitalters der Königin Viktoria und der Gegenwart. Eine Er-

gänzung zu jeder englischen Grammatik. Wien und Leipzig, A. Hölder 1909. XIV+94 S. 2,60 Mk.

O. Jiriczek, Viktorianische Anthologie. Anhang: Die Lesarten der ersten Fassungen. Heidelberg, Winter, 1909. 65 S.

Shakespeare in deutscher Sprache. Herausgegeben, z. T. neu übersetzt von Friedrich Gundolf. Gesamte Ausstattung von Melchior Lechter. Erster Band: Die Römerdramen. Berlin, Georg Bondi, o. J. [1908]. 409 S. Brosch. 6,— Mk.

Muret-Sanders, Enzyklopädisches englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. Hand- und Schulausgabe (Auszug aus der grossen Ausgabe). Teil I: Englisch-deutsch von B. Klatt, Neubearbeitet v. Edm. Klatt. XXXII+1067 S. Teil II: Deutsch-englisch. Neue, verbesserte u. stark vermehrte Auflage v. H. Baumann. XL+1183 S. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, o. J. [1908]. Elegant gebd. je 8,— Mk.

Papers on Moral Education. Communicated to the First International Moral Education Congress held at the University of London, September 25—29, 1908. Edited by Gustav Spiller. Published for the Congress Executive Committee. London, D. Nutt, 1908. XXX+404 S.

Alexander Pope, Der Lockenraub, ein komisches Heldengedicht. Mit 9 Zeichnungen v. A. Beardsley. Uebersetzt v. R. A. Schröder. Leipzig, Insel-Verlag, 1908. 43 S. 2^o. Gebd. 14,— Mk.

Walter Pater, Marius der Epikureer. Uebersetzt v. F. P. Greve. 2 Bde. Leipzig, Insel-Verlag, 1908. 239+218 S. 8^o. Gebd. 9,— Mk.

Elisabeth Barrett-Browning, Sonette nach dem Portugiesischen. Uebersetzen durch Rainer Maria Rilke. Leipzig, Insel-Verlag, 1908. 44 S. 8^o. Gebd. 4,— Mk.

Stopford A. Brooke, Geschichte der englischen Literatur. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen v. A. Matthias. Zweite, verbesserte Auflage. Neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt v. J. Bube. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1908. 140 S.

Collection of Famous Authors. For the Use of Schools. Vol. VII: Collection of Modern English Tales. Ed. with Sketches of the Lives of the Authors by O. Glöde. Karlsruhe, Friedr. Gutsch, o. J. [1908]. 109 S. Gebd. 0,80 Mk.

Englische Schülerbibliothek. II. Serie. 4. Bdch. F. J. Finn, His First and Last Appearance, hrsg. v. F. Mersmann. 146 S. + 28. S. Anmerk. + 31 S. Wörterb. Gebd. 1,60 Mk. — 5. Bdch. Shakespeare, Julius Caesar, hrsg. v. Ignatia Breme. 122 S. + 26 S. Anmerk. + 19 S. Wörterb. Gebd. 1,20 Mk. Paderborn, Ferd. Schöningh, o. J. [1908].

The Gruno Series VI. F. Anstey, Vice Versa or A Lesson to Fathers. Adapted to the Use of Dutch Readers and annotated by Eijkman and Voortmant. Groningen, 1908, P. Noordhoff. 282+XVIII S. 4^o.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, hrsg. v. M. F. Mann. 2. Stories for Beginners by Various Authors. Ed. with Notes and Glossary by K. Lincke. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1908. 52 S. + 43 S. Notes and Glossary. Gebd. 1,20 Mk.

Deutsch-Englisches Liederbuch. Anglo-German Song-Book. Englische und deutsche Volks- und Kommerslieder, English and American Popular Songs. Hrsg. v. E. H. Leibius. 4. Aufl. Stuttgart, Kommissionsverlag v. Wilh. Violet. 1908. 175 S. Brosch. 1,50 Mk.

K. Irmer, Sammlung französischer und englischer Volkslieder für den Schulgebrauch. Marburg, Elwert, 1909. 99 S. 1 Mk., gebd. 1,25 Mk.

W. Ricken, Einige Perlen englischer Poesie (60) von Shakespeare

bis Tennyson. Für den Unterricht an höheren Knaben- und Mädchenschulen etwa von Untersekunda an. Nebst einem Anhang aus Longfellow (auch einigen seiner Uebersetzungen deutscher Gedichte), einer kurzen Vorlesung u. einem Ueberblick über die Geschichte der englischen Literatur. Beilage zu dem Programm der Oberrealschule zu Hagen i. W. (1906). 63 S.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften. Hrsg. v. Bahlsen und Hengesbach. Abtlg. II. Englische Schriften. 50. Bdch.: Jan Maclaren (Joan Watson), *Young Barbarians*. Eine Erzählung aus dem britischen Schülerleben. Im Auszuge und zum Schulgebrauch hrsg. v. A. Knobbe. XII+134 S. — 51. Bdch.: Elizabeth C. Gaskell, *The Moorland Cottage*. Mit biographischer Einleitung und Anmerkungen hrsg. v. A. Cummins und J. Hengesbach. XII+48 S. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1908. Gebd. je 1,60 Mk.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit. Für Schule und Haus. Hrsg. v. J. Klapperich. Bd. XXXI, Ausgabe B: *Round about England, Scotland and Ireland*. Ed. with explanatory notes by J. Klapperich. With 18 Illustrations and 11 Maps. Berlin u. Glogau, C. Flemming, 1908. VIII+130 S. Gebd. 1,60 Mk.

F. E. Sandbach, *Commercial Correspondence*. Based on the German and French Works of the same title by Findeisen and Forest Leipzig, J. J. Weber, 1908. X+291 S. Gebd. 4,— Mk.

Paul Heyne, *Englisches Englisch*. Ueber den treffend richtigen formvollendeten Ausdruck in der engl. Sprache u. über den amerikanischen Sprachgebrauch. Freiburg (Baden), J. Bielefeld, 1909. 212 S. Gebd. 2,50 Mk.

Collection of British Authors (Tauchnitz Edition), je 1,60 Mk. Vol. 4061: Jerome K. Jerome, *The Angel and the Author — and Others*.

- " 4062: Winifred James, *Bachelor Betty*.
- " 4063: George Horace Lorimer, *Jack Spurlock, Prodigal*.
- " 4064: Joseph Conrad, *A Set of Six*.
- " 4065: Max Pemberton, *Love the Harvester*.
- " 4066: B. M. Croker, *The Cat's-Paw*.
- " 4067/68: Marie Corelli, *Holy Orders*.
- " 4069: Mrs. Everard Cotes, *Cousin Cinderella*.
- " 4070/71: Richard Bagot, *Anthony Cuthbert*.
- " 4072: Helen Mathers, *Gay Lawlers*.
- " 4073/74: Robert Hichens, *A Spirit in Prison*.
- " 4075/76: Mrs. Humphry Ward, *Diana Mallory*.
- " 4077: A. Conan Doyle, *Round the Fire Stories*.
- " 4078/79: F. Marion Crawford, *The Diva's Ruby*.
- " 4080: W. W. Jacobs, *Salthaven*.
- " 4081/82: Anthony Hope, *The Great Miss Driver*.
- " 4083: Leonard Merrick, *The Man who understood Women and Other Stories*.
- " 4084/85: Beatrice Harraden, *Interplay*.
- " 4986: Mary Cholmondeley, *The Lowest Rung*.
- " 4987: Andrew Carnegie, *Problems of To-day*.
- " 4088/89: E. F. Benson, *The Climber*.
- " 4090: Horace Annesley Vachell, *The Waters of Jordan*.
- " 4091/92: John Galsworthy, *The Man of Property*.

H. Fehse, *Englisches Lehrbuch*. Erster Teil nach der direkten Methode für höhere Schulen. 4. verbesserte Auflage. — Zweiter Teil. Lehr- u. Lesebuch f. Oberklassenhöh. Lehranst. 2. verb. Aufl. Leipzig, Rengers Buchhdlg. Gebhardt & Wilisch, 1907, 1908. X+316 S.; IX+296 S.

K. Reichel und M. Blümel, Lehrgang der englischen Sprache. Lesebuch für die oberen Klassen. Breslau, Trewendt & Granier, 1908. 319 S. Gebd. 3,— Mk. — Kurzgefasstes Lehrbuch der englischen Sprache. Ebd. 1908. VI+268 S. Gebd. 2,50 Mk.

Rosalie Büttner, Lese- und Lehrbuch der englischen Sprache in Anlehnung an die direkte Methode. II. Teil. Leipzig, Roth & Schunke, Rossbergsche Buchhdlg., 1908. 235 S. + 39 S. deutsche Übungsstücke + 1 Heft mit 16 Ansichten u. 2 Karten. Gebd. 3,35 Mk.

A. Schrag, Abriss der englischen Grammatik mit Uebungen. Zur raschen Einführung und Wiederholung. Bern, A. Francke, 1908. 44 S.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausg. B. Unterstufe. 7. Aufl. — Oberstufe für Mädchenschulen. 4. Aufl. Halle, H. Gesenius, 1908. X+197 S.; VIII+272 S.

G. Krüger, Engl. Unterrichtswerk für höhere Schulen. Fünfter Teil. Schlüssel zum deutsch-englischen Übungsbuch nebst stilistischen Anweisungen. Unter Mitwirkung von William Wright. Leipzig und Wien, Tempsky & Freytag, 1908. 138 S. Gebd. 2,50 Mk. — Dritter Teil: Lesebuch. Mit 8 farbigen Karten und Tafeln. Zweite Aufl. Ebd. 1908. 406 S. Gebd. 3,60 Mk.

J. Ellinger und P. Butler, Lehrbuch der englischen Sprache. Ausg. A (für Realschulen, Gymnasien und verwandte höhere Lehranstalten). I. Teil (Elementarbuch). Zweite Aufl. (unveränderter Abdruck der 1. Aufl.). Wien und Leipzig, Tempsky & Freytag, 1908. 164 S. Gebd. 2,25 Mk.

Simplified Spelling Board. Circular Nr. 19: Thomas Lounsbury, The Problems before us. Address at the Second Annual Meeting, April 7, 1908. 16 pp. June 6, 1908. — Circular Nr. 20: W. H. Ward, Simplified Spelling in Periodicals. 4 pp. June 8, 1908. — Circular Nr. 21: Brander Matthews, The Spelling of the Poets. 7 pp. June 10, 1908. — Circular Nr. 22: Simplified Spellings. A Third List. 16 pp. January 25, 1909. (In dieser dritten Liste wird zunächst die Schreibung *ea* durch *e* ersetzt in allen Wörtern, in denen ein kurzes *e* gesprochen wird: *alredy*, *bred*, *bredth*, *brekfast*, *breſt*, *breth*, *clenly*, *clenſe*, *ded*, *deden*, *dedly*, *def*, *defen*, *delt*, *deth*, *dred*, *dremt*, *endeavor*, *feſant*, *fether*, *hed*, *-hed*, *helth*, *hether*, *heven*, *hevy*, *inſted*, *jelousy*, *led*, *leden*, *lent*, *lept*, *lether*, *leven*, *medow*, *ment*, *meſure*, *peſant*, *plesant*, *plesure*, *red* (Praet. u. Part.), *redy*, *relm*, *ſpred*, *ſted*, *ſtedfaſt*, *ſtedy*, *ſtelth*, *ſwet*, *thred*, *thret*, *threten*, *trecherous*, *trechery*, *tred*, *tredele*, *treſure*, *treſurer*, *treſury*, *welth*, *wepon*, *wether*, *zelot*, *zelous*, durch *a*, wo *a* geſprochen wird: *harken*, *hart*, *harth*. Es ſoll ferner *d* für *ed* geſchrieben werden nach ſtimmhafteſen Konſonanten: *aild*, *aimd*, *aird*, *armd*, *aiſſaid*, *cald*, *canceld*, *carvd*, *dragd*, *enterd*, *fild*, *happend*, *kild*, *livd*, *ſervd* u. ä., aber natürlich muſs weiter *ed* geſchrieben werden, wo das *e* Dehnungszeichen iſt, wie z. B. in *bribed*, *robed*, *ruled* u. ä. Es ſoll *is* für *ice* geſchrieben werden in Wörtern wie *accomplis*, *apprentis*, *armis*, *armis*, *artifiſ*, *auſpis*, *avaris*, *benefis*, *bodis*, *brattis*, *chaliſ*, *cicatr*, *coppis*, *cornis*, *cowardiſ*, *creviſ*, *dentifriſ*, *edifiſ*, *fortaliſ*, *interſtiſ*, *jaundiſ*, *juſtiſ*, *lattiſ*, *licoriſ*, *malis*, *matriſ*, *notiſ*, *noviſ*, *offiſ*, *orifiſ*, *poultiſ*, *practiſ*, *precipiſ*, *prejudiſ*, *prentiſ*, *pumiſ*, *ſerviſ*, *ſolſtiſ*, *ſurpliſ* und *is* für *uce* in: *lettiſ*; dementsprechend auch *notiſt*, *practiſt*, *prejudiſt* uſw. Endlich ſoll auslautende *e* nach *lv* und *rv* wegfallen: *abſolv*, *dely*, *diſſolv*, *reſolv*, *revolv*, *ſolv*, *twelv*, *valv*, (our)ſelvſ u. ä., *carv*, *conſerv*, *curv*, *deſerv*, *nerv*, *obſerv*, *preſerv*, *reſerv*, *ſerv*, *ſtarv*, *ſwerv* u. ä.)

M. Brandenburg. H. Jantzen.

Zeitschriftenschau.

Magyar Shakespeare-Tár. A Vallás- és közoktatásügyi M. Kir. Minister támogatásával kiadja a Kisfaludy-Társaság Shakespeare-bizottsága. Szerkesztő Bayer József. Budapest, Franklin-Társulat nyomdája 1908. I. kötet (négy füzet) 320 oldal. Előfizetési ára 6 kor., egy-egy füzete 2 kor. (**Ungarisches Shakespeare-Magazin.** Mit Unterstützung des Kgl. Ungarischen Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten herausgegeben von dem Shakespeareausschuss der Kisfaludy-Gesellschaft unter der Redaktion von Josef Bayer. Budapest, Druckerei der Franklin-Gesellschaft. 1908. I. Band (4 Hefte) 320 S. Subskriptionspreis 6 Kronen, jedes Heft 2 Kronen.)

Wenn man nach der Bibliographie des *Shakespeare-Jahrbuches* urteilen sollte, die im Jahre 1901 zwei, in den Jahren 1902 und 1903 je eine, in den letzten fünf Jahren aber überhaupt keine in Ungarn erschienene Shakespeareschrift verzeichnet, dann müsste Shakespeare in Ungarn so gut wie unbekannt sein. Wer aber die ungarische Literatur und das geistige Leben Ungarns etwas näher kennt, der weiss, dass in keinem nichtgermanischen Volke Shakespeare so feste Wurzeln geschlagen hat wie in Ungarn und in der ungarischen Literatur, und dass die Bekanntschaft mit Shakespeares Werken dort ganz ebenso wie bei uns zur allgemeinen Bildung gehört. Den besten Beweis hierfür liefert der zahlreiche Besuch und der allgemeine Beifall, den die von dem Shakespeareausschuss der Kisfaludy-Gesellschaft in den ersten Monaten des vorigen und dieses Jahres an je sechs Sonntagen veranstalteten Shakespeare-Matinee gefunden haben, in denen wissenschaftliche und allgemein orientierende Vorträge über Shakespeare gehalten und einzelne Szenen aus seinen Dramen von Schauspielern oder Schauspielerinnen rezipiert wurden. Beweis hierfür ist ferner das Erscheinen des vorliegenden *Ungarischen Shakespeare-Magazins* (*Magyar Shakespeare-Tár*), das seit dem vorigen Jahre mit Unterstützung des ungarischen Kultusministeriums von demselben Shakespeareausschuss unter der sachverständigen Redaktion des besten Kenners der Verbreitung der Shakespeareschen Dramen und der Shakespearestudien in Ungarn, Professor Josef Bayer, herausgegeben wird. Es erscheint in jährlich vier Heften im Umfange von fünf Druckbogen am 1. Februar, 1. Mai, 1. Oktober und 1. Dezember. Der Preis des einzelnen Heftes beträgt 2 Kronen, das Jahresabonnement 6 Kronen. Papier, Druck und Ausstattung sind tadellos; auch der Inhalt ist vortrefflich und zeigt, dass in Ungarn nicht bloss ein allgemein literarisches Interesse für Shakespeare herrscht, sondern dass auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit Shakespeare, die Shakespeare-Philologie, dort eine sichere Stätte und eifrige Pflege gefunden hat. Da die Kenntnis der ungarischen Sprache in Deutschland leider gar selten anzutreffen ist, möchte ich hier über den reichen und vielseitigen Inhalt des ersten Bandes des *Ungarischen Shakespeare-*

Magazins etwas ausführlicher berichten, um auch der deutschen Shakespeareforschung, die in Ungarn mit Aufmerksamkeit verfolgt wird, manche interessante Resultate der ungarischen Shakespearestudien zugänglich zu machen.

Unter den Aufsätzen (*Értekezések*) steht an erster Stelle S. 1—7: Albert Berzeviczy, *A Shakespeare-cultus Magyarországon (Der Shakespearekultus in Ungarn)*, ein Abdruck der Begrüßungsrede, die Berzeviczy, der Vorsitzende des Shakespeareausschusses, auf der ersten Shakespeare-Matinee am 19. Januar 1908 gehalten hat. Er teilt darin mit, dass die Kisfaludy-Gesellschaft im Herbst 1907 die Bildung eines besonderen Shakespeareausschusses beschlossen hat, dessen Aufgabe es sein soll, 1. eine Reihe von öffentlichen Vorträgen über Shakespeare und Rezipitationen aus seinen Werken zu veranstalten, 2. als Sammelpunkt der Shakespearestudien in Ungarn eine besondere Zeitschrift zu begründen (das hier vorliegende *Magyar Shakespeare-Tár*), 3. eine ungarische Shakespeare-Bibliographie, also ein Verzeichnis aller in ungarischer Sprache erschienenen Shakespeareschriften aufzustellen, 4. zur Erleichterung und Förderung der Shakespearestudien im Anschluss an die Budapester Universitätsbibliothek eine besondere, möglichst vollständige Shakespeare-Bibliothek zu begründen und endlich 5. die vorhandenen ungarischen Shakespeare-Übersetzungen unter Berücksichtigung der Ergebnisse der modernen Textkritik einer gründlichen Revision zu unterziehen und sie mit einem Kommentare zu versehen. Sodann wirft der Vortragende einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der Shakespearestudien in Ungarn seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Die Zahl der seit ca. 1780 erschienenen ungarischen Shakespeareschriften beträgt nahezu 1200. *Romeo and Juliet* war das erste Shakespearesche Drama, das in das Ungarische übersetzt (1786) und auf einer ungarischen Bühne aufgeführt wurde (1793). Jetzt liegen *Romeo and Juliet*, *Othello* und *Macbeth* in je acht verschiedenen Übersetzungen vor, *King Lear* in sieben usw. Dabei haben sich gerade die hervorragendsten Dichter, Kazinczy, Arany, Petöfi, Vörösmarty u. a. in der Übersetzung Shakespearescher Dramen versucht. Der 300-jährige Gedenktag der Geburt Shakespeares im Jahre 1864 wurde in Budapest und anderwärts feierlich begangen und gab wie in Deutschland, so auch in Ungarn den Shakespearestudien einen neuen Aufschwung. Die Kisfaludy-Gesellschaft, die schon im Jahre 1860 einen besonderen Shakespeareausschuss gebildet hatte, gab von 1864—1878 in 19 Bänden die erste vollständige Übersetzung der Shakespeareschen Dichtungen heraus, und seitdem ist die literarische und wissenschaftliche Beschäftigung mit Shakespeare in Ungarn immer mehr und mehr gestiegen, wie die grosse Zahl der von dem Vortragenden mit Namen genannten ungarischen Shakespeareforscher beweist. — Spätere Aufsätze beschäftigen sich noch eingehender mit den Shakespearestudien in Ungarn, so z. B. S. 82—98: Gyulai Agost, *Shakespeare Magyarországon (Shakespeare in Ungarn)*. Nach einem Hinweis auf die Entwicklung der Shakespearestudien in England, Frankreich und Deutschland bespricht der Verfasser die ungarischen Shakespeareübersetzungen und die sonstigen ungarischen Shakespeareschriften, von denen er im Auftrage des Shakespeareausschusses (s. o.) eine Bibliographie vorbereitet. Interessant, aber nicht weiter überraschend ist es, dass auch in der ungarischen Shakespeareliteratur *Hamlet* mit 80 unter ca. 1200 Nummern einen hervorragenden Platz einnimmt. — Unter den Miscellen (*Vegyesek*), S. 227—229: *Az első magyar Shakespeare-életrajzok (Die ersten ungarischen Shakespearebiographien)* führt der Her-

ausgeber J. Bayer die ersten, in ungarischen Zeitschriften enthaltenen Notizen über Shakespeares Leben und Werke aus den Jahren 1790, 1834 und 1835 an. — S. 231—234: Császár Elemér, *Ányos Pál Shakespeare-ről* (*Paul Ányos über Shakespeare*) weist darauf hin, dass schon im Jahre 1779 Ányos in einer an seinen Freund Barcsay gerichteten poetischen Epistel Chr. F. Weisses *Juliu* erwähnt und sie in einer Anmerkung für eine 'Uebersetzung' von Shakespeares *Romeo and Juliet* erklärt, während sie doch nur den Stoff damit gemein hat und auf Bandellos Erzählung zurückgeht. — S. 315 f.: [Baye]r, *Shakespeare egy magyar bdmulója 1802-ben* (*Ein ungarischer Bewunderer Shakespeares im Jahre 1802*) macht auf eine in dem zweiten Bande der *Zeitschrift von und für Ungarn* (Pest 1802) enthaltene Artikelserie: *Rhapsodische Bemerkungen über Kroatien und einige Gegenden Ungarns* aufmerksam, deren Verfasser, Stephan von Köröskényi, ein guter Kenner der deutschen, französischen und englischen Literatur und ein eifriger Verehrer Shakespeares war, den er, wo es nur immer möglich ist, rühmend erwähnt. — S. 144 f.: [Baye]r, *Grimm Rudolf Shakespeare-arczképe* (*Rudolf Grimms Shakespeareporträt*) erinnert an ein von einem ungarischen Maler, Rudolf Grimm, herrührendes Shakespearebild, das mit drei anderen Porträts im Jahre 1860 zu Budapest ausgestellt war, über dessen gegenwärtigen Verbleib aber nichts bekannt ist. — Einige weitere Aufsätze handeln über ungarische Shakespeare-übersetzungen, so z. B. S. 56—81: Radó Antal, *Arany Shakespearefordításai* (*Aranys Shakespeareübersetzungen*). Der Verfasser berichtet über die Entstehungsgeschichte der drei von Arany herstammenden Uebersetzungen Shakespearescher Dramen (*King John*, *Midsummernight's Dream*, *Hamlet*) und hebt ihren hohen Wert hervor. Trotzdem sind auch sie nicht absolut vollkommen und fehlerfrei, da die Textkritik inzwischen weitere Fortschritte gemacht hat, die Hilfsmittel zum besseren Verständnis Shakespeares zahlreicher geworden sind — Arany konnte noch nicht einmal das *Shakespearelexikon* von Alexander Schmidt benutzen — und auch der sprachliche Ausdruck mitunter veraltet ist. Daher müssen bei der von dem Shakespeareausschuss geplanten Revision der vorhandenen ungarischen Shakespeareübersetzungen auch die Mängel der von Arany übersetzten Stücke beseitigt werden. Denjenigen aber, die es für eine Pietätlosigkeit halten, an dem, was Arany geschrieben hat, auch nur einen Buchstaben zu ändern, antwortet Radó (S. 79 f.) sehr richtig: „Meiner Meinung nach verletzen gerade diejenigen die Pietät, die Aranys Uebersetzungen bis zum letzten Ende aller Zeiten unverändert bewahren wollen. Denn wenn sie sich der Ausführung der durch den heutigen Stand der Wissenschaft und den Wechsel des Sprachgebrauchs geforderten Verbesserungen verschliessen, dann werden Aranys Uebersetzungen einfach von der Bühne verschwinden und vom Büchermarkte verdrängt werden. Mag die Uebersetzung von einem noch so bedeutenden und schätzenswerten Schriftsteller herrühren, sie hat doch in erster Reihe nur den Zweck, von dem übersetzten Dichter ein treues Bild zu geben und dem Lesepublikum die Sicherheit zu gewähren, dass dieses Bild nicht durch Missverständnisse, Auslassungen und andere Fehler entstellt ist. Mit anderen Worten, unter hundert Personen, die Aranys Shakespeareübersetzungen in die Hand nehmen, wollen 99 sicherlich daraus Shakespeare kennen lernen und nur nebenbei die Uebersetzungskunst Aranys . . . Wer die Mängel der Uebersetzung erkannt hat und sie doch nicht beseitigen will, wer nicht gestatten will, die wenigen und meist auch geringfügigen Aenderungen vorzunehmen, durch die wir Aranys Uebersetzungen auch weiterhin ihre

bisherige Stellung auf der Bühne und im Leserkreise sichern können, und wer es so zur zwingenden Notwendigkeit macht, dass neue Uebersetzungen an Stelle der Arany'schen treten, gerade der verletzt die Arany gebührende Pietät . . . Nein, der Verbesserung unserer Shakespeareübersetzungen können und dürfen wir uns nicht verschliessen, auch dann nicht, wenn auf dem Titelblatt der Uebersetzung ein so berühmter Name glänzt wie der von Arany Janos.“ Wir brauchen nur 'Schlegel' statt 'Arany' zu setzen, dann passen die Worte Radós ausgezeichnet auf die auch bei uns so leidenschaftlich erörterte Frage, ob die Schlegel-Tiecksche Uebersetzung mit allen ihren Mängeln auf ewige Zeiten hinaus konserviert und damit als Shakespeareübersetzung tatsächlich beiseite geschoben oder ob sie durch Anbringung der nach dem jeweiligen Stande der Shakespeareforschung erforderlichen Aenderungen auch weiterhin als wirkliche Shakespeareübersetzung lebenskräftig erhalten werden soll. — S. 140—142: [Bayer, *Az első mértékes fordítás Shakespeare-ből (Die erste metrische Uebersetzung aus Shakespeare)*]. Der erste, der Shakespeare direkt nach dem englischen Original, und zwar in Versen, ins Ungarische zu übertragen versuchte, war Döbrentei Gábor. Er begann seine *Macbeth*-Uebersetzung, die 1830 gedruckt wurde, schon im Jahre 1808. Auch *King Lear*, *Hamlet* und *The Merry Wives of Windsor* wollte er übersetzen; erhalten ist davon aber nur eine im Jahre 1821 veröffentlichte Probe, der Monolog Hamlets *To be or not to be (Lenni vagy nem lenni)*, den Bayer hier abdruckt. — S. 316—319: *Mutatványok Kazinczy Ferencz 1814-ik évi verses Hamlet-fordításából (Proben aus Franz Kazinczys Hamletübersetzung in Versen vom Jahre 1814)*. Kazinczy hatte schon im Jahre 1790 *Hamlet* nach der deutschen Bearbeitung von Schröder in Prosa übersetzt. Im Jahre 1802 spricht er in einem Briefe an Graf Josef Dessewffy die Absicht aus, *Hamlet* in Verse zu übertragen, und zwar, da er nicht Englisch verstand, nach der Schlegelschen Uebersetzung, die ein 'Spiegelbild Shakespeares' ist. Aus dem Manuskript dieser Versübersetzung, die leider Fragment geblieben ist (I, 1, 1—II, 1, 91), druckt Bayer zwei Proben ab, den Monolog Hamlets I, 2, 129—159 und die Mahnung des Polonius an Laertes I, 3, 53—81. — Auf S. 223—226: *Györy Vilmos fordításai kísérlate Roméo és Juliá-ból (Wilhelm Györys Uebersetzungsversuch aus Romeo and Juliet)* druckt Bayer eine handschriftlich erhaltene, von Györy um 1871 verfasste Uebersetzung von *Romeo and Juliet* I, 1, 88—161 und auf S. 229—230: *Tomori Anasztáz levele Arany Jánoshoz a Shakespeare-fordítás ügyében (Brief von A. Tomori an J. Arany in Sachen der Shakespeareübersetzung)* einen Brief Tomoris an Arany vom 26. September 1860, der für die Entstehungsgeschichte der von der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegebenen Shakespeareübersetzung von Wichtigkeit ist. — S. 241 bis 252: Bayer József, *A Makranczos hölgy első magyar fordítói és előadói* berichtet über *Die ältesten ungarischen Uebersetzungen und Aufführungen der Zähmung der Widerspenstigen*, die nicht auf dem englischen Original, sondern auf einer deutschen Bearbeitung von Joh. Friedrich Schink, *Die bezähmte Widerbellerin oder Gassner der zweyte* (München 1783) beruhen. Gassner war ein Tiroler Geistlicher, der behauptete, die vom Teufel Besessenen heilen zu können; daher der Titel. Dieses Stück wurde 1792 von Kóré ins Ungarische übersetzt und 1800 zum ersten Male in Klausenburg aufgeführt. Eine zweite ungarische Uebersetzung von Shener ist handschriftlich erhalten. 1822 erschien eine zweite deutsche Bearbeitung von Holbein, *Liebe kann alles oder Die bezähmte Widerspenstige, frey nach Shakespeare und Holbein*, die von Komlossy ins Ungarische über-

setzt und am 29. Dezember 1822 zu Pest zum ersten Male aufgeführt wurde. Es folgten später weitere ungarische Uebersetzungen. — Unter dem Titel: *Shakespeare a magyar színpadon* (*Shakespeare auf der ungarischen Bühne*) gibt Bayer auf S. 99—116 eine genaue Statistik der in den Jahren 1900—1907/08 zu Budapest und Kolozsvár (Klausenburg) aufgeführten Shakespeareschen Stücke, auch mit Angabe der Besetzung der Hauptrollen. Auf S. 274—314 folgt eine weitere Statistik über die Aufführungen der Jahre 1867—1900. Unter den aufgeführten Stücken stehen *Romeo und Julia*, *Hamlet* und der *Sommernachtstraum* an erster Stelle. — Ueber eine *Macbeth*-Aufführung zu Budapest aus dem Jahre 1834 (*Macbeth budai előadása 1834-ben*) berichtet Bayer auf S. 142—144 unter Abdruck des Theaterzettels. — S. 146—149: B. J., *A német színpadok Shakespeare-cultusa* (*Der Shakespearecultus der deutschen Bühnen*) berichtet auf Grund der Statistik des *Shakespeare-Jahrbuchs*, Band 40 ff., über die Shakespeareaufführungen auf deutschen Bühnen seit 1904. — Auf Ungarn bezüglich, aber zugleich für die allgemeine Shakespearephilologie von Bedeutung ist der hochinteressante Aufsatz (S. 178—209) von Bodrogi Lajos, *Shakespeare mirőlunk* (etwa zu übersetzen: *[Was wusste und was sagt] Shakespeare über uns*). Er weist zunächst darauf hin, dass der in *Measure for Measure* IV, 3, 75. 80 vorkommende Name *Ragozine* offenbar mit dem ungarischen Namen Rákóczi identisch ist und bespricht dann des längeren die Stelle *MM* I, 2, 1 ff.:

Lucio: If the duke with the other dukes come not to composition with the King of Hungary, why then all the dukes fall upon the king.

First Gent.: Heaven grant us its peace, but not the King of Hungary's!

Sec. Gent.: Amen!

und zeigt, dass sich zwar die Aeusserung des ersten Edelmanns auf den im Jahre 1604 zwischen König Rudolf II. und den ungarischen Ständen geschlossenen, für die protestantische Sache sehr nachtheiligen Frieden beziehen könnte, dass aber die Worte Lucios nur verständlich sind als Anspielung auf die sog. Palastrevolution vom Jahre 1607. Unter dem *duke* ist Erzherzog Matthias, der Bruder des Königs und Statthalter von Wien, unter den *other dukes* die beiden anderen Brüder Ernst und Albert zu verstehen. Erzherzog Matthias hatte im Einverständnis mit dem Familienrat die Absetzung des Königs beschlossen, war mit einem Heere von 25000 Mann nach Böhmen gezogen und hatte dort am 26. Juni 1607 von den Abgesandten des Königs Rudolf die Abdankungsurkunde und die ungarische Krone in Empfang genommen. Wenn Shakespeare, wie es allerdings sehr wahrscheinlich ist, auf diese Ereignisse anspielt, dann kann *Measure for Measure* nicht, wie man gewöhnlich annimmt, im Jahre 1604 entstanden sein, sondern erst 1607 oder 1608, falls nicht etwa die Worte Lucios ein späterer Zusatz sind. Zwingende Gründe für 1604 als Entstehungsjahr von *Measure for Measure* liegen nicht vor; immerhin scheinen die engen Beziehungen zu *Hamlet* darauf hinzudeuten, dass es bald darauf entstanden ist. — Endlich zeigt Bodrogi, dass *Merry Wives* I, 2, 23 die Lesart der Folio: „O base Hungarian wight! wilt thou the spigot wield?“ nicht auf die Ungarn selbst zu beziehen ist, sondern auf die englischen Abenteurer, die an den Kämpfen in Ungarn teilgenommen hatten und nun als 'Hungerleider' zurückkamen, dass aber jedenfalls die auch von *Delius* bevorzugte Lesart der ersten Quarto: „O base Gongarian wight!“ die ursprüngliche ist und eine Anspielung auf den 'Gongorismus', die gespreizte Redeweise des spanischen Schriftstellers Don Luis de Argote y Gongora

enthält; denn nur so wird die Antwort Nyms: „He was gotten in drink: is not the humour conceited?“ verständlich. — S. 26—39: Alexander Bernát, *Shakespeare életéből (Aus Shakespeares Leben)*. Alexander, der Verfasser einer Shakespearebiographie und eines Buches über *Hamlet*, entwirft in einem am 26. Januar 1908 gehaltenen und hier abgedruckten Vortrage in kurzen, treffenden Zügen ein Bild von dem Leben und der dichterischen Tätigkeit Shakespeares. Beachtenswert ist z. B., was er im Hinblick auf die Torheiten der Baconianer über Shakespeares Gelehrsamkeit sagt (p. 29 f.): „Wegen ihrer angeblichen Gelehrsamkeit die Werke Shakespeare Bacon zuzuschreiben, ist eine unerhörte Torheit . . . Er hatte viel gelesen und verstand es, seine Lektüre vortrefflich zu verwerten; wahrscheinlich besass er auch ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Für alles interessierte er sich, aber als Künstler, nicht als Gelehrter. Er hatte Französisch und Italienisch wenigstens soweit gelernt, um die Quellenschriften, die er brauchte, verstehen zu können . . . Aber was bedeutet das als Gelehrsamkeit? Nichts. Er war ein grosser Beobachter der Natur, vor allem aber des Menschenlebens, des Menschenherzens, der menschlichen Leidenschaften . . . Er wusste alles, was ein sehr guter Beobachter, ein eifriger Leser von den Geheimnissen der Natur und des Menschenlebens sich aneignen konnte; er hatte vieles gesehen, was sich nur der Intuition des Genies offenbart; aber er wusste nichts von dem, wozu eine aus wissenschaftlichem Interesse entspringende wissenschaftliche Forschung notwendig ist. Er war ein Künstler und blieb es sein Leben lang.“ — S. 49—55: Hegedüs István, *Ben Jonson Elegiája Shakespeare-ről (Ben Jonsons Elegie auf Shakespeare)* spricht über das Verhältnis zwischen Ben Jonson und Shakespeare und übersetzt Ben Jonsons Gedicht auf Shakespeare aus der ersten, Miltons Gedicht aus der zweiten Folio. — S. 161—178: Heinrich Gusztav, *Shakespeare első megjelenése a kontinensen (Shakespeares erstes Erscheinen auf dem Kontinent)* erörtert zunächst die verschiedenen Gründe, die man für oder gegen die Annahme, dass Shakespeare persönlich Deutschland oder Italien besucht hat, anführen kann und kommt zu dem Schlusse, dass aus Mangel an überzeugenden äusseren Gründen sich die Möglichkeit einer italienischen oder sonstigen Reise Shakespeares weder beweisen noch ableugnen lässt, dass aber jedenfalls die Werke selbst zu der Annahme solcher Reisen in keiner Weise nötigen. Darauf zeigt Heinrich, wie die Werke Shakespeares durch die 'englischen Komödianten' schon seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts in Deutschland verbreitet wurden, bis dann um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine genauere direkte Bekanntschaft mit Shakespeares Dramen erfolgte. — S. 234—236: Császár Elemér, *Az ifjú Wieland Shakespeare-ről (Der junge Wieland über Shakespeare)* macht auf die Mitteilung von Erich Schmidt (vgl. *Deutsche Literaturzeitung* 1908, 1200 f.) aufmerksam, wonach Wieland schon 1754—1758, also noch vor Lessing, in dem seinen Schülern in Zürich diktirten Lehrstoff auf die Bedeutung Shakespeares hingewiesen hat. — S. 40—48: Hevesi Sándor, *Shakespeare drámai művészete (Shakespeares dramatische Kunst)* führt u. a. aus, dass Shakespeare wie jeder andere grosse Dichter zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefasst worden ist. Im 18. und 19. Jahrhundert wurden Shakespeares Dramen auf der Bühne meist in verstümmelter und verwässerter Form dargestellt; der wahre, unverfälschte Shakespeare war nur den Lesern zugänglich. Darum haben wir uns gewöhnt, in Shakespeare mehr den Dichter als den Bühnenschriftsteller zu sehen, seine Dramen so zu beurteilen und zu würdigen, als ob sie von der Bühne völlig unabhängige Kunstwerke wären, und wir haben vergessen, dass Shakespeare diese Stücke für

eine bestimmte Bühne und für ein bestimmtes Publikum schrieb, dass er dieser Bühne und diesem Publikum tausend Konzessionen machen musste. Nur wenn wir seine Dramen auf diese ursprüngliche Bühne wieder zurückversetzen, können wir sie in allen Einzelheiten verstehen und Shakespeares dramatische Kunst richtig beurteilen. Die alte englische Bühne war ein schmuckloses Holzgerüst, aber es war „eine Bühne der unbegrenzten Möglichkeiten“. Sie konnte die ganze Welt umfassen, wenn ein Dichter erschien, der die Welt durch seine Worte auszudrücken vermochte. „Aber die Bühne erwartete alles von dem Dichter, auch die Dekorationen. Auf dieser Bühne gab es keinen Maler, keinen Beleuchtungsinspektor, keinen Regisseur, nur den Dichter und den Schauspieler. Das Wort war alles. Und Shakespeare dekorierte und beleuchtete seine Bühne jeden Abend. Jenes in drei Teile gegliederte Podium, jenes einfache, mit Tuch überzogene Holzgerüst wechselte mit zauberhafter Geschwindigkeit jeden Abend seine Farben. Dies löst auch das Geheimnis und gibt die Erklärung dafür, warum im Shakespeareschen Dialog die dichterische und malerische Beschreibung einen so grossen Raum einnimmt. Da es keine Bühnenillusion gab und geben konnte, musste die Illusion des Dichters dafür eintreten. Er musste dem Publikum die verschiedensten Dekorationen suggerieren. Und einen grösseren Meister der Suggestion als Shakespeare gab es nie, auch nie einen Bühnenleiter, der über einen grösseren Vorrat von Dekorationen verfügt hätte. Erinnern wir uns an den Zauberwald im *Sommernachtstraum*, an die Primeln in goldenem Kleide, auf denen Rubinperlen glänzen, oder an das Lager der Titania zwischen Heckenrosen und Jasmin auf einem mit Thymian bewachsenen Abhang, oder an den grossartigen Hintergrund des *Kaufmanns von Venedig*, wo man das Meer erblickt, auf dem Antonios Schiffe mit den stolzen Segeln wie Herrn und reiche Bürger auf der Flut . . . Hinwegsehn über kleine Handelsschiffe, oder an Portias vom Monde beleuchteten Garten, dessen Bäume still dastehen, bis sie durch Lorenzo und Jessicas Liebesworte belebt werden. Im *Wintermärchen* ist ein ganzes Lied des Autolycus nichts anderes als eine blühende, sonnenhelle Frühlingsdekoration und es hat keinen anderen Zweck, als mit der unwiderstehlichen Kraft des Dichters die Arbeit des Malers, die der Bühne fehlt, zu suggerieren. Das Schloss des Macbeth mit seinen trügerischen Schwalbennestern, die dunkle Höhle der Hexen, die Schlossterrasse im *Hamlet*, auf der der Geist des gemordeten Königs in voller Rüstung einherschreitet, oder der Kirchhof im fünften Akt, wie leben diese Milieus einzig durch die Kraft der dichterischen Rede! Und wie verschwenderisch geht Shakespeare mit der Beleuchtung um, während doch seiner Bühne keinerlei Beleuchtungseffekte zur Verfügung standen. In jedem seiner Stücke zeigt er beständig den Wechsel der Tageszeit, also die Beleuchtung, an; er ist unerschöpflich in der Angabe der feinsten Beleuchtungsnüancen, natürlich nur mit Hilfe der Sprache. Manchmal, wie z. B. in der berühmten Gartenszene des *Kaufmanns von Venedig*, deutet er sie nur einfach an; Lorenzo sagt nur: 'Der Mond scheint hell', aber schon im *Sommernachtstraum* stellt sich die poetische Diktion in den Dienst der raffiniertesten Beleuchtungseffekte, und es wäre interessant, festzustellen, auf wie vielerlei Art in diesem Feenspiel der Mond scheint. — Die fehlende Dekoration und Beleuchtung ersetzt Shakespeare mit Hilfe seiner tausendfarbigen poetischen Sprache. Wie unentbehrlich für ihn die Bühneneffekte sind, und welch reichen Gebrauch er von den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln macht, das beweist auch deutlich die hervorragende Rolle, die er in allen seinen Dramen, und zwar in gleicher Weise

in Tragödien und Komödien, die Musik als stimmungserregendes, wirksames Bühnenelement spielen lässt. Er benützt jedes Musikinstrument, von der Posaune bis zur Harfe. Die meisten Kritiker glauben natürlich, dass dies nichts anderes bedeutet als seine Liebe zur Musik. Aber diese Erklärung fällt in sich zusammen, wenn wir sehen, dass Shakespeare für jede Kunst in gleicher Weise schwärmt. Die Musik gebraucht er so oft nur wegen ihrer Wirkung; aber er gebraucht sie nicht öfter als die Malerei, mit der er seine armselige Bühne schmückt. — Shakespeares Dramen sind Kunstwerke; das ist ihr Grundcharakter. Das Genie des Dichters verwandelt mit Hilfe des Wortes ein Holzgerüst in eine beständig wechselnde Schaubühne und suggeriert den Zuschauern die blendendsten Dekorationen mit solcher Virtuosität, dass, wenn Jahrhunderte später eine mit allen Errungenschaften der modernen Technik ausgestattete Bühne sämtliche Dramen Shakespeares wiederzubeleben versucht, sie doch deutlich fühlt, dass sie dem Dichter nur nachzuhinken, aber ihn mit allen ihren Maschinen nicht einzuholen vermag . . . Weder die griechischen noch die französischen Tragödiendichter waren imstande, und nach Shakespeare ist es nur Goethe einmal im *Faust* geglückt, alles in den Text des Dramas hineinzupressen. Das ist der unvergleichliche Vorzug von Shakespeares Dramen: eine suggestive Kraft des Wortes, für die es weder vor ihm noch nach ihm ein Beispiel gibt. Ein Mann war Bühnenleiter, Schauspieler, Dramendichter, Dekorationsmaler und Beleuchtungskünstler in einer Person.“ (S. 44—47.) — Mit den Eigentümlichkeiten der unbegrenzten Shakespeareschen Bühne hängt es auch zusammen, dass der Dichter frei war von jeder Beschränkung in Zeit und Raum. Da das Drama das Leben widerspiegeln sollte, konnte er sich nicht, wie die klassische Tragödie, darauf beschränken, den Zeitpunkt der Katastrophe darzustellen, sondern musste alles von Anfang an erzählen und bei allen Einzelheiten mit Musse verweilen. — Aus Mangel an Raum kann ich auf den weiteren vortrefflichen Inhalt des ersten Bandes nur noch kurz hindeuten. Auf S. 8—25 sind zwei Aufsätze über den *Sommernachts Traum* aus Paul Gyulais *Dramaturgischen Werken* (*Gyulai Pál Dramaturgiai Dolgozataiból*) abgedruckt. — Ueber *Timon von Athen* handelt Sebestyén Karoly, *Az Athéni Timon*, S. 210—222. — S. 253 bis 273: Katona Lajos, *Két magyar Cymbeline-mese és rokonaik* (*Zwei ungarische Cymbelinemärchen und ihre Verwandten*) bespricht die Verzweigungen der Imogensage in den verschiedenen Literaturen und insbesondere zwei hierhergehörige ungarische Märchen, von denen das eine auch von Elisabeth Róna-Sklarek unter dem irreführenden Titel „*Cymbeline in Ungarn*“ im 44. Bande des *Shakespeare-Jahrbuchs* ins Deutsche übersetzt worden ist. In einem Nachtrage (S. 319) weist Katona auf zwei weitere hierhergehörige ungarische Märchen hin. — Unter der Rubrik *Irodalom* (*Literatur*) werden neuere Erscheinungen der Shakespeareliteratur besprochen, so Morton Luce, *Handbook to the Works of Shakespeare* von B[odrog]i, S. 117—113, Joachimi-Deege, *Deutsche Shakespeare-Probleme im 18. Jahrhundert und im Zeitalter der Romantik* und Sieper, *Shakespeare und seine Zeit* von G. Heinrich, S. 130—133 und S. 137—139, *Œuvres dramatiques de William Shakespeare. Traduction nouvelle par George Duval* von L. Katona, S. 134—136, auch G. Holzers *Apotheose Bacon-Shakespeares* (vgl. *Zeitschrift* 7, 501 ff.) von G. Heinrich, S. 145 f., der mit Recht bemerkt, dass man „mit dem Verfasser nicht polemisieren kann, da er und seine Gesinnungsgeossen eine philologische Logik und Methode besitzen, die wir prosaische Fachmänner nicht verstehen“ (S. 145).

Trotzdem empfiehlt er die Lektüre des Heftes seinen Lesern, weil „diese kurze Zusammenstellung trotz aller Begeisterung und Erbitterung des Verfassers am besten zeigt, auf wie kindischen und einfältigen ‘Beweisen’ diese wahnsinnige Theorie beruht“ (S. 146). — Auf S. 239 f. ist die ungarische Shakespeareliteratur des Jahres 1908 (*A Magyar Shakespeare-irodalom 1908-ban*) von A. Hellebrandt zusammengestellt. — Die *Hivatalos közlemények* (*Amtliche Mitteilungen*), S. 150—160 und 237—239, enthalten die Sitzungsprotokolle des Shakespeareausschusses der Kisfaludy-Gesellschaft, aus denen ich hier nur hervorheben will, dass der ungarische Kultusminister dem Shakespeareausschuss einen jährlichen Zuschuss von 6000 Kronen bewilligt hat, und zwar 3000 Kronen für das *Shakespeare-Magazin* und 3000 Kronen zur Herausgabe von Shakespeare-Monographien (zunächst Bayers *Geschichte der Shakespeareübersetzungen in Ungarn* und A. Gyulais *Ungarische Shakespearebibliographie*), ausserdem 5000 Kronen als erste Rate zur Begründung einer Shakespearebibliothek. Die glücklichen Ungarn!

Königsberg.

Max Kaluza.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 1906. Nr. 6. H. v. Samson Himmelstjerna, *Rhythmik-Studien*. Verfasser ist hinsichtlich des romanischen Verses Anhänger der akzentuierenden Theorie. Bringt kaum etwas Neues. (Saran.) — *The Gentle Craft*. By Thomas Deloney. Edited with notes and introduction by Alexis F. Lange. Berlin, Mayer und Müller, 1903. — Leo Jordan, *Die Sage von den vier Haimonskindern*. Verschiedene Schlussfolgerungen sind falsch. (Becker.) — Bernh. Schädel, *Mundartliches aus Mallorca*. Die Ausführungen können nur als Andeutungen gelten, zeigen aber deutlich die grosse Lücke in unserer Kenntnis romanischer Idiome der katal. mall. Gegend. (Hadowiger.) — Nr. 7. M. Trautmann, *Kleine Lautlehre des Deutschen, Französischen und Englischen*. Im Grunde nur ein wörtlicher Auszug aus seinem bekannten grösseren Werk über „Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen“. (Sütterlin.) — G. Körting, *Grundriss der Geschichte der englischen Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart*. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Referent gibt eine grosse Anzahl Berichtigungen und bibliographischer Nachträge. (Ullrich.) — Max Niedermann, *Contributions à la critique et à l'explication des gloses latines*. Der erste Teil für den Romanisten ohne Belang, der zweite behandelt einzelne Wörter und im Anschluss daran grammatische Fragen. Mehrere Einwände. (Meyer-Lübke.) — Karl Böhm, *Beitrag zur Kenntnis des Einflusses Senecas auf die in der Zeit von 1552 bis 1562 erschienenen französischen Tragödien*. Gute und fleissige Arbeit. Die gewählte Methode ist nicht ansprechend. (Stiefel.) — Freeman M. Josselyn, *Etude sur la phonétique italienne*. Im grossen und ganzen zuverlässige Untersuchungen. (Sütterlin.) — Tiktin, *Rumänisches Elementarbuch*. T. geht von der heutigen Sprache aus. Für den Selbstunterricht wenig zu empfehlen, wohl aber zu Universitätsübungen. (Zauner.) — R. Foulché-Delbosc, *Abrégé de grammaire catalane*. Verdient auch von Philologen beachtet zu werden. (Schädel.) — Nr. 8. 9. Fritz Roeder, *Der altenglische Regius Psalter*. Zuverlässige Arbeit. (Jordan.) — Ernst Rühl, *Grobianus in England*. Fleissige und umsichtige Abhandlung. (Eckhardt.) — E. Neumann, *Der Söldner (Soudoyer) im Mittelalter nach den französischen (und provenzalischen) Heldenepen*. Höchst interessante

Studie. (Glöde.) — Henry M. Trollope, *The Life of Molière*. — Henri Davignon, *Molière et sa vie*. — Ph. Aug. Becker, *Molières Subjektivismus*. Im ersten versteht Verfasser nicht immer das Wichtige vom Unwichtigen gut zu unterscheiden. Das zweite: hübsche, geistreiche, stets amüsante Plauderei. Aber beide keine wissenschaftliche Bereicherung der Molièreforschung. Beckers Aufsatz aber gehört zu den bedeutendsten Publikationen der Molièreforschung jüngster Zeit. In manchen Punkten abweichende Meinung. (Schneegans.) — Kurt Levent, *Das altprovenzalische Kreuzlied*. Die Arbeit verdient uneingeschränktes Lob. (Schultz-Gora.) — Nr. 10. Kristian von Troyes, *Ivain*. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und vollständigem Glossar hrsg. von W. Foerster. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Die Zugaben erhöhen den Wert des Werkes. (Herzog.) — H. Suchier, *Vivien*. Sehr lobenswerter Artikel. (Becker.) — Hans Heiss, *Studien über die burleske Mode-dichtung Frankreichs im XVII. Jahrhundert*. Glückliche Darstellung. (Becker.) — Nr. 11. A. Western, *Englische Lautlehre für Studierende und Lehrer*, Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Einige Beanstandungen. (Sütterlin.) — Gourmont, Remy de, *Le Problème du style*. Dankenswerte Arbeit. — Nr. 12. Ernest Dupuy, *La jeunesse des romantiques Victor Hugo — Alfred de Vigny*.

1907. Nr. 1. Gutermann, *Shakespeare und die Antike*. Anregende Studie. (Glöde.) — G. Ebeling, *Probleme der romanischen Syntax*. Erster Teil. Verdienstlich. (Meyer-Lübke.) — Emmanuel Barat, *Le style poétique et la révolution romantique*. An feinen Einzelbeobachtungen reiche Arbeit. (Schneegans.) — Albert Counson, *Dante en France*. Fleissig und umfassend. (Vossler.) — Nr. 2. Wilh. Franz, *Orthographie, Lautgebung und Wortbildung in den Werken Shakespeares mit Ausspracheproben*. Dank für erste Bemühungen. (Proescholdt.) — Joseph Bédier, *Le roman de Tristan par Thomas, poème du XII^e siècle*. Tome second. Vortreffliche, weitausgreifende Studie. — Louis Thuasne, *Etudes sur Rabelais*. Seltsam komponiertes Buch mit reichem Material. (Schneegans.) — Nr. 3. 4. Friedrich Theodor Vischer, *Shakespeare-Vorträge*. 6. Bd. Warm empfohlen. (Proescholdt.) — Pierre Aubry, *Les plus anciens monuments de la musique française*. Vortreffliche Wiedergaben, die auch ein sehr brauchbares paläographisches Hilfsmittel bieten. Anerkennend beurteilt. (Schläger.) — Max Freiherr von Waldberg, *Der empfindsame Roman in Frankreich*. Erster Teil. Die Darstellung ist vortrefflich. (Schneegans.) — Eugen Herzog, *Neufranzösische Dialekttexte*. Aeusserst glücklicher Griff. (Tappolet.) — Nr. 5. *A Middle English Reader*. Edited, with grammatical introduction etc. by Oliver Farrar Emerson. — Franz Stossberg, *Die Sprache des altenglischen Martyrologiums*. — O. Schultz-Gora, *Altprovenzalisches Elementarbuch*. Gediegen und auf der Höhe der Zeit. (Herzog.) — Nr. 6. *Histoire générale du théâtre en France*. I. *Le théâtre sérieux du moyen âge*. Par Eugène Lintilhac. Die literarische Seite verdient volle Anerkennung. (Schumacher.) — Nr. 8. 9. Max Deutschbein, *Studien zur Sagengeschichte Englands*. I. Teil. Wertvolle Ergebnisse. Nicht alle Einzelheiten anzuerkennen. (Golther.) — Mildred K. Pope, *Etude sur la langue de frère Augier suivie d'un glossaire de ses poèmes*. Untersuchung mit Meisterschaft geführt. (Suchier.) — S. Lenel, *Un homme de lettres au XVIII^e siècle*. Ausgezeichnetes Buch. (Freund.) — Nr. 10. H. Becker, *Die Auffassung der Jungfrau Maria in der altfranzösischen Literatur*. Wertvolle Arbeit.

(Merk.) -- Nr. 11. Wilhelm Baeske, *Oldcastle-Fallstaff in der englischen Literatur bis zu Shakespeare*. Tüchtig. (Proescholdt.) — Nr. 12. Antoine Albalat, *Le travail du style*. Dürftig und unvollständig. (Haas.)

1908. Nr. 1. Max J. Wolff, *Shakespeare*. Der Dichter und sein Leben. In zwei Bänden. Ein prächtig geschriebenes Buch. (Ackermann.) — Bruno Siburg, *Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare, dargestellt am Macbeth*. Sehr lesenswert. (Horn.) — Karl Steitz, *Zur Textkritik der Rolandsüberlieferung in den skandinavischen Ländern*. Ohne weittragende Bedeutung, aber verständig und nützlich. (Becker.)

— Nr. 2. Richard Wegener, *Die Bühneneinrichtung des Shakespeare'schen Theaters*. Wertvoll. (Ackermann.) — Jules Coulet, *Etudes sur l'ancien poème français du Voyage de Charlemagne en Orient*. Verdienstlich, doch nicht alle Resultate anzuerkennen. (Becker.) — Albert Baur, *Maurice Scève et la Renaissance lyonnaise, étude d'histoire littéraire*. Fleissig und ergebnisreich. (Schneegans.) — Léon Séché, *Etudes d'histoire romantique. Lamartine de 1816 à 1830. Elvire et les Méditations* (documents inédits). Breit, zu persönlich gefärbt. (Schneegans.)

— Nr. 3. 4. Gr. Sarrazin, *Aus Shakespeares Meisterwerkstatt*. Fülle von Einzelheiten, sehr anregend, hoch anzuerkennen. Sehr ausführlich besprochen. (Petsch.) — Nr. 5. *Bryn Maur College Monographs. Monograph Series*. Vol. VI: *The four daughters of God. A study of the versions of the allegory with special reference to those in Latin, French, and English* by Hope Traver. Neue Ergebnisse. (Glöde.)

— Friedrich Eilers, *Die Dehnung vor dehnenden Konsonantenverbindungen im Mittenglischen mit Berücksichtigung der neuenglischen Mundarten*. Sorgfältig. (Jordan.) — Paul Blunk, *Studien zum Wortschatze des altfranzösischen Rolandsliedes* (O.) Schablonenhafte Zusammenstellung. (Huber.)

— Joachim Reinhold, *Floire et Blancheflor*. Etude de littérature comparée. Im wesentlichen eine kritische Revision der bisher geäusserten Ansichten. (Becker.) — M. Boheman, *Précis de l'histoire de la littérature des Felibres*. Bringt uns nichts Neues. Koschwitz nicht erwähnt, aber sehr stark benutzt. (Huber.)

— Nr. 6. E. Koepfel, *Ben Jonson's Wirkung auf zeitgenössische Dramatiker und andere Studien zur inneren Geschichte des englischen Dramas*. Reicher Inhalt. (Ackermann.) — Joseph Bédier, *Les légendes épiques*. Das Buch wird warm empfohlen. (Becker.)

— P. Servant, *Marie-Léon. L'abbé de Rancé et Bossuet ou le grand moine et le grand évêque du grand siècle*. Inhaltsreich. (Mahrenholz.)

— Nr. 7. L. Sainéan, *La création métaphorique en français et en roman*. Immerhin einigen Nutzen. (Herzog.) — Carl Steinweg, *Corneille*. Kompositionsstudien zum Cid, Horace, Cinna, Polyucte. Hauptabsicht ist die Vertiefung des künstlerischen Verständnisses

Corneilles im Schulunterricht. Einige verfehlt gestellte Fragen, doch auch eine Reihe feiner Bemerkungen. (Vossler.)

— Nr. 8. 9. Joseph Wright und Elizabeth Mary Wright, *Old English Grammar*. Am besten die Flexionslehre. Rezensent gibt noch mehrere Anmerkungen. (Jordan.)

— Karl Jaberg, *Ueber die assoziativen Erscheinungen in der Verbalflexion einer südostfranzösischen Dialektgruppe*. Schöne, lehrreiche Arbeit. (Herzog.)

— *La Chanson de Bele Aelis par le Trouvère Baude de la Quarière*. Etude métrique par R. Meyer, Essai d'interprétation par J. Bédier, Etude musicale par P. Aubry. Dazu: J. Bédier, *Les plus anciennes danses françaises*. — Walther Küchler, *Die Cent Nouvelles Nouvelles*, ein Beitrag zur Geschichte der französischen Novelle. Klares und festes Gesamtergebnis; vorzüglich geschrieben, anregend. (Vossler.)

- Nr. 10. Eugène Rigal, *Molière*. Eine im besten Sinne des Wortes populär-wissenschaftliche Arbeit. (Schneegans.) — Nr. 11. Chateaubriand, *Atala, reproduction de l'édition originale avec une étude sur la jeunesse de Ch. d'après des documents inédits* par Victor Giraud et Joseph Girardin. Ausgabe von 1801 mit wertvollem Ineditum. (Schneegans.)

1909. Nr. 1. Ben Jonson, *The New Inn or The Light Heart*, edited with introduction etc. by George B. Tennant. Sorgfältig und wissenschaftlich. (Ackermann.) — W. Büttner, *Shakespeares Stellung zum Hause Lancaster*. Ueberzeugende Untersuchung, dass Sh.s Sympathie für das Haus L. ist. (Glöde.) — W. Klapp, *Sheridan Knowles' „Virginus“ und sein angebliches französisches Gegenstück*. Ponsard hat in seiner Lucrèce wohl ziemlich sicher Knowles' Drama nicht benutzt. Sheridan übertrifft bei weitem den Ponsard. Gründliche Arbeit. (Glöde.) — Joseph Anglade, *Les Troubadours, leurs vies, leurs œuvres, leur influence*. Hübsche, im besten Sinne des Wortes populäre Gesamtdarstellung. Nützliches Hilfsmittel, treffliche Einführung für Anfänger. (Vossler.)

Berlin.

M. Brandenburg.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. 59. Jahrg. 3. Heft. Besprechungen. *Rousseau*. Von Paul Hensel. („Dieses handliche, mit Liebe und Verständnis geschriebene, sachliche, gemeinfassliche und gründliche Büchlein, das inhaltlich wie formell eine Meisterleistung ist, wird angelegentlichst empfohlen.“ Aug. Becker.) — *Jean Jacques Rousseau, sein Leben und seine Werke*. Von Ludwig Geiger. Sehr abfällig besprochen von Aug. Becker. — Dubislav und Boek, *Französisches Uebungsbuch*. Ref. M. Bock. — 4. Heft. Besprechungen. *Alt- und mittellenglische Texte*. Von L. Morsbach und F. Holthausen. Bd. 3. II. Ref. v. Grienberger. — *Le Monde Moderne. Revue Mensuelle*. Warm empfohlen für Schülerbüchereien von Julius Miklau. — 5. Heft. Besprechungen. Frédéric Mistral, *Souvenirs de Jeunesse. Extraits de ses „Mémoires et Récits“*. Schulausgabe von Dr. Mühlau. Die Besprechung enthält auch eine Inhaltsangabe des Werkes. („Da das Werk in einer sehr klaren, leicht verständlichen, trotzdem aber anmutig hinfließenden Sprache geschrieben ist, eignet es sich ganz besonders zur Lektüre in der VI. oder VII. Klasse unserer Realschulen.“ Armin Gassner.) — Joh. Ellinger und A. J. Percival Butler, *Lehrbuch der englischen Sprache*. Ausgabe B. Für Mädchenschulen. I. Teil. *Elementarbuch*. („Das handliche und typographisch sehr hübsch ausgestattete Elementarbuch wird den Fachgenossen bestens empfohlen“ (Dr. Th. Reitterer.) — 6. Heft. Abhandlungen. *Neue Wege des Sprachunterrichtes. Vortrag, gehalten im Vereine Realschule am 15. Februar 1908*. Von L. Wypel. (14 S.) Verfasser spricht zuerst über den eingliedrigen Satz, über den er nichts wesentlich Neues sagt, geht dann zur Umgangssprache über, bei der er zwei Momente unterscheidet, das Gegenwärtige und das Erlebte. Der Wiedergabe des Erlebten — also der Buchsprache — misst er eine grosse Bedeutung zu, weshalb es bedenklich wäre, die Sprache nur durch Sprechen lehren zu wollen. Bezüglich der Definition des Satzes stellt er sich an die Seite von Gabelentz, der genau zwischen dem Standpunkt des Redenden und dem des Hörenden unterscheidet. Die Satzdefinition Wundts vom Standpunkte des Redenden zählt er zu den wichtigsten Funden auf dem Gebiete der Sprachforschung; denn sie hat dem Sprachunterrichte die Wirklichkeit zurückerobert. Es wird jetzt der sprachliche Aus-

druck experimental aus der Wirklichkeit erschlossen werden können. Dann zeigt er an zwei Beispielen, dass durch die sachliche Betrachtung die inhaltliche Differenzierung genauest festgestellt werden kann, so dass zu hoffen ist, dass in absehbarer Zeit der Aufbau der Grammatik aus dem Wortschatz erhalten werden wird. — Beruht denn die jetzige Syntax nicht auf dem Wortschatz? — Die Grammatik wird sehr vereinfacht werden, da es dann nur wenige Satztypen geben wird, die auf zwei Grundsätzen beruhen werden, dem der Veränderung und dem der Zusammensetzung, beziehungsweise Trennung. „Der Kranke ist zugedeckt“ (Veränderung). „Der Kranke liegt unter der Decke“ (Zusammensetzung). Was Verfasser unter dem „Erschliessen der Wirklichkeit“ versteht, zeigt er auch an dem Beispiele „der Baum wird gefällt und der Baum fällt“. Da „fällt“ eine Ersatzform des Passivs ist, werden Sätze wie: „ich leide“, „ich bekomme Prügel“ nicht mehr als aktiv analysiert werden müssen. Beim Unterricht in der Muttersprache können ja diese neuen Analysen ihren Wert haben, für den fremdsprachlichen Unterricht in der Schule wird daraus wohl keine Erleichterung heraussehen. Theorie! Wir fürchten, dass in der Anwendung „das Erschliessen der Wirklichkeit“ nur ein neues Wort für einen alten Begriff „das Eindringen in den Sinn der Sätze“ ist, welches gerade bei einer richtig durchgeführten grammatischen Methode die grösste Förderung erfahren hat. Tatsächlich sagt Verfasser nichts Neues, wenn er auf das praktische Gebiet übergeht; denn die Analyse des zur Erklärung beigebrachten Beispiels unterscheidet sich nicht wesentlich von der, welche die alte Grammatik pflegte. Verfasser sagt, dass, wenn in dem Satze: „der Herr gibt dem Bettler ein Geldstück“, der Schüler das Dativobjekt nicht bestimmen kann, man den Vorgang von „geben“ aus erschliessen muss, und man dann die Vorstellung erhält: „Geber, Gabe, Empfänger (Subjekt, Akk. Obj., Dat. Obj.)“. Dann fragt man: „Wer kriegt etwas?“ Auf diese Frage, meint er, wird kein Schüler die Antwort schuldig bleiben. Bei der grammatischen Methode hat man gefragt: „Wem gibt der Herr das Geldstück?“ und auf diese Frage ist der Schüler die Antwort auch nicht weniger schuldig geblieben. Oder hat Verfasser das Unglück gehabt, von Lehrern unterrichtet worden zu sein, die immer nur gefragt haben: „Wo ist das Dativobjekt etc.“? Dass solche Fragen in den unteren Klassen beim Fremdsprachunterrichte nicht gestellt werden sollten, habe ich übrigens schon im Jahre 1898 in einem Vortrage am 8. Neuphilologentage gefordert. Weiter charakterisiert Verfasser das Hin- und Hertübersetzen, wobei er nicht umhin kann, einen Seitenstoss der grammatischen Methode zu versetzen. Sowie von Sallwürk einmal die Uebersetzung „der Rhein ist ein Fluss“ mit *Rhenus est catarrhus* der grammatischen Methode in die Schuhe schob, so sagt jetzt Verfasser nach 15 Jahren wieder dasselbe, indem er behauptet, dass Schüler mit Hilfe des Wörterbuches wahre Mondkälber von Sätzen gebären. Die Leichtfertigkeit eines solchen Urteils ist schon so oft erwiesen worden, dass ich jetzt kein Wort mehr darüber verlieren will. — Als Beispiel der Sprachvermittlung wird aus dem Begriffsgebiete Raum, Ort folgendes angeführt: Lagenbestimmung zu einem Gegenstande: *sur la table, sous la table, devant la table, derrière la table, à côté de la table* usw. usw. An diesem Beispiele sieht man aber keinen neuen Weg der Sprachvermittlung! Es wäre wohl am besten, wenn Verfasser ein vollständiges Lehrbuch nach seinen Ideen verfassen wollte, aus dem Dargebotenen ist schwer, sich vorzustellen, wie er sich den Fremdsprachunterricht denkt, denn Her- und Hinübersetzung, Anschauung, Gouins Reihen, alles soll seinem Zwecke, dem „Erschliessen der Wirklichkeit“ dienen.

Auch ist aus einigen Stellen des Aufsatzes zu ersehen, dass er in den Fehler verfallen ist, die Sprache vom Standpunkte eines solchen zu analysieren, der sie bereits beherrscht, während hier der Standpunkt des Lernenden gewahrt werden muss. Seine Theorien der Sprachvermittlung fasst er zum Schlusse folgendermassen zusammen: „Beobachtung der Vorgänge der Wirklichkeit, die zu Sprachäusserungen Anlass gegeben haben, Anordnung dieser Vorgänge, Vermittelung dieser Vorgänge: der vorbereitende Teil des Sprachunterrichtes; er ist schon durch den Unterricht in der Muttersprache angebahnt. Ferner: Ableitung des fremdsprachlichen Ausdruckes aus diesen Vorgängen, Verknüpfung des Ausdruckes mit der Wirklichkeit: der belebende und befruchtende Teil des Unterrichts. Endlich: Herausstellen der Sprachtypen, Klärung der Gesamtvorstellungen, Klärung der Begriffe: an der Wirklichkeit, durch Vergleiche mit der Muttersprache; Zusammenfassung: der systematische Teil des Sprachunterrichtes.“

Literarische Anzeigen. *Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren?* Von Wilhelm Viëtor. Rezensent Adolf Hausenblas wirft Viëtor Schwanken in seinen Ansichten vor. — F. Baldensperger, *Etudes d'histoires littéraires*. (Wertvoller Beitrag zur vergleichenden Literatur. W. Hammer.) — Shakespeare. *Der Dichter und sein Werk*. Von Dr. Max Wolff. (Besitzt hohen Wert. Dr. Albert Eichler.) — 7. Heft. *Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*. Hrsg. von Brandl und Keller. Sehr empfohlen von Dr. Ellinger. — *Abrégé d'histoire de la Littérature française*. Par Marcel Le Tourneau et Louis Lagarde. Sehr empfohlen von Dr. Wawra.

Zeitschrift für das Realschulwesen. 10. Heft. 1908. Abhandlungen. *Schulorganisatorische und pädagogisch-didaktische Erörterungen.* Eine *Schriftenschau* von J. Resch, Professor in R. in Leitmeritz. Aus folgenden Büchern resp. Schriften werden die Hauptgedanken einer unparteiischen, massvollen Kritik unterzogen, wobei Verfasser auch seine meist vernünftigen schulorganisatorischen und pädagogisch-didaktischen Ansichten äussert: 1. Prof. Dr. Morsch, *Das höhere Lehramt in Deutschland und Oesterreich*. 2. Dir. J. Fuchs, *Die staatliche Bedeutung der Gymnasien, ein Beitrag zur Schulreform*. 3. Prof. Dr. Stettner, *Wozu studiert man noch heutzutage Latein und Griechisch? Ein Beitrag zur Schulreform*. 4. Dr. W. Ostermann, *Das Interesse. Eine psychologische Untersuchung mit pädagogischer Nutzenanwendung*. 5. Dr. Franz Cramer, *Die freiere Behandlung des Lehrplanes auf der Oberstufe höherer Lehranstalten*. 6. Dr. Julius Ziehen, *Aus der Werkstatt der Schule*. 7. Dr. Alex. Hinterberger, *Weiteres zur Frage der Erziehung an Mittelschulen*. 8. Dr. Paul Geyer, *Schulethik auf dem Untergrunde einer Sentenzenharmonie*. Die niedergelegten Ansichten des Prof. Resch, eines erfahrenen Pädagogen, sind aller Beachtung wert. — Besprechungen. Dr. J. Ruska, *Was hat der neu sprachliche Unterricht an den Oberrealschulen zu leisten?* Sehr abfällig besprochen von A. B. — Breymann und Schick, *Münchener Beiträge*. 36. Heft. Dr. Leusch, *Das Tier in der Dichtung Marots*. Empfohlen von Oskar Langer. — Dr. A. Mohrbutter, *The Adviser, Lexikon für englische Grammatik. Guide grammatical, Lexikon für französische Grammatik*. (Beide Bändchen werden in den Händen von Schülern gute Dienste leisten. O. Langer.) — 11. Heft. Aufsätze. *Der französische Ferienkursus zu Dijon (Côte-d'Or)*. Von A. Bechtel. Berichterstatter empfiehlt diesen Kurs sehr warm. — Besprechungen. *Englische u. französische Schrift-*

steller der neueren Zeit. Von J. Klapperich. Französische Bände 46, 48, 49, Englische Bände 44, 45, 47 werden von A. B. kurz besprochen. — Gerhard Budde, *Die Theorie des fremdsprachlichen Unterrichtes in der Herbart'schen Schule.* Rezensent Dr. A. Werner stimmt im grossen und ganzen mit den Ansichten Buddes überein. — Prof. Karl Meurer, *Englische Synonymik für Schulen.* Empfohlen von Gebhard Schatzmann. — R. J. Mohrich, *Der englische Stil, ein Uebungsbuch für Deutsche.* Empfohlen von Schatzmann. — 12. Heft. Abhandlungen. *Die Phonautographie im Dienste des neusprachlichen Unterrichtes.* Von Fr. Žlábek. 3 S. Verfasser zieht für den neusprachlichen Unterricht das Grammophon dem Phonographen vor, bespricht einzelne Schallplatten und bringt ein Verzeichnis französischer Monologe und Rezitationen der deutschen Grammophongesellschaft. Er ist überzeugt, dass der Schallplattenunterricht bald den Weg in unsere Mittelschulen finden wird. — Rezensionen. *Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.* Von Bahlsen und Hengesbach. Es werden folgende Ausgaben von A. Bechtel kurz besprochen: Madame de Staël, *Ausgewählte Schriften.* Lafontaine, *Ausgewählte Fabeln.* Cherbuliez, *Un cheval de Phidias.* Anatole France, *Pages choisies.* Shakespeare's *Macbeth.* J. Nelson Fraser, *England.* Madame de Maintenon, *Extraits choisis.* — Max Kleinschmidt, *Kurzgefasste Grammatik der englischen Sprache.* (Sehr empfohlen von Gebhard Schatzmann.)

Mährisch-Ostrau.

Alex Winkler.

Druckfehlerberichtigung.

In der *Zeitschriftenschau* Band 8, S. 92, Z. 32 ff. ist zu lesen: „Die ev. Misserfolge haben also ihren Grund nicht so sehr in der Methode selbst, als in dem rein pädagogisch-didaktischen Momente, auf das man sich in der Ausführung der Methode stützt.“

Grammatik II.

5. Die Zukunft der Grammatik und die Grammatik der Zukunft.

Für ein Gebilde, das Jahrtausende überdauerte, innere Zwiſtigkeiten und Schwankungen ebenso wie die Angriffe von aussen überwand, hegen wir auch in Zukunft keine Befürchtung; ja die Grammatik muss in Gegenwart und Zukunft eine wichtigere Aufgabe erfüllen, als ihr je in der Vergangenheit gestellt war. „Seit einigen Jahren sind uns plötzlich,“ sagt der treffliche Wustmann (*Allerhand Sprachdummheiten*), „die Augen darüber aufgegangen, dass sich unsere Sprache in einem Zustande der Verwilderung befindet.“ Gern schieben wir die Schuld auf die verhängnisvolle Wirkung des Zeitungs- und Handelsdeutsch, sowie auf die Ausländerei, von der wiederum Wustmann so richtig und treffend sagt: „Ueber unsere Ausländerei, über diese Erbschwäche des Deutschen, ist schon viel geklagt worden, aber immer vergebens. Der Deutsche mag so alt werden, wie er will, er wird immer und ewig der Affe der anderen Nationen bleiben, wird immer das, was andere Völker haben, für besser, feiner und vornehmer halten, als was er selbst hat. Wenn er ein paar Monate im Auslande zugebracht hat, so tut er bei seiner Rückkehr, als ob er seine Muttersprache verlernt hätte; bleibt er vollends draussen, so hat er nichts Eiligeres zu tun, als den Deutschen auszuziehen und in der Sprache, den Sitten und Gebräuchen des Auslandes aufzugehen.“ Und von der grassierenden Gallomanie sagt er ebenso richtig: „Wir stecken seit 1870 so tief oder vielmehr tiefer in der Ausländerei drin als je. Auch von uns gilt das Wort des Horaz: *Graecia capta victorem cepit*.“ Und was kann allein dieser Verelendung unserer eigenen Sprache Einhalt tun? Was tut uns vor allem not? Zum dritten Male zitieren wir Wust-

mann, der die treffende Antwort gibt: „Eine gute deutsche Grammatik der lebenden Sprache —, das ist das nächste und wichtigste Schulbuch, das in Deutschland geschrieben werden muss.“ Es genügt nicht, im deutschen Sprachunterricht sich auf vereinzelte Beobachtungen, Bemerkungen, Regeln, Winke, zu denen irgendeine auffällige Spracherscheinung beim Lesen eines Schriftstellers, irgendein Fehler in einem deutschen Aufsatz Anlass gibt, zu beschränken; das sind dürftige, zusammenhangslose, vom Zufall abhängige Brocken, die dem Jungen hingeworfen werden. Wir brauchen eine systematische Grammatik für Deutsch, die nicht bloss dem Deutschen, sondern gerade auch dem neuphilologischen Studium in hervorragendem Masse zugute kommt; können wir doch fast alle Tage nachweisen, dass oft die Hälfte der neusprachlichen Fehler in Schüleraufgaben auf mangelhafte Aneignung der deutschen Grammatik zurückgeht. Deshalb muss in Zukunft die deutsche Grammatik wieder eine Hauptrolle spielen, soll es wieder besser werden um unsere deutsche Sprache, sollen wir Neuphilologen auf festem Grund aufbauen können. Nicht bloss dieselbe Wichtigkeit wie früher, sondern vielmehr grössere Bedeutung noch kommt in Zukunft den fremdsprachlichen Grammatiken zu. Ist doch die Kluft zwischen Fremd- und Muttersprache immer grösser geworden, und je grösser die Kluft geworden, desto mehr Bedeutung kommt der künstlichen Erlernung der Sprache mittels des grammatischen Betriebes zu. Ehedem wurde ja in Rom fast ebensoviel Griechisch als Lateinisch gesprochen, und aus der ungleich höher entwickelten griechischen Literatur zog der Römer seine geistige Nahrung. Auch im Mittelalter klang das fremde Idiom, die lateinische Sprache, jeden Augenblick an die Ohren. War doch Latein Kirchensprache und alles dessen, was damit zusammenhing; es war die Sprache der Schule und der gesammten Wissenschaft. Der schriftliche und mündliche Verkehr vollzog sich in ihr, lateinisch waren alle Akten und Urkunden, die Korrespondenzen des Rats, die Handelsbücher und Rechnungen; auch der die Länder durchziehende Kaufmann konnte die lateinische Sprache nicht entbehren. Diese Verhältnisse blieben zum Teil bestehen bis herein in die neuere Zeit. Da lag es doch nahe, auf dieser bereits von Natur aus gegebenen Grundlage, auf den auf natürlichem, direktem

Wege erworbenen Kenntnissen des Kindes mittels der Bonnen- oder Lesebuchmethode weiterzubauen, und solange diese Zwiesprachigkeit des deutschen Volkes vorhanden war, konnte man diesen Methoden nicht ohne weiteres die Berechtigung absprechen. Nachdem aber die Muttersprache uns wirklich zur Muttersprache geworden ist, Fremdsprachen aber ausserden paar Unterrichtsstunden uns garnicht mehr zu Gehör kommen, ist der natürlichen Methode jegliche Grundlage entzogen, auf der sie aufbauen könnte; die Erlernung der Fremdsprachen ist nur mehr auf künstlichem Wege denkbar und eben diesen Weg führt uns die Grammatik, die allein die immer grösser gewordene Kluft zwischen Fremd- und Muttersprache zu überbrücken vermag. Mit Recht und vollkommener Erkenntnis dieser Sachlage reden ihr deshalb die erprobtesten Schulmänner wieder das Wort, und in den neuesten Schulordnungen ist der grammatische Zug deutlich zu erkennen.

Damit aber ist die Gegenwart vor eine bedeutende Aufgabe gestellt; die Grammatik der Zukunft lässt sich nicht ohne weiteres aus dem Aermel schütteln. Nicht ohne Grund haben wir einen historischen Ueberblick über die Entwicklung der Grammatik vorausgeschickt. Daraus sehen wir, welche geistige Kraft notwendig war, um zu den primitivsten grammatischen Ergebnissen zu gelangen. Wir sahen, wie die hervorragendsten Denker auf nebensächliche Dinge, ja, direkt auf Abwege gerieten. Wir sahen, dass geniale Männer mit erprobter Denkkraft, in das Gewirr der Sprache gestellt, an der Lösung der sich aufdrängenden Rätsel und Schwierigkeiten verzweifelten; die ganze Richtung der Anomalisten in Griechenland und Rom ist im Grunde genommen nichts als der Ausdruck der Verzweiflung dem Sprachproblem gegenüber und selbst die Analogisten gaben oft die Hoffnung auf, mit ihren sprachlichen Prinzipien das Dunkel der Sprache zu durchleuchten. Und heutzutage will man uns glauben machen, dass jedes Kind, mitten in das Gewirre des Textes gestellt, induktiv und selbsttätig daraus seine Grammatik sich ableiten könne, heutzutage soll der nächstbeste Lehrer im Getriebe der Schule eine Gram-

matik zu fabrizieren imstande sein! Das, was den grössten Geistern nur mit Aufbietung aller Kräfte gelang, das soll heutzutage der ungeübte Geist eines Kindes leisten oder der Lehrer im Handumdrehen fertigstellen können! Nein, die Grammatik der Zukunft zu schaffen, bedeutet ein gewaltiges Problem, und nur der Begeisterung für das grosse Werk, wie sie ehemals die Grammatiker beseelte, wird es gelingen, das neue Buch für die neue Schule zu schaffen. Damit ist die Aufgabe nicht gelöst und die Schwierigkeit vollkommen verkannt, wenn man eine alte Grammatik wieder hervorholt, sie etwas zустutzt und als neues Werk empfiehlt. Wir stehen jetzt schon und wohl in Zukunft noch mehr Verhältnissen in der Schule und im Schulbetriebe gegenüber, die gänzlich abweichen von den früheren, und den neuen Verhältnissen müssen sich die Lehrmittel anpassen: für die neue Zeit neue Bücher! Es ist heutzutage ein anderes Geschlecht herangewachsen, dass nicht mehr Tag und Nacht vor dicken Büchern sitzen und über ihnen brüten will, das Leben fordert seine Rechte und die rasch wechselnde Szenerie des aktuellen Getriebes reisst das Kind mit sich fort und entfremdet es der Schule. Die sozialen Verhältnisse einerseits, das Ringen und Jagen andererseits nach Glück und Besitz und Reichtum reiben Eltern und Kinder auf und nervöse, ermattete, bleiche Kinder sitzen auf den Schulbänken, denen man nicht mehr das Arbeitspensum von ehemals zumuten kann. Ueberdies sind der Fächer mehr geworden, der Betrieb gestaltet sich intensiver. Das Interesse der Jugend neigt nicht mehr auf die sprachliche, sondern auf die naturwissenschaftliche Seite. Dieser Zeit- und Geistesrichtung muss auch der grammatische Betrieb Rechnung tragen und kann sich ihr nicht entziehen; die Grammatik ist nicht mehr wie im Mittelalter der Mittelpunkt, um den sich alles dreht, in ihr ist nicht mehr, wie bis herein in die neueste Zeit, alles Wissen umschlossen und beschlossen. Darum ist die Lehrerwelt vor eine neue und schwierige Arbeit gestellt, die nur bei reger Betätigung und Begeisterung, in entsprechender Weise sich bewältigen lässt. Das ist ja sicher nicht der rechte Weg, zum Ziele zu kommen, wenn der einzelne Lehrer hinter vier Wänden seine Gedanken sich zurecht legt, darnach eine Grammatik einrichtet und nun allen Lehrern zumutet, seinen Ansichten sich zu fügen. Nein, nur aus der Lehrer-

schaft selbst heraus, aus dem Widerstreite und dem Abgleiche der Meinungen kann das Wahre kommen, kann die Grammatik der Zukunft erstehen. Und um diesen Meinungsaustausch einzuleiten und ihn zugleich vor der Verirrung ins Uferlose zu bewahren, wagen wir es, einige keineswegs ganz neue Leitsätze für die Abfassung der Zukunftsgrammatik dem Urteile und der Kritik der Fachgenossen zu unterstellen.

Unsere dickleibigen Grammatiken, die allen alles sein wollen, sind eben deshalb keine Schulgrammatiken, hat ein Altphilologe einst sehr richtig gesagt. Wir Neuphilologen wollen nicht in den Fehler der Lehrer für klassische Philologie verfallen, die jeden Jungen so unterrichten, als müsste er Altphilologe werden. Deshalb ist zu unterscheiden zwischen einer Philologen- und Schulgrammatik. Eine Schulgrammatik für lateinlose Schulen muss kurz sein; das ist unsere erste Forderung. Etwa hundert Seiten, das ist alles, was wir heutzutage unserer Jugend zumuten können. Zur Einführung in die Lektüre — und diesem Zweck dient in erster Linie die Grammatik — reicht dies vollkommen aus und wir können unnötigen Ballast getrost über Bord werfen. Dahin rechnen wir alles, was ohnehin schon aus der deutschen Grammatik bekannt sein muss, ebenso Regeln, die für Fremd- und Muttersprache dieselbe Geltung haben, alle weitschweifigen logischen Erörterungen, wie etwa über die Natur der Tempora, endlich auch Erklärungen und Ausdrücke, die für den Nichtlateiner lediglich Schall sind. Was soll der Schüler mit Ausdrücken wie „archaische Konjugation“ anfangen, was hilft ihm die Unterscheidung zwischen Tempuszeichen und Endungen, wenn ihm die historische Unterlage und Entwicklung fehlt? Die Schulgrammatik soll praktisch sein, wissenschaftlich die Philologengrammatik der Universitätsstudenten. Nur in einer praktischen, kurzen Grammatik findet sich der Anfänger zurecht, nach ihr greift er immer wieder gerne. Mit Recht wendet sich auch die Schülerhygiene gegen die massigen Folianten, welche die Kinder wie Packträger beladen zwei- bis viermal täglich zur Schule schleppen; nicht minder verwerfen wir sie aus pekuniären Gründen. Eben deshalb verbietet sich auch die Vereinigung von Grammatik und Uebungsbuch in einem Bande. Letzteres dient nur augenblicklichen Bedürfnissen, und hat es diesen Zweck erfüllt, kann es für alle Zeiten ver-

schwinden; die Grammatik aber muss der Schüler während seiner ganzen Studienzzeit zur Hand haben. Man denke nur an den Misstand in Schulen, wo zahlreiche Schüler die Armenbibliothek in Anspruch nehmen und ihnen entweder nach Ablauf eines Jahres der mit dem Uebungsbuch vereinte Teil der Grammatik abgenommen werden muss oder die Zirkulation des Uebungsbuches auf lange Zeit hinaus lahmgelegt ist. Darum sagen wir: eine kurze, praktische Grammatik in einem Bändchen!

Eine kurze Grammatik hat an sich schon den Vorteil der Uebersichtlichkeit; ihr muss aber noch besonders in einer Zukunftsgrammatik Rechnung getragen werden. Dies geschieht zunächst durch die Sprache der Grammatik, die nicht breitspurig, schwulstig, schönrednerisch sein soll, sondern vielmehr einfach, bündig, ja, es schadet der Sache nicht einmal, wenn sie trocken ist. Leben und Bewegung bringt in sie erst der Lehrer, der sich selbst in den Mittelpunkt des Unterrichts stellt und in den Lehrbüchern nur ein Hilfsmittel desselben erblickt. Die Uebersichtlichkeit erfordert sodann einen gewissen, einfachen, übersichtlichen Plan zur Darstellung des Lehrstoffes; damit ist nicht gemeint, dass derselbe in Abschnitte, Unterabteilungen, Anmerkungen, Zusätze und in Zusätze zu den Zusätzen auseinandergezerrt werden soll, nicht sollen die arabischen und römischen Ziffern, die griechischen und lateinischen Buchstaben gross und klein durcheinander wirbeln, wie etwa in dem unter Tabelle I aufgezeichneten Plan zu der Darstellung eines Teiles der Lehre vom Konjunktiv, ein Plan, der, einer modernen Grammatik entnommen, sicher nur die Konfusion, nicht aber die Uebersichtlichkeit zu fördern imstande ist.

Ganz von selbst, wie auch in historischer Betrachtung, zerfällt die Grammatik in Formenlehre und Syntax. Ob innerhalb dieser Zweiteilung ein festes System zugrunde gelegt werden soll, ist sehr zweifelhaft; die Grammatik braucht kein starres System zu sein, wie etwa das Lehrgebäude eines Philosophen, der aus einem obersten Grundprinzip in festgefügtter logischer Folge alles deduziert. Nimmt man z. B., wie es Grammatiker versucht haben, den Satz und die Satzarten als Einteilungsgrund an, so ergibt sich in der Praxis ein schwer zu übersehender Aufbau der Grammatik, wobei namentlich stete Wiederholungen aufs unangenehmste berühren. Für die praktischen

Zwecke genügen wohl allgemeine Ueberschriften, durch die sich der Schüler rasch orientieren kann; will man aber doch eine konsequentere, systematische Einteilung, so erscheint die nach Wortarten noch immer als die einfachste und ungezwungenste. Wie

Tabelle I zu Seite 198 (Disposition mit 10 Unterabteilungen).

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Erstes Kapitel	Erster Abschnitt	I II	A B C	1 2 Konjunktiv	a b	1 2 3	Erster Fall	I A Anm. B Anm.	1 2 α β 1 2 3 I	1 2 3 α β γ

man sich zu dieser Einteilung in Abschnitte aber auch stellen mag, so erfordert sicherlich jeder derselben wieder eine einfache, nicht zu sehr durch Buchstaben und Ziffern verunstaltete Disposition, damit der Schüler nicht vor ein Rechenexempel

sich gestellt wähne. Diese formale Anordnung des Lehrstoffes ist selbstverständlich durch guten, übersichtlichen Druck zu unterstützen, vor allem aber wird die Klarheit und Uebersichtlichkeit durch zeichnerische, d. h. tabellarische, schematische Darstellung gefördert. Dadurch wird die bandwurmartige Aneinanderreihung der Regeln in angenehmer Weise unterbrochen, Geist und Auge bekommen einen bequemen Konzentrationsplan, einen Halt und Ruhepunkt; ein paar Striche orientieren oft mehr als lange Zeilen gelehrter Worte

Tabelle II zu Seite 200.

(Übersicht über die Endungen der drei regelmässigen Konjugationen).

	I	II	III		I	II	III
Präs.	e es e	is is it ons ez ent	s s (t)	Déf.	ai as a âmes âtes èrent	is is it îmes îtes îrent	
Imp.		ais ais ait ions iez aient		Fut.	ai as a ons ez ont		
Part. Präs.		ant		Part. Perf.	é	i	u

Wie einfach stellt sich z. B. das Schema der Endungen der drei Konjugationen dar (Tabelle II)! Wird der Schüler dabei mit wenigen Worten belehrt, an welchen Teil des Verbs diese Endungen anzuhängen sind, so kann er fast von selbst die Konjugationen sich bilden, wobei bei schematischer Darstellung wiederum an Raum und Druckerschwärze gespart werden kann (vgl. die 1. Konjugation auf Tabelle III). Auf diese Weise ist es dem Schüler möglich, geradezu in Wochen zu lernen, wozu er sonst Monate brauchte. Erfolgt sodann noch eine Zusammenstellung der Konjugation nach dem gewiss nicht wissen-

schaftlichen, aber sehr praktischen System der Grund- und abgeleiteten Formen, so wird der Schüler gestützt auf diese Tabelle (Tabelle IV) ohne Mühe das bedeutende Kapitel der unregelmässigen Verba bewältigen können. Aber nicht bloss in der Formenlehre, auch in der Syntax wird sich vielfach die zeichnerische Darstellung mit Erfolg anwenden lassen (vgl. z. B. die Darstellung der Zeitenfolge in Tabelle V).

Mit der Uebersichtlichkeit steht im engsten Zusammenhang die bis jetzt strittige Reihenfolge von Regel und Beispiel. Nach der alten Uebung wird zuerst die Regel und dann das Beispiel gegeben. Diese Anordnung hat sicher ihre logische

Tabelle III zu Seite 200. (Erste Konjugation).

	Präs.	Imp.	Déf.	Fut. und Cond.
je	donn e	— ais	— ai	donner ai, ais
tu	es	ais	as	as, ais
il	e	ait	a	a, ait
nous	ons	ions	âmes	ons, ions
vous	ez	iez	âtes	ez, iez
ils	ent	aient	èrent	ont, aient
	Perf.	1 Plusqu.	2 Plusqu.	2. Fut. u. Cond.
j'	ai	avais	eus donné	aurai, aurais

Berechtigung. Damit der Schüler das Beispiel verstehe, muss man ihn zuerst darüber aufklären, was er in dem folgenden Beispiele zu suchen hat und welche sprachliche Erscheinung ihm in demselben vorgeführt werden soll; und dieses Verfahren ergibt eben die Reihenfolge von Regel und Beispiel. Im Zusammenhang mit der neusprachlichen Reform ist nun das Verhältnis vielfach umgekehrt worden, und man setzte erst das Beispiel und dann die Regel. Dass dies eine besondere pädagogische Tat sei, ist schwer einzusehen; da nämlich der Schüler mit dem Beispiel sicher nichts anzufangen weiss, so muss der Lehrer es ihm erklären, d. h. die Regel sagen, oder wenn der Schüler auf sich selbst gestellt ist, wird er dieselbe eben zuerst

durchlesen, da sie ja hinter den Beispielen zu finden ist. Im Grunde genommen ergibt sich also auch beim reformerischen Verfahren, das nebenbei bemerkt schon teilweise in den ältesten Auflagen der Ploetzschen Schulgrammatiken sich findet, die Anordnung: erst die Regel, erst die Erklärung, dann die Anschauung der Regel im Beispiel. Aber mit vollem Recht hat schon ehemals ein neuhumanistischer Reformator den Grundsatz aufgestellt: „Regel und Beispiel sind eins.“ Wenn aber erst eine oft die halbe Seite füllende Regel gegeben wird, und dann erst das Beispiel folgt, oder wenn bis zu 20 Musterbeispiele vorausgehen und dann erst die Erklärung folgt, so sind Regel und Beispiel in der grammatischen Darstellung eben nicht

Tabelle IV zu Seite 201. (Grund- und abgeleitete Formen).

I	donner —————→ je donnerai (s)	finir —————→ je finirai (s)
II	je donne —————→ donne!	je finis —————→ finis!
III	nous donnons —————→ donnons! —————→ je donnais —————→ donnant	nous finissons —————→ finissons! —————→ je finissais —————→ finissant
IV	vous donnez —————→ donnez!	vous finissez —————→ finissez!
V	ils donnent —————→ que je donne	ils finissent —————→ que je finisse
VI	tu donnas ^{+se} —————→ que je donnasse	tu finis ^{+se} —————→ que je finisse
VII	donné —————→ j'ai donné	fini —————→ j'ai fini

eins, sondern in zwei oft räumlich weit auseinanderstehende Teile zerrissen. Der Schüler kann bei dieser Anordnung unmöglich beides zugleich überschauen und beide werden nicht einheitlich zu einem Ganzen verschmelzen. Deshalb halten wir die alte und die reformerisch-neue Anordnung für gleich gut und gleich schlecht und für eine Zukunftsgrammatik nicht ganz entsprechend. Beispiel und Regel müssen auch bei der grammatischen Anordnung ineinander verschmelzen oder wenigstens einander so nahe gerückt werden, dass sie mit einem Blick überschaut werden können. Das ist nur der Fall, wenn wir Beispiel und Regel nebeneinander setzen. Auf der einen Seite des Buches stehen die Beispiele, unmittelbar daneben auf der gegenüberstehenden Seite die Erklärungen der Beispiele oder die Re-

geln. So lernt der Knabe beides mit einem Blick überschauen, so werden tatsächlich Regel und Beispiel eine einheitliche Erkenntnis. Und gerade für die Repetition bewährt sich diese Anordnung, die zugleich eine räumlich scharfe Scheidung bedingt. Der eine Schüler neigt mehr dazu, die Beispiele sich anzueignen, der andere behält eher die Regeln; beiden ist durch diese Anordnung Rechnung getragen, indem jeder derselben rasch ohne Zeitverlust bei der Wiederholung oder gelegentlichem Nachschlagen sich zurechtfindet, ohne dass die Reihenfolge durch die ihm nicht zusagende Form der Darstellung je-

Tabelle V zu Seite 201. (Zeitenfolge für indikativische und konjunktivische Nebensätze.)

I. Indikativ.

Steht im Hauptsatz	so steht im Nebensatz in bezug auf		
	Gegenwart	Zukunft	Vergangenh.
Präs. oder Fut.,	Präs.	Fut.	Perf.
eine der übrigen Zeiten,	Imp.	Cond.	Plusqu.

II. Konjunktiv.

Präs. oder Fut.,	Präs.	Perf.
eine der übrigen Zeiten,	Imp.	Plusqu.

den Augenblick durchbrechen wird. Diese Einrichtung der Grammatik soll durch ein Beispiel auf Tabelle VI veranschaulicht werden, wobei es uns nur auf die Form, weniger auf präzise Darstellung der Regel und ausgewählte Musterbeispiele ankommt.

Wenn wir nun die Grammatik in der vorgeführten Anordnung auf etwa hundert Seiten beschränken, so ist es unvermeidlich, dass nur die Haupterscheinungen der Sprache vorgeführt werden können, die Ausnahmen aber sehr zusammenschmelzen werden. Es wird sich ein starres System ergeben,

dem eigentlich die Beweglichkeit und Freiheit mangelt. Nun liebt aber die Sprache ebenso wie die Natur Seitensprünge, und ist dies aus dem grammatischen System nicht in genügender Weise ersichtlich, so ist dasselbe nicht ein wahres und getreues Abbild der Sprache. Das führt uns zu einem letzten Vorschlag zur Neugestaltung der Grammatik. Neben der Aneignung derselben geht ja in jedem vernünftigen Unterricht die Lektüre her, und sie tritt ganz in den Vordergrund, wenn die gramma-

Tabelle VI zu Seite 203 (Inversion und ab-

Aurais-tu la barbarie de sacrifier aussi cet enfant?	Ce pays est-il votre patrie?
Veux-tu me mettre dans le cas de te tromper? Pensait-on qu'il faisait la guerre par goût?	L'empereur n'est-il que le témoin de cette expédition? La gloire en doit-elle être à Davoût? Tout est-il désespéré pour nous?
Comment délivrera-t-on la république? — Quelle assurance me donneras-tu de l'exécution de ta promesse? — Où va Bonaparte? Où vont ces braves, ces savants, cette armée?	En quelle année le dernier Mérovingien fut-il déposé? — Comment Charlemagne fut-il enterré? Où les hommes cherchent-ils le bonheur?
A qui as-tu parlé? Pourquoi m'as-tu quitté?	A qui cela ressemble-t-il? Pourquoi la nature n'est-elle injuste que pour moi?
Que demande le peuple?	

tische Grundlage errichtet ist. Durch die Lektüre erfolgt gewissermassen die Befreiung des Schülers von den zu sehr beengenden Vorschriften der Grammatik, da lernt er die Freiheit der Sprache, die Ausnahmen und Anomalien kennen. Um nun auch nach dieser Seite hin die Grammatik auszubauen und zu einem wahren Abbilde der Sprache zu gestalten, dürfte es sich empfehlen, diese besonderen Fälle, wenn sie vom Lehrer besprochen sind, als Musterbeispiele in die Grammatik einzutragen, zu welchem Zwecke am Schluss derselben eine

Anzahl leerer Blätter beigebunden werden kann. Auf diese Weise erhält die Grammatik vor allem ein individuelles Gepräge durch die Hand des Schülers selbst; da diese Einträge nur Ergänzungen, Anmerkungen zu früher bereits eingepprägten Haupterscheinungen der Sprache darstellen, bedürfen sie einer textlichen Erläuterung nicht mehr, weshalb sie auch den Umfang des Buches nur um ein geringes vergrössern. Wird dieses Verfahren vom Schüler zunächst unter Anweisung des Lehrers

solute Fragekonstruktion in Fragesätzen).

Inversion	Absolute Fragekonstruktion
I. in Satzfragen,	
wenn das Subjekt ein persönliches Pronomen, <i>ce</i> oder <i>on</i> ist.	wenn das Subjekt ein Substantiv oder ein anderes als persönliches Pronomen ist.
II. in Wortfragen	
1. <i>où, comment, quand, quel, combien,</i>	
wenn das Subjekt ein persönliches Pronomen, <i>ce</i> oder <i>on</i> ist.	wenn das Subjekt ein Substantiv ist, das Verb ein Objekt nach sich hat und gewöhnlich auch, wenn die Zeit des Verbs zusammengesetzt ist.
wenn das Subjekt ein Substantiv ist und das Verb kein Objekt nach sich hat.	
2. <i>qui</i> (wen)? <i>à qui</i> (wem)? <i>pourquoi</i> ?	
wenn das Subjekt ein persönliches Pronomen, <i>ce</i> oder <i>on</i> ist.	wenn das Subjekt ein Substantiv oder ein anderes als persönliches Pronomen ist.
3. stets nach <i>que</i> (was)?	

durch einige Jahre hindurch fortgesetzt, so erhält derselbe ein Buch, das ihn tatsächlich in aller Kürze über die Sprache orientiert, das er nicht bloss während seiner Studienjahre bei allenfallsigen Zweifeln zu Rate ziehen, sondern das ihm ein treuer Begleiter für sein ganzes Leben sein wird, das, was die Grammatik in Wahrheit sein soll, ein *κῆρυμα εἰς ἀέλ.*

Wohl sind wir uns bewusst, dass wir mit solchen Vorschlägen kaum Sandkörner zu dem gewaltigen Baue liefern, den mehr als zweitausendjährige regste Arbeit der grössten

Denker errichtet. Aber auch nur Sandkörner beizutragen, bietet die Befriedigung, die Schiller in den Worten ausspricht:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Landshut in Bayern.

A. Hasl.

Astarte.

Unter dem vorstehenden Titel ist vor drei Jahren ein seltsames Buch erschienen,¹⁾ das mir erst kürzlich durch die Freundlichkeit Hermann Varnhagens an der Universität Erlangen zugänglich gemacht wurde, der es für sein englisches Seminar erwerben konnte. Ein Kuriosum, wie es nur in England in dieser Weise möglich ist, kann die Schrift mit Recht genannt werden, die in vortrefflicher typographischer und äusserer Ausstattung, als Manuskript gedruckt und offenbar zunächst nur zur Verteilung in aristokratischen Kreisen bestimmt, ebenso merkwürdig in ihren fünf Kapiteln Inhalt mit elf Anhängen als in Ziel und Tendenz ist, welche darauf hinausgeht, dass der *noble author* Graf Lovelace, der einzige Enkel Lord Byrons als Sohn von dessen „einziger Tochter seines Hauses und Herzens“, der berühmten Ada, — den Dichter, seinen Grossvater, des oft behaupteten Verbrechens des Incests mit seiner Stiefschwester Augusta Leigh überführen, seine Grossmutter, Lady Isabella Byron, als Märtyrerin darstellen und zugleich die berühmte Verlegerfamilie Lord Byrons, die Murray, moralisch vernichten will.

Zu diesem Behufe wird nicht nur Byron selbst als Dichter und Persönlichkeit möglichst herabgesetzt, sondern alle, die anscheinend auf dessen Partei sind. Zunächst erfährt des Poeten Intimus, Thomas Moore, der erste Herausgeber der *Journals*

¹⁾ *Astarte*. A Fragment of Truth concerning George Gordon Byron, Sixth Lord Byron. Recorded by his Grandson Ralph Milbanke, Earl of Lovelace. London, Printed at the Chiswick Press 1905. pp. XXVIII+337. 40. Mit 8 Faksimiles und 7 Illustrationen.

and Letters, eine schmäbliche Behandlung, dann wimmelt es von Invektiven gegen die drei Murray, besonders den Zeitgenossen Byrons, mit unschöner Blossstellung von dessen körperlichem Gebrechen: „einäugig“! Die Persönlichkeit aber, die am tiefsten gestellt wird, ist Augusta Leigh, die allein von den Verwandten nach der Scheidung zu dem Dichter hielt: sie muss moralisch vernichtet werden, wenn Lady Byron in reiner Glorie erstehen soll. Zunächst soll sie es gewesen sein, die seinerzeit die Anregung zur Verbrennung von Byrons Tagebuch gab, nicht Lady Byron und ihre Familie, wie bis jetzt angenommen wurde. (Nach einer Mitteilung von Colonel Fr. Hastings Doyle an R. J. W. Wilmot Horton.) Erwiesen ist diese Annahme dadurch nicht, höchstens findet der unparteiische Beobachter, dass auch Mrs. Leigh mit der Vernichtung der Memoiren einverstanden war. Augusta Leighs angebliches Verbrechen kann nicht oft genug angeführt werden, „who had confessed everything“ (p. 32, 56, 59). „Augusta hat alles eingestanden in ihren Briefen an Lady Byron vom Juni, Juli und August 1816.“ Dieser Briefwechsel der Mrs. Leigh während und nach der Periode ihres Geständnisses und verschiedene andere Schriften sind demnach vorhanden: warum werden sie hier nicht erbracht? Das Geständnis Augustas, wo ist es? „Es ist unnötig, es hier zu bringen,“ lesen wir Seite 155. Andererseits erfahren wir, dass Lady Byron und ihre Partei fortgesetzt Gründe haben und hatten, um eine Enthüllung aufzuschieben, besonders auf die Autorität Dr. Lushingtons hin, des bekannten Sachwalters der Lady Byron bei der Scheidung. Nun ist es auffallend, dass dieser Dr. Lushington noch 1870 konstatiert, dass die Gründe der Gattin des Dichters bei der Scheidung „cruelty and adultery, nothing else at that time“ waren. Aus einer Konstatierung an einer anderen Stelle (p. 144) geht aber hervor, dass der Glaube an Augustas Schuld bei Lady Byron der Grund der Ehetrennung war. Wie hierzu der jahrelange freundschaftliche Verkehr der beiden Damen noch in späterer Zeit sich ausnimmt, darauf habe ich seinerzeit an anderer Stelle aufmerksam gemacht.

Nun hatte der berühmte Biograph Sir Leslie Stephen — K. C. B. = Ritter des Bath-Ordens, wie Graf Lovelace nicht vergisst, hinzuzufügen, — sich in seinem Artikel des *Dictionary of National Biography* zu ungunsten der Lady

Byron ausgesprochen, ein Umstand, der dem Grafen ziemlich nahe gegangen zu sein scheint. Es wurden ihm deshalb von seiten der Familie Einsicht in die Akten und Aufschlüsse aller Art gegeben, aber in bezug auf die angeblichen Geständnisse der Mrs. Leigh gibt Leslie Stephen daraufhin doch nur die Erklärung ab: „dass Augusta Leigh so geschrieben hat, scheint auf die Art von *moral idiocy* bei ihr schliessen zu lassen, von der Lady Byron sprach.“ Also glaubt der Kritiker selbst nicht recht an eine Schuld, oder genauer an ein Geständnis dieser Schuld. Was nützen zu einer endlichen Klärung der Sachlage Phrasen des Grafen Lovelace wie: „In Wirklichkeit sind die Akten über die Heirat sorgfältig aufgehoben, die einen genauen Bericht über die Gründe der Trennung bringen“ oder: „Die interessantesten und wichtigsten Briefe sind teils von Lady Byron, teils von Hobhouse in Sicherheit gebracht und unveröffentlicht.“ Warum die vielen Worte? Warum bringt er sie nicht? Um der Biographen und der Literaturhistoriker zu spotten, von denen er eine sehr geringe Meinung hegt: „Das Lebensgeheimnis eines Autors wird durch einen *posthumous spy* nie entdeckt.“ —

Es war vorausszusehen, dass der jetzige Chef der Firma John Murray diese Angriffe nicht unerwidert lassen würde. In seinem durchaus sachlichen Artikel:¹⁾ *Lord Byron and Lord Lovelace* erfahren wir auch den Grund des Grimmes, der bei dem edlen Lord jenes Elaborat erzeugte. Als Murray im Jahre 1896 daran ging, seine grosse, seit einigen Jahren in dreizehn Bänden vorliegende Byronausgabe zu publizieren, forderte er Lord Lovelace auf, an die Spitze der Redaktion zu treten, wozu sich dieser bereit erklärte; die Korrekturbogen der ersten fünf Bände wurden ihm vorgelegt und von ihm sorgfältig revidiert. Er hatte sich auch schriftlich bereit erklärt, die in seinem Besitz befindlichen Briefe herzugeben; über das zu veröffentlichte Material sollte genau beraten werden; seinen Wünschen entsprechend wurden sogar Briefe ausgelassen oder abgeändert. Im Jahre 1899 zieht er sich allmählich von dem Unternehmen zurück, zuerst ohne Angabe eines Grundes, dann lässt er durch seinen Sachwalter schreiben, dass sein Material nicht gedruckt

¹⁾ *The Monthly Review*. No. 65. Febr. 1906. London, John Murray, Albemarle Street, W. p. 19—40.

werden dürfe. Offenbar handelte er so, „weil verschiedene Briefe in der Ausgabe erschienen waren, die er zurückgezogen hätte“. Nun weist Murray, dessen Familie sich nachweisbar gegen die Familie Lovelace in der zuvorkommendsten Weise benahm, dessen Vater mit dem älteren Lovelace in den freundschaftlichsten Beziehungen lebte und von dem selbst der jetzige Graf Lovelace noch 1897 als „Ihr grosser Vater“ sprach, eben diesem Autor der *Astarte* eine Reihe von Entstellungen nach, speziell bezüglich der Redaktion und Herausgabe, die direkt den durch seine eigenen Briefe erhärteten Tatsachen widersprechen und ein seltsames Licht auf seine mit solchem Aplomb vorgetragenen Behauptungen werfen. Ueber die Sache selbst, auf die es dem Historiker ankommt, die Schuld oder Unschuld der Lady Byron und der Mrs. Leigh geht Murrays Kritik dahin, dass Lovelace die Beschuldigungen übertrieben habe. Ferner behauptet Murray, dass, wenn Lovelace die Wahrheit kennen möchte, er allein — und dies sei Lovelace bekannt — im Besitze von Papieren sei, ohne die die Wahrheit nicht zu finden ist. Zu beachten ist ferner die Erklärung Murrays, er habe alle Anerbietungen einer neuen Biographie Lord Byrons zurückgewiesen, „weil Fragen in Betracht kämen, die am besten der Vergessenheit anheimfallen sollten.“

Wenn der prüfende Historiker das Fazit aus Graf Lovelaces Aufstellungen zieht, so lautet das Ergebnis, dass sie weder überzeugend noch beweisend sind. Das Buch ist ein unglaubliches Sammelsurium von Klatsch und Prunken mit Gelehrsamkeit, es ist unklar und verworren, bringt keine Beweisführungen oder aber die schwächsten, während es die besten angeblich zurückhält. Sowohl aus den Behauptungen des Grafen wie aus dem Artikel Murrays geht ferner hervor, dass beide mit dem wichtigsten Material zurückhalten und dass in den Archiven des Hauses Murray Stoff genug ruht, um manchen unaufgeklärten Punkt in Byrons Erdenwallen klarzulegen. Unseres Erachtens hat also die Erkenntnis des wahren Byron durch obige Publikation keine Fortschritte gemacht. Wie merkwürdig übrigens und scheinbar oft unbegreiflich die Aeusserungen der Personen jenes Trauerspieles, dessen Mittelpunkt Byron war, sein können, zeigt Murray, indem er ein in seinem Besitze befindliches Gedicht abdruckt, das Lady Byron verfasste und am 28. Sep-

tember 1828 an Augusta Leigh sandte, als Byrons beantragte Beisetzung in der Westminsterabtei verweigert wurde. Die letzte Strophe lautet:

"O could I bring to light the unconfest,
The deep dread secrets of the human breast,
How many hearts a kindred pang must own
And who would feel in grief, in guilt, alone!
Judge not but weep for one who never knew,
The blessings that descend on some like dew:
Stern o'er his childhood Calvin's spirit lowered,
And every hope of mercy overpowered."

Nürnberg.

Richard Ackermann.

Bernard Shaw as Dramatist.

Amongst modern English dramatists, Bernard Shaw has the chief claim to our attention, not only because his dramas have been successfully acted in London, Berlin, Vienna and New York, but also because the motifs in some of his dramas are daringly original and are therefore interesting to the student of literary history. Bernard Shaw's break with convention has resulted in a misunderstanding on the part of critics, and, what is worse, on the part of actors. Owing to this misrepresentation Shaw found it expedient to publish his dramas. Some of his dramas have explanatory prefaces — one, to *Major Barbara*, playfully called "First Aid to Critics". To help the actors Shaw gives abundant stage directions, and expresses his regret that printing cannot yet indicate voice intonation. (*Plays Unpleasant*, Preface.)

Shaw's critics have unanimously agreed on one point in their estimation of Shaw's work; they all affirm that Shaw is original. Much of this originality Shaw disclaims, and he is at pains to point out where he has used other people's work. A few examples of this may be of interest. One of the best passages in *Arms and the Man* is that where Sergius exclaims: "I never apologize", a statement so thoroughly in keeping with the mock-heroic conception of the character. This remark was suggested to Shaw by an actual occurrence in the House of Commons, where a certain member, on being asked by the Speaker to withdraw an offensive remark, exclaimed: "I never

withdraw". Shaw's *Captain Brassbound's Conversion* has its scene laid in Morocco. Much of the local colour is taken from a book mentioned below. Shaw's *Candida* bears a striking likeness to Ibsen's *Nora*, which Shaw must have known, for in 1891 he produced his critical essay entitled *The Quintessence of Ibsenism*. Compared with what Shaw has produced his borrowings are slight. In his selection and his use of his material Shaw is refreshingly original. Shaw is able always to transform the material, which he borrows, and so to make it his own. The use, which Shaw makes of an odd phrase once heard or of local colour taken from a book, can scarcely be called a borrowing, but the apparent connection between *Nora* and *Candida* is something more deserving of attention. The only real likeness between the two plays is that in both plays a man and his wife are brought to see their real relation to one another. In both plays it is the wife, who reveals the true situation. Here the likeness ends. Shaw's *Candida*, who has always recognized that she is stronger than her husband, finds it necessary to make her husband realize the fact. There is no storm, the atmosphere has been only slightly disturbed, and the drama ends in the same calm, in which it opened. All is gaiety. Ibsen's *Nora* seems to awaken to a consciousness that all is not well, that she has been a mere toy of her husband's; she resents the treatment, to which she has been subjected, and the drama ends in unrelieved gloom. If Ibsen suggested the situation, he has suggested nothing more. Shaw has taken a situation and made it entirely his own. As an artist Shaw shows himself as independent as he shows himself in criticism and political thought.

In the following pages more space has been given to the more interesting of Shaw's dramas than to the others. An attempt has been made to give the contents of the dramas concisely and clearly for the benefit of those readers, to whom Shaw is hitherto unknown. Shaw's innovations have been briefly, but, it is hoped, clearly pointed out.

Shaw was born in Dublin in 1856. He had no academic education and was therefore enabled to pursue a course of reading in accordance with his tastes. Having become a Socialist he wrote many interesting essays for the Fabian Society.

His interest in social questions comes to light in such dramas as *Mrs Warren's Profession*, *Widowers' Houses* and *Major Barbara*. By profession Shaw is a journalist, and has devoted much of his time to criticising art, music and drama. In early youth he attempted the novel, in which field he attributes his lack of success to the fact that he saw and described things as they actually are, with the result that he could not interest the reading public. This casts some light on his work as a dramatist, for here too Shaw is essentially a realist, representing life as it actually is.

Shaw's first volume of plays contains three "unpleasant" plays: — *Widowers' Houses*, *The Philanderer*, *Mrs Warren's Profession*.

Widowers' Houses.

This drama was begun in 1885 in collaboration with Archer. Shaw soon found, however, that it was impossible for the two to work together. It was first acted in 1892 at the Royalty Theatre. The course of the action is shortly as follows: —

Act I. A wellborn medical man, named Trench, makes the acquaintance of a rich man, Sartorius, and his daughter Blanche, on the Rhine. Trench proposes marriage to Blanche, who has skilfully angled for him. The father agrees to an engagement if Trench's family will receive Blanche.

Act II. After an interval, during which the engagement has been announced, Trench visits the Sartorius family. He learns by accident that Sartorius' money is derived from slum-property and that the money is wrung from starving tenants. In disgust Trench proposes to Blanche that they shall live on his small income and not receive money from her father. Blanche refuses. Now Trench learns from Sartorius that his own income is derived from a mortgage on the property of Sartorius. Trench suddenly realises the horrible truth that his hands are no cleaner than those of Sartorius. Blanche in violent anger, after quarrelling with Trench, breaks off the engagement.

Act III. Trench's nature has in the mean-time changed. From being a careless youth he has become coarsened and sullen. Passion between Trench and Blanche has continued.

They again meet when a money transaction is being discussed between Sartorius and Trench. The quarrel is made up.

Sartorius represents a class of slum landlords, who keep their property in a dirty insanitary and dilapidated condition, and, by employing brutal agents, manage to wring weekly rents from their bullied and starving tenants. Sartorius has taken the precaution to get himself elected on the Vestry so as to protect himself from any searching inquiry into his insanitary and overcrowded houses. In order to buy more property such landlords have to borrow capital, and this is frequently raised by mortgaging the property. Thus there is often a direct connection between the wealthier classes living in luxury, and slum landlords — a connection which the wealthier classes often do not suspect.

Of this play Bernard Shaw says it is a "realistic exposure of slum-landlordism, municipal jobbery and the ties between this and people of independent incomes, who imagine that such sordid matters do not touch their own lives." The complexity of modern life appeals strongly to Bernard Shaw; he depicts it again in *Major Barbara*.

In this play we get character development. Trench at the commencement of the play is a careless youth enjoying a holiday on the Rhine. He is in high spirits since he has just passed his final medical examination. As the play progresses he becomes depressed and sullen on his discovery that his income is derived from a mortgage on the property of Sartorius and that he is therefore connected with a business which he holds to be horrible and immoral. His depression is deepened by the fact that he is bound to a worthless girl by a passion from which he cannot free himself. — Blanche is a shrew, cruel, selfish, a slave to luxury.

The drama ends with the pessimistic outlook of a marriage between a hopeless man and an entirely unloveable woman. Pessimistic as the tone of the drama is it contains the usual amount of Shaw's brilliant wit. The satirical picture of the Englishman on the Continent is very amusing. Like Dickens Shaw shews in some of his works the need for social reform, but unlike Dickens he sees clearly the difficulties which lie in the way.

"Trench. Why don't you build proper dwellings, and give fair value for the money you take?"

Sartorius. My young friend: these poor people do not know how to live in proper dwellings: they would wreck them in a week. You doubt me: try it for yourself. You are welcome to replace all the missing banisters, handrails, cistern lids and dusthole tops at your own expense; and you will find them missing again in less than three days — burnt, sir, every stick of them. I do not blame the poor creatures: they need fires, and often have no other way of getting them. But I really cannot spend pound after pound in repairs for them to pull down, when I can barely get them to pay me four and sixpence a week for a room, which is the recognized fair London rent. No, gentlemen: when people are very poor, you cannot help them, no matter how much you may sympathize with them. It does them more harm than good in the long run. I prefer to save my money in order to provide additional houses for the homeless, and to lay by a little for Blanche."

The Philanderer.

This drama deals with the marriage problem. It contains little action. The time duration is one evening and a day. The action is briefly as follows: —

Charteris, the philanderer, has grown tired of his love affair with Julia, who however pursues him. In order effectually to terminate their relations Charteris proposes marriage to Grace. Julia's arrival cuts short proceedings. The next day Julia, flattered by the high opinion which Dr Paramore has of her moral qualities, and despairing of winning Charteris, accepts the marriage proposal which Dr Paramore makes. Grace, who has had a night to think over affairs and is frightened at the thought of marriage with a man like Charteris, breaks off her engagement. Charteris rejoices at his new-found freedom seeing that Julia's marriage with Dr Paramore makes it no longer necessary for him to marry Grace.

This play might be regarded as an excellent skit on the "New Woman". Much might be urged against our present marriage system, but the Free-love system upheld by Julia and those whom she represents cannot be regarded as a good substitution. Julia has been ready to form an alliance with Charteris which should terminate as soon as she should grow tired of him, but she is not ready to give him up now he has tired of her. Charteris states the case with logical bluntness.

"Charteris. I now assert the right I reserved: the right of breaking with you when I please. Advanced views, Julia, involve advanced duties: you cannot be an advanced woman when you want to bring a man to your feet, and a conventional woman when you want to hold him

there against his will. Advanced people form charming friendships: conventional people marry. Marriage suits a good many people: and its first duty is fidelity. Friendship suits some people; and its first duty is unhesitating, uncomplaining acceptance of a notice of a change of feeling from either side. You chose friendship instead of marriage. Now do your duty, and accept your notice."

Mrs Warren's Profession.

This drama after composition had to be thrown aside because Shaw despaired of its passing the censor. In England the stage is still under a censorship, originally established in 1737 by Walpole to protect himself against Fielding, who exposed Parliamentary abuses in his plays. This censorship is now concerned with public morals only. Shaw feared that the drama would be rejected because of its subject-matter.

The drama treats of the sex question in the light of ill-paid work by women. In his preface Shaw says:

"Society should organise itself in such a fashion as to make it possible for all men and all women to maintain themselves in reasonable comfort by their industry without selling their affections and their convictions. But we have prostitute classes of men: for instance, the dramatists, journalists lawyers, doctors, clergymen and platform politicians who are daily using their highest faculties to belie their real sentiments: a sin compared to which that of a woman who sells the use of her person for a few hours is too venial to be worth mentioning; for rich men without conviction are more dangerous in modern society than poor women without chastity."

The drama is centred on an account of how Mrs Warren came to adopt her profession, and the effect of her story on her daughter Vivie. Vivie, having distinguished herself at Newnham, is busy scheming with regard to her future. Her happiness is cut short by the tale she forces her mother, Mrs Warren, to tell her. Mrs Warren does not know who Vivie's father is. Vivie hears the following story:

"Mrs Warren. [your grandmother] called herself a widow, and had a fried-fish shop down by the Mint, and kept herself and four daughters out of it. One of them worked in a whitelead factory twelve hours a day for nine shillings a week until she died of lead poisoning The other was always held up to us as a model because she married a Government labourer . . . and kept his room and the three children neat and tidy on eighteen shillings a week — until he took to drink. That was worth being respectable for, wasn't it? [my sister] Liz went out one night and never came back Then I was waitress; and then I went to the bar at Waterloo station — fourteen hours a day serving drinks and washing glasses for four shillings a week and my board. . . Well, one cold, wretched night . . . who should come up for a half of Scotch but

Lizzie, in a long fur cloak, elegant and comfortable, with a lot of sovereigns in her purse When she saw I'd grown up good-looking she said to me across the bar "What are you doing there, you little fool? wearing out your health and your appearance for other people's profit!" Liz was saving money then to take a house for herself in Brussels; and she thought we two could save faster than one. So she lent me some money . . . and I saved . . . and then went into business with her as her partner. . . . None of our girls were ever treated as I was treated in the scullery of that temperance place. . . . Would you have had me stay in them and become a worn out old drudge before I was forty? . . . Where would we be now if we'd minded the clergyman's foolishness? Scrubbing floors for one and sixpence a day and nothing to look forward to but the work-house infirmary The only way for a woman to provide for herself decently is for her to be good to some man that can afford to be good to her Ask any lady in London society that has daughters; and she'll tell you the same, except that I tell you straight and she'll tell you crooked."

Vivie sympathizes with her mother. Mr^s Warren's friend, Sir George Crofts, proposes to Vivie; on being rejected he takes revenge by telling Vivie that her father is a certain clergyman in the district, with whose son, Frank, Crofts thinks that Vivie is in love. Crofts hopes that Vivie will marry him, if she can be brought to believe that Frank is her brother. Vivie is horrified to learn from Crofts that her mother still continues her business. With the over-worked girl Vivie could sympathize, but she cannot pardon her mother for continuing the business, now that the necessity has gone. She resolves to break all ties with her mother, not to touch her mother's money, but to earn her own living in London.

The drama puts the position very forcibly.

This drama brings the "unpleasant" plays to their conclusion. The plays are styled unpleasant, because "their dramatic power is used to force the spectator to face unpleasant facts". They are written, not against the stage-figures, but against the public, which allows these things to continue.

The volume containing "pleasant" plays consists of: *Arms and the Man*, *Candida*, *The Man of Destiny*, *You never can tell*.

Arms and the Man.

The action takes place in 1885, in the war between Serbia and Bulgaria.

Act I. A Swiss officer Bluntschli who has been fighting on the Servian side against the Bulgarians flees from battle, enters a small Bulgarian town, and seeks refuge from his

pursuers in the bedroom of a girl who hides him from his enemies.

Act II. The girl Raina, and her mother, having dismissed the Swiss officer resolve to hide their secret from Petkoff, the girl's father and Sergius, the girl's betrothed, who now return from the war. Raina and Sergius act in an artificial heroic way to one another. The Swiss officer returns, and learning from the mistress of the house that the men must not know anything of his adventure, he pretends to be a stranger to them.

Act III. The secret is divulged to Sergius by a servant girl, who has the ambition to marry Sergius. After various mock-heroic scenes in which the calm practically-minded Swiss compares favourably with the Bulgarian Sergius, who acts in a theatrical manner, the drama ends with the betrothal of the Swiss and Raina, and of Sergius and the servant girl.

Sergius is a kind of parody on Byron's stock hero; he can never be natural, his life is one long series of poses so that on reflection he cannot distinguish between his real and assumed self. "I never apologise" he shouts in one passage of the play, and this is typical of the man. With him is contrasted the Swiss soldier, a practical man, a soldier by profession who hates posing and recognises it with disgust in Sergius and Raina. The Swiss soldier has no silly romantic notions about glorious attacks. He looks on a reckless attack as stupid rather than as brave. Experience has taught him that chocolate is more useful than pistol cartridges to an artillery officer, and so he carries chocolate in his pouch. Some critics accuse Shaw of lack of elevation of sentiment and seriousness of purpose. To them his dramas abound in inhuman cynicism. This is because Shaw departs from conventional notions of heroism, and gives us in the Swiss soldier a real man who can run away when it is wise to do so, and can nearly weep, when his nerves are broken from want of food and sleep. Shaw tries to substitute natural history for what he calls "conventional ethics and romantic logic". To him "the tragedy and comedy of life is the failure resulting from trying to establish our institutions on ideals suggested to our imaginations by our half-satisfied passions, instead of on a genuinely scientific natural history". The drama must be looked on as the result of an artist's revolt against convention. The charge of cynicism is foolish.

Candida.

If this play had been written about 1660 it would have been held up as a model of correctness. The action takes place in one room within twelve hours. But the observation of the Unity of Place is due to the author's desire to avoid cost in stage scenery, whilst that of Time is accidental.

A young romantic poet of considerable intellectual power confesses to a clergyman that he is in love with Candida, the clergyman's wife. The clergyman, a Christian Socialist, who fancies himself strong and a great influence, is not at first disturbed. He is gradually made to realise that he is weak and a windbag. He begins to fear that his wife may after all prefer the poet to him. Candida, at the end of the play, shews him that he has always been protected by her strength, and that he has never properly appreciated her. Candida has to choose between the two men; she chooses the weaker, her husband. Thus the drama depicts the development of a man to self-consciousness.

The drama has a striking likeness to Ibsen's *Nora*, but it does not contain the gloom of Ibsen's play. In all Shaw's work painful elements are relieved by his humour. The figure of the romantic poet is repeated again in a later work, *How he lied to her Husband*.

The Man of Destiny.

Little requires to be said on this short character sketch of Napoleon. The scene is Italy in 1796 during the war between France and Austria.

One of Napoleon's officers has been robbed of important dispatches. These Napoleon regains from the thief, a lady, who had stolen them to prevent Napoleon learning the infidelity of his wife. Napoleon is depicted as being shrewd but rather susceptible to flattery. The lady nearly succeeds in escaping by flattering him. Napoleon, like Shaw's later historical sketch *Cæsar*, can see the humour of things.

You never can tell.

This comedy can also be treated shortly. There is no definite plot. It is full of witty dialogue. We have here a contrast between the open manners of a family from an English colony

and the reserve and conventional behaviour of some English people.

Of these plays the most important is *Arms and the Man*. Here is Shaw's first real break with convention. This break is continued in his next play,

The Devil's Disciple.

The scene is an American town during the American War of Independence.

Act I. Dick the hero, disgusted at his home life which keeps up the appearance of Puritanism after the real spirit has died out, has left his home, associated with frivolous companions and has become known as "The Devil's Disciple". He returns home on the death of his father and shews contempt for the pretences at a mock Puritanism which he sees.

Act II. The English commander Burgoyne has ordered arrest of the clergyman of the town, called Anderson. Dick knows this and calls to warn him. In Anderson's absence Mrs Anderson talks to Dick. Soldiers enter, arrest Dick thinking him to be Anderson. Dick allows himself to be led away. Anderson returns and dashes out on hearing this.

Act III. Mrs Anderson, thinking her husband a coward, and admiring Dick's courage, falls in love with Dick, gains admission to his prison and tries to persuade him to disclose his identity in order to save himself. He refuses to do so since he would still be hanged for his trick, and makes no return to her proffers of love. Dick is tried and condemned to death. He shews himself indifferent to death until brought to the scaffold. Just in time Anderson returns with an army and rescues him.

This drama has been wrongly interpreted by both actors and critics. In order to account for Dick's self-sacrifice Dick was assumed to be in love with Mrs Anderson. The play shows the contrary. Shaw himself says: "A persistent misrepresentation of humanity in literature gets finally accepted and acted upon." Shaw's innovation for the drama is clearly seen in this play. Shaw presents characters acting from motives such as dictate actions in real life. Just as the policeman risks his life for a stranger without any love motive, so Dick risks his

to save Anderson without loving Anderson's wife. Shaw banishes conventional ideals of chivalry from the stage.

Shaw admirably depicts the easy coolness of Dick during the long trial scene and the way he has to struggle to maintain composure when he is actually on the gallows. The parson Anderson in the moment of danger changes his rôle as clergyman to become an energetic soldier. The play abounds in satire on the English officer.

Cæsar and Cleopatra.

A synopsis of this play is almost impossible. It deals with Cæsar's conquest of Egypt, and is full of incident mostly of a comic character. Shaw claims to have a more accurate conception of Cæsar than Shakespeare had. Shaw's Cæsar is a man of great originality, greater off the battlefield than on it. He has an exhaustive knowledge of mankind, and uses this knowledge with advantage. He has moreover a keen sense of humour. He seems almost bored with his own success. Cleopatra is sixteen years old, childish, irresponsible, and ungovernable.

The humour is too often made to depend on mixing the conventional language of dignity with modern slang. The following will serve as an example:

"Belzanor. By Apis, Persian, thy gods are good to thee.

The Persian. Try yet again, O captain. Double or quits!"

Captain Brassbound's Conversion.

The scene is Morocco, and the local scenery is taken from C. Graham's *Mogreb-el-Aksa*. The plot is as follows. Sir Howard and his sister-in-law Lady Cicely Waynfleet arrive in Morocco, where Captain Brassbound acts as their guide. In Sir Howard, Captain Brassbound recognises his uncle who has defrauded him of an estate, and determines to hand Sir Howard and Lady Cicely over to a wild tribe. He is converted from his purpose by the charming and confiding Lady Cicely. Help from an American fleet arrives, Brassbound is tried for his conduct and is saved by Lady Cicely.

The whole play centres round Lady Cicely, one of Shaw's most charming feminine creations. Harshness of any kind is hateful to her, and she is ready to impute the most honest

motives to the greatest scoundrel. Captain Brassbound finds it in vain to struggle against her captivating personality, and her influence is felt by all with whom she comes into contact from Rankin the missionary to Drinkwater the rascally coster.

These three dramas are included in the volume called *Plays for Puritans*. During his career as dramatic critic Shaw became disgusted with modern English drama. He says: "The pleasures of the senses I can sympathize with and share; but the substitution of sensuous ecstasy for intellectual activity and honesty is the very devil." Shaw calls on the Puritans to rescue the stage again as they rescued it in the seventeenth century.

John Bull's Other Island.

This play was written in 1904 at the request of an Irishman who wanted a play dealing with Ireland. The action is as follows. An Englishman, Broadbent, with difficulty persuades his partner Doyle, an Irishman, to accompany him on a visit to Ireland. Doyle at first refuses to accompany him, because he holds different views from his father and cannot avoid quarrelling; moreover he wishes to avoid meeting Nora Reilly, who he thinks is waiting to marry him. The two arrive in Ireland where Broadbent falls in love with Nora. Broadbent acts foolishly in his endeavours to make himself popular. Nora gives up her hopes of Doyle and becomes engaged to Broadbent, who puts himself forward as Parliamentary candidate for the district.

The plot merely serves to connect a number of conversations which bring out English and Irish character. In his preface Shaw speaks thus of the partnership:

"Broadbent's special contribution was simply the strength, self-satisfaction, social confidence and cheerful bumptiousness that money, comfort, and good feeding bring to all healthy people; and Doyle's special contribution was the freedom from illusion, the power of facing facts, the nervous industry, the sharpened wits, the sensitive pride of the imaginative man who has fought his way up through social persecution and poverty."

With Kipling's presentation of Irish character Shaw is dissatisfied.

"as to Mr Kipling, . . . he has not . . . the faintest inkling of the reality which he idolizes as Tommy Atkins." (*Soldiers Three*.)

How he lied to her Husband.

This one-act play was written in 1905 as a curtain-raiser to *The Man of Destiny*. Its chief interest lies in its original

treatment of the common situation of husband, wife and lover. The lover, a young poet, has just learnt from the wife, that the husband is soon to be shewn poems which will betray their illicit love. The husband walks in as the lover is thinking out his explanation. The husband is angry at the poet's statement that he does not love the wife, which he regards as an insult. A fight ensues which is terminated by the poet's avowal that he had asked the wife to elope with him.

The poet here is almost a parody on the poet in *Candida*.

Major Barbara.

Major Barbara is an active member of the Salvation Army. She leaves the army on finding that the army accepts money from whiskey distillers, and from her father, a manufacturer of ammunition. A visit to her father's model factory town shews her that she can find enough work amongst her father's employees. The drama closes with her approaching marriage with a man who is to succeed her father in the business.

The drama gives a playgoer a correct view of the Salvation Army. The Salvationist and the "worldly" person completely misunderstand one another. In the words of Shaw we have

"the playgoer despising the Salvationist as a joyless person, shut out from the heaven of the theatre, self-condemned to a life of hideous gloom; and the Salvationist mourning over the playgoer as over a prodigal with vine leaves in his hair, careering outrageously to hell amid the popping of champagne corks and the ribald laughter of sirens!"

Barbara makes the mistake-of not realising the complexity of modern life. She does not sufficiently realise that money cannot be hall-marked, that one cannot say "this comes from a good source, that from a bad". Undershaft, her father, is a man of ripened judgment who has persuaded himself that poverty is the greatest evil.

Construction in Shaw's dramas calls for little remark. His dramas are divided into acts, which are not divided into scenes. The exposition varies in length. In *Widowers' Houses* the action begins almost at once, but in *Major Barbara* almost the whole of the first of the three acts is devoted to exposition. Shaw shews considerable skill in the way he avoids monologues.

Shaw's style is realistic. Just as he presents real life on the stage, so his persons speak the real language of their class. In *Captain Brassbound's Conversion* Drinkwater speaks in the Cockney dialect, which will probably make the play difficult reading for some. The following from *Major Barbara*, will serve as an illustration:

"Snobby Price pinched it off the drum wen e took ap iz cap. I was ap ere all the time an see im do it."

Shaw's realism will probably shock some of his readers. In the same play we find

"I'll teach him to meddle with my judy. Wots iz bleedin name?"

The bestknown playwrights of the last fifteen years are probably Shaw, Pinero and Oscar Wilde. Pinero shews in some of his work considerable power of pathos, but his humour is never more than mediocre. In his *Ideal Husband* Wilde shews some power of pathos, but in his *The Importance of being Earnest* comedy deteriorates into weak farce. Neither of these authors can claim originality. Shaw's plays contain little direct pathos; in fact all gloom disappears under his witty treatment. Since the time of Sheridan we have never had so much brilliant unflagging wit in English comedy. With the suffering of the poorer classes Shaw has full sympathy, but in *Widowers' Houses* the suffering is not presented on the stage, we hear of it only. Shaw begins his work as a dramatist as a social reformer, but he soon becomes a reformer of dramatic art also. Wilde and Pinero satirise society, but it is a limited section of society only. Shaw treats of society as a whole and depicts its wonderful complexity. To Shaw our boasted progress is no more than a myth.

Königsberg.

A. C. Dunstan.

Mitteilungen.

Die Kultur Englands.¹⁾

Seit länger als eineinhalb Jahrzehnten hat mich das Studium der englischen Philologie und, im Zusammenhang damit, der Literatur und Kultur Englands beschäftigt, und während dieser Zeit hat sich mir in immer steigendem Masse die Erkenntnis aufgedrängt, welch enormer Kulturwert dem englischen Volke eigen ist. Diese Erkenntnis beruht nicht bloss auf Bücherstudium, sondern sie hat sich durch jahrelangen Aufenthalt im Lande selbst und im engeren Austausch mit seinen geistig führenden Männern gebildet. Es war natürlich, dass ich bei meinen Bemühungen, Land und Leute in England kennen zu lernen, meine Blicke immer gerichtet hielt auf Deutschland und mich frug: Auf welchen Gebieten kann die englische Kultur uns Deutschen vorbildlich sein, was können wir von England lernen? Es erschien mir als erstrebenswertes Ziel der deutschen Wissenschaft, über die vorbildlichen Züge des englischen Kulturlebens eine ausgiebigere Kenntnis in Deutschland zu verbreiten. Dieses Ziel erschien mir um soviel wünschenswerter, als unsere Kenntnis über das Ausland, und speziell über England, im höchsten Masse lückenhaft und dürftig ist.

Ein literarisches Unternehmen, das sich diesem Ziele widmet, würde einen doppelten Zweck erfüllen:

1. würde es uns helfen, unsere eigene kulturelle Entwicklung zu befruchten und zu fördern dadurch, dass es uns neue Ausblicke eröffnet, unseren Blick richtet auf Verhältnisse und Gebiete, die eine reichere, fruchtbarere Entwicklung zeigen, als sie die entsprechenden deutschen Gebiete aufweisen;
2. aber würden durch eine solche Art der Unterweisung und Belehrung der aus tausend Gründen wünschenswerten Verständigung

¹⁾ Eine Sammlung von Einzeldarstellungen über das geistige, künstlerische und staatliche Leben im modernen England hrsg. unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Schriftsteller von E. Sieper.

zwischen Deutschland und England die Wege gebahnt. Alle Bemühungen, freundliche Beziehungen zwischen Deutschland und England herbeizuführen, werden so lange nicht von dauerndem Erfolg begleitet sein können, als beide Länder so wenig voneinander wissen, und es ist auch immer wieder betont worden, dass hier die Arbeit derjenigen Männer einzusetzen hat, denen ein Zusammengehen der beiden grössten Nationen germanischer Rasse am Herzen liegt. Sie müssen sorgen, dass beide Länder besser über einander unterrichtet werden. Dazu fehlten indes bisher die nötigen literarischen Hilfsmittel. Die Zeitungen und Zeitschriften sowie einzelne versprengte Publikationen können die Aufklärungsarbeit, welche erforderlich ist, nicht tun. Das wäre vielmehr die Arbeit eines gross angelegten, praktisch organisierten und gut geleiteten literarischen Unternehmens.

Diese Erwägungen haben schon vor längerer Zeit zur Gründung der Sammlung: *England in deutscher Beleuchtung*, die bei Schwetschke & Sohn in Halle erschienen ist, geführt. Sie waren auch massgebend, als vor etwa Jahresfrist der Plan ins Auge gefasst wurde, kurze, allgemein verständliche, zur Verbreitung in allen Schichten des Volkes geeignete Beschreibungen Deutschlands, Englands (und Amerikas) anfertigen und in den in Betracht kommenden Ländern verbreiten zu lassen. Nach diesem Plane sollte also eine einfache und kurz gehaltene Beschreibung Englands, seiner Geschichte, seiner Verfassung, seiner Literatur und seines öffentlichen Lebens in deutscher Sprache in Deutschland erscheinen, während eine ähnliche Beschreibung Deutschlands für England in englischer Sprache beabsichtigt war.

Solche populäre Beschreibungen Englands, so dankenswert sie auch unzweifelhaft sind, können allerdings nur beschränkte Wirkung haben. Wenn wir von der englischen Kultur wirklich Anregung und Befruchtung empfangen sollen, so kann dies nur auf Grund einer eindringenden genaueren Kenntnisnahme geschehen. Aus einer kurz gehaltenen zusammenhängenden Beschreibung Englands ist diese Kenntnis nicht zu gewinnen. Dazu bedarf es einer Bibliothek mit ausführlichen Einzeldarstellungen von sachkundiger Hand.

Was mir vorschwebt, sind wissenschaftliche Einzeldarstellungen über die verschiedenen Seiten des englischen Kulturlebens. Auszuwählen wären in erster Linie die Gebiete, auf denen die englische Kultur der unsern überlegen ist, deren Studium uns helfen kann, unsere eigene kulturelle Entwicklung zu fördern. Es müssen also vor allem die folgenden Themata berücksichtigt werden:

1. Die Hauptströmungen der modernen englischen Literatur.

2. Der moderne englische Roman.
3. Aesthetische Kultur.
4. Wilhelm Morris und die Erneuerung des englischen Kunstgewerbes.
5. Die englischen Präraphaeliten.
6. Carlyle und die hauptsächlichsten ethischen Strömungen der neueren Zeit.
7. Die soziale Frage in England (die Settlements, soziale Arbeit der englischen Universitäten).
8. Das soziale Element in der modernen englischen Literatur.
9. Geschichte der englischen Frauenbewegung.
10. Englische Erziehung.
11. Wissenschaftliche Arbeit in England und ihre Organisation (Bibliotheken, Societies).
12. Moderne englische Kunst.
13. Galerien und Museen.
14. Das moderne englische Theater.
15. Englische Baukunst.
16. Die Gartenstadtbewegung.
17. Verfassung und politisches Leben.
18. Die Presse und die öffentliche Meinung.
19. Die englischen Rechtsverhältnisse.
20. England als Kolonialmacht.
21. Charakter und häusliches Leben der Engländer.
22. Keltische Elemente im englischen Charakter, die keltische Renaissance.

Natürlich wäre es nicht ausgeschlossen, dass dies Programm bei der Ausführung kleine Modifikationen und Erweiterungen erfahren würde.

Als Mitarbeiter sind Fachleute gewählt, welche die einschlägigen Verhältnisse auf Grund eigener Beobachtungen und selbständiger Forschungen aus erster Quelle zu beurteilen vermögen. Die historische Entwicklung soll immer, soweit es tunlich, berücksichtigt werden. Die Darstellung soll indessen einfach und allgemein verständlich sein, so dass die Gebildeten aller Kreise als Leser in Betracht kämen.

Es ist gar keine Frage, dass für die meisten der in meinem Programm berücksichtigten Gegenstände ein grosser Kreis von Interessenten vorhanden ist. Unsere Blicke richten sich von Jahr zu Jahr in immer steigendem Masse auf England. Im Mai vorigen Jahres (1908) sind nicht weniger als drei Studienreisen nach England unternommen worden: a) in der Woche vom 18. bis 26. Mai haben die süddeutschen Oberbürgermeister und Stadtverwaltungen London und andere grosse Städte Englands besucht; b) in der darauffolgenden Woche fand der lange und sorgfältig vorbereitete Besuch der deutschen Pastoren statt; c) endlich sandte auch der Verein für staatswissenschaftliche Fortbildung in Köln eine Anzahl von Männern nach London. Letztere waren durch eine Reihe von Vorträgen und Kursen für das Studium der englischen Verhältnisse vorbereitet.

Von den Vorträgen, die der Kölner Verein im vorigen Jahre veranstaltet hat, beziehen sich die folgenden auf englische Verhältnisse:

I. Grundzüge der englischen Staatsverfassung: Dr. jur. et phil. Geffken, Prof. der Handelsakademie in Köln. (7 Std.)

II. Englische Selbstverwaltung: Dr. jur. Stier-Somlo, Universitätsprofessor in Bonn. (6 Std.)

III. Englische Wirtschaftsentwicklung in der Gegenwart: Dr. jur. et phil. Dietzel, Prof. a. d. Universität Bonn.

IV. Deutsche und englische Handelspolitik der neueren Zeit: Dr. jur. et phil. Eckert, Studiendirektor d. Handelshochschule Köln u. Prof. a. d. Universität Bonn.

V. Ueber Handelskammern und Einrichtungen zur Förderung des Aussenhandels unter besonderer Berücksichtigung ausländischer, namentlich englischer Verhältnisse: Prof. Dr. Wirminghaus, Syndikus d. Handelskammer in Köln.

VI. London und Liverpool im internationalen Handelskampf: Dr. jur. et phil. Wiedenfeld, Prof. a. d. Handelshochschule Köln, Regierungsrat a. D.

VII. Deutsches und englisches Armenwesen: Dr. Münsterberg, Stadtrat in Berlin.

VIII. Vergleich der städtischen Entwicklung in Deutschland und in England (Selbstverwaltung, Aufsicht, Munizipalsozialismus, Abgabewesen, Anleihen): Geh. Oberregierungsrat Dr. Freund, vortr. Rat i. Ministerium d. Innern (Berlin).

IX. Der englische Nationalcharakter: Dr. A. Schröer, Prof. a. d. Handelshochschule Köln.

X. Englische Theater der Gegenwart: Dr. med. Limchowitz, Dramaturg der vereinigten Stadttheater.

XI. Englische Burgen: Architekt Bodo Ebhardt, Vorsitzender der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, Grunewald-Berlin.

Dass in Deutschland tatsächlich ein weitgehendes Bedürfnis besteht, über englische Verhältnisse unterrichtet zu werden, beweist auch der verhältnismässig grosse Erfolg, den vereinzelte Publikationen gehabt haben. Ich weise hin auf die Bändchen von Ruskin, die bei Heiz und Mündel in Strassburg erschienen sind, auf W. Fred's Schrift über die Präraphaeliten (im gleichen Verlag), auf Paul Hensel's bereits in zweiter Auflage erschienenenes Buch über Carlyle, auf G. Wendt: *England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen*, 3. Auflage, Leipzig 1907, u. a. m.

Was die technische Seite des Unternehmens anbetrifft, so ist der Umfang eines jeden Bändchens auf etwa 10 Bogen berechnet. Natürlich müsste man den Verfassern eine gewisse Amplitude des Umfangs zugestehen. 8—12 Bogen würde man als die nicht zu überschreitende Grenze bezeichnen können.

Druck, Papier, Ausstattung: alles das müsste würdig und vornehm gehalten werden. Ein kümmerliches Sparsystem, wie

es manche populäre Publikationen verraten, dürfte sich nicht empfehlen.

Die Sammlung wird von R. Oldenbourg-München verlegt werden. Name und Ansehen dieses Verlagshauses geben jede Garantie für eine solide Durchführung des Unternehmens.

Ich möchte nicht unterlassen zu erwähnen, dass mein Plan, wie ich ihn in den vorstehenden Zeilen auseinandergesetzt habe, bereits vor zwei Jahren kurz vor seiner Verwirklichung stand. Damals erklärte sich die Rengersche Buchhandlung in Leipzig (Inhaber Gebhardt & Sohn) auf Betreiben des Herrn Professor W. Grote, Frankfurt a. M., bereit, den Verlag zu übernehmen. Eben hatte ich mit Herrn Gebhardt über die näheren Bedingungen zu verhandeln begonnen, als er starb.

Ich habe den Plan, wie er im vorstehenden dargelegt wurde, in jahrelanger gründlicher Vorbereitung erwogen. Ich habe ihn mit einer Reihe namhafter Fachkollegen und angesehenen Männer, auch solchen von durchaus kritischer und vorsichtiger Veranlagung, durchberaten, und alle haben ihn durchaus gebilligt. Ich glaube auch hoffen zu dürfen, dass das deutsch-englische Verständigungskomitee, dem ich selbst als Ausschussmitglied angehöre, der Angelegenheit ein reges Interesse entgegenbringen wird. Dient doch das Unternehmen genau dem Ziele, das sich das Komitee und das parallel wirkende *Anglo-German Friendship Committee* zur Aufgabe gesetzt haben: einen näheren Anschluss der beiden grössten Kulturvölker germanischer Rasse zu bewirken. Ein solcher Anschluss wird nur erreicht, wenn sich beide Völker gegenseitig näher kennen und schätzen lernen. Diesem Zweck aber soll meine Bibliothek: *Die Kultur Englands* dienen. Es handelt sich um ein Ziel, für das es sich lohnt, Opfer an Zeit, Kraft und Geld zu bringen.

München.

E. Sieper.

Vollwertiges treffendes Englisch.

Das jüngst erschienene Werk *Englisches Englisch* von Paul Heyne (Freiburg i. Br., Bielefeld) macht sich mit Erfolg an die wichtige Aufgabe, den Unterschied zwischen der mit Hilfe von Lexikon und Grammatik konstruierten Uebertragung der fremdländischen Ausdrücke und der aus dem ausgebildeten Sprachgefühl geschöpften idiomatischen Wiedergabe deutlich hervortreten zu lassen. Wie vergeblich das erstgenannte Bemühen ist, ist des öfteren betont worden; die Tatsache wird aber noch immer zu wenig gewürdigt. Das zur Lösung dieser Aufgabe erforderliche Sprachgefühl kann aber nur durch längeres Verweilen im fremden

Milieu oder durch ausgedehnte Pflege der Lektüre herangebildet werden. Diese Erkenntnis veranlasst viele, die fragliche Aufgabe als eine völlig nutzlose zu betrachten. Dabei wird aber übersehen, dass, so selten auch die Mühe durch ein einwandfreies Ergebnis gekrönt wird, sie immerhin eine Schulung von besonderem Werte darstellt. Würde sie keinen anderen Wert besitzen als nur den, den Schüler den Unterschied zwischen dem Elaborat des Lexikons und der „vollwertigen, treffenden“ Wiedergabe erkennen zu lassen, so müsste sie — allerdings nur unter berufener Leitung — dennoch gepflegt werden. Ich füge Beispiele aus dem Heyneschen Werke bei:

Deutsch.	In Anlehnung an das Deutsche (übersetzungsweise) gegebener, halb-wertiger englischer Ausdruck.	Treffend englischer, vollwertiger Ausdruck.
Seit mehr als dreissig Jahren arbeitet er in ausgedehnter Weise nach Indien.	For more than 30 years he is exporting extensively his goods to India.	For upwards of 30 years he has been doing a good export business with India.
Aus Ihrer Antwort können wir nicht entnehmen, dass die Fabrik auf die Herstellung von Fahrrädern eingerichtet ist.	We do not learn from your reply that the factory is organized for making cycles.	We do not gather from your reply that the works are properly equipped for the manufacture of cycles.

Der Verfasser hat hauptsächlich die Geschäftskorrespondenz im Auge, die auch zur häufigsten Veranlassung wird, sich den Stil einer fremden Sprache anzueignen. Dabei räumt er dem sog. Geschäftsstil, zumal dem amerikanischen, einen Rang ein, der ihm sonst sprachlich nicht zuerkannt werden dürfte. Noch bemerkenswerter als die Beispiele sind die Kritik und die Erklärungen, aus denen Regeln für die Vermeidung fehlerhaften Stils hervorgehen. Das Werk bahnt eine ganz neue Richtung an. Ein paralleles Werk für den Engländer, der den deutschen Stil erlernen will, würde eine sehr dankbare Aufgabe sein.¹⁾

Die Bearbeitungen deutscher Texte für den englischen Unterricht müssten in entsprechendem Sinne wirken. Für die schwierigen Textstellen müssten an Stelle der Uebertragungen, welche Deutsche mit saurem Fleiss im Lexikon zusammenlesen, vollwertige Phrasen treten, wie sie dem Engländer bei gleichem psychischen Anlass aus der Feder fliessen würden. Wie wenig die Bedeutung

¹⁾ Dass aber Heynes Buch noch gar sehr verbesserungsbedürftig ist, mögen unsere Leser aus der weiter unten folgenden Besprechung desselben durch Dr. A. C. Dunstan ersehen. *Anm. d. Red.*

der Aufgabe erfasst wird, kann man schon an den Etiketten und Gebrauchsanweisungen des Handels ersehen. Für so leicht erachtet man diese Aufgaben, dass man sie einem jeden anvertrauen zu dürfen glaubt. Hat ja sogar der Titel eines Werkes zur Erlernung des Englischen ein diesbezügliches geflügeltes Wort geliefert — *English as she is spoke*. Die Bearbeiter der genannten Texte erachten es nicht einmal für nötig, ihre Druckbogen der Durchsicht eines Einheimischen zu unterziehen. Auf die Mitarbeiterschaft Einheimischer ist die Vollendung der Kronschen Werke (*Little Londoner* etc.), die in dieser Literatur rühmliche Ausnahmen bilden, zum guten Teil zurückzuführen. Für die Zwecke einer massgebenden Bearbeitung ist überdies noch literarische Beherrschung der betreffenden Sprache erforderlich, sogar seitens des Einheimischen. Was die in Ermangelung solcher Kontrolle herausgegebenen Werke leisten, mag aus der Folge erhellen. Es gibt kaum ein zweites Werk, das für Schülerbearbeitung so geeignet wäre als die *Journalisten* von Gustav Freytag — ein klassisches Beispiel für die Umgangssprache der Neuzeit. Man stelle sich aber die Wirkung ähnlicher Wiedergaben auf der englischen Bühne vor!

Es gibt Wendungen, die einfach unübersetzbar sind und offen als solche bezeichnet werden müssten. In solchen Fällen kann keine entsprechende Wiedergabe getroffen werden, sondern höchstens eine parallele Idee zum Ausdruck kommen. Das gilt hauptsächlich für den Humor. Die bedeutendsten Schwierigkeiten werden aber in der Regel mit Schweigen übergangen. Die Uebersetzung in dem Werke von R. J. Morich, *Der englische Stil* (Leipzig und Wien, Franz Deuticke, 1907) und die Bearbeitung von Freytags *Journalisten* von Dr. Ph. Hangen (Dresden, L. Ehlermann, 1908) wird uns reichlich Belege für diese Behauptung liefern.

Original.	Schlüssel zu <i>Der englische Stil</i> von R. J. Morich.	Wiedergabe eines Einheimischen.
Bolz (eifrig): Müller! Faktotum! Wo sind die Postsachen?	Müller! Maid of all work! Where's the mail?	I say, Müller old boy, where have you got the mail?
— — — — —	— — — — —	— — — — —
die grosse Seeschlange gesehen. (Aufspringend.) Alle Wetter, kommt der wieder mit der alten Seeschlange! Ich wollte, sie würde ihm als Gelee gekocht und er müsste sie kalt aufessen. (Eilt	great sea-serpent seen — (Jumping up.) Hang it all! Here's that beggar at his old sea-serpent again! I'll have it done in aspic for him and make him swallow it cold for breakfast. (rush-	great sea-serpent seen — The devil and all! What's this confounded sea-serpent again! I'd like to put him on a diet of sea-serpent. Bellmaus, you rascal, what have you to say for yourself?

zur Tür rechts.) Bellmaus, Ungeheuer, komm hervor!

Bellmaus (v. rechts): Wozu der Lärm?

Bolz (feierlich): Bellmaus, als wir dir die Ehre erwiesen, dich mit Verfertigung der Nipp-sachen für dieses Blatt zu betrauen, da war die Meinung nicht, dass du die ewige grosse See-schlange durch die Spalten unserer Zeitung wälzen solltest — — — wie konntest du die abgedroschene Lüge wieder hineinsetzen?

Bellmaus: Siepasste gerade, es fehlte ansechs Zeilen.

Bolz: Das ist eine Entschuldigung, aber keine gute. Erfinde deine eigenen Geschichten, wozu bist du Journalist? Mache ein kleines „Eingesandt“, z. B. eine Betrachtung über Menschenleben im allgemeinen, oder über das Umherlaufen von Hunden auf der Strasse, oder suche eine haarsträubende Geschichte heraus, vielleicht ein Meuchelmord aus Höflichkeit, oder wie ein Hamster sieben schlafende Kinder erbissen hat, oder so etwas. Es gibt so vieles, was geschieht, und so ungeheuer vieles, was nicht geschieht, dass es einem ehrlichen Zeitungsschreiber nie an Neuigkeiten fehlen darf.

Bolz: Recht so, mein Sohn, tue das und bes-

ing to door r.) Bellmaus, you scamp, come out here.

Why such a noise? What are my lord's commands?

Bellmaus, when we did you the honour to entrust you with the wholesale production of knickknacks for this paper, we did not intend that you should allow the everlasting sea-serpent to drag its slow length through our columns. How dare you resuscitate that effete old lie?

It happened to fit in. Six lines were wanting.

That's an excuse, but a poor one. If you can't invent your own lies, what's the good of your being a journalist? Make up some rigmarole from an occasional correspondent; for instance a reflection on human life in general, or the number of stray dogs in the streets, or pick out some blood-curdling story, say a murder from sheer humanity, or seven sleeping children eaten by rats — anything in fact. There are so many things that happen, and so incalculably many more that don't happen, that an honest penny-a-liner ought never to be at a loss for news.

Right you are, my boy, do so and turn

What's up now?

Look here, Bellmaus — when we conferred on you the coveted post of doing our tit-bits, we never dreamt you would keep your eternal old sea-serpent floundering in our columns. What do you mean by warming up such stale rubbish?

It just fitted. I was six lines short.

That's no excuse for a reporter. What are you doing on the paper if you can't fabricate your own yarns? Do a little 'par' on the vicissitudes of life, or the nuisance of the stray dogs, or ferret out some blood-curdling sensation such as a murder from exaggerated sense of duty or the destruction of half-a-dozen babies in their cradles by the rats, or what not. There are so many things that do happen and such a multitude that do not, that a reporter who is worth his salt should never be at a loss.

Right you are, my lad, do as you say and

sere dich. — (Die Türe rechts öffnend) Kämpfe, können Sie einen Augenblick hereinkommen? (Zu Müller) Fort mit der Revision nach der Druckerei!

Kämpfe: Ich kann doch nichts Rechtes schreiben, wenn Sie solchen Lärm machen.

Bolz: So! Was haben Sie denn jetzt geschrieben? Doch höchstens einen Liebesbrief an eine Tänzerin, oder eine Bestellung an Ihren Schneider?

Bellmaus: Nein, er schreibt zärtliche Briefe. Er ist ernsthaft verliebt, denn er führte mich gestern im Mondschein spazieren und sprach verächtlich von allen Getränken.

Kämpfe: Ihr Herren, es ist unbillig, einen Menschen von der Arbeit abzurufen, um so schlechte Witze zu machen.

Bolz: Ja, ja, er verleumdet Sie offenbar, wenn er behauptet, dass Sie etwas anderes lieben als Ihre neuen Stiefeln und ein klein wenig Ihre eigene Person. — Du selbst bist eine liebesprühende Natur, kleiner Bellmaus. Du glühst wie ein Räucherkerzchen, so oft du eine junge Dame siehst, du ziehst glimmend und räucherig um sie herum, und hast doch nicht den Mut, sie nur einmal anzudeuten. Aber man muss Nachsicht mit ihm haben, denn er ist von Haus aus lyrischer Dichter!

over a new leaf. — Kämpfe can you come in for a moment? (To Müller) Be off to the printer's with the revise!

How do you expect me to write decent stuff when you are (!) making such a row?

I see! Wonder what you were writing just now. Nothing more serious I'll bet than a love-letter to some ballet-girl, or an order to your tailor?

No, no! he's writing tender letters now. He's seriously in love, for yesterday he took me for a walk by moonlight and spoke scornfully of alcoholic drinks.

Gentlemen it's hardly fair to interrupt a man in his work for the sake of making such poor jokes.

To be sure; he is obviously slandering you when he says you are in love with anything but your new boots, and just a leetle with your own sweet self. You, my Bellmaus, are a Lothario yourself. You flare like a farthing dip whenever you see a young woman. You hover around her guttering and sputtering and have not spunk enough even to speak to her. But we must be gentle with him because he was a lyric poet in his infancy. That's why he is bashful. Women can make

mend your ways. (Opening door) Kämpfe can you spare me a moment? (To Müller) Off with the proof to press!

How can a fellow write if you make . . . ?

I like that! Just let's see what you've been inditing — a billet-doux to some girl, or a new order to your tailor, eh?

Ah! but it's serious this time. — Puts his whole heart into his letters — Took me for a walk by moonlight last evening, and went the length of disparaging liquor!

. a man at his work for the sake of such poor jokes.

I believe you! It's downright slander to say you're in love with anything but your newest togs, or perhaps a leetle with your own precious self. But Bellmaus, you're an amorous little beggar yourself. You're dazed by every pretty face and hover about like a gnat round the flame. And all the time you haven't the pluck to speak to the girl. But we mustn't be hard on the lad — he blushes before ladies, he writes poetry and soars to imaginative heights.

ter gewesen, deshalb ist er so schüchtern, er erröthet vor den Frauen und ist noch schöner Wallungen fähig.

Bellmaus: Ich habe keine Lust, mir unaufhörlich meine Gedichte vorwerfen zu lassen; habe ich sie jemals euch vorgelesen?

him blush, and he is still capable of noble impulses.

I have no mind for ever to be taunted with my poetic efforts. To be sure, I never read them to you.

It's not fair to chaff me about my poetry all the time — did I ever bore *you* with it?

Bolz: Nein, dem Himmel sei Dank, die Unverschämtheit hast du nie gehabt Aber zum Geschäft, ihr Herren!

No. The Lord be praised, you never had that cheek . . . But to business, gentlemen.

You hadn't quite the cheek for that, thank Goodness! . . . But now, I say, we must get on with our work.

In dem obigen kommen zwar einige geschickte Wendungen vor; daneben aber auch so banale, dass die Wiedergabe im ganzen unbrauchbar wird. Aehnliches gilt auch für das nächstfolgende Beispiel. Der Slang ist ein besonders gefährliches Gebiet. Viele Stellen, wo uns das Wörterbuch gänzlich im Stich lässt, übergeht der Herausgeber überhaupt. Korrekte Glossen sind hier nicht berücksichtigt.

Original.

Glossen von
Dr.Ph.Hangen.Glossen eines
Einheimischen.

1. Akt, 1. Szene.

Oberst: . . . dass er sich aber jetzt . . . hat verleiten lassen, als Wahlkandidat . . . aufzutreten, das kann ich ihm gar nicht verzeihen.

Bemühe doch den Professor nicht, solcher Tand ist nichts mehr für ihn, er hat Grösseres im Kopfe.

Sie haben jetzt viel zu thun mit Ihrer Wahl, Herr Abgeordneter in Hoffnung . . . es ist ja sonst Brauch bei solchen Wahlen, dass man einflussreichen Personen den Hof macht und den Wählern die Hand drückt . . . Versprechungen um sich streut und wie die Teufeleien alle heissen.

Oldendorf: Sie glauben selbst nicht, Herr Oberst, dass ich etwas Unwürdiges tun werde.

Oberst: . . . seitdem Sie Journalist geworden sind . . . sind Sie nicht mehr etc.

Oldendorf verteidigt sich.

consider absolutely unpardonable

that's more than I can get over

such trifles don't interest him any longer; far greater things run in his mind . . .

he has a sou above such trifles

it is a general custom you know . . . whatever name all these devilleries may be called by!!

it's the correct thing and all the rest of it

anything mean and derogatory to my honour turned journalist

anything low or mean taken to the press

Oberst: Nun, das wäre ja recht schön. Ich will mir den Morgen nicht durch Streit verderben. Ida mag sehen, ob sie besser mit Ihnen zurecht kommt.

Ida: Der Vater hat recht, seitdem Sie etc. . . . sind Sie ein anderer geworden.

Oldendorf: Ida! auch Sie? Wenn diese Verstimmung zwischen uns beide tritt, dann werde ich sehr arm. . . . geht es nach mir, so führe ich Sie nach der Residenz, um Sie nie wieder von meiner Seite zu lassen. . . .

Wenn diese Wahl vorbei ist, dann will ich noch einmal bei seinem Herzen anfragen. . . .

Ida: Seien Sie nur recht aufmerksam auf seine kleinen Liebhabereien. . . . wenn Sie recht geschickt sind, nennt er vielleicht noch eine Eduard Oldendorf.

Senden: . . . Immer noch dieser Oldendorf. Hören Sie, Blumenberg, die Verbindung des alten Herrn mit der Union muss ein Ende nehmen. Er gehört nicht vollständig zu uns, solange der Professor hier aus- und ein- geht.

Wir brauchen die einflussreiche Person des Obersten.

Und sein Haus ist das erste in der Stadt, die beste Gesellschaft, gute Weine und Kunst. . . .

Schmock: Was soll ich nicht verstehen, wenn Sie schreien wie ein Rabe.

Blumenberg: . . . Als Sie mich hier einführten, habe ich den Obersten gebeten und gedrängt, dass er. . . .

Senden: Ja leider, Sie haben ihm grob genug geschmeichelt,

aber der alte Herr fing doch Feuer

Senden: Leider. Diese Aufsätze sind zu schwerfällig, für den Coriolan sind sie kein Gewinn.

— That's all very fine

— gets on with you

— —

— then I shall be poor indeed

— so as not to have etc.

— try to reach his heart

— if you manage it nicely

always this Oldendorf, bother! he is not entirely ours enters and leaves this house at pleasure [!]

the influential support of the colonel's person[!]

choice wines and artistic tastes

— if you bawl like a coster

— begged and entreated

you laid on thick enough your coarse flattery (Wortstellung!)

the old gentleman was neatly caught all the same

no earthly use to worse luck! tedious, long winded no acquisition to

Blumenberg: Ich habe sie doch mit Vergnügen abgedruckt
Der Oberst hat sogleich auf den Coriolan abonniert.

and yet I had them inserted
I was well content to print them on the spot
clumsy
why should I make any bones about it

Blumenberg: . . . Die Artikel sind ungeschickt, warum soll ich's nicht sagen?

why should I not say so

Und niemand weiss, wer der Verfasser ist.

Senden: So verlangte der alte Herr!

the old gentleman insisted upon

the old gentleman made a point of it

Blumenberg: Deshalb ist es gekommen, wie ich gedacht habe. Oldendorfs Zeitung hat heute diese Artikel angegriffen. Hier ist die neueste Nummer der Union.

that's why it has come to pass exactly as

That's why it turned out as I expected

Senden: Zeigen Sie her. — Das wird ja eine famose Konfusion . . . Sie sind auf Ehre der schlaueste Teufel, der je aus einem Tintenfass gekrochen ist.

— [!]
the 'cutest devil
— [!]

pretty kettle of fish
the 'cutest devil that ever slung ink (slinging ink. Americanism for quill-driving)

Oberst: Die Herren Journalisten haben Nerven wie die Frauen . . . jedes Wort, das jemand gegen euch sagt, empört euch . . . ja die Union, . . . ich lobe vieles nicht, was darin steht, aber . . . im Alarmschlagen, in der Attacke, im Einhauen ist sie geschickter als Ihr Blatt. Die Artikel sind witzig, auch wenn sie unrecht haben, man muss doch darüber lachen.

makes you fly in a passion
charging at full speed . . . making an impetuous onset on the enemy (Lexikon!)
one must laugh at them whether one likes it or not

gets your back up;
agitating, going for their opponents and hitting from the shoulder
one can't help being amused

Blumenberg: Nicht immer. In dem heutigen Angriff . . . sehe ich gar keinen Witz.

Oberst: Angriff auf welche Artikel?

Blumenberg: Auf die Ihrigen, Herr Oberst.

Oberst: Oldendorfs Zeitung greift meine Aufsätze an! . . . „Wir bedauern solche Unkenntnis . . . man kann zweifeln, ob die Naivität des Einsenders komisch oder traurig ist, jedenfalls hat er kein Recht mitzusprechen . . .

One may entertain some doubts

such ignorance is pitiable
"the simplicity of the writer would be comical if it were not deplorable. Anyway he is not entitled to an opinion" . . . No,

O das ist nichtswürdig, das sind Gemeinheiten.

Senden: Jetzt bricht das Wetter los!

Oberst: Herr Professor, Ihre Zeitung macht Fortschritte. Zu den schlechten Grundsätzen kommt noch etwas anderes, die Gemeinheit.

Oldendorf: Herr Oberst, was berechtigt Sie zu diesem kränkenden Wort?

Oberst: Sehen Sie hierher!

Oldendorf: Die Haltung des Angriffs ist nicht ganz so ruhig, als ich gewünscht hätte.

Oberst: . . . Wirklich nicht!

Oldendorf: In der Sache selbst hat der Angriff recht.

Oberst: Herr, das wagen Sie mir zu sagen?

Oldendorf: Herr Oberst, ich begreife diese Stimmung nicht und bitte Sie, darauf Rücksicht zu nehmen, dass wir vor Zeugen sprechen.

Oberst: Fordern Sie keine Rücksichten. An Ihnen wäre es gewesen, Rücksicht gegen den Mann zu beobachten, dessen Freundschaft Sie sonst so sehr in Anspruch nehmen.

Oldendorf: Haben Sie vor allem die Aufrichtigkeit mir zu sagen, in welcher Verbindung Sie mit den angegriffenen Artikeln des Coriolan stehen.

Oberst: Die Artikel sind von mir. . . Sie haben mir hier einen gedruckten Beweis von Freundschaft gegeben, der mich nach anderen nicht lüstern macht.

Oldendorf: Und ich kann Ihnen nur die Erklärung geben, dass ich den Vorfall tief bedauere. . . Ich empfehle mich Ihnen.

Adelheid: Geben Sie Ihrem Landmädchen die Hand. Die Tante grüßt und Gut Rosenau empfiehlt sich in seinem braunen Herbstkleide.

Senden: Wir sind entzückt, unsere

That is downright caddishness [!]

Now for the storm

go a head amazingly — make rapid progress

—

—

really?

—

to take advantage [!] of [the man] whose friendship you at other times were not chary to make a liberal use of

—

have been written by me

to make a. p. wish for more

—

I have the honour to bid you farewell [!]

—

—

that's too bad — that's a low trick

Now all the fat's in the fire!

getting on in nice style

No Engl. equivalent — Low sentiments (obso. baseness) offensive expression

—

The tone of the attack

you don't say so?

your mood is a puzzle to me

to exercise consideration towards the man whose good will you have been drawing upon so largely

—

The articles are my own

to make me hanker for more. All I can tell you is

I wish you good morning, Sir Your country-cousin

Unübersetzbar. our enthusiastic

eifrige Landwirtin in der Stadt zu begrüßen.

"lady-farmer", if
I may so say
("gentleman-farmer" is a current phrase)
your potato-crop

Adelheid: ... Ihre Kartoffelernte ist noch nicht beendet, Ihr Amtmann ist nicht fertig geworden.

The crop of your potatoes

Senden: Leben Sie wohl, Herr Oberst ... ich empfehle mich Ihrer Gnade, Fräulein.

Miss Berg, your most obedient servant

your servant,
Miss Berg

Adelheid: ... hier sehe ich feuchte Augen und eine gefurchte Stirn ... es ist der erste Winter seit dem Tode meines Vaters, an dem ich Lust habe, wieder mit der Welt zu verkehren ... unser Rechtsfreund, Justizrat Schwarz, fordert meine Anwesenheit. Höre, Ida, die Leute packen aus, geh' zum Rechten sehen ... was ist das mit Ida und dem Professor?

—

ruffled brow

Oberst: ... Es geht nicht recht mit uns Männern, die Ansichten sind zu verschieden.

go and see that everything is being done properly
things are not all square between ... [!]

to go into society again
legal adviser, business-man

is done properly

we men do not seem to hit it off together

Adelheid: Waren die Ansichten früher nicht auch verschieden?

Oberst: So verschieden waren sie doch nicht.

so very

not so different as all that

Adelheid: Und welcher von Ihnen hat sich geändert?

—

Oberst: Hm? doch wohl er! ... er wird zu vielem verleitet durch schlechte Umgebung; da sind einige Menschen, Journalisten seiner Zeitung, vor allen ein gewisser Bolz ... er ist Oldendorfs böser Engel.

he, of course

I should say *he* had

Adelheid: Ich glaube nicht an böse Engel. — Was zwischen Ihnen und Oldendorf schlimm geworden ist, kann wieder gut werden ... ich habe ein prächtiges Modell zu einem Kleide mitgebracht, das neue Kleid will ich diesen Winter als Brautjungfer tragen.

If there has happened anything amiss

a fellow called Bolz
evil genius

If anything has gone amiss
be set right

Oberst: Daran ist nicht zu denken ... warum treiben Sie andere Leute zum Altar und Sie selbst müssen erleben, dass Ihre ganze Nachbarschaft Sie spottend die Dornrose und den jungfräulichen Landwirt nennt ... umschwärmt von einem Heere Anbeter und so fest verschlossen gegen jedes Gefühl.

this is out of the question altogether
get married

that is out of the question
coax ... into matrimony
earned the soubriquet of (unübersetzbar) inaccessible to all blandishments

Niemand kann sich das erklären.

it passes everybody; nobody can make it out

Adelheid: Mein Oberst, wenn alle jungen Herren so liebenswürdig wären wie gewisse ältere — ach, aber das sind sie nicht.

some of riper years

as civil as certain older ones that I could name

Oberst: . . . Wir wollen Sie festhalten in der Stadt, bis unter unseren jungen Männern einer gefunden ist, den Sie für würdig halten, unter Ihr Kommando zu treten.

— [!]

accept your yoke

Adelheid: Hören Sie, lieber Korb . . .

—

By the bye, Korb,

Korb: . . . Da ist Johann Lutz vom Schimmellutz . . . das ist eine treue Seele . . . das glaub' ich, ein wildes Füllen war er immer.

son of the old grey-headed Lutz

son of grey-headed old Lutz honest fellow rough colt

Adelheid: Er soll mehr Geld ausgeben, als er einnimmt.

Korb: Ja, das ist wohl möglich. Aber lustig gibt er's aus, davon bin ich überzeugt.

he spends it in style

Bolz: Alle Wetter, kommt der wieder mit der alten Seeschlange. Ich wollte, sie würde ihm als Gelee gekocht und er müsste sie kalt aufessen.

I wish it would be boiled down to a jelly for his benefit

s. o. S. 230.

Bolz (feierlich): Bellmaus, als wir dir die Ehre erwiesen, dich mit Verfertigung von Nippsachen für dieseses Blatt zu betrauen, da war die Meinung nicht, dass du die ewig grosse Seeschlange durch die Spalten unserer Zeitung wälzen solltest . . . wie konntest du die abgedroschene Lüge wieder hineinsetzen?

literary knick-knacks for this paper

entrusted you with the production of tit-bits for the paper keep your eternal sea-serpent floundering in our columns threadbare story I was six lines short

Bellmaus: Sie passte gerade, es fehlte an sechs Zeilen . . .

there were six lines to be filled up

Bolz: . . . Du selbst bist eine liebesprühende Natur, kleiner Bellmaus, du glühst wie ein Räucherkerzchen, so oft du eine junge Dame siehst, du ziehst glimmend und räucherig um sie herum, und hast doch nicht den Mut, sie einmal anzureden. Aber man muss Nachsicht mit ihm haben . . . er ist noch schöner Wallungen fähig . . .

You yourself own a disposition brimful of love [!]

[!!]

still susceptible of generous emotions

you are an amorous beggar yourself. You're dazed by every pretty face, and hover about like a gnat round the flame (ironically) soars to imaginative heights

Oldendorf ist noch nicht hier, lassen Sie uns unter des vertrauten Rat halten Unsere Partei muss das

council of war see it through

durchsetzen . . . von den 100 Wahl-
männern . . . gehören 40 . . . uns,
es ist klar, dass die Wahl nur mit sehr
kleiner Majorität vor sich gehen
wird. Natürlich werden wir die Majo-
rität haben . . . erzählen Sie das
überall mit der grössten Sicherheit.
. . . Was ist der Piepenbrink für eine
Art Mann?

Kämpfe: Er soll sehr grob sein.

Oldendorf (durch die Mitteltür):
Guten Tag, Konrad.

Bolz: Dein Eingang sei gesegnet . . .
mein Herzblatt, die Abendnummer ist
fertig . . . ich habe dem Kämpfe gesagt,
er soll den Artikel würdig, sehr wür-
dig halten.

Oldendorf: Der Artikel darf nicht
geschrieben werden.

Bolz: Ich verstehe dich nicht. Wo-
zu hat man seine politischen Gegner,
wenn man sie nicht angreifen darf.
. Und was verlangt der Oberst
von dir?

Oldendorf: Er wird sich mit mir
versöhnen, wenn ich . . . als Wahlkan-
didat zurücktrete.

Bolz: Teufel, das ist wenig gefordert.

Oldendorf: Ich leide unter diesen
Dissonanzen. Dir, mein Freund, kann
ich das sagen.

Bolz (an ihn tretend und ihm die
Hand drückend): Feierlicher Augen-
genblick männlicher Rührung!

Oldendorf: Du kannst dir denken,
wie peinlich meine Stellung im Hause
des Obersten geworden ist . . . die Un-
terhaltung mit beissenden An-
spiegelungen gewürzt. . . . Siegt
unsere Partei, so fürchte ich, ist mir
jede Hoffnung auf eine Verbin-
dung mit Ida genommen.

Bolz: . . . Die bevorstehende Sitzung
der Kammern wird verhängnisvoll
für den Staat.

. . . Ich will nicht reden von dem Ver-
trauen, das ich in deine Talente

delegates

narrow majority

spread abroad

give that out
confidently

very plain-
spoken

blessed be thy
entrance

"The Lord pre-
serve thy going
out and thy com-
ing in"! (Psalm
CXXI, 8)
sonnie
write with re-
straint

what is the good
of . . . unless

a very moderate
demand I do de-
clare

a tall order, that!

(with mock so-
lemnity)

— [!]

I am moved by
the solemnity of
the occasion

— [!]

The conversa-
tion peppered
with caustic al-
lusions

every chance of
being united in
marriage with [!]

I may give up all
idea of Ida

to be decisive
of the weal and
woe of the coun-
try

be a critical ses-
sion for the
country

confidence I re-
place in your a-

setze . . . du bist ein ehrlicher Kamerad, und so Friede, Freundschaft, Courage! Dein alter Oberst wird nicht unversöhnlich sein.

bilities
well then we remain friends and keep up our spirits

Oldendorf: Adelheid Runeck ist soeben angekommen.

—

—

Bolz: Adelheid Runeck? Die fehlte noch!

Well I never!

What next!

Kämpfe: Was wird geschrieben?

—

—

Bolz: Schildern Sie Australien als ein nichtswürdiges Loch . . . (es folgen unübersetzbare Wendungen über das Känguruh etc.).

—

God-forsaken
hole

Oldendorf: Du kennst also die Runeck? . . .

—

—

Bolz: . . . Wir sind aus demselben Dorf, sie vom Schlosse, ich vom Pfarrhaus . . . das muss in unserm Blatt gesagt werden. Höre, so ein kleiner tugendhafter Artikel: Ermahnung an unsere Wähler, Achtung vor unseren Gegnern! Denn sie sind ja unsere Brüder.

—

she from the mansion, I from the manse
a goody little article
"do not despise your enemy!"
(proverbial saying) is he not "a man and a brother"
wide human interest

Oldendorf, das wäre etwas für dich, in dem Thema ist Tugend und Humanität. . . .

Oldendorf (lächelnd): Du bist ein gemeiner Intrigant.

—

low schemer

Bolz (für sich): . . . Adelheid in der Stadt . . . wozu trommelst du auf einmal so unruhig, liebe Seele.

—

My soul and all,
what's this hubbub

(Korb)

Korb, lieber Korb . . . das ist brav, dass Sie mich nicht vergessen haben.

That's awfully nice of you

you're a trump

Korb: . . . Aber es ist ungeschlecht gegangen. . . . Sie fragte mich, ob das wahr sei, dass Sie ein toller Christ geworden sind. . . .

we were in a bad plight

a sad plight

regular madcap

Bolz: Oh weh! Sie haben mich gerechtfertigt? . . . zuletzt kann sie doch nur einen wählen.

—

stuck up for me

—

Korb: Aber wen? das ist die Frage.

—

—

Bolz: Wen denken Sie?

—

What is your own idea?

Korb: Das ist schwer zu sagen. — Eben schickt Herr v. Senden Eintrittskarten zu dem grossen Ressourcenfest in unser Haus. Es muss so eine Resource sein, wo die vornehmen Leute mit den Bürgern Arm in Arm ge-

where the classes walk arm in arm

classes hob-nob with the masses

hen ich habe manchmal Auf-
träge, wo ich keinen Rat weiss.

with the masses
when I don't
know what the
dickens to do

when I'm at a
loss; at my wit's
end

Bolz: Bellmaus, sieh diesen Herrn
an, er ist ein würdiger alter Freund von
mir . . . Dieser Herr heisst Bellmaus
und ist ein guter Mensch . . . Herr
Korb — aus der grossen Familie der
Tragekörbe, er hat viel in seinem Le-
ben zu tragen gehabt, auch mich hat er
oft auf seinem Rücken getragen . . .
leben Sie wohl, auf baldiges Wieder-
sehen.

dear old friend
of mine
and is a good
sort
unübersetzbare
Anspielung

I hope we'll soon
meet again.

So long, then!

Bolz (allein): Also dieser Senden
wirbt um sie. O, das ist bitter! . . .
Sie wären der beste aller Zeitungsbe-
sitzer, wenn Sie nicht manchmal ein
furchtsamer Hase wären . . . Sen-
den erträgt von mir Dinge, die jeden
andern in Harnisch brächten . . .
so sagen sie ihr, wir liessen bedauern,
dass wir nicht das Vergnügen haben
könnten, die Redaktion hat heute
grosse Wäsche.

hard lines, in-
deed

a great funk

a great funk-
stick
would get up any
one else's back

The editorial
staff being en-
gaged in a great
washing and
cleaning up to-
day [!]

This is a field-
day for our office

Müller: Was?

Bolz (heftig): Wäsche, Kinder-
wäsche, wir sässen im Seifen-
schaum bis über die Ellbogen.

Bellmaus: Ich habe aber ja keine
Toilette gemacht.

Bolz: Ich muss mir Eintritt zu die-
sem Ressourcenfest verschaffen.

I am not dressed
well enough

I'm not fit to
be seen
club - entertain-
ment

Der Vorhang fällt.

Schenken wir uns die übrigen drei Akte. — Nur ein köstlicher
Schnitzer sei noch erwähnt:

Die Musik beginnt.

The music be-
gins to strike
up [!]
(Die Musik
beginnt anzu-
fangen.)

The musik
strikes up.

Freiburg i. B.

Max Henry Ferrars.

Ferienkurse 1909.

Université de Rouen. Cours de français aux étrangers (Va-
cances de juillet-août 1909).

Dates et durée. Ces cours, dont la création était depuis long-
temps réclamée par les nombreux visiteurs de la capitale normande, sont

enfin organisés pour les prochaines vacances, et ils fonctionneront du jeudi 15 juillet au mercredi 25 août inclusivement.

Locaux, jours et heures. Les cours auront lieu dans les amphithéâtres de l'Ecole supérieure des Sciences et des Lettres, tous les matins (autant que possible), entre huit heures et midi, excepté le samedi et le dimanche, jours de repos.

Matières des cours. Ouverts aux Etrangers des deux sexes qui désirent se perfectionner dans l'étude de la Langue française en général, ils comprendront aussi des leçons de Littérature française, d'Histoire et de Géographie, d'Archéologie ou d'Histoire de l'Art, enfin des Exercices de conversation et de traduction dirigés par des Professeurs d'Anglais, d'Allemand et d'autres Langues vivantes, selon le besoin.

Tous les cours seront faits en français. D'après leurs aptitudes ou leurs préférences, les étudiants seront partagés en deux sections: 1^o Une section élémentaire, pour les débutants; 2^o Une section supérieure, pour les étudiants déjà avancés ou qui auraient quelque examen universitaire à préparer. Chacune des deux sections aura quatorze heures de cours par semaine, dont huit particulières et six communes.

Dans la section élémentaire, une heure sera consacrée à l'étude des sons et des mots (phonétique et lexicologie), une heure à la formation de la phrase (syntaxe et analyse), deux heures à l'orthographe et au style (théorie et exercices), deux heures à la lecture raisonnée (prose et poésie), deux heures à des traductions (écrites et orales) d'anglais et d'allemand en français. Le dernier quart d'heure de chacun de ces cours sera réservé pour des interrogations techniques ou pour une conversation sur des sujets usuels.

Dans la section supérieure, on consacrera une heure à la grammaire historique, deux heures à l'explication d'auteurs anciens, deux heures à la lecture raisonnée de textes littéraires (prose et poésie), une heure à la composition littéraire (théorie et exercices oraux), deux heures à des traductions (écrites et orales) d'auteurs anglais et allemands. Au dernier quart d'heure, conversation ou interrogations.

Pour les deux sections réunies, il y aura des cours ou conférences hebdomadaires d'une heure, portant sur l'Histoire de la Littérature française (principalement depuis le XVII^e siècle), sur l'Histoire de France (mœurs et institutions, notamment depuis 1789), sur la Géographie de la région normande, sur l'Histoire de l'Art (avec projections); enfin des promenades archéologiques, de deux heures environ, seront faites chaque semaine aux principaux monuments de la »Ville Musée«.

Conditions d'admission. A quelque section qu'on s'inscrive, le prix d'admission sera le même: 15 francs pour une semaine, 50 francs pour un mois, 75 francs pour toute la durée des cours. — Le paiement devra en être effectué dès la demande d'inscription, soit en mandat international, dont le talon servira de reçu, soit en espèces françaises entre les mains du Secrétaire-Trésorier. — On est instamment prié de se faire inscrire, autant que possible, une quinzaine avant l'ouverture des premiers cours, c'est-à-dire vers le 30 juin au plus tard.

Certificats et Diplômes. Aux auditeurs d'un mois au moins, il sera délivré, au nom de l'Alliance française, des Certificats d'assiduité, et, après examen, des Diplômes de capacité (degré élémentaire ou supérieur), les premiers moyennant un versement de 2 fr. 50, les seconds sur une consignment de 12 fr. 50 (dont 10 francs resteront acquis pour frais d'examen).

Excursions et Distractions. Le Comité de direction s'efforcera d'organiser, pour chaque samedi, une excursion aux environs de la Ville (remarquables par leur intérêt historique et leur charme pittoresque), et aux excursionnistes étrangers se joindront un certain nombre de Français et de Françaises. Les amateurs de sport seront mis en relation avec les sociétés sportives de la Ville.

Tarif des pensions. Le prix des pensions est variable, à partir de 40 francs par semaine (en ville) ou même de 35 francs (en banlieue). Une liste de tarifs, dressée par les soins du Syndicat d'initiative sera imprimée et mise à la disposition de quiconque en fera la demande en s'inscrivant. Pour les pensions de famille chez des Professeurs, on peut s'adresser dès maintenant à la direction des Cours de Vacances.

Pour toute demande de renseignements, écrire à l'adresse suivante: Monsieur Chevaldin, Direction des Cours de Vacances aux Etrangers, 23, Rue Bouquet, Rouen (Seine-Inférieure), France.

St-Malo-St-Servan (Bretagne). Cours de Français pour les Etrangers, août 1909 (7^e année). St-Servan, où se font les Cours, est une station balnéaire (12000 habitants, Eglises anglaises); en communication avec St-Malo, par le Pont-Roulant (5 minutes), Paramé, par un Tramway, 0 fr. 20 (15 minutes), Dinard, Bateau à vapeur, 0 fr. 20 (15 minutes). Les Cours auront lieu du Lundi 2 août au Samedi 28 inclus — tous les matins, de 9 heures à midi, sauf les Dimanches. — Certificats d'assiduité aux Cours. Ces Cours sont destinés aux Etrangers des deux sexes qui désirent se perfectionner dans l'étude de la Langue française, de sa littérature, de son histoire et de ses institutions. Les Cours sont faits uniquement en français.

I. Cours Supérieur. Institutions et Histoire de la France.

A) M. A. Fettu, Professeur à l'Université de Rennes.¹⁾ L'Enseignement en France: Ecoles, Lycées et Collèges, Universités; les Elections politiques et les réunions électorales; l'Armée Française: La Légion étrangère et les incidents du Maroc; La Justice criminelle: La Cour d'Assises et la peine de mort; La Classe Ouvrière. — La Misère et l'Assistance publique. La Femme Française: Sa condition légale et sociale. La Liberté de conscience et la Liberté religieuse. Les Droits de Haute police de l'Etat vis-à-vis des Etrangers. B) M. A. Girod, Principal du Collège de St-Servan: La Révolution Française. — La Politique Napoléonienne. — Le Régime Parlementaire (1815—1848). — Le Suffrage Universel (1848—1875).

Littérature Française. — M. P. Rolland, Agrégé des Lettres, Professeur au Lycée Buffon à Paris: Les Précurseurs de Corneille. La Tragédie Classique au XVII^e siècle. Corneille: Le Cid, le Menteur. — Racine: Britannicus. Au XVIII^e siècle, Voltaire: Alzire. Au XIX^e siècle, le drame romantique; V. Hugo: Hernani. Explications de Corneille, Le Menteur et V. Hugo, Hernani.

Langue Française. M. F. Gohin, Docteur ès lettres, Lauréat de l'Académie Française: Origines de la Langue française moderne. La Langue classique: Ecrivains et grammairiens du XVII^e siècle. Valeur de la langue classique. La langue française au XVIII^e siècle: La tradition et les novateurs. Les Stylistes: Influence de Chateaubriand et de V. Hugo. Caractères de la Langue contemporaine. La Question actuelle de la Réforme de l'Orthographe. Explications d'A. Daudet, Lettres de mon Moulin.

¹⁾ Pendant l'année scolaire, l'Université de Rennes organise des Cours de Français pour les Etrangers. S'adresser à M. Feuillerat, Professeur à l'Université de Rennes.

II. Cours intermédiaire. Les Leçons auront pour objet l'étude pratique de la Langue française (Vocabulaire, Prononciation, Lecture, Conversation et Composition), d'après la méthode directe:

Vocabulaire (Tableaux muraux, cartes et images). M. A. Bonnet, Professeur agrégé au Lycée de Rennes.

Prononciation. M. P. Gohin, Licencié ès lettres.

Conversation et Composition. M. E. Cannac, Professeur au Collège de St-Servan.

III. Cours pour les Débutants. Ce Cours est spécialement réservé aux débutants; on leur apprendra des mots et des phrases très simples par la lecture, les tableaux muraux et la conversation, en veillant spécialement à la prononciation. M. A. Leroy, Professeur au Collège de St-Servan.

IV. Cours de Diction et de Lecture expressive (ce cours, commun à tous nos auditeurs, aura lieu tous les jours, sauf le samedi): M. Léon Ricquier, Chevalier de la Légion d'honneur et Officier de l'Instruction publique, Professeur de Diction à l'Ecole normale de la Seine et dans les Ecoles supérieures de Paris.

Condition d'admission aux Cours. 50 francs, pour le mois; 30 francs, pour 15 jours, Réduction de 10%, pour 5 cartes d'entrée prises en même temps. — On délivre aussi des Carnets de 12 tickets (20 francs), chaque ticket valable pour une heure de cours.

Examens facultatifs. A la fin des Cours, les Auditeurs pourront, s'ils le désirent, subir un examen, en vue de l'obtention d'un des diplômes suivants: 1^o Diplôme élémentaire, attestant une connaissance pratique de la langue française suffisante pour la conversation et la correspondance; 2^o Diplôme supérieur, attestant une connaissance approfondie de la langue et de la littérature françaises, nécessaire pour l'enseignement. Pour l'examen supérieur, suivre les Conférences du Cours et préparer: V. Hugo, Hernani et A. Daudet, Lettres de mon Moulin. — Droits d'examen: 10 francs.

Les Cours se feront au Collège universitaire de St-Servan, mis par M. le Recteur de l'Académie de Rennes à la disposition des Professeurs. Entrée rue Le Pomellec, tout près de la Station des Tramways.

Hôtels (7, 8, 9, 10, 12 francs); pensions de famille (5.50, 6, 7, 8 francs); familles (6, 7 francs).

Nous préférons que nos auditeurs fassent eux-mêmes, suivant leurs convenances, les arrangements nécessaires pour leur séjour. Toutefois nous viendrons en aide à ceux qui nous en feront la demande: dans ce cas ils devront, avant le 15 juillet, 1^o adresser par mandat postal à M. Ferdinand Gohin, professeur au Lycée de Rennes, les droits d'inscription pour la carte d'entrée au Cours, 2^o lui indiquer lisiblement leur nom, leur pays d'origine, leur adresse, et faire savoir dans quelles conditions et à quel prix ils désirent être logés et nourris.

De très belles excursions peuvent être faites de St-Malo-St-Servan sur toute la côte nord de la Bretagne, que la beauté de ses sites maritimes a fait appeler la »Côte d'Emeraude«: visiter la Baie de St-Malo et le Cap Fréhel, la Baie de Cancale, la Baie du Mont-St-Michel, Dinard et ses magnifiques villas; remonter la Rance jusqu'à Dinan. A peu de distance Rennes, la capitale de la Bretagne, et Vitré, cité du Moyen Age.

Les Cours ayant lieu le matin, les Auditeurs auront toutes facilités pour faire, l'après-midi, par bateaux ou tramways, des promenades fort jolies et peu coûteuses.

Des excursions seront organisées au Mont-St-Michel (8 août), au Mont-Dol (14 août), et à Combourg, château de Chateaubriand (25 août).

Les Auditeurs peuvent apporter avec eux leur bicyclette: les droits de douane sont en France de 2 fr. 20 c. par kilogramme; mais cette somme sera remboursée, à condition que le cycliste déclare, en la payant, son intention de la réclamer à son départ.

Pour tous les renseignements, écrire à M. F. Gohin, Professeur au Lycée de Rennes.

University of Edinburgh, Vacation Courses (August 1909).

In August 1909, two full Courses will be given, for the benefit of Teachers and Students of both sexes: viz., one Course in French and one in English. The demand for German being unfortunately very limited, the Courses in that language will, for this year at least, be omitted. The English Course is adapted for Foreigners and for English-speaking Students. For behoof of the latter more particularly there are also Courses in English Phonetics and Historical Grammar.

Each complete Course will consist of at least — 1. Forty-four Lectures on Language and Literature; and 2. Eighteen Practical Lessons, to small groups. The instruction will be given in French and in English respectively.

The Courses will be divided into two parts: 1. 29th July to 12th August, inclusive; and 2. 13th to 27th August, inclusive.

Distinguished staff of about twenty-five Professors and Lecturers, from Paris, Oxford, Cambridge, Edinburgh, etc.

The Courses will be inaugurated by the Lord Provost of Edinburgh and the Principal of the University on Wednesday, 28th July, at 11 A.M., after which an Introductory Address will be given. (Admission free.)

The First French Half Course, to begin on Thursday, 29th July, will consist of a) 11 Lectures on Literature, by Prof. Paul Morillot, University of Grenoble, and b) 11 Lectures on Phonetics, by M. Zünd-Burguet, University of Paris (followed by a Course of 10 Lessons in Applied Phonetics, specially adapted for English, German, and other Teachers); and c) 9 Practical Lessons.

The Second French Half Course, to begin on Friday, 13th August, will consist of a) 11 Lectures on French Institutions, by Prof. A. Audibert, Agrégé de l'Université, Paris; b) 11 Lectures on Idiomatic French, by Prof. F. Herbert, Maître de Conférences, Paris; and c) 9 Practical Lessons.

The First English Half Course, to begin on Thursday, 29th July, will consist of a) 11 Lectures on Literature, by Mr. A. A. Jack, M.A., Professor of English, Queen's College, London; b) 11 Lectures on English History, by Prof. Kirkpatrick, Professor of History, University of Edinburgh; c) 11 Lectures on Idiomatic English, by Prof. Kirkpatrick (for Foreigners); and d) 9 Practical Lessons.

The Second English Half Course, to begin on Friday, 13th August, will consist of a) 11 Lectures on Literature, by Mr. W. L. Carrie, M.A., formerly University Assistant and Examiner; b) 11 Lectures on Literature, by Mr. A. A. Jack; c) 11 Lectures on Idiomatic English, by Prof. Kirkpatrick (continuation of Course for Foreigners); and d) 9 Practical Lessons.

Additional Lectures in English (3 in each case), specially adapted for Teachers, both Foreign and English, will be given on Public Health

(by Dr. Buchanan Young, Assistant to the Professor of Public Health, University of Edinburgh), on Commerce and Industry (by Mr. T. J. Millar, Prof. in the Heriot-Watt College), on Mercantile Law (by M. N. J. Kennedy, Advocate, Sheriff of Renfrew, lately Professor of Law, University of Aberdeen), and on Political Science (by Mr. D. P. Heatley, Lecturer in History and Political Science, University of Edinburgh).

Most of the English Lectures, and specially the Lectures and Practical Courses in Phonetics and Historical Grammar, are adapted for English-speaking Students.

Practical Lessons, in both Languages, are given by experienced University Graduates and other Teachers.

Evening Meetings. — Lectures on literary and scientific subjects, by eminent Lecturers; also Recitations and Dramatic Performances in English and French.

A Reception, free to all enrolled Students and to the Teaching Staff, will be given on Thursday evening, 29th July.

Wednesday evenings will be devoted to Social Meetings, with refreshments, music, recitations, etc. (admission by one Ticket from the Set).

Excursions. — On Saturdays the historic and picturesque environs of Edinburgh will be visited.

Board and lodging, from 21 s. to 30 s. per week. (Printed list, with plan of Edinburgh, on application.)

Scale of Fees. Month's Course (44 or more Lectures and 18 Lessons) in French or English 2 £ — Fortnight's Course in French or English 1 £ 5 s. — Month's Courses in both Languages 3 £ — Fortnight's Courses in both Languages 2 £ — Set of Five Tickets, for any five Lectures, Recitations, or Social Meetings 5 s. — Extra Fee¹ for a Second series of 18 Practical Lessons 12 s. 6 d., for a Half-series of 9 Practical Lessons 7 s. 6 d. — Special Fee for M. Zünd-Burguet's Applied Phonetics 15 s. — Short English Courses (Public Health, Commerce, Political Science, Mercantile Law), each Course 2 s. 6 d. — Single Ticket for Lecture or Recitation, 1 s. 6 d.; for Reception on 29th July, 2 s. 7 d.; for Social Evening, 2 s. (N.B. — Fees need not be paid before arrival, but previous Enrolment is urgently requested.)

Certificates of High Distinction, of Merit, of Progress, or of Attendance only, will be granted, free of charge, to Students who have attended the full Month's Course of 62 or more Lectures and Lessons in English or French, and have done the prescribed work, provided they have given previous notice that they are Candidates.

For Programmes, Forms of Enrolment, etc., please apply to the Hon. Secretary (Prof. Kirkpatrick, University of Edinburgh) or to the Hon. Treasurer (J. J. Waugh Esq., 43 George Street, Edinburgh).

University of Oxford. Summer Meeting, 1909.

The Meeting of this year will begin on July 30th, and will end on August 23rd. It will be open as usual to all students, English and Foreign, and will be divided, for the convenience of those who cannot stay the whole time, into two parts: Part I, July 30—August 11 inclusive; Part II, August 11—23 inclusive.

The full Programme of the Meeting, with Time Table, List of

¹) The Class Ticket admits to the Lectures and to one Practical Course. The extra fee is for those who desire to attend a second such Course by a different Instructor.

Lodging-houses, etc., will be ready in April, and will be sent on receipt of 7 d. post free to all applicants.¹⁾

The Inaugural Lecture will be delivered on Friday, July 30, at 8,30 p.m., by the Right Rev. W. Boyd Carpenter, D.D., Hon. D.C.L., Lord Bishop of Ripon.

The general subject of the lectures will be Italy and its place in World History, with special reference to its contributions to Literature, Art, and Science.

A special feature of the Meeting will be the arrangement of *Courses* of lectures by one lecturer; it is hoped that the continuity of teaching thus attained may be found particularly helpful to students.

The Section intended primarily for Foreign Students will this year be enlarged. Special courses in English Literature and in English Institutions, which will be open also to all members of the Meeting, have been arranged for them; there will be also systematic instruction in the English Language, and an examination will be held. Further particulars as to these lectures and classes may be obtained in a separate leaflet.

The main courses of lectures will be as follows:

Section A. History. Mediaeval and Modern Italy. — Section B. The Contribution of Italy to Literature. — Section C. Italy and the Fine Arts. This section will be fully illustrated throughout by lantern slides, photographs, etc. — Section D. Italy's Contribution to Science.

In addition to the General Course on Italy, lectures and classes will be arranged in the following sections: Section E. Economic and Political Science: a) Industrial History in its bearing on some present problems, by Mr. A. L. Smith. b) English Political Institutions treated in comparison with the Political Institutions of other Modern States by Mr. J.A.R. Marriott. — Section F. Shakespeare's Tragedies in relation to Modern Art, by Mr. J. C. Powys, M.A.

Special Classes: 1. The English Language. (Mr. T. H. Penson, M.A., Worcester College, and others.) — 2. The Italian Language. — 3. Educational Theory and Practice. — 4. Practical Map-making.

A Conference will be arranged in connexion with the Social Economic Section, the subject of which will be Industrial Peace. The Right Hon. D. Lloyd George, Chancellor of the Exchequer, will preside.

Arrangements will be made for discussion classes in connexion with Mr. A. L. Smith's lectures on Industrial History.

Special Sermons will be preached by the Right Rev. the Lord Bishop of Ripon, the Right Rev. the Lord Bishop of Southwark, the Right Rev. the Lord Bishop of Chester, the Rev. Dr. Estlin Carpenter, Principal of Manchester College, the Rev. C. Hargrove, M.A., the Rev. W. Temple, and others.

Visits to the Colleges will be organized, as usual to give students the opportunity of seeing the buildings under expert guidance. The University Galleries, which contain valuable specimens of Raphael's and Michelangelo's drawings, will be shown in connexion with the Art Section. Excursions to places in the neighbourhood of Oxford will be organized on August 11.

There will be a *Conversazione* and a Garden Party.

The Reception Room and Reading Rooms, with a Reference

¹⁾ To avoid the expense of transmitting small sums of money to England, residents in Germany may obtain Programmes (price 1 Mark) from Dr. Ulrich Meier, Bautzen, Saxony.

Library for Students, will be in the Examination Schools, and will be open from 9 a. m. to 7 p. m.

A Guide to Preparatory Reading for the Summer Meeting of 1909 is now published, and will be sent on receipt of 3 *d.* post free from the University Extension Office, Oxford, to all applicants.

The full Programme will contain a revised list of Lodging-houses, with terms. A limited number of women students will be received at Somerville College (during Part I only), at Lady Margaret Hall, and St. Hugh's Hall. For rooms in St. Hugh's Hall application should be made to the Principal; for Lady Margaret Hall, to Mrs. Toynbee, 10 Norham Gardens, Oxford; for Somerville College, to the Principal. The charge for board and lodging in each case will be 30 *s.* per week or 5 *s.* per night.

A limited number of Scholarships will be awarded to enable students, who would not otherwise be able to do so, to attend the Meeting. Particulars on application.

It is hoped that the principal Railway Companies will make arrangements whereby holders of Summer Meeting Tickets will be entitled to travel to and from Oxford for a fare and a quarter for the double journey. In this event a special form of certificate, signed by the Secretary to the Delegates, must in each case be presented to the booking clerk at the station of departure. A certificate will be forwarded with each Summer Meeting Ticket.

Price of Tickets: I. For the whole Meeting 1 £ 10 *s.* — II. For the First Part of the Meeting only (July 30—August 11) 1 £ 1 *s.* — III. For the Second Part of the Meeting only (August 11—August 23) 1 £ 1 *s.* — IV. Tickets for parties of not less than five University Extension Students making application before June 1st., will be issued at a reduction of 10 per cent. — All tickets are non-transferable, and do not admit to the special classes for which an extra fee is charged. They entitle the holder to special reduced terms for recreation.

Application for tickets, and all inquiries in connexion with the Summer Meeting, should be endorsed 'Summer Meeting', and should be addressed to the Secretary to the Delegacy: J. A. R. Marriott, Esq., M.A., University Extension Office, Examination Schools, Oxford.

University of Oxford. Vacation Course for Foreign Students.

A Vacation Course, designed for Foreigners, will be arranged in Oxford during the month of August, 1909. It will be held concurrently with the *Summer Meeting of University Extension Students*, the lectures at which will be open to Foreigners, in addition to the courses designed primarily for them. Foreign students will also have the advantage of intercourse with many hundreds of English people gathered in Oxford at that time.

The Lecture Courses, designed primarily for Foreigners, will be as follows: I. Lecture Classes (14—16) in the English Language, by Mr. T. H. Penson, M.A. II. English Political Institutions treated in comparison with the Political Institutions of other Modern States (8 lectures), by Mr. J. A. R. Marriott, M.A. III. Shakespeare's Tragedies in Relation to Modern Art (6 lectures), by Mr. J. C. Powys, M.A. In these lectures Mr. Powys will consider the Great Shakespearean Tragedies in regard to Shakespeare's treatment of such problems connected with philosophy, religion, politics, and ethics as occupy the minds of some important European writers of our day. Such as: Wagner, Ibsen, Nietzsche, Rostand, Tolstoy, Anatole France, George Meredith, Sudermann, d'Annunzio, and Turgenieff. IV.

Special Classes in English speaking, reading, pronunciation, and composition. These classes will in each case be limited to 15 students: but such instruction will only be guaranteed to students who take their tickets not later than June 1.

The Meeting will open on July 30 and end on August 23. For the convenience of those who cannot remain during the whole time the Meeting will be divided into two parts as follows: Part I, July 30—August 11, Part II, August 11—August 23.

A ticket for the whole Meeting costs 3 £; for either Part 2 £. This fee will admit the student to all the special Lecture-courses and Classes enumerated above, and also to all the University Extension Lectures in the general programme, but it does not include examination fee or certificate, or Board and lodging, which can be obtained in Oxford from about 25 s.—35 s. a week.

A Certificate of attendance only will be issued to all students who attend regularly the lectures and classes (Certificate fee 1 s.).

Certificates (in two grades, elementary and advanced) will also be issued, after examination, for proficiency in a) written and b) spoken English, or both. A fee of 10 s. will be charged to students who enter for either Part of the Examination: a fee of 15 s. to those students who enter for both Parts. Only those students who have attended the whole Meeting will be eligible to enter for the Examination.

The Certificate will state whether the candidate has passed an elementary or advanced examination, in written or spoken English, or both.

A Guide to Reading is now ready, and will be sent, post free, on receipt of 3 d.

All further information can be obtained from J. A. R. Marriott, M.A., University Extension Office, Oxford.

50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird von Dienstag den 28. September bis Freitag den 1. Oktober 1909 in Graz stattfinden.

Vorsitzende: Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schenk-Maria-Trost bei Graz, Regierungsrat Gymnasialdirektor Dr. Otto Adamek-Graz, Lichtenfelsgasse 3.

Als Obmänner haben die vorbereitenden Geschäfte übernommen:

Für die philologische Sektion: Gymnasialdirektor Dr. Albin Nager-Graz, Univ.-Prof. Dr. Richard C. Kukula-Graz;

für die pädagogische Sektion: Landesschulinspektor Dr. Karl Tumlirz-Graz, Univ.-Prof. Dr. Eduard Martinak-Graz, Gymn.-Prof. Dr. Johann Ranftl-Graz;

für die archäologische Sektion: Univ.-Prof. Dr. Hans Schrader-Graz, Gymn.-Direktor Dr. Hans Gutscher-Leoben, Gymn.-Prof. Dr. Rudolf Wimmerer-Graz;

für die germanistische Sektion: Univ.-Prof. Dr. August Sauer-Prag, Univ.-Prof. Dr. Konrad Zwierzina-Innsbruck, Regierungsrat Direktor i. R. Dr. Karl Reissenberger-Graz;

für die historisch-epigraphische Sektion: Univ.-Prof. Dr. Adolf Bauer-Graz, Univ.-Prof. Dr. Otto Cuntz-Graz, Gymn.-Prof. Dr. Artur Ledl-Graz;

für die romanistische Sektion: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Julius Cornu-Graz, Realschul-Prof. Georg Weitzenböck-Graz;
 für die geographische Sektion: Univ.-Prof. Dr. Robert Sieger-Graz, Handelsakademie-Prof. Dr. Richard Marek-Graz;
 für die anglistische Sektion: Univ.-Prof. Dr. Alois Pogatscher-Graz, Realschul-Prof. Ferdinand Kroier-Graz;
 für die indogermanische Sektion: Univ.-Prof. Dr. Rudolf Meisinger-Graz, Gymn.-Prof. Anton Lantschner-Graz;
 für die orientalische Sektion: Univ.-Prof. Dr. Johann Kirste-Graz, Univ.-Prof. Dr. Nikolaus Rhodokanakis-Graz;
 für die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion:
 a) mathematisch-physikalische Abteilung: Landesschulinspektor Dr. Karl Rosenberg-Graz, Realschul-Dir. Josef Frank-Graz;
 b) biologisch-chemische Abteilung: Realschul-Dir. Dr. Anton Schwaighofer-Graz, Univ.-Prof. Dr. Franz Hemmelmayr Edler v. Augustenfeld-Graz;
 für die Sektion für Bibliothekswesen: Univ.-Bibliothekar, kais. Rat Dr. A. Schlossar-Graz, Bibliotheks-Kustos Dr. Ferdinand Eichler-Graz.

Ausserdem ist die Gründung einer Sektion für sachliche Volkskunde in Aussicht genommen.

Vorträge für die allgemeinen Sitzungen sind bis zum 1. Juni bei einem der beiden Vorsitzenden, für die Sektionen bei einem der Herren Obmänner anzumelden. Im Laufe des Monats Juli wird eine zweite Einladung mit dem vollständigen Verzeichnis der angemeldeten Vorträge und der Ankündigung der in Aussicht genommenen festlichen Veranstaltungen versendet werden.

Gemäss den Beschlüssen der Basler Versammlung wird sich diesmal die Durchführung des Hamburger Programms (Verhältnis zwischen Wissenschaft und Schule und Ausbildung der Lehramtskandidaten) auf die deutsche Sprache und die Geographie erstrecken. Als Referenten sind für die deutsche Sprache Univ.-Prof. Dr. Elster-Marburg und Gymnasialdirektor Dr. Lück-Steglitz, für die Geographie Univ.-Prof. Dr. Brückner-Wien und Oberlehrer Dr. Lampe-Berlin gewonnen; der Diskussion wird ein voller Halbttag eingeräumt werden.

Am Sonntag den 26. und Montag den 27. September 1909 findet in Graz die Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereins statt; ebenso wird in herkömmlicher Weise mit der orientalischen Sektion die Sitzung der deutsch-morgenländischen Gesellschaft verbunden werden.

Graz, im März 1909.

Schenk l. Adamek.

Zur Aussprachebezeichnung in englischen Schulbüchern.

Für diejenigen Leser dieser *Zeitschrift*, welche sich für das von mir in Vorschlag gebrachte Aussprachebezeichnungssystem (*Zeitschrift*, 8, 139—144) interessieren, bemerke ich, dass ich gern bereit bin, ihnen auf Wunsch eine autographierte Darstellung desselben zuzusenden.

Braunschweig (Campestrasse 38).

A. Lüttge.

Literaturberichte und Anzeigen.

Le mouvement intellectuel en France durant l'année 1908.

I.

Les Revues. — Dans *la Nouvelle Revue*, — N° du 1^{er} Octobre, — Mr Péladan expose un »*Essai d'esthétique théâtrale*« qui n'est rien moins qu'encourageant pour tous ceux qui ne travaillent pas en vue de la scène: »Aucune manifestation d'art, dit le Sar découronné, ne trouve le public si empressé, la presse si attentive, que l'œuvre dramatique.« Examinant ensuite ses deux plus parfaites manifestations pour en tirer une théorie, il étudie brièvement la tragédie classique et le drame shakespearien, le second plus près de la nature, la première plus conventionnelle. En outre, pour les purs lettrés seuls, existe le classique de fond trop psychologique et de forme trop parfaite pour la foule. L'humanité, — lisez le réalisme, — se substitue de plus en plus en vue du succès à l'idéalité; car le spectateur veut voir en scène des gens qui lui ressemblent: Augier supérieur à Corneille. Quant à la langue, l'auteur dramatique, pour être compris, doit écrire mal: Molière supérieur à Racine. J'ai bien peur que ce système, encore que sans doute très vrai, ne détermine en grande partie l'abaissement, déjà si bien commencé, de notre théâtre. Quoiqu'on en ait, les œuvres d'art ne sont point écrites pour la foule et les enthousiasmes passagers pour des œuvres éphémères assurent à nos dramaturges des succès de vanité et d'argent, mais pas le *ctéma ès aei* de Thucydide.

Dans *la Revue de Paris*, — N° du 1^{er} Octobre, — Mr Paul Stapfer traite de la foire aux images. Ce sont ici, images incohérentes; là, images heureuses, — des Précieuses à Victor Hugo. L'étude peut être intéressante, mais que conclure? Le style sobre est bon, le style imagé ne l'est pas moins, selon l'auteur. Le tout est d'avoir du talent, j'imagine.

Avec le titre »*Une princesse conspiratrice sous la Régence*«, Mr le Général de Prepape, dans *la Revue des Deux Mondes*, — N° du 1^{er} Octobre, — s'occupe de la conspiration de Cellamare et de cette amusante petite duchesse du Maine, qui eût peut-être mérité une plume plus alerte. Cet article consciencieux saura être utile aux gens du monde, mais n'apprendra que peu aux érudits.

Dans *le Correspondant*, — N° du 10 Octobre, — Mr Fernand Caussy publie des »*Lettres inédites*« de M^{me} du Deffand à Maupertuis. Les lettres, c'est la femme même, comme a dit, ou à peu loin, Mr de Buffon. Celles là charmantes, semées de traits d'esprit, sont d'une fine écriture classique.

La Revue de Paris, — N° du 15 Octobre, — donne »*La Famille royale en 1700*« de Mr Ernest Lavisse, qui présente d'abord le roi vieilli, mais restant »son principal ministre«, selon le mot de la Bruyère, menant une exemplaire vie conjugale; et Mme de Maintenon, reine ouvertement dans le particulier, se plaignant sans cesse de son sort et gardant une fâcheuse impression sur le mariage. Mr Lavisse a l'air de lui être favorable. Elle se meurt de tristesse et il s'en afflige . . . Hé. bon Dieu! que lui fallait-il à la veuve Scarron? Moi, je suis un peu de l'avis de d'Aubigné . . . Autour d'eux, voici Monseigneur qui mange, boit, chasse et dort; et Mlle Choin, — à la forme enfoncée dans la matière; — le Duc et la Duchesse de Bourgogne, sur lesquels on a tant écrit; Anjou à l'air autrichien; Toulouse, un peu court, mais honnête homme; Maine, gêné par sa bâtardise et sa femme. Le tout est bien présenté, mais si l'on n'y trouve guère que les détails ignorés du vulgaire seul, c'est que c'est un extrait du t. VIII de l'*Histoire de France*.

Mr Alfred d'Étrelz, — *Nouvelle Revue*, — N° du 15 Octobre, — présente »*les Souvenirs d'un vieil ouvrier depuis 1848 jusqu'à la Commune*« : journées de Juin, république si belle sous le second empire, guerre de 1870 et bataille de Nuits. C'est une fine et intéressante histoire anecdotique, agréable à lire, intéressante par son information et remarquable par sa sincérité.

Dans le *Mercure de France*, — N° du 16 Octobre, — Mr Marius Ary-Leblond expose les idées nouvelles sur »*le Romantisme*«, à propos de l'ouvrage de Mr Lasserre, dont je vous ai entretenus en son temps. Il établit la différence entre le romantisme français, hiérarchique en somme, ardent et chevaleresque, et le hautain individualisme byronien. Chateaubriand épanche sur la nature sa surabondance de vie; Lamartine s'y repose de la civilisation; Hugo y recherche le principe des énergies. Pourtant, ils sont séduits parce qu'il y a en elle de grâce et de faiblesse et, dans leur sentiment panthéistique, amènent une sorte de Renaissance de l'âme française. Rodin est un des leurs. Michelet a senti que ce qu'il y a de tendre et de doux dans la création est l'élément social du panthéisme; la solitude qui développe la liberté les amène à la fraternité; et, dans la vie de frugalité idyllique de Bernardin et de Rousseau, Sénancourt constate qu'on redevient »l'homme de tous les temps«. Mais il ne faut aller à la nature qu'afin de retremper ses forces pour le service de ses semblables, — sentiment poussé au noir et dévié chez Vigny. En somme, le réveil religieux devait se muer en la forme républicaine, au lendemain du XVIII^e siècle.

Dans la *Revue Bleue*, — N° du 17 Octobre, — Mr Fernand Caussy, déjà nommé, qui prend état d'éditeur, donne un certain nombre de *Lettres de Piron à son frère*, qu'il a trouvées éparées, soit dans les publications d'Honoré Bonhomme, — 1859 et 1865, — soit dans le *Journal de Dijon*, — 1819, — soit dans des manuscrits de bibliothèques, soit dans des collections particulières. Deux préoccupations dominent le poète: son neveu, fils de son correspondant, élevé par un oratorien du Dauphiné et resté à peu près imbécile, et aussi la santé de sa femme. A la suite d'un accident, elle est devenue muette et paraît comme hébétée. Son entourage voudrait qu'il la plaçât dans une maison de santé. Il refuse, avec la peur intense de mourir le premier et de la laisser seule. Voilà qui montre sous un jour nouveau l'auteur de *la Métromanie* et que si, rival de Voltaire, il avait infiniment d'esprit, Piron était loin de manquer de cœur.

Un des plus originaux de nos écrivains, »*Barbey d'Aurevilly*«, est

étudié par Mr Jules Bertaut, — *Mercur de France*, — N° du 1^{er} Novembre. — Le portrait indique bien le cachet personnel de pensée, la langue intense aux images vives de l'auteur de tant de chefs-d'œuvre rares et précieux, qu'aime peut-être jusqu'à l'idolâtrie son portraitiste. On peut souscrire à ses conclusions d'une façon générale, mais sans doute va-t-il un peu loin dans sa comparaison avec Paul de St Victor et Gautier et est-il injuste pour ces derniers. Il ne se lance pas à côté, dil-il, comme St Victor; il ne se borne pas au décor comme Gautier. Mr Jules Bertaut me paraît avoir une tendance, d'ailleurs assez normale; à grandir son sujet, dont le mérite intrinsèque me paraît suffisant, sans nécessité de l'exagérer.

On a exagéré aussi le mérite d'Arvède-Barine, qui est morte en achevant dans la *Revue des Deux Mondes*, — N° du 1^{er} Novembre, — une de ses études historico-littéraires, »*Madame, mère du Régent*«. L'attitude de Liselotte vis-à-vis de ses enfants, Elisabeth, Charlotte et le duc de Chartres, les détails qu'elle donne sur eux à la tante Sophie ou à Mme de Harling; le refus d'Effiat comme gouverneur du futur Régent; l'affection de Madame pour Dubois qui n'était pas encore cardinal; tous les préparatifs du mariage avec Mlle de Blois et l'histoire du soufflet sont choses très vraies qui constituent le fond d'érudition d'Arvède-Barine, mais si connues! Il faut bien rendre un hommage à cet écrivain chéri des gens du monde, c'est qu'elle se documentait très sérieusement, mais par malheur dans ce qui courait partout. Le reproche ne va pas à elle, mais à ses lecteurs.

Une question tout à fait à l'ordre du jour a sans doute inspiré Mr Paul Gaulot, dans son article »*Robespierre et la peine de mort*«. — *Revue Hebdomadaire*, N° du 14 Novembre. — On nous croirait reportés à cette époque, déjà lointaine, où Rousseau estimait que certains crimes méritaient la peine capitale, où le 30 Mai 1791, la Constituante, — semblable à notre Chambre de Députés, — discutait cette question que Prugnon, avocat au Parlement de Nancy, — tel Mr Maurice Barrès, — résolvait par l'affirmative, et Robespierre, — comme M. M. Paul Adam et l'abbé Lemire, — par la négative. Tant nous recommandons toujours l'histoire des institutions et des mœurs, tant nous la faisons passer au crible des mêmes arguments. Et l'Assemblée vota le maintien contre l'avis de Robespierre qui, hors de son enceinte, rencontra de nombreux partisans. Il pensait, à cette époque, que le criminel qui a été pris n'est plus qu'un ennemi vaincu et désarmé, et qu'au lieu de le frapper, il fallait tenter de l'amener au bien. On sait qu'il n'appliqua pas sa théorie dans la pratique au temps de la Terreur. *Quantum mutatus ab illo!* . . .

Le peintre Hébert est mort et à ce propos, — *Revue Bleue*, — N° du 21 Novembre, — Mr Jacques Lux parle de ses rapports avec Stendhal. On sait que le peintre et l'écrivain étaient compatriotes et qu'Hébert ne connut Stendhal que très tard. Il reçut de lui quelques bons offices, mais le trouva »morose«. A ce sujet, Mr Lux a trouvé bon de citer »une page connue de Barrès«. Elle est connue, en effet, mais je ne sais ce qu'elle vient faire là; car Mr Barrès ne me paraît guère avoir compris Stendhal en dépit de la présomption qu'il en a.

Voici venir, — *La Revue*, — N° du 1^{er} Décembre, — le dénombrement périodique que fait Mr Fernand Gregh de nos poètes. Oh! l'âme douce et belle que celle de Mr Gregh! Que de mansuétude pour tous ses confrères! Et que de génies il nous fait connaître! Toutefois, pour aujourd'hui, il faut le dire, il en a découvert moins que de coutume. Et ce

sont rimeurs honorables que Mr Hinzelin qui coupe ses »*Premières Moissons*«; que Mr Paul Drouat qui vendange sa »*Grappe de Raisins*« et chez lequel on admire un

palais qui fut par le silence

Ciselé dans un arc-en-ciel;

que Mr Raoul Lafayette qui, après Schiller donne sur Jeanne d'Arc un poème dramatique intitulé *la Grande Lorraine*.

J'ai retardé jusqu'ici l'article de Mr Lucien Maury, — *Revue Bleue*, — N° du 24 Octobre, — pour en faire un codicille à celui de Mr Fernand Gregh. Sous ce titre trois ou quatre fois ambitieux: *Les Lettres, Œuvres et Idées, Poètes*, Mr Maury fait aussi son dénombrement avec citations à l'appui, c'est à dire qu'il nous donne des fragments de ce qu'il y a de plus beau dans ces poètes, auteurs d'œuvres, ayant des idées. Constatons d'abord que ce sont tous des lauréats, — *l'aurea mediocritas* dont parle Pailleron, — et qu'ils font des alexandrins généralement justes, ce qui, à notre heure, n'est pas extrêmement commun et les tire hors de pair.

Mr Abel Bonnard fait la pige à François Coppée:

Le mois d'Août va finir. Dans son automobile

Un ami les emmène. Ils sortent de la ville.

Ils vont aux environs visiter le château.

Mr Camille Cé mérite sur le palmarès la même mention, avec une tendance sociale:

Les pauvres gars des champs avant l'aube se lèvent

La terre dort encore; aux grands'villes, là bas,

Il est des propre-à-rien qui ronflent ou qui rêvent.

Les pauvres gens des champs dès l'aurore sont las.

Mme Hélène Picard ajoute à ses autres qualités de souffrir de la tunique de Nessus que lui met la poésie et geint sur le fatal trépied:

De voir tant d'infini je touche au désespoir.

Oh! se laisser aimer! aimer, rire et s'asseoir,

Être une femme heureuse et n'être pas poète!

J'en passe, non des moindres: Mr Alfred Drouin, Mr Pierre Fons, mais aucun n'a fait de chefs-d'œuvre et plusieurs, telle Mme Picard ont un remède bien simple à leurs maux, c'est de s'asseoir sans écrire ou d'écrire en prose, comme Boileau le conseillait à Chapelain.

Barbey d'Aurevilly se retrouve encore dans la *Revue de Paris*, — N° du 1^{er} Décembre. — Mr François Laurentie édite sa correspondance avec Trébutien. Ces pages ont une réelle valeur littéraire dont il se rendait compte, elles sont d'un style opulent revêtant ses curieux jugements sur les hommes et les choses, sans cesse changeants, mais toujours absolus et présentent aussi un intérêt anecdotique.

II.

Les Livres. — En cette fin d'année littéraire, le roman tient une place de plus en plus importante et par lui donc nous commençons. Encore que pour la plupart ils ne sortent guère du domaine connu: roman romanesque ou roman social.

Le roman romanesque a de coutume trois personnages: le mari ou l'amant sérieux, la femme et . . . l'autre.

Mr Henri Duvernois fonde ainsi *Crapotte* et sa nouveauté est de remplacer l'autre par plusieurs autres; Mr Paul Margueritte quittant le roman épique pour cette fois, mêle dans *la Princesse noire* des confusions

de nourrissons, un marquis soupçonneux, une marquise torturée, des socialistes russes, des détectives américains, avec l'automobile moderne. Mr Albert Erlande nous montre *le Défaut de l'armure* produisant la déception d'un amour trahi et les compromissions inévitables; et Mme Lucie Delarue-Mardrus avec sa *Marie, fille-mère* nous raconte l'histoire d'une humble campagnarde trompée par un gars de son pays et aboutissant à un mariage qui finit en drame.

L'armée fournit matière à nos romanciers: ici, c'est Mr Maurice Huet qui relate *la Carrière militaire du fils Tourteron*, petit roturier pauvre qui entre à Saint-Cyr, y subissant des vexations, et, par la porte des jeux de l'amour et du hasard, aboutit au suicide. — Là M. M. Fernand Chaline et Paul Labbé nous présentent le *Journal d'un Soldat* qui ressent à la caserne «les plus saines émotions patriotiques» et mérite de devenir un excellent sous-officier.

Tandis que Mr Paul Adam édifie des théories systématiques sur *la Morale de l'Education* et y apporte la manière ordinaire de sa profonde intelligence et l'abondance de ses conceptions, Mr Amédée Rouquès compose un réquisitoire féroce contre *l'Internat Scolaire* qui, à son sens, développe les âmes dans un milieu malsain et ne les prépare pas aux nécessités souvent pénibles de la vie réelle.

D'aucuns cherchent dans la province et à l'étranger des inspirations; et c'est ici Mr Marc Le Guet qui, dans les *Contes du Pays Noir*, décrit d'un style délicat, mais d'une poussée souvent trop hardie, St Etienne et les Stéphanois, là Mr Paul d'Abbès dans sa *Tyandra courtisane d'Athènes* nous dépeint une Grèce de philosophes et de courtisanes odorantes, produit de notre maladie imaginative que l'on peut baptiser le *grécisme* et qui n'a pas beaucoup de réel; là, encore Mr Nonce Casanova, par sa *Symphonie Arabe*, obscure et embrouillonnée nous éclabousse d'art africain et de couleur locale; tandis que Mr Paul Fort occupe ses loisirs à des notations sur *l'Ile de France*.

S'il est une question toujours actuelle et toujours controversée, c'est bien celle du *Duel* que Mr Estève fait comparaître devant les Idées modernes. Il aboutit non à trancher la question mais à traiter le combat singulier de sottise suivant que son issue est tragique ou non.

Mr Adolphe Aderer, ainsi que Mr Léo Claretie s'attaquent tous deux avec leur talent habituel au roman historique:

Le Drapeau ou la Foi est l'histoire très touchante d'une âme noble au temps du second empire. L'héroïne a un double amour comme la Pauline de Corneille et reste fidèle au mari même infidèle. Le tableau est gracieux mais je ne sais si je ne préfère pas le cadre, documentation curieuse de l'exposition universelle de 1867. Réflexion faite, je ne préfère pas, mais je l'aime autant.

Cadet la Perle est surtout très bien fait par son étude de charme érudit, — car l'érudition ne porte point de tort au charme, à condition qu'on sache s'en servir, — sur les mœurs de la vieille cour et sur le cadet de la maison de Lorraine: Elbeuf Henry, qui devint plus tard Comte d'Harcourt, et fut si connu à la fois par ses succès d'alcôviste, ses triomphes militaires et ses masses avec Saint Amant.

Histoire pure que l'ouvrage de Mr Emile Roca *De Richelieu à Mazarin*. L'auteur érudit de province qui, avec quelques autres, consacre à l'étude de notre XVII^e siècle ses loisirs studieux, nous fait suivre Mazarin depuis l'heure où il étudia à Alcalá jusqu'au moment où il devint

ministre de Louis XIII et l'encadre au milieu des principaux personnages de la Fronde qu'il a patiemment fréquentés.

C'est bien de l'histoire encore que *La Rue St Honoré* de Mr Robert Hénard, album d'estampes du vieux Paris, tant le contour en est délicat et précis de relief. Dans cette rue privilégiée, les fêtes, les drames, les épopées ont leur répercussion et souvent leur point de départ: au XV^e siècle les loups s'y promènent et la *Comédie Française* s'y élèvera; Ravaillac s'y tiendra avec son couteau meurtrier; Molière y naîtra, Saint Roch y domine.

Cependant que Mr Doumic continue ses *Etudes sur la littérature Française*, passant des lettres de St François de Sales au 1815 de Mr Houssaye et de Bernardin de St Pierre à l'Elvire de Lamartine.

Mr Remy de Gourmont dans ses *Promenades philosophiques* traite de cinquante sujets avec un touchant éclectisme. Pareil à ces écrivains, sur tout informés, comme Pic de la Mirandole, il expose, à propos des théories de Mr Le Bon, les conceptions de Boscovich sur la composition de la matière, passe de l'érudition au roman, du poème à la philosophie; et sa critique littéraire a des visions rares. Instruit sur la loi de la constance intellectuelle, il n'ignore pas plus l'insurrection du vertèbre que Cyrano de Bergerac.

A propos de *Cyrano*, que les lecteurs d'Outre-Rhin permettent à l'auteur de ces lignes de leur apprendre que l'éditeur Daragon, Paris (1909), lance à cette heure, la deuxième édition, revue et richement illustrée, de *Savinien Cyrano-Bergerac, gentilhomme parisien, l'histoire et la légende*, où se trouvent consignées de notes nouvelles sur les ouvrages de M. M. Dübi et Platow.

III.

Les Théâtres. — Après la trêve des Vacances, le théâtre reprend avec une activité décourageante pour le chroniqueur qui recule épouvanté devant le flot toujours montant de pièces hétéroclites, drames souvent gais, comédies souvent tristes, mélodrames qui ne sont pas noirs, pièces à thèse difficiles à cataloguer et qui soulèvent des tempêtes bien inutiles, car elles passeront plus vite que les neiges rapides d'un hiver tempéré qui ont pendant huit jours emboué les Parisiens. Toutes presque ont du talent, une foule ont de l'esprit,

Béni soit Dieu! les gens d'esprit

Ne sont pas rares, cette année;

mais aucune sans doute ne restera vivante à travers les âges, parce que le génie ne paraît pas y avoir posé sa griffe perennelle. Et, toutefois, c'est un mouvement théâtral intéressant que celui auquel nous assistons, par ce qu'il confond les genres dans un amalgame assez adroitement amphigourique; par ce que les pièces ne sont point nettement caractérisées et par ce que nous n'en sommes plus, — faut-il ou non le regretter? — à Aristote et à sa docte cabale. Dans cette anarchie des esprits, la littérature devient anarchique et nous ne pouvons même plus dire si ce sont les mœurs qui la guident ou si elle dirige les mœurs.

Témoin *Le Lys* de M. M. Pierre Wolf et Gaston Leroux, au théâtre du Vaudeville qui pose la question, après les grands Romantiques, du droit de la passion, mais avec cette différence qui lui donne sa note bien moderne, que l'héroïne est, non une Lélia brisée en un mariage mal assorti, mais une jeune fille, cet être que jusqu'ici les auteurs n'ont abordé qu'en tremblant, avec une sorte d'hypocrisie respectueuse. Pour celles

que l'arrivisme et la cupidité des épouseurs condamnent au célibat, laquelle a raison, d'Odette qui a vieilli et souffert sans faiblir, ou de Christiane qui se donne à un homme marié qu'elle aime? Conflit prenant, mais un peu choquant de l'antique morale qui n'est pas encore si surannée et des tenants du «nouveau jeu» qui ont sonné contre elle une diane de révolte.

Révolte aussi que celle de Lucile dans *l'Oreille Fendue* de Mr Lucien Népoty, au *théâtre Antoine* qui ne peut résister à toutes les vilenies qu'elle voit s'accomplir dans la maison paternelle, lorsque le Général Desarçons a été brutalement mis à la retraite. Elle ne peut supporter le spectacle de sa violente vivandière de grand'mère, de son père tristement abruti qui gaufre des fleurs, et de son petit arriviste de frère qui s'éprend d'une divorcée riche au passé douteux et l'épouse, et elle se jette dans les bras du vicomte de Malbeau, gardant dans l'éclat impudent de sa faute et de ses fautes futures une sorte d'héroïsme par sa franchise; mais tout cela donne une singulière idée, — et fausse, — de notre société contemporaine, de même que le monde qui s'agit dans

La Patronne de Mr Maurice Donnay, au *théâtre du Vaudeville*. Robert Bayanne, le jeune homme qui fait des vers, et qui, par sa relation avec Jacques Latrille devient «véreux» — qu'on me passe la facétie, — la coquette Adrienne, l'inventeur trompé, sont, j'aime à le croire, des personnages d'exception et même cette Nelly Sandral, — la patronne, — qui porte dans son amour pour Robert cette prétendue maternité dont on abuse un peu souvent et qui est loin de rendre plus belle la passion.

Le théâtre Sarah-Bernhardt donne *les Révoltés* de Mr Henry Coin et Edouard Adenis. La scène se passe en Russie, naturellement, car notre révolte s'exprime quelquefois par des mots vains, et jamais par des actes.

C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la révolte. Un révolutionnaire a sauvé la petite fille d'un contremaître d'usine. Prêt d'être arrêté, il est protégé par ce brave ouvrier qui lui-même saisi comme complice va être exécuté; mais une influence supérieure le fait remettre en liberté, et il finit par apprendre que sa femme a obtenu cette grâce au prix de son déshonneur par l'intervention de son patron; comme il convient, il étrangle son patron. Vous voyez que cette pièce est morale sans l'être et que le vice y est puni, selon la formule, encore que la vertu n'y soit pas récompensée.

Mr Henry Bernstein se plaît à mettre à la scène une tragédie Israélite qui n'a rien de commun avec Athalie. Un certain juif Gutlieb a eu un fils de la duchesse de Croussy et cet enfant, devenu prince de Clare et ne connaissant pas son origine, nourrit contre les juifs une haine féroce. Il insulte donc au cercle de la rue Royale Gutlieb si bien qu'un duel impossible devient inévitable. Intervention naturelle de la duchesse, interrogatoire de la mère par le fils qui se croit acculé au suicide et qui finit par se tuer malgré les raisonnements chrétiens d'un vieux jésuite. Je crois inutile de répéter que cette situation est une situation d'exception.

N'en est-il pas de même de *L'Emigré*, tiré du roman de Mr Paul Bourget et joué au *Théâtre de la Renaissance*? L'affabulation en est connue, compliquée, poignante peut-être par la normale opposition de la tradition et de la race, symbolique sans doute et Landry part pour l'Amérique où, d'après ce que l'on nous raconte dans toutes les feuilles, les choses se passent bien mieux qu'en France. Je regrette profondément en écrivant ces lignes de n'avoir pas le temps d'y aller voir.

Les Vainqueurs de Mr Emile Fabre et *le Foyer* de M. M. Octave Mirbeau et Thadée Nathanson, à la *Comédie Française* s'essaient à la formule de la pièce sociologique. Les héros en sont des hommes politiques, qui pour des causes différentes se trouvent acculés à la même situation : trouver dans les vingt-quatre heures une somme énorme. Pierre Daygrand, avocat, bientôt ministre, accusé de complicité avec un plaideur trop adroit, doit verser, sous peine de la perte de sa situation, 700 000 francs aux créanciers d'un aigrefin, et le Baron Courtin, Sénateur et Académicien, doit retrouver 300 000 francs qu'il a dilapidés sur les fonds d'une œuvre charitable, pour éviter le scandale d'une arrestation. Mais le milieu est tout à fait différent. La pièce de Mr Emile Fabre est un drame psychologique et moral, très âpre, tandis qu'un évident parti pris politique domine l'œuvre de M. M. Octave Mirbeau et Thadée Nathanson.

C'est le drame où s'éboudissent tous les spectateurs que sous le titre *Arsène Lupin*, donnent à l'*Athénée* M. M. François de Croisset et Maurice Leblanc, — et cela parce que Arsène Lupin, duc de Charmerace, escroque Pantalon et berne Gêronte, et que nous sommes toujours un peu de cette race de badauds qui prend parti pour Polichinelle contre le gendarme. C'est le type bien à la mode du cambrioleur homme du monde, luttant par son génie contre un policier de génie et Guerchard, c'est Rouletabille ou Sherlock Holmes. Le tout forme un vaudeville mélodramatique ou un mélodrame vaudevillesque . . . *ad libitum*.

Et Mr Alexandre Bisson, qui fut un vaudevilliste, fait jouer, à la *Porte Saint-Martin*, *La Femme X* . . ., qui est un mélodrame. La thèse à la d'Ennery en est le pardon. Et voilà toujours la même histoire banale du mari trompé qui chasse sa femme, laquelle s'expatrie, roule de chute en chute jusqu'à un aigrefin nommé Laroque . . . et tout cela évidemment, c'est la faute du mari. Et c'est bien une question sociale résolue.

Des Comédies :

Au Gymnase, *le Passe-partout* de Mr Georges Turner, compliqué, avec foule de personnages. De comique, rien que deux frères qui veulent se tuer, se réconcilient sans une raison majeure autre que celle de montrer la vérité de la fable : Le Loup devenu berger.

Au Théâtre Déjazet : *l'Enfant de ma Sœur* de M. M. Mouezi Eon et Francheville, outre certains éléments de farce un peu grasse, nous montre un garçon de café passant moyennant finance un examen de droit pour le compte d'un étudiant, et récitant à un examinateur un peu trop sourd toutes les réclames des affiches de la ville. Et le titre ? Ah ! il y a un oncle d'Afrique, qui arrive à point pour que l'étudiant soit le fils de sa sœur.

D'un genre autrement lyrique, *le bon roi Dagobert*, de Mr André Rivoire, présente, à la *Comédie Française*, un agréable badinage qui n'est pas dénué de poésie, où le roi Dagobert, même celui de la chanson, serait fort étonné de se retrouver, de quelque côté que soit sa culotte, et entre sa femme et la suivante d'icelle, le contraire de la Brangien d'Yseut, s'égarerait comme le spectateur, non sans charme peut-être.

La basse-cour donne beaucoup : *A l'Odéon*, *le Poussin* de Mr Edmond Guiraud ; c'est non pas l'amour maternel, mais la manie maternelle qui fait que Mme Latte, malgré les moqueries de son frère, tient à garder sous son aile son fils, avocat de 27 ans, et de le traiter, sans relâche, comme s'il avait seulement 27 mois. On finira par donner une issue plus heureuse à sa tendresse encombrante en la rendant grand'mère.

Quant au *Poulailler* de Mr Tristan Bernard, il a servi de pièce inaugurative au *Théâtre Michel*, — car nous en avons un comme les Russes, — et nous présente une foule tournante, caquetante, fatiguante, jolie, leste, libertine, de petites poulettes autour de deux coqs aux destinées d'abord diverses, puis communes.

Le Petit Fouchard de M. M. Charles Raymond et André Sylvane, au *Théâtre du Gymnase*, est une pièce dite gaie, où Mr et Mme Misseron, doux, riches, déjà âgés sont comme le roi et la reine des contes de fées qui désirent un enfant et adoptent celui de la cuisinière Mélie qu'ils marient au facteur Fouchard. Ils sont récompensés de telle manière qu'ils renoncent à leur adoption pour reporter leur tendresse et leur héritage sur le fils de leur neveu, jusqu'au jour où, eux-mêmes, verront leur désir accompli. Si je vous disais que cela est très fort, je vous étonnerais sans doute; mais cette pièce est suffisamment drôle, plus certes que

Au Théâtre de l'Œuvre, la tragi-comédie de Mr de Faramond, *la Dame, qui n'est plus aux Camélias*. Le titre est assez heureux, mais les personnages sont sans couleur et trop candides, tels, par cette dernière épithète, que des images d'Epinal.

La Revue est un genre, je n'ose dire national, mais duquel nous usons à outrance. Revue de printemps, Revue d'hiver, dont beaucoup d'ailleurs arrivent à la centième. Ce qui m'y fait penser, c'est le succès de *Par dessus les Moulins*, la revue Montmartroise du Moulin-Rouge. Dans ce cadre on ne peut plus élastique, l'esprit Gaulois se développe, l'esprit Français trouve son compte, l'actualité s'épanouit, avec la charge plus ou moins appuyée de nos grands hommes en tous genres, qu'ils soient de diamant ou de Strass. La Revue est prétexte à figuration, à décors, à défilés, et la fantaisie s'y déploie, réalité ou fable, de telle sorte que, comme à Peau-d'âne, La Fontaine y prendrait un plaisir extrême.

Quelques adaptations étrangères méritent d'être signalées: Ici, c'est à l'Odéon, *Parmi les Pierres*, de Mr Sudermann, traduites de l'allemand par Mrs Maurice Rémond et Valentin, et où Jacob Biegler, sorti de prison est placé par une société fondée pour le relèvement des libérés chez un maître tailleur de pierres, Zarncke. Un italien, beau garçon, essaie de perdre à nouveau le malheureux Biegler; mais tout s'arrange par la bonté de Zarncke; et la pièce est une sorte de compromis entre la manière de Pixérécourt et celle d'Ibsen.

✓ Là, au *Théâtre du Vaudeville*, *la Maison en Ordre*, de Mr Arthur Pinero, traduite de l'anglais par M. M. Bazalget et Bienstock. Le pasteur, — il y a toujours un pasteur dans les pièces anglaises, — a une fille Nina qui a épousé le Veuf Jeson et, tout naturellement, la maison n'est plus aussi en ordre que du temps d'Annabel, la première femme, dont la mémoire resterait sacrée, si l'on ne trouvait, par hasard, des lettres qui démontrent qu'Annabel avait plus de désordre dans son cœur que dans son ménage.

Là enfin, au *Théâtre de l'Œuvre*, un drame sinistre, *Les Vieux*, transposé du catalan par M. M. Pierre Ramel et Frédéric Saisset. Ils suivent de près l'auteur original, Ignati Iglesias. Peut-être est-ce un symbole; en tous cas, c'est la peinture pitoyable des vieux travailleurs; et l'on songe que sans doute il vaudrait mieux mourir jeune pour transmettre, d'une main plus ferme, la lampe de vie et pour justifier le proverbe:

«Que quand on meurt si jeune, on est aimé des Dieux.»

IV.

Les Idées. — Je ne parlerai ici que pour mémoire de deux cérémonies en l'honneur de J. J. Rousseau, qui décidément est plus que jamais, — et avec quelque raison, — à la mode: dans la jolie petite ville d'Ermenonville, enserrée entre un parc aux arbres séculaires et sa forêt célèbre, on a inauguré un monument au philosophe qui y finit ses jours. Le Ministre du travail y prononça un discours sociologique et résuma les causes de notre admiration pour l'auteur de l'Emile et du contrat social; cependant que l'auteur de ces lignes faisait de même à Montpellier, où l'on apposait sur la maison qu'habita Rousseau malade une plaque commémorative.

Victorien Sardou est mort. Membre de l'Académie Française, Grand Croix de la Légion d'honneur, l'illustre dramaturge, auteur de plusieurs centaines de pièces triomphales, disparaît dans une gloire. Protégé à ses débuts par Virginie Déjazet, dieu et démon de la scène française, il meurt en pleine action; car il a produit, tel Voltaire, dont il avait au moins la calotte, jusqu'à son heure ultime. Né à Paris, d'un père lexicographe de valeur, il étudia d'abord la médecine, puis travailla pour le théâtre, et commença sa réputation par *les Pattes de Mouche*, en 1860. Ses œuvres sont de valeur inégales, mais jamais indifférentes à cause du don de mouvement et de vie qui était dans ce diable d'homme au foulard blanc, rasé comme un Yankee. Il amuse, il émeut, il fait rire et pleurer, il trouve les «effets». Reproduire les titres de ses comédies, de ses féeries, de ses livrets d'opéra, de ses drames, serait écrire une colonne de dictionnaire; mais il convient de citer pourtant *Les Pattes de Mouche*, *Nos Intimes*, *La Famille Benoiton*, *Rabagas*, *Divorçons*, *Madame Sans-Gêne*, *Paméla*, *Patrie*, *Théodora-Thermidor*, *la Fille de Tabarin*, que je donne au hasard du souvenir. C'est une intelligence vaste qui s'éteint, un «homme de théâtre» dans toute l'acception du terme que nous perdons, et il était nécessaire sans doute d'enregistrer cette perte avec une pointe d'émotion.

En 1807, le canut Laurent Mourguet à Lyon conçut le projet de sculpter des types du pays: *Guignol*, *Gnafron*, *Madelon*, et de les faire dialoguer en langue du terroir dans de petites piécettes à saveur locale; — et un peu en retard, — il est venu à l'esprit de la France, amoureuse de ses traditions littéraires, de célébrer le centenaire du Guignol Lyonnais. Littéraires! Oui, je n'efface pas le mot qui est spontanément venu sous ma plume. Le Guignol est populaire certes, mais que d'esprit frondeur et satirique! Que de pièces classiques dans ce répertoire qui égaie depuis cent ans notre peuple et qui a ses garanties de noblesse comme le Sonnet et ses ancêtres les *Pupazzi*. Un membre du gouvernement, M^r Maujan, a assisté aux fêtes données à propos du centenaire de Guignol, où les artistes en bois ont été ceux-là mêmes que sculpta Mourguet, et parmi lesquels le savetier, — Gnaf, — Gnafron, donne sa note de bon ivrogne, spirituel sans méchanceté et gai à la façon gauloise, — encore une tradition!

Octobre-Novembre-Décembre.

Pierre Brun.

Anatole France, *Le Crime de Sylvestre Bonnard*. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Schulrat Dr. Léon Wespy, Direktor der Höheren Töchterschule I und der Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Hannover. (Freytags *Sammlung französischer und englischer Schriftsteller*.) Leipzig 1908. Preis 1,60 Mk.

Der psychologische Roman *Le crime de Sylvestre Bonnard*, der zum erstenmal die Aufmerksamkeit des Publikums auf Anatole France richtete und dessen Ruf begründete, ist nun auch in einer Schulausgabe erschienen. In der Einleitung gibt der Herausgeber unter der Ueberschrift *Leben* nur ganz wenige ungeordnete und äusserst magere Notizen über den Schriftsteller. Im dritten Satz schon heisst es: „In Sylvestre Bonnard finden wir die literarischen Neigungen unseres Dichters verkörpert, der durch seine Mutter die Legenden- und Märchenpoesie, in der Buchhandlung seines Vaters das Durchstöbern der Bücher lieben lernte.“ Jeder Schüler muss sich danach fragen: was sind denn das für literarische Neigungen? Das Buch gibt ihm darauf keine Antwort; denn gleich dahinter folgen A. Frances Werke und zwar — nach Brockhaus — aufgezählt. Es kann natürlich nicht verwundern, dass diese Aufzählung bedenklich ungenau ist und nur bis 1900 geht. Es ist deshalb von dem Herausgeber auch nicht gesagt worden, dass 1903 eine neue und stark verbesserte Auflage des Romans erschienen ist, dessen Text er jedenfalls unbewusst zugrunde gelegt hat. In dem Buche wird nichts von der Quelle angegeben und nur die erste Auflage erwähnt. Eine vollständige Bibliographie, die auch nur bis 1904 reicht, findet sich in der Sammlung *Les Célébrités d'Aujourd'hui*: Anatole France par Roger Le Brun, 4^e édition, Paris 1904, *Bibliothèque internationale d'Édition*. Auch der Verlag der *Literatur* hat für G. Brandes' *A. France* eine Bibliographie zusammengestellt. — Anstatt uns etwas über den Stilisten A. Fr. und seine Stellung in der Literatur zu sagen, erfahren wir S. IV: „Das Spezialgebiet A. Fr.s ist die Geschichte; das wird an vielen Stellen seiner Romane deutlich, obgleich er offenbar bemüht ist, den Dichter über den Gelehrten zu stellen.“ Der Abschnitt über das *Leben* schliesst mit dem allgemeinen Satze: „A. F. ist ein echter Vertreter des *esprit gaulois* und ein vollendeter Plauderkünstler, dessen ironische Lebensweise auch schwierigere Probleme angenehm schmackhaft zu machen und raue Gegensätze milde (!) zu versöhnen weiss.“ Das ist alles, was der Herausgeber den Schülern zur Orientierung zu sagen hat.

Es folgt dann eine ebenfalls recht fadenscheinige Analyse des Romans, in der der Herausgeber nur in Kürze Tatsachen angibt, die zum Teil noch unrichtig sind. Auf den Gedankeninhalt und auf das psychologische Moment in dem Roman, auf das doch das Hauptgewicht zu legen war, wird gar nicht eingegangen. Das Wort psychologisch kommt überhaupt nur im Titel vor. Tatsachen kann doch der Schüler selbst feststellen. Ferner hätte etwas über die Anlage des Romans gesagt werden müssen, die Daten der einzelnen Kapitel fordern doch zu der Erklärung heraus, dass wir es mit einer Art Tagebuch des alten Gelehrten zu tun haben, in das er nur in grossen Zeitabständen seine Erlebnisse und Gedanken niederlegt. — In der Analyse des ersten Teiles des Romans, der den Titel *La Bûche* trägt, heisst es S. IV: Sylvestre Bonnard schickt „der armen Kolporteurfamilie eine gute Mahlzeit und Holz zur Feuerung als Weihnachtsgabe (*une bûche*)“. Im Original¹⁾ aber lässt er nur der im Kindbett liegenden Frau Coccoz *un bon bol de bouillon* bringen und ausser dem Holz noch *une maîtresse bûche*, was der Herausgeber verschweigt. Unter *maîtresse bûche*, die der Gelehrte zu dem Holze legen lässt, ist näm-

1) Ich benutze und zitiere den in der *Nouvelle Collection illustrée* herausgegebenen Roman. Paris, Calmann-Lévy, Editeurs.

lich ein Stück Kuchen (Sandtorte) zu verstehen, das genau wie eine Holzklohe aussieht und allgemein zu Weihnachten in Frankreich gekauft und verschenkt wird. — Aus Dank für diese *bûche* erhält der Gelehrte nach langen Jahren von derselben sehr reich gewordenen Frau eine andere, jedenfalls aus Pappe angefertigte *bûche*, in die sie ein von ihm sehnlichst gewünschtes Manuskript gelegt hat. — Daher trägt der erste Teil des Romans den Titel *La Bûche*. Der Herausgeber sagt nichts davon.

Unverständlich ist der Satz (S. V): „Eine Fülle klassischer Reise-skizzen, die ebensoviel witzige und humorvolle Charakterschilderungen und Lebensbetrachtungen sind, führen zu dem Ergebnis, dass das gesuchte Buch wieder verkauft ist, und zwar — nach Paris.“ Im übrigen ist das Manuskript nicht verkauft worden, sondern der Händler hat es seinem Sohne gegeben, der in Paris einen Laden aufmachen will: *Enfin, je lui ai donné le manuscrit de la Légende dorée* (Original S. 33). — S. Bonnard kehrt nicht am 30. Dezember 1859 zurück, sondern schon am 8. Dezember (Original S. 35). Durch diesen Fehler ist die Pointe mit *la bûche* ganz verloren gegangen.

Die Analyse vom zweiten Teil des Romans, *Jeanne Alexandre* betitelt, fertigt der Herausgeber in sieben Zeilen ab.

Wir kommen nun zu dem Text selbst. In diesem ist wacker gestrichen worden; der Herausgeber meint: „Immerhin werden die Kürzungen der Schullektüre zugute kommen“ (S. V). Das erscheint doch etwas zweifelhaft, wenn man sieht, dass der ganze erste Teil *la bûche* und auch der Schluss (21 août 1869) fehlen. Was sonst weggelassen worden ist, wird nicht angegeben. Nur einige Lücken mögen hier festgestellt werden. Der Abschnitt *Lausanne, 11 août* (S. 9) fehlt ganz. Das ist um so mehr zu bedauern, da hier der reizende märchenhafte Traum erzählt wird, den der im Bibliothekszimmer auf dem Schloss der Madame Gabry eingeschlafene Bonnard hat. Die kleine, auf einem Bücherrücken sitzende Fee erzählt dem alten Philologen, der selbst von sich sagt: „il n'y a pour moi dans le monde que des mots“ (S. 5), wie sehr sie die Welt erfreut, wie sehr sie geliebt ist: „Je suis partout, sur un rayon de lune, dans le frisson d'une source cachée, dans le feuillage mouvant qui chante . . . au milieu des bruyères roses, partout!“ (Original S. 54). Und vorher sagt sie ebenda zu ihm, dem Gelehrten: „Savoir n'est rien, imaginer est tout. Rien n'existe que ce qu'on imagine.“ Man sieht gerade aus diesem Traum, welchen Eindruck die Worte auf den Stubengelehrten gemacht haben, mit denen Madame Gabry in der Abenddämmerung ihm die Gegend geschildert hat: „Vous voyez ces vieilles tours . . . comme 1^{ers} personnages des contes . . . Voici là-bas le sentier par lequel le petit chaperon rouge alla au bois cueillir des noisettes“ (Original S. 51). — Im folgenden musste in der Ausgabe nun auch alles ängstlich gemieden werden, was auf diesen Traum Bezug hat, so z. B. dass Jeanne für den Gelehrten diese Fee modelliert, wodurch sie ihm gleich näher gerückt wird (fehlt S. 11). — Ebenso ungern wird der 2 juin auf S. 34 vermisst. Hier beschreibt Bonnard seinen Spaziergang in dem „bois de Ville-d'Avray“, auf dem er eine auf einer Malve sitzende Biene zum erstenmal in seinem Leben beobachtet: „Adieu, dis-je à la fleur et à l'abeille. Adieu. Puissé-je vivre encore le temps de deviner le secret de vos harmonies.“ War dieses Erwachen für die Natur nicht wert, in den Text aufgenommen zu werden? Da der Anfang fehlt, so sehen wir auch später nicht, wie sich die Liebe zur Natur bei S. Bonnard immer mehr, aber ganz leise entfaltet.

Schade! Ungern vermisst man auch das Gespräch des Gelehrten mit *maître Mouche* (hinter S. 40, Z. 2), wo über Erziehung und Unterricht gesprochen wird. So sagt Bonnard: „Une éducation qui n'exerce pas les volontés est une éducation qui déprave les âmes. . . . On n'apprend qu'en s'amusant, répondis-je. L'art d'enseigner n'est que l'art d'éveiller la curiosité des jeunes âmes pour la satisfaire ensuite, et la curiosité n'est vive et saine que dans les esprits heureux“ (Original S. 85). — Viele andere Stellen sind noch fortgefallen, deren Wert hier nicht nachgeprüft werden kann. Weniger bedeutungsvoll wäre es gewesen, wenn der Herausgeber unter *même jour* (S. 16—27) etwas von den geschichtlichen Daten gestrichen hätte.

Die Anmerkungen S. 85—93 enthalten fast nur sachliche Erklärungen, darunter sind einige, die wegen ihrer allzu grossen Einfachheit ruhig hätten fehlen können. Recht unverständlich ist die Anmerkung zu S. 10, 24: *Ile de France* = Gegend um Paris. — Zu S. 10, 27: *Prise dans sa robe de mérinos*, dies wird übersetzt mit: in ihrem prall anliegenden (wohl etwas verwaschenen) Kleide. Es heisst doch weiter nichts als: mit einem Merinowollkleide angetan. — Zu S. 60, 23: *adieu* . . . gewöhnlich sagt man *à revoir! au revoir!* — *A revoir* ist jedoch nur unter gewöhnlichen Leuten gebräuchlich und zu vermeiden. — Zu S. 70, 31 und 32: *nous* (Bonnard und Jeanne) *sommes deux innocents*: wir sind zwei Unschuldswürmer. — Besser: wir sind beide unerfahren; denn es folgt: *et nous avons grand besoin d'aide*.

Die übliche Eselsbrücke in Gestalt eines Wörterbuches fehlt natürlich auch nicht. Nach einer flüchtigen Durchsicht sei nur einiges Auffallende mitgeteilt: *achever de* = vollends; *écu* = Fünffrankstück; *aucun* = keiner; *soutenir sa thèse* = promovieren, disputieren, statt seine Doktorschrift verteidigen. — Wer A. France lesen will oder soll, sollte doch wohl Vokabeln kennen wie *adieu*, *barbe*, *blâmer*, *blanc*, *blond*, *bouteille*, *chapeau*, *chien*, *ciel* und viele andere, die in jenem Wörterbuch stehen. — Eine Stichprobe hat gezeigt, dass dagegen z. B. *le bec d'une plume* = Federspitze und *morose* = grämlich fehlen.

Auch nach der Lektüre dieser Schulausgabe würde wohl der alte Sylvestre Bonnard gesagt haben (vgl. S. 82): *Chaque fois que je rencontre un volume qui m'a introduit en erreur, qui m'a affligé par ses fausses dates, lacunes Va! lui dis-je avec une joie amère, va!* —

Im Anschluss hieran seien noch einige allgemeine Bemerkungen gestattet. Gerade an der obigen Textausgabe war das Fehlen verschiedener wichtiger Stellen zu bedauern, der Schüler bekommt also kein vollständiges Bild von dem Roman. Die Analyse im Vorwort ergänzt nichts. Wäre es daher nicht ratsamer, wenn in den Schulausgaben, in denen oft zwangsweise grössere Partien ausgelassen werden müssen, von diesen wenigstens kurze und den Kern treffende Analysen gegeben würden und zwar an der Stelle im Text, wo sich die Lücke befindet? Durch dieses Verfahren würde man dem Gesamtbilde entschieden näher kommen und Gedankensprünge ganz vermeiden. Die Herausgeber würden dadurch gleichzeitig zu grösserer Vorsicht beim Streichen gezwungen werden, da die Kritik auf diese Weise ebenfalls erleichtert wird. Die Analysen im Vorwort könnten ruhig ganz fehlen, da durch sie dem Schüler die zur Lektüre anspornende Kraft, die Neugier, genommen wird. Das Vorwort sollte den Schüler nur für den Text mit dem ausrüsten, was für das Verständnis notwendig ist, aber niemals vorgeifen. Für oft langatmige und trotzdem immer noch mässige Inhaltsangaben könnte dann lieber manche schöne Stelle des Textes abgedruckt werden.

Bei dieser Art der Schulausgaben wäre es leichter möglich, hinter die ästhetischen oder allgemein literarischen Grundsätze zu kommen, von welchen die Herausgeber sich bei ihrer Streicharbeit eigentlich leiten lassen.

Greifswald.

Max Brandenburg.

Mémoires du Général Baron de Marbot. Im Auszug mit Anmerkungen für den Schulgebrauch hrsg. von G. Hanauer. Autorisierte Ausgabe. Mit 4 Uebersichtskarten und 5 Abbildungen (Prosateurs français. 177. Lieferung) VI+178 S. Anhang 34 S. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1909. Kl. 8^o.

Die Lebenserinnerungen des Generals Marbot wurden 1891 aus dem Nachlass ihres Verfassers herausgegeben und fanden sofort eine ungeheure Menge Leser, Kritiker sowohl wie Bewunderer; auch der greise Fürst Bismarck soll sich alsbald in sie vertieft haben. Bis zum Jahre 1907 waren nicht weniger als 75 Auflagen erforderlich, womit dem Werk natürlich noch nicht der Stempel wissenschaftlicher Bedeutung aufgeprägt ist. Als geschichtliches Quellenwerk betrachtet hat es in der Tat manche Schwächen, aber es sind die Schwächen seiner Vorzüge. Marbot hat für Frau, Kinder und Freunde die Geschichte seines bewegten Lebens niedergeschrieben; ihnen vor allem erzählt er von seinen Heldentaten und Wunden, von Hoffnungen und Enttäuschungen, von Adjutantenfreuden und -leiden. Den Standpunkt des alles überschauenden, die grossen Zusammenhänge stets verfolgenden Betrachters nimmt er daher nicht grundsätzlich ein, wenn auch hier und da ein Streifzug auf das Gebiet der hohen Politik und Kriegskunst ausgeführt wird. Er gibt sich nicht die Mühe, alle Namen und Zahlen mit Forschorsorgfalt zu prüfen — da unterläuft ihm denn auch mancher Irrtum — lebhaft zieht der Strom der Erzählung dahin, der Lebensroman eines in Ehren grau gewordenen Offiziers, der voll Behagen auf all das zurückschaut, was er in grosser Zeit erlebt und gewirkt hat. Mit besonderer Vorliebe verweilt er bei der Wiedergabe spannender Einzelheiten und Anekdoten, bei allem, was eine dramatische oder novellenartige Zuspitzung verträgt, und entfaltet dann die Kunst äusserst anschaulicher, farbenreicher und klarer Erzählung. Für seine Freunde und Gönner findet er die wärmsten Worte; den Gegnern wird mit spitziger Kritik zugesetzt; die eigenen Taten werden, wie das dem Charakter des Werkes entspricht, stets voll und hell beleuchtet. Und in einer Deutlichkeit, wie sie eben nur der Augenzeuge zu schaffen vermag, erscheinen die bedeutenden Männer vor uns, in deren Nähe sich Marbot befand, die Marschälle und Generale des ersten Kaiserreiches in bunter Fülle, die waghalsigen, die bedächtigen, die eiligen und ruhmbegierigen; der unermüdliche Oberfeldherr in ihrer Mitte.

Marcellin de Marbot gehörte einer angesehenen südfranzösischen Familie an. Als Sohn eines Generals wurde er 1782 im Schloss Larivière an der Dordogne (Limousin) geboren. Mit 17 Jahren trat er in ein Husarenregiment ein, wurde bald Offizier und nahm dann an den meisten grossen Ereignissen der Napoleonischen Kriege von 1800—1815 teil. Als Stabsoffizier und Adjutant mehrerer Marschälle hatte er Gelegenheit, heldenmütige Hingabe an den Soldatenberuf, Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit zu betätigen. Manches glänzende Reiterstück hat er vollbracht, zahlreiche schwere und leichte Verwundungen davongetragen. Nach dem Sturz seines Kaisers lebte Marbot als Verbannter einige Jahre in Deutschland und arbeitete damals ein kriegsgeschichtliches Werk im Sinne des Gefangenen von St. Helena aus, der sich ihm in der Weise dankbar er-

wies, dass er ihn testamentarisch mit 100000 Francs bedachte. Marbot trat 1818 als Oberst noch einmal in das französische Heer; während des Bürgerkönigtums war er Generaladjutant des Herzogs von Orléans, den er auf zwei Feldzügen in Afrika begleitete. Im Jahre 1854 ist er in Paris gestorben.

Aus seinen Memoiren wird hier den Schülern das beliebte Kapitel 1809 geboten. Dabei sind solche Stellen unterdrückt, die bei verhältnismässig geringem Wert nur durch weitläufige Begleitworte hätten verständlich gemacht werden können. Größere Verstösse in Marbots Kriegsbericht sind in den Anmerkungen festgehalten und berichtigt; von einigen besonders lehrreichen Fällen abgesehen, hat der Herausgeber dabei auf kritische Ausführlichkeit verzichtet.

Zu den Erläuterungen sind unter anderem herangezogen Häusser, *Deutsche Geschichte*, Fournier, *Napoléon I.* (2. Aufl.), sowie das militärwissenschaftliche Werk des jüngst verstorbenen Freiherrn Binder von Krieglstein, *Der Krieg Napoleons gegen Oesterreich 1809* (Berlin 1902. 1906).

Das Bändchen ist hauptsächlich für Primaner berechnet, kann aber wohl auch in Sekunda benutzt werden. Für Sekunda halte ich besonders geeignet: Kap. I (*J'accompagne Lannes à Paris*), Kap. VI (*Traversée du Danube*), Kap. VII (*Retour à Mölk*), Kap. X (*La bataille d'Essling [Aspern], première journée, le 21 mai*), Kap. XII (*La bataille d'Essling [Aspern], deuxième journée, le 22 mai*), Kap. XIV (*Mort de Lannes*), Kap. XVIII u. XIX (*La bataille de Wagram, première et deuxième journées, le 5 et le 6 juillet*) und Kap. XXII (*Combat de Znaim. Je suis blessé en séparant les combattants. Armistice.*). Die andern Kapitel eignen sich mehr für die Lektüre in Prima, so besonders Kap. II u. III (*Campagne de Bavière. Bataille d'Eckmühl. Assaut de Ratisbonne*), Kap. IV (*L'armée dans Ratisbonne*), Kap. V (*L'empereur dirige l'armée sur Vienne. Je tente une expédition des plus périlleuses*), Kap. VIII (*Attaque et reddition de Vienne*), Kap. XI (*Rivalité de Lannes et Bessières*), Kap. XIII (*Lannes est blessé à mort. — Situation critique de l'armée française*), Kap. XV (*Biographie du maréchal Lannes. — J'entre dans l'état-major de Masséna*), Kap. XVI (*Sainte-Croix*), Kap. XVII (*Préparatifs faits en vue d'un nouveau passage du Danube. — Arrestation d'un espion*), Kap. XX (*Disgrâce de Bernadotte*), Kap. XXI (*Ce qui m'advint à la bataille. Brouille avec Masséna*), Kap. XXIII (*Les postillons de Masséna*) und Kap. XXIV (*Attentat contre l'Empereur. Le traité de paix. Retour à Paris.*).

Diese Inhaltsangabe beweist die Reichhaltigkeit des anziehend dargestellten Stoffes. Der Anhang und die beigegebenen Karten enthalten alles, was zur Erklärung des Textes nötig ist.

Paul Arène, Contes de Provence. Choisis et annotés par L. Petry. Frankfurt a. M. (Moritz Diesterweg) 1908. VI+72 S. 8°. Annotations 56 S. (Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, herausgegeben von M. F. Mann. 3. Band.)

Der Wert der Diesterwegschen Reformausgaben mit Einleitung und Anmerkungen in französischer Sprache ist allgemein anerkannt. Die hier vorgedruckte Lebensbeschreibung von Paul Arène (*Vie de Paul Arène*) schildert uns in Kürze den eigenartigen Entwicklungsgang des Schriftstellers. Geboren am 26. Juni 1843 in Sisteron, einer alten malerischen Stadt der oberen Provence, als der Sohn eines Uhrmachers, ist er sein ganzes

Leben lang ein echtes Kind der Provence geblieben. Wie sein Vater fand der Knabe Vergnügen an langen Spaziergängen über die Felder, hatte Vergnügen an der Jagd und Botanik. Die Mutter war Modistin, eine fleissige Frau, die ihre drei vom Vater verzogenen Kinder erzog. In Sisteron und Umgegend bis an die Ufer der Durance war kein Punkt mehr, den Paul Arène nicht genau kannte. Darauf kam er ins »collège«, ein altes, zerfallenes Gebäude. Er war kein schlechter Schüler, wenn ihn auch seine Liebe zum Herumstreifen dann und wann von der Schule fernhielt. Ausserdem hatte er durch Vermittlung seines Onkels Zutritt zu der kleinen Rathausbibliothek seiner Vaterstadt, wo er die Werke der Klassiker und der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts las.

Mit 16 Jahren bestand Paul Arène sein Abiturientenexamen (*baccalauréat*) bei der Fakultät von Aix. Er trieb klassische Studien und wurde, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, auch Studienlehrer (*répétiteur*). Das Geschäft eines »pion« gefiel ihm natürlich durchaus nicht, und er wurde 1864 Lehrer am Lyceum Louis le Grand zu Vanves, und dort schrieb er sein erstes Drama in einem Akt: *Pierrot Héritier*. Das Stück wurde im Odéon gespielt und gefiel. Von da an gab Arène das Studium auf und wurde Journalist. Die ersten Jahre waren sehr hart für ihn, er musste noch Privatstunden geben, um sich durchzuschlagen. Er hat übrigens bis zu seinem Tode arbeiten müssen, hat also nicht einen so ruhigen und sorgenlosen Lebensabend gehabt wie viele seiner Kollegen von der Feder. Im Jahre 1869 veröffentlichte Arène sein erstes Buch: *Jean-des-Figues*, eine Art autobiographischen Romans. Da brach der Krieg von 1870 aus. Arène kehrte in seine Heimatstadt zurück und wurde dort von den 100 Freiwilligen von Sisteron zum Hauptmann gewählt. Sie brachen nach Paris auf und unterwegs dichtete Arène für seine »moblots« ein Marschlied: *Le Midi Bouge*, welches sich schnell unter den Truppen verbreitete und lange Zeit für ein Volkslied galt, da man den Verfasser nicht kannte. Paul Arène hat das schreckliche Jahr (*L'Année Terrible*) und den Einfall der Deutschen (*invasion allemande*), wie er den Krieg nennt, nicht vergessen und verziehen. Nach dem Kriege kehrte er nach Paris zurück und wurde Mitarbeiter an vielen Zeitungen, so dem *Gil Blas* und *Journal*, für die er jede Woche eine »chronique« schrieb. Alle Jahre vereinigte er eine gewisse Zahl davon in einem Band. Zu diesen Sammlungen gehören *Au Bon Soleil*, *Contes de Provence et de Paris*, *Le Midi Bouge* u. a. Die kleine Novelle (*petit conte, short story*) ist Paul Arènes Stärke, der grosse Roman war nicht sein Fach. Er hat drei geschrieben: *Jean-des-Figues*, *La Chèvre d'Or*, *Domine*. Ausserdem haben wir von ihm französische und provenzalische Verse, kleine Dramen und Operntexte. Die ganze Schaffenskraft Paul Arènes war langsam. Er war unverheiratet. Das wenige Geld, das ihm seine Arbeit einbrachte, genügte ihm, um ein sorgenloses, wenn auch einförmiges Leben zu führen. Der einzige Luxus, den er sich erlaubte, war in jedem Jahr ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in seiner lieben Provence. Seine letzten Lebensjahre waren traurig; er litt an einer Brustkrankheit, der er am 17. Dezember 1897 in Antibes erlag. Seine Leiche wurde nach Sisteron gebracht und auf dem kleinen Kirchhof bei der alten Zitadelle beigesetzt. Paul Arène hat den Stoff zu seinen Werken aus seiner engeren Heimat und seiner Vaterstadt genommen. Cantepèrdrix ist Sisteron. Er schildert die alte Kathedrale in *Le Conte d'automne*, die Spiessbürger der kleinen Stadt in *Le Clos des Ames*. Sein Vater, dieses alte Original, hat ihm als Vorbild für den Uhrmacher in *Cent Heures* gedient. Die Spässe und Witze der Bauern finden wir wie-

der in *Le Tambour de Roquevaire* und *Les Haricots de Pitalugue*. So erzählt uns Paul Arène von dem Land, wo er geboren wurde, von der bürgerlichen und bäurischen Bevölkerung, niemals von den Reichen, denn grosse Vermögen gibt es in Sisteron nicht. Die alten Sagen und Volksgebräuche interessieren ihn, er hat sie zur rechten Zeit fixiert, bevor sie ganz verschwunden waren. Arène liebte alles, was die gute alte Zeit anging, er misstraute allem, was modern erschien. Er verabscheute die Ingenieure und ihre Schöpfungen, die eisernen Riesenbauten, die Automobile. Er zürnte der aufgeklärten Geistlichkeit, dass sie mitleidlos den Kultus der ländlichen Heiligen vernichtete. Von diesem Gesichtspunkte aus muss man Erzählungen wie *La Mort de Pan* beurteilen. Der Herausgeber druckt in dem vorliegenden Bändchen im ganzen 8 Erzählungen ab: *La Vraie Tentation du Grand Saint Antoine*, *Les Cent Heures*, *Le Clos des Ames*, *Le Tambour de Roquevaire*, *Conte d'Automne*, *Les Haricots de Pitalugue*, *Le Bon Tour d'un Saint*, *La Mort de Pan*. Alle sind für die Lektüre in der Schule wohlgeeignet und werden sicher das Interesse der Schüler erwecken.

Henriette Hollard, Pauvre Garçon. Für den Schulgebrauch bearbeitet v. A. Eckermann. (Frz. u. Engl. Schulbibliothek. Reihe A. Band 158.) Leipzig, Renger, 1909. VI+116 S. 80.

Die Bearbeitung des *Pauvre Garçon* für die Schule ist aus verschiedenen Gründen zu begrüssen. Zunächst ist der Held beim Beginn der Erzählung ein Knabe von 13 Jahren, am Schluss zählt er 18 Jahre. Es ist also anzunehmen, dass seine Erlebnisse, wenn sie nur überhaupt interessant sind, einen Wiederhall finden in der Brust eines Sekundaners. Eckermann legt also besonderes Gewicht auf einen anziehenden Inhalt der fremdsprachlichen Lektüre. Insofern ist auch die Erwägung richtig, dass mancher von den Schülern sich wiederfinden wird in der Gestalt des scheuen, verschlossenen, aber so ausserordentlich begeisterungsfähigen und vornehm denkenden Marc. Andere werden vielleicht die Sehnsucht nach dem Meere, das unendliche Glücksgefühl, das den jungen *collégien* erfüllt, als er zum ersten Male die weite blaue Fläche vor sich sieht, nachempfinden. Und dann das Leben am Strande und Marcs Entschluss, Seemann zu werden! All das ist so lebendig dargestellt, dass es eine starke Wirkung ausüben muss. — Die Jahre vergehen; Marc ist Seekadett geworden und tritt nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in das Landheer ein, um gegen die Deutschen zu kämpfen. Nun folgt vielleicht der wertvollste Teil der Erzählung. Vor dem Leser entstehen anschauliche Bilder, vor allem aus der Zeit der Belagerung von Paris. Der Standpunkt, den die Verfasserin einnimmt, ist natürlich der der Französin. Gelegentlich fehlt es nicht an feindseligen Ausdrücken den Eroberern Frankreichs gegenüber. Das ist ja leicht zu verstehen. Aber im grossen beflüssigt sie sich doch einer angenehmen Objektivität. Wir sehen die gewaltigen Ereignisse, die den Grund zu unserer Grösse legten, einmal mit den Augen der Franzosen, wir sehen dieselbe Begeisterung, dieselbe Aufopferungsfähigkeit und Vaterlandsliebe, die unsere Kämpfe erfüllte, auch auf feindlicher Seite. Marc stirbt den Tod des Helden. Die übrigen Personen treten hinter dieser Hauptfigur zurück. Von echter Weiblichkeit ist Marcs Freundin Gertrude, deren Bild so ausgeführt ist, dass die Erzählung auch für Mädchenschulen durchaus zu empfehlen ist. Das Bild von Marcs Mutter, die der echten Liebe völlig bar ist, hat der Herausgeber nach Möglichkeit gemildert. Von der Herzlosigkeit der Frau Dolmen hebt wohlthuend

die Sehnsucht ab, die Marc immer wieder zu der Mutter führt. Durch die starken Streichungen, die hier vorgenommen werden mussten, ist der Titel *Pauvre Garçon* im ganzen etwas weniger verständlich geworden. Doch bleibt noch genug des Trüben im Leben Marcs.

S. V f. der Einleitung gibt der Herausgeber dann eine kurze Biographie von der Verfasserin Henriette Hollard, deren Name in Deutschland wenig bekannt ist. Ihr Leben verlief in anspruchsloser Stille; die Vorzüge ihrer überaus sympathischen Persönlichkeit enthüllten sich in erster Linie ihrer nächsten Umgebung. Ein rührendes Bild echter Weiblichkeit entwirft uns ihr Schwager Eugène Bersier in der Einleitung zu ihren *Souvenirs d'une Sœur*. Sie wurde 1840 in Paris geboren. Ihr Vater, ein tüchtiger Naturwissenschaftler, hatte starke literarische und künstlerische Interessen. Unter sehr günstigen Verhältnissen wuchs das junge Mädchen heran und zeigte frühzeitig tiefe Hinneigung zur Musik und Poesie. Im Jahre 1855 wurde ihr Vater als Professor an die Universität Poitiers berufen. Hier schrieb Henriette ihre ersten Gedichte, einem innern Drange folgend, ohne den Gedanken an eine Veröffentlichung. Das alte Poitiers mit seinen schweigenden Strassen, seinen historischen Erinnerungen und seinen frischen Tälern erfüllte sie mit neuen Eindrücken, entwickelte vor allem ihre Liebe zur Natur. Es ist, als ob schon jetzt eine Ahnung ihrer künftigen Leiden sie leise durchzöge. Der Herbst gefällt ihr mehr als der Sommer; düstere, vom Sturm gepeitschte Wolken sind ihr lieber als der blaue, heitere Himmel. Beethoven und Chopin zieht sie allen andern Komponisten vor. Mit zwanzig Jahren schon war ihre Gesundheit schwer erschüttert; in vielen ihrer Gedichte finden sich die Spuren des Kampfes mit ihren Schmerzen. — Der Vater starb 1866. Nun zog die Familie nach Paris, verliess es aber bei Ausbruch des Krieges und kehrte erst nach den blutigen Tagen der Kommune zurück. Henriettes Gesundheit war immer schwächer geworden; trotzdem gelang es ihr im Jahre 1873, fast in einem Zuge, mit nur kurzen Unterbrechungen, die ihre Krankheit ihr auferlegte, die Erzählung *Pauvre Garçon* zu schreiben. Die Krankheit schritt fort. Am tiefsten empfand sie es, dass sie schliesslich auf die Ausübung der Musik, ihrer liebsten Kunst, verzichten musste. In musikalischen Kompositionen, die besonders den Einfluss Bachs zeigen, suchte sie Ersatz. In Pau, dass sie aufgesucht hatte, um in milderem Klima Heilung ihrer Leiden zu finden, starb sie 1875.

Ausser dem in fünfter Auflage erschienenen *Pauvre Garçon* hat sie einen Band Gedichte *Souvenirs d'une Sœur* veröffentlicht, der ebenfalls schon die fünfte Auflage erlebt hat.

In 25 Kapiteln hat Eckermann den verkürzten Inhalt von *Pauvre Garçon* hier für den Schulgebrauch bearbeitet, und man kann wohl sagen, dass er die Auswahl äusserst geschickt getroffen hat. Besonders anziehend sind die Kapitel II (*Une Rencontre dans la Forêt*), VI (*La Rue de la Tour-des-Dames*), VII (*Va-t-il mourir?*), IX (*La Mer*), X (*Marin*), XIV (*La Fin de la Crise*), XVI (*Marc perd un Ami*), XXIII (*Une Surprise*) und XXIV (*Buzenval*). Wir wünschen dem Büchlein den besten Erfolg auf unsern höheren Schulen.

J. Sörgel, Englisch als erste Fremdsprache. Beilage zum Jahresbericht der städtischen Oberrealschule zu Erfurt. Ostern 1908. 20 S. gr. 8°.

Von den Fremdsprachen, die an unseren höheren Schulen gelehrt werden, ist das Englische zuletzt in den Lehrplan aufgenommen worden. Obwohl politische und Handelsbeziehungen schon seit sehr alter Zeit be-

standen und deutsche und englische Literatur und Kunst in Beziehung traten, blieb es bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts vom Schulunterricht fast vollkommen ausgeschlossen. Erst seit etwa 1750 wurde es als wahlfreies Fach an einzelnen Schulen gelehrt (vgl. Pariselle, *Englischer Unterricht*, in Reins *Encyklopädi. Handbuch der Pädagogik*). Als verbindliches Lehrfach erscheint es in Preussen zum ersten Male in der „Unterrichts- und Prüfungsordnung der Real- und höheren Bürgerschulen“ 1859 (vgl. Lexis, *Die Reform des höheren Schulwesens in Preussen*), wo es vom Französischen und Englischen heisst, beide Sprachen seien nicht nur als moderne Verkehrssprachen wichtig, sondern besässen auch im Gebiete der Realwissenschaften eine reiche Literatur. Also nur der praktische Nutzen hat dem Englischen Eingang in die Schule verschafft, von einem höheren Ziel, von einem Einfluss auf die Geistesbildung ist keine Rede. Bis 1882 stand es an den Realschulen dem Französischen gleich, dann wurden die Anforderungen herabgesetzt (der englische Aufsatz fiel weg, im mündlichen Gebrauch wurde weniger verlangt als 1859), und es rückte so an die zweite Stelle, obgleich es dieselbe Stundenzahl behielt wie vorher.

Als erste Fremdsprache in einer preussischen Schule findet sich das Englische erst 1887. In Bremen aber hatte es diese Stellung schon seit 1855 eingenommen (vgl. die Einrichtung dieser Anstalt S. 3—5). Als erste preussische Schule führte die höhere Bürgerschule (jetzige Realschule mit Reformrealgymn. in Entw.) in Geestemünde den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit Englisch ein (vgl. den Lehrplan S. 5). Seit Ostern 1891 begann die höhere Staatsschule in Cuxhaven (Realschule) mit Englisch in den unteren Klassen, ist aber 1903 zum Anfang mit Französisch übergegangen. Seit Ostern 1894 wird auch am Königl. Realgymnasium mit Realschule in Osnabrück Englisch von VI an gelehrt. Die Lehrpläne der übrigen Anstalten, an denen Englisch als erste Fremdsprache gelehrt wird, gibt der Verfasser S. 7 f. S. 8 handelt über die Erfahrungen, die mit dem Englischen als erster Fremdsprache gemacht worden sind, sowie über die verwendeten Lehrbücher. Günstig spricht sich besonders Direktor Eilker in Geestemünde in der *Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen* VIII (1896/97), S. 86—89 aus. Er schreibt dort: „Der Schreiber dieser Zeilen hatte nicht bloss Gelegenheit, während zweier Jahre den Unterricht in einer Sexta und Quinta mit Französisch, sondern auch mehrere Jahre den Unterricht in diesen Klassen mit Latein als erster Fremdsprache zu beobachten. Hierbei hat sich gezeigt, dass das Französische den Schülern der beiden untersten Klassen viel schwerer fällt als das Lateinische, und beide wiederum bedeutend viel schwerer als das Englische.“ Die Gründe hierfür finden sich S. 9. Auf den folgenden Seiten werden nun Französisch und Englisch in Bezug auf ihre Verwertbarkeit für den Unterricht miteinander verglichen. Die Aussprache des Englischen erfordert nicht geringere Anstrengung und Aufmerksamkeit als die des Französischen. Das Englische hat eine Reihe vom Deutschen abweichender, mit dem Französischen übereinstimmender Konsonanten und einige ihm allein eigene (*th, r, l, w, j, ch*), deren richtige Aussprache anfangs zwar unheimlich, aber doch keine besonderen Schwierigkeiten macht. Von unüberwindlichen oder auch nur grossen Schwierigkeiten der Aussprache kann nicht die Rede sein. Die englische Rechtschreibung ist zwar schwieriger als die französische, sie hat aber das Fehlen der Akzente voraus, so dass dann liegen die Schwierigkeiten im unveränderlichen Wortstamm, der sich fest und sicher einprägen lässt; oft findet auch die Schreibung eine Stütze

an entsprechenden deutschen Wörtern. Wichtiger als Aussprache und Rechtschreibung sind Formenlehre und Syntax. Jener wird zu grosse Armseligkeit und Unregelmässigkeit, dieser Willkür nachgesagt, die sie für den Anfangsunterricht ungeeignet machten. Beide Vorwürfe weist Sörgel S. 13 f. zurück. An Formen ist zwar das Englische beim Nomen ärmer, dafür treten aber die Wortklassen, Substantiv, Adjektiv, Artikel schärfer auseinander, und die Endungen sind mit wenigen Ausnahmen alle hörbar. Von Unregelmässigkeiten kann keine Rede sein, man müsste etwa die mit Umlaut gebildeten Plurale als solche ansehen wollen. Unregelmässigkeit und Inkonzsequenz sind hier nur auf der Seite des Französischen zu finden. Viel mannigfaltiger ist im Englischen die Steigerung des Adjektivs. Vom Deutschen abweichend scheidet das Englische wie das Französische vom Adjektiv scharf das Adverb. Seine Anwendung erfordert dieselbe Aufmerksamkeit wie im Französischen, die Bildung ebenso, und grössere die Steigerung, weil sie von der des zugehörigen Adjektivs verschieden sein kann. Bei den Fürwörtern übertrifft das Französische das Englische an Formenreichtum ganz bedeutend, es hat aber dafür auch ausserordentliche Schwierigkeiten. In der Flexion des Verbs ist das Französische dem Englischen weit überlegen. Demgegenüber sind aber im Englischen die Flexionsendungen alle hörbar, verleiten also nicht zu falschen Analogieschlüssen. Und wenn die Fülle der Endungen fehlt, so doch nicht die Fülle der Ausdrucksmittel. Im ganzen genommen ist das Englische sicher ärmer an Flexionsformen als das Französische, aber die fehlenden Formen sind alle solche, die zur grösseren Klarheit nichts beitragen. Der Satz: „*All the wild animals that live there*“ ist genau so klar wie: „*Toutes les bêtes fauves qui vivent là*“, obwohl dieser fünfmal, jener nur einmal die Mehrzahl ausdrückt. S. 15 f. weist Sörgel dann nach, dass das Englische sehr wohl das leisten kann, was von der ersten Fremdsprache erwartet wird. Besonders wird, wenn der Schüler mit Englisch beginnt, erreicht, dass schon in den Mittelklassen die Lektüre vollständig zu ihrem Recht kommt. An Lesestoffen fehlt es für alle Stufen im Englischen wahrlich nicht. Von den meisten Fachgenossen wird heute anerkannt, dass der dritte Platz nach der antiken und deutschen Literatur nicht dem Französischen, sondern dem Englischen zukommt. Der Literaturhistoriker E. Engel kommt im *Berliner Tageblatt* vom 17. Dezember 1907 zu dem Schluss, dass zu den unsterblichen Dichtern, wie etwa Homer, Aeschylos, Sophokles, Dante, Cervantes, Shakespeare, Byron, Goethe, Schiller sich kein Franzose stellen lasse, selbst nicht Molière. Dass der grössere Wert der englischen Literatur auch von der Jugend selbst anerkannt wird, kann man aus der Zusammensetzung der Schulbibliotheken sehen. Durch die Vertauschung in der Stellung der beiden Fremdsprachen wird aber auch — *last not least* — dem praktischen Bedürfnis am besten Rechnung getragen. Für das Leben ist es entschieden wichtiger, grössere Fertigkeit im Schreiben und Sprechen des Englischen zu besitzen.¹⁾ Der praktischen Bedeutung des Französischen, vor allem aber seiner Bedeutung für unsere gesamte Kulturentwicklung kann die Schule immer noch vollkommen gerecht werden, wenn sie es von Quarta an betreibt und das Ziel zugunsten des Englischen etwas zurückschraubt.

¹⁾ Vgl. auch den Aufsatz von F. Dernburg, *Der Wettkampf der Sprachen*, *Berliner Tageblatt* vom 22. Dezember 1907: „Noch einmal wurde im Haag (auf dem letzten Kongress) das Französische als offizielle Sprache beibehalten. Aber dies Joch wurde mit Ungeduld empfunden. Die englische, die deutsche, die spanische Sprache waren die leitenden Sprachen des Weltdepartements. Das Französische stand unter dem Gesichtspunkt einer Verlegenheitssprache.“

Sörgels Studie ist sicher höchst beachtenswert. Dass sie auf Widerspruch stossen wird, ist wohl anzunehmen. Wir sind dem Verfasser aber sehr dankbar für die Darlegung neuer Gesichtspunkte, unter denen das Verhältnis der beiden neueren Schulsprachen zueinander und zum Lateinischen betrachtet wird.

Remus, Beiträge zur Behandlung Shakespeares im englischen Unterricht der Prima. 19 S. kl. 8^o. Beilage zum Programm des Realgymnasiums zu Düren. Ostern 1908.

Die kleine Schrift, die nichts Systematisches, Abschliessendes, Vollständiges geben will, wie es Münch in seiner bekannten und trefflichen Studie getan hat, wird bei den Fachgenossen mit geteiltem Interesse aufgenommen werden. Sie richtet sich gegen die besonders heute wieder lebhaft auftretenden Bestrebungen rigoroser Reform: den ganzen Unterricht im Französischen wie Englischen zuzuspitzen auf sprachliche und schriftliche Beherrschung der fremden Idiome, die im fremdsprachlichen Aufsatz ihren Gipfel finden soll. Ein solches Verfahren nennt der Verfasser einen „Auswuchs moderner Pädagogik, hervorgerufen durch Unehrllichkeit gegen sich selbst, gegen die Amtsgenossen und nicht zuletzt gegen die Schüler“. Es ist selbstverständlich, dass er nach dieser Behauptung seinen Standpunkt klarlegen muss, dem ich in mancher Beziehung durchaus beistimmen kann. Es versteht sich auch nach Remus von selbst, dass in der Schule so viel und so häufig in der fremden Sprache gesprochen wird, als es möglich ist. Dafür lernen und lehren wir eben eine lebendige Sprache. Nach der Ansicht von Remus sind aber solchen Uebungen Grenzen gesetzt, und zwar Grenzen natürlicher Art. Der normale Schüler — also nicht der von zweisprachigen Eltern abstammende oder von einer französischen oder englischen Bonne auferzogene Sprössling deutscher Eltern — d. h. der Schüler, mit dem der Lehrer einzig und allein zu rechnen hat, lernt zunächst deutsch, und zwar geschieht diese Sprachelernung 'gefühlsmässig', wie Wundt mit Recht hervorgehoben hat. Da tritt nun mit dem zehnten oder zwölften Jahre die Fremdsprache in das Leben des Schülers. Und die soll er sich auch gefühlsmässig aneignen? Das bestreitet Remus ganz entschieden. Im günstigsten Falle hört der Schüler sechs Stunden wöchentlich die fremde Sprache. Nehmen wir weiter den äusserst günstigen Fall an, dass die Klasse nur 20 Schüler enthält, so kommt er selbst höchstens 2 Minuten stündlich, 12 Minuten in der Woche zum selbständigen mündlichen Gebrauch der fremden Sprache. Wenn man dies Verhältnis für die sieben Schuljahre, wo das Englische betrieben wird, zugrunde legt, so kann man wohl schwerlich behaupten, die fremde Sprache könne während der Schulzeit 'gefühlsmässig' durch fortwährende systematische Sprechübungen erlernt werden. S. 5 f. bespricht Remus die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich solchen intensiven Sprechübungen bei Lehrern und Schülern entgegenstellen, um dann S. 7 zu dem Schluss zu kommen, dass das Hauptziel des Sprachunterrichts nicht im Parlieren besteht, sondern in der Vermittlung einer Bildung, die im eminenten Sinne humanistisch sei. Je bedeutender das Kunstwerk ist, das du zu interpretieren hast, desto mehr lass es selbst wirken, desto weniger verwässere es durch übel angebrachte Sprechübungen (S. 8). Unter diesen Gesichtspunkten will er Shakespeare in Prima behandelt wissen, also keine Interpretation in der englischen Sprache. Vorweg will Remus in englischer Sprache das Nötigste über die Entwicklung des englischen Dramas und damit verbunden der englischen Bühne und

sodann ein kurzes Leben Shakespeares geben. S. 9 f. finden sich sehr wertvolle Bemerkungen über die Interpretation von Shakespeares *Macbeth*. Remus verlangt vom Schüler keine Präparation, wenigstens für *Macbeth* nicht, sondern nur eine verständnisvolle Nachübersetzung. Er rät vor allem, immer die Zeit im Auge zu behalten. Nach einer kurzen Bemerkung über die erste Szene des *Julius Caesar* (S. 12 u. 13) beschränkt sich der Verfasser auf Winke zur Interpretation des *Macbeth*. Was die künstlerische Entwicklung des Stücks und der Charaktere anlangt, so empfiehlt Remus, sich getrost Vischers Ansicht zu eigen zu machen. Ergänzungen, von denen auch Münch und Conrad in seiner neuen Macbethausgabe einige bieten, liefern sich dem denkenden Lehrer auch sonst. Mit Recht aber bezeichnet der Verfasser die Macbethausgabe im *Variorum Shakespeare* von Furness (*Revised Edition*, Philadelphia 1903) als unentbehrlich. Näher geht Remus nun ein auf I, 2, I, 3 und I, 7, wo er die Verse 127—142, 143—144 und 1—28 auswendig lernen lassen will, II, 1 (hier ist V. 33—61 auswendig zu lernen), II, 2, II, 3 (Pfortnerszene), III, 1 (V. 49—72 auswendig zu lernen), III, 4, III, 5, IV, 1, IV, 2 und V. 1. Seine Bemerkungen zeugen von liebevoller Vertiefung in Shakespeares Meisterwerk. Nach einigen Worten über die Sprache und das Versmass (S. 18) zitiert Remus eine Stelle Vischers, die selbst den Herausgebern seiner Shakespearevorträge entgangen ist und sich an etwas abgelegener Stelle, nämlich in seinem Buche: *Goethes Faust, Neue Beiträge zur Kritik des Gedichtes*, S. 125 findet: „Macbeth ist in allen Hauptmomenten hoch symbolisch in der ungemeinen Durchsichtigkeit, womit die Natur des Gewissens und die Gravitation des Bösen hervortritt. Im gewöhnlichen engeren Sinne des Wortes ist das Erscheinen Banquos und sind die Hexen symbolisch: beide sind nichts weniger als Allegorien, sie haben wirkliches Leben, jener das Leben, welches der Gespensterglauben seinem gefürchteten Wesen leiht, diese halb menschliches, halb dämonisches, und doch ist jener ganz Schreckensvision des Gewissens, sind diese ganz ein Bild des dunklen Knäuels, des Gewürms der bösen Gedanken und der törichten Sicherheit im Grunde der Menschenseele!“

Diese Worte Vischers und überhaupt der Inhalt der vorliegenden lehrreichen Studie von Dr. Remus können manchem Lehrer wohl als Leitstern dienen, der seine Schüler zu einer inneren Erkenntnis von Shakespeares *Macbeth*, dieses erhabenen Kunstwerks, führen will.

Helen Keller, *The Story of my Life*. Ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von L. Bülte. Mit 2 Porträts (English Authors 122. Lieferung. Ausgabe B. Mit Anmerkungen in einem Anhang.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1909. V und 104 S. Anhang. 19 s.

Marc Twain sagt einmal: „Die beiden interessantesten Charaktere des 19. Jahrhunderts sind Napoleon und Helen Keller.“ Aus den vom Herausgeber gegebenen Aufzeichnungen und der Selbstbiographie werden wir diese Behauptung verstehen. Halten wir Umschau unter den Persönlichkeiten der Jetztzeit, die Grosses und Heldenhaftes geleistet haben, so dürfen wir Helen Keller mit Recht unter dieselben rechnen. Zwar ist es ein Heldentum eigener Art, ein Heldentum der Selbstzucht und Selbstgestaltung zum Zweck der Herausbildung der eigenen Persönlichkeit. Aus einem Dasein innerer und äusserer Finsternis, aus dem Bereich der Knechtschaft, in dem ihre ganze Entwicklungsfähigkeit gebunden lag, dringt sie siegreich hindurch zu dem Licht und der Freiheit des Geistes.

Ein einziges Lebensjahr voll unbewussten Genusses ihrer gesunden Sinne war ihr geschenkt, als eine Krankheit ihr das Gesicht und Gehör für immer raubte. Wie der rastlose Trieb zum Werden und die unermüdliche Energie im Ueberwinden von Schwierigkeiten ihr die Tore des Lebens und des Geistes geöffnet haben, zeigt uns ihre Selbstbiographie. In ihrer im wesentlichen abgeschlossenen Bildung hat sie mehr erreicht als manches Kind, das im vollen Besitz seiner gesunden Sinne ist. Ihr unerschöpflicher, stets nach Neuem dürstender Wissenstrieb führte zu einer Fülle allgemeiner und literarischer Bildung, die ihre schriftstellerische Begabung förderte. Schon als zehnjähriges Kind bewahrte sie Vorstellungen, die durch den Wortlaut einer Geschichte sich ihr eingeprägt hatten, unvermischt mit anderen Vorstellungen. Die Wiedergabe eines Märchens geschieht in ihrer eigenen naiven Phantasie in origineller Weise.

Auch die vorliegende Selbstbiographie ist in ihrer Eigenart abgefasst, sie ist mehr mit dem Herzen geschrieben als mit dem Verstande. In einem kleineren Aufsatz macht sie Mitteilung über ihr Traumleben. Im Jahre 1903 erschien ein grösserer Essay: *Optimism*. Helen Keller ist in Massachusetts zum Mitglied des Staatsausschusses für die Erziehung blinder Kinder ernannt worden. In diese verantwortungsvolle Stellung wurde sie wegen ihrer grossen Verdienste um die Erforschung des Seelenlebens blinder Menschen berufen.

Mr. John Macy berichtet in dem Anhang zu ihrer Lebensbeschreibung über sie: Helen Keller ist gross, kräftig und gesund. Leicht auffallend sind die raschen nervösen Bewegungen ihrer Hände, die ihr lange Zeit als Verständigungsmittel gedient haben. Ihr rasch bewegliches Auge sowie ihr Gesicht beleben sich beim Sprechen und geben ihren Worten Nachdruck. Bei näheren Bekannten „sieht“ sie, wie sie sagt, durch Betasten des Gesichtes, des Bewegungsspielcs des Mundes, und erhält dadurch denselben Eindruck, den wir aus der Stimme eines Redenden vernehmen. Humor, Neigung zu Wortspielen, Schlagfertigkeit in witzigen Redewendungen sind ihr eigen. In Gesellschaft, die sie sehr liebt, zeigt der strahlende Ausdruck ihres Gesichtes ihre Sympathie für ihre Umgebung an, auch wenn man ihr keine Mitteilung von der Unterhaltung machen kann. Musik ist ihr ebenfalls zugänglich. Wie wundervoll, sagt sie, ist das Instrument, auf dem ein grosser Künstler „singt“. Die grösste Freude habe ich, wenn ich das Instrument berühre, wodurch ich die zarresten Vibrationen, den Lauf der Melodie, die folgende Stille spüre und begreife, wie die Töne dem lauschenden Ohr dahinsterben. Einen grossen Teil ihres Wissens erwirbt sie auf unmittelbarem Wege. Wenn sie ausgeht, bleibt sie oft plötzlich stehen, von dem Geruch eines Strauches angezogen. Sie streckt ihre Hand aus, befühlt die Blätter und empfindet an der Pflanzenwelt denselben Genuss wie wir, wenn sie die Blätter zwischen den Fingern hält, den Duft einsaugt und sich später wieder daran erinnert. Wenn sie über einen Spaziergang berichtet, sind ihre Beschreibungen zutreffend und lebendig.

Die reale Welt enthält für sie mehr Gutes als Schlechtes. Kleinere Unannehmlichkeiten wurden sorgfältig von ihr ferngehalten; von den grösseren Schwierigkeiten wurde sie in Kenntnis gesetzt, nahm teil an den Sorgen und dachte über die Lösung der Probleme nach. Sie ist voller Vertrauen zu einer Welt, von der sie stets mit Güte behandelt worden ist.

Der höchst anziehende Inhalt des gebotenen Textes wird das Interesse von Schülern und Schülerinnen ungemein erregen, und so wird die Lektüre des Bändchens für den Unterricht in jeder Weise nutzbringend

sein. Die beiden Porträts von Helen Keller und Miss Sullivan, ihrer hochverehrten Lehrerin, sind ausgezeichnet. Die Art, wie Helen Keller ihre Lehrer verehrt, zeigen am besten ihre Worte über Bischof Brooks S. 95: „Bishop Brooks taught me no special creed or dogma; but he impressed upon my mind two great ideas — the fatherhood of God and the brotherhood of man, and made me feel that these truths underlie all creeds and forms of worship.“ Den Fortschritt der Bildung Helen Kellers kennzeichnen am besten die S. 96—104 abgedruckten *Letters* (1887—1901) an Mrs. Kate Adams Keller und Rev. Philips Brooks.

Schliesslich will ich die Fachgenossen noch auf die im Verlage von Rob. Lutz in Stuttgart erschienene vollständige deutsche Uebersetzung des Werkes hinweisen unter dem Titel: *Die Geschichte meines Lebens*. Von Helen Keller. Pr. gebd. 6,50 Mk.

Doberan i. Meckl.

O. Glöde.

Sidney Lee, Ovid and Shakespeare's Sonnets, (*Centenary Number der Quarterly Review*, Nr. 419, p. 455 ff.) April 1909. London, John Murray. — 6 s.

Shakespeares Lyrik innerhalb der Elisabethanischen Dichtung und diese wieder innerhalb der gesamten Renaissance zu begreifen, ist ein Ziel, dem sich die Arbeiten Sidney Lees am weitesten nähern. Die 5. Auflage seines *Life of Shakespeare*, 1905, seine Einleitung zu den *Elizabethan Sonnets* in Arbers *English Garner*, 1904, die Einleitung zu seiner Faksimileausgabe von Thorpes Druck, 1905, die 2. Auflage seiner *Great Englishmen of the 16. Century*, 1907, sind wichtige Stationen einer Erkenntnis, die auch in Frankreich, so durch Vaganays Studien über das französische und italienische Sonnet in jüngster Zeit weit gefördert ist. — Der vorliegende Aufsatz ist der neueste, bedeutsame Schritt, den Lee auf diesem Wege tut. Nicht in persönlichen Bekenntnissen, sondern im Zusammenhange der Geistesgeschichte ergründet die historische Methode die Quellen eines Kunstwerkes. Wenn sie daher im ganzen keine überraschend neuen Bahnen geht, sondern längst gegebene Anregungen vertieft, so darf man die alte Theorie von Delius, dass Shakespeares Sonette pure Fiktion seien, auch in diesen neuesten Untersuchungen willkommen heissen. Die Sonettisten der Zeit selbst reden deutlich in ihrem Sinne, so Fletcher in seiner *Epistle Dedicatory*, so Griffin in seinem Motto am Ende von *Fidessa*:

„Talis apud tales, talis sub tempore tali:

„subque meo tali iudice, talis ero.“

— Lees Aufsatz enthält eine vertiefte Untersuchung des Wortes von Francis Meres in *Palladis Tamia*, dass die honigsüsse Seele Ovids in Shakespeares Dichtungen lebe. Aber während dies bisher mehr als ein unbestimmt gefühltes Kompliment galt, beweist die Untersuchung Lees, dass der *schoolmaster* Meres ein feiner Kenner war. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Goldings Uebertragung der Metamorphosen im Balladenmetrum. Von dieser meint Lee, Shakespeare müsse sie teilweise auswendig gewusst haben. Die herausgehobenen Beziehungen sind nicht alle von gleich überzeugender Kraft, einzelne jedoch unwiderleglich, cf. den aus Golding übernommenen Namen des Hundes „Ringwood“ für den Ovidischen „Hylactor“. Uebereinstimmungen in Goldings Phrasen mit Stellen in Shakespeares Dramen haben andere bereits vereinzelt erkannt, für die Sonette, die gerade in des Dichters Jugend fallen, wo seine Schulerinnung an Ovid noch nicht verblasst ist, unternimmt Lee diese Vergleichung

zuerst. Er bleibt nicht bei blossen Parallelstellen stehen, sondern verfolgt das, was Shakespeares Lyrik von jener ihrer Zeit unterscheidet, die erhabene Seele des Dichters, auf seinen ersten Ursprung. In der Weltansicht der Sonette findet er den Niederschlag des antiken Neopythagoreismus, wie er in Ovids Tristien und Metamorphosen lebt und von Ovid wiederum auf Lucretius zurückleitet, „the greatest of all poets who made philosophy.“ — Die weitblickende Studie bringt schliesslich die Hauptthematika der Sonette in direkten Zusammenhang mit der Ueberlieferung lateinischer und griechischer Lyrik. — Nur wenige Samenkörner hoher Kunst trägt der Wind der Zeit über die Erde, doch bringen ein anderes Licht und fremder Boden daraus viele Spielarten hervor.

London.

H. Schmidt.

Paul Heyne, Englisches Englisch. J. Bielefelds Verlag, Freiburg 1909. 208 S. 2,50 Mk.

This book is not intended for beginners, but is written to meet the requirements of those who have some knowledge of English. The book has not been written for class use but for private study, and seems especially intended for commercial men. „Der Verfasser gibt keine Uebungsstoffe nach Art veralteter Methoden, weil das Buch nicht für den Anfänger bestimmt ist. Eine Grammatik ist es also nicht. Es soll vielmehr, besonders für den deutschen Kaufmann, das bringen, was die Grammatik nicht enthält. Die Arbeit ist im Grunde genommen nichts weiter als ein Meissel zur Ausbildung der eigentümlichen englischen Sprachform.“ The writer hopes to set his reader on the right path . . . „auf die Bahn des selbständigen Denkens in der englischen Sprache als Grundlage für einen formvollendeten englischen Ausdruck“. This is to be done „durch geeignete Gegenüberstellungen von wörtlich übersetzten und treffend richtigen Ausdrücken“.

The book is about equally divided into two parts, the former of which deals with „Sätze“, whilst the latter deals with „Stil“. Of the 85 pages of the first part no less than 50 pages deal with analysis of sentences and sentence construction. Much that is said here would hold good for many languages, and might have been omitted, unless the writer thinks that he has to deal with especially ignorant readers. In spite of the fact that many sentences are analysed — e. g. „will you write: you (Subjekt), will write (Prädikat)“ — we learn from the preface —, „Das Buch enthält nichts Ueberflüssiges.“ The writer's analysis is, however, not always fortunate, for on page 9 we find: „God save the King!“ The King (Subjekt), may God save (Prädikat)!!

In the section on style we again meet with much that is unnecessary. Some pages are devoted to „Klangschönheit“. Anyone who knows enough English to consider the melody of what he writes, does not need such a book as „Englisches Englisch“.

The twenty pages on American English are interesting.

The book contains no small number of mistakes, some of which are serious. A selection is given below:

„Travellers sell now quickly abroad at good prices. This is very awkward. Moreover for sell we should have are selling. „Wanted are good correspondents“ is an almost impossible word order. „You shall rely on my reply“, „May I rely on your reply?“ These two sentences are supposed to illustrate: „Der einfache Fragesatz kann in eine bestimmte Form gekleidet werden.“

The sentence — "Mr Smith should not go to London, because difficulties will arise from his speaking not fluently English" is impossible. What the writer says on the use of the Subjunctive mood in English is not reliable: "... dass einige englische Bindewörter den Konjunktiv fordern, wenn etwas als zweifelhaft erscheint oder von Möglichkeiten abhängig ist He will be pardoned, unless he repent (nicht: . . . he repents)." Every Englishman would say "repents". Further, we are told that "lest" and "that" often require the subjunctive: "Do not throw the packages, lest he come to loss", is not to be understood. "Take heed that he do not speak to the engineer." An Englishman would say . . . "Mind he does not . . .". "If he do not submit, it will be from necessity (Zukunft, Konjunktiv)." Here "if he does not" is more usual. Lastly "Unless he act prudently . . ." "Unless he acts" is more usual. Pages 47 and 48 need revision, therefore. On the difference between "to be" and "to have" much is incorrect: "Mein Onkel ist mein Feind geworden . . . My uncle is become my enemy . . . 'has become' wäre in diesem Falle sinnwidrig." The Englishman prefers the "sinnwidrig", and persists in saying "has become", however. Further "um dies noch klarer zu machen, folgen einige Beispiele . . . I was returned when he came . . . I have been returned when he came." This is all hopelessly wrong, especially the latter sentence. From page 121, where the writer corrects some sentences from Sheridan's "Rivals" . . . "natürlich will Sheridan 'Alligator' sagen, denn 'allegory' bedeutet 'Allegorie'", it is not made clear to the reader that the mistakes come from Mrs Malaprop, and not from Sheridan. This does not exhaust the mistakes in the book.

The print, paper and binding are good.

Königsberg.

A. C. Dunstan.

Kleine Anzeigen.

Tauchnitz Edition: Vol. 4015 u. 4016: Elizabeth Robins, *The Convert*. — Miss Vida Levering ist durch ein herbes Schicksal nach dem Tode der Mutter aus dem Vaterhause vertrieben. Sie hat, unbemittelt, das Los der heimatlosen Mädchen an sich erfahren. Von ihrem Geliebten verlassen, wird sie zufällig durch eine Verwandte vom Untergang gerettet und in die Heimat zurückgeführt, wo sie nun das Leben der grossen Dame der in Vorurteilen erstarrten Gesellschaft führt. Erkenntnis der Zwecklosigkeit und Unbefriedigung ihres Daseins sowie herzliches Mitleid mit den Armen erwecken zunächst ihr Interesse für die mächtig anwachsende Frauenbewegung. Doch kennt sie deren Bestrebungen nur durch Hörensagen und verurteilt vorläufig noch, beeinflusst durch oberflächliche Urteile anderer, *this Suffrage nonsense* — *this mud-puddle* und namentlich dessen demonstrativen Charakter. Das Interesse wird zu trotziger Sympathie, als sie von einem ästhetisierenden Dichterling mit liebloser Verachtung von den *sexless monstrosities* reden hört, die die „Krone“ des Geschlechts verloren hätten. Heimlich anfangs besucht sie eine öffentliche Versammlung und wird zur Bewunderung für die unerschrockenen Kämpferinnen hingerissen, die Spott, Beleidigung, selbst Gefängnis freudig erdulden, und sie lernt nun auch ihr eigenes Unglück als das ihres ganzen Geschlechts aufzufassen. Persönliche Bekanntschaft und längere Unterredungen mit einer der Hauptführerinnen vollenden ihre Bekehrung. Sie wird zunächst stille Begleiterin der Suffragettes, dann Verteilerin von Flugschriften und endlich offene, überzeugte Anhängerin und tätige Ver-

breiterin des neuen Evangeliums. Ja, es gelingt ihr sogar, ihren einstigen Geliebten, der augenblicklich in der Politik als der „kommende Mann“ gilt, dahin zu bringen, dass er als Sühne für sein ehemaliges Unrecht ein energischer Mitkämpfer wird.

Die Lektüre ist allen denen sehr zu empfehlen, die sich eine eingehende Kenntnis von dem Leben und Treiben, den Ideen, aber auch den Irrtümern der englischen Frauenrechtlerinnen verschaffen wollen.

Königsberg.

B. Dannenbaum.

Muret-Sanders, *Enzyklopädisches englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch*. Hand- und Schulausgabe (Auszug aus der grossen Ausgabe). Teil I, englisch-deutsch von B. Klatt, Neubearbeitet von Edmund Klatt. 78.—107. Tausend. — Teil II, deutsch-englisch. Neue, verbesserte u. stark vermehrte Auflage von H. Baumann. 71.—98. Tausend. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. o. J. [1908] XXXII+1067 S. u. XL+1183 S. Jeder Teil eleg. gebd. 8,— *M*; beide in 1 Bd. 15,— *M*.

Für unsere Leser ist es nicht erforderlich, noch besonders auf die Vorzüge und den Wert dieses trefflichen Wörterbuches hinzuweisen, da es jedem Fachgenossen bestens bekannt ist, und es überdies zu dem unentbehrlichen Rüstzeug aller gehört, die sich überhaupt mit der englischen Sprache beschäftigen. Die vorliegende neue Ausgabe von 1908 weist gegen früher wieder eine Reihe von Verbesserungen, zum Teil recht bedeutender Art, auf, wie dies bei der bekannten Rührigkeit des Verlages und der längst bewährten Tüchtigkeit der Bearbeiter selbstverständlich ist. Die neuesten Ergebnisse der deutschen und englischen Wortforschung, wie sie in den grossen allgemeinen und den wichtigeren Fachwörterbüchern, in grammatischen, etymologischen und sonstigen einschlägigen Werken niedergelegt sind, sind verwertet, insbesondere sind noch stärker als vordem die moderne Umgangssprache und der Wortschatz Shakespeares berücksichtigt. Daher ist denn auch der Umfang nicht unerheblich angewachsen. Auch die äussere Ausstattung ist vortrefflich. Das Papier ist sehr dünn, aber fest und weiss; das Druckbild ist verbessert durch die Wahl einer etwas grösseren, sehr klaren Schrift und erweiterte Zwischenräume, so dass auch für schwache Augen die Benutzung des Werkes möglich ist.

Diese neue Ausgabe verdient somit allgemeinste Aufmerksamkeit und wärmste Anerkennung. Sie ist namentlich auch den Schülern und Schülerinnen aller Schulgattungen dringlich zur Anschaffung zu empfehlen; denn für die allermeisten kann dieses Wörterbuch einen Besitz fürs Leben bedeuten, der sich stets als brauchbar und wertvoll erweisen wird.

Königsberg.

Hermann Jantzen.

Dr. F. E. Sandbach, *Commercial Correspondance*. J. J. Weber, Leipzig, 1908. 291 pp. 4,— Mk.

This book contains an exhaustive treatment of the subject. Letters of all kinds are given, exercises are provided and each section is headed by an explanatory introduction. The book may be adopted for class-use, or may be studied privately. It assumes a fair knowledge of the English language, since explanatory matter is given in English. Foot-notes and a vocabulary are provided. The reader will find the list of abbreviations, given in alphabetic order (pp. 248—257) very useful. The print is good, though the German letters might have been provided with larger print with advantage.

A. C. Dunstan.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für das Realschulwesen. 34. Jahrg. 1. Heft. Abhandlungen. *Die schriftliche Maturitätsprüfung aus dem Französischen nach der neuen Reifeprüfungsvorschrift.* Von Dr. D. Schmid. Nach der neuen Reifeprüfungsvorschrift für die französische Sprache wurde bekanntlich in Oesterreich bei der schriftlichen Prüfung das Diktat und die Uebersetzung aus der fremden Sprache aufgelassen und nur ein leichter Aufsatz oder eine Uebersetzung aus dem Deutschen vorgeschrieben, wobei auch ein Wörterbuch zu gebrauchen gestattet wurde. Da einerseits ein freier Aufsatz, wie er in der Muttersprache verlangt wird, von den Schülern nicht geleistet werden kann, andererseits eine Nacherzählung nicht nur das praktische Können, sondern auch „die Verständnistätigkeit am meisten erweist“, so bricht Verfasser für eine Nacherzählung die Lanze. Mittlerweile ist eine ministerielle Durchführungsverordnung zu dem Gesetze erschienen, in welcher unter dem leichten freien Aufsatz die Wiedergabe einer in der Schule gelesenen Erzählung oder Beschreibung oder eine Nacherzählung zu verstehen ist, so dass eigentlich diese Abhandlung gegenstandslos geworden ist. Sie behält aber ihren Wert, weil darin die Begründung der Forderung einer Nacherzählung sehr plausibel ist. Es wird jetzt also die schriftliche Maturitätsarbeit aus der französischen Sprache so leicht gemacht, dass auch die nach der Reformmethode unterwiesenen Schüler den Anforderungen genüge leisten können. Selbstverständlich muss den an den Realschulen Oesterreichs ohnehin überlasteten Schülern diese Erleichterung gegönnt werden. Dass aber eine Nacherzählung leichter ist als eine Hinübersetzung alten Styles kann nicht bestritten werden, weil sich die Schüler eine solche Nacherzählung erwiesenermassen in der Muttersprache konzipieren und dann das Konzept, in welchem jeder schwierige Satzbau und jede schwierige Wendung vermieden wird, in die fremde Sprache übersetzen. Es ist dies eine wirklich prächtige Illustration der einst hochtrabenden Phrasen der Reformer! — Besprechungen. Gustav Krüger, *Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen.* 3 Teile. Wird von Julius Baudisch nicht besonders günstig beurteilt. — Dr. Kurt Reichel und Dr. Magnus Blümel, *Lehrgang der englischen Sprache.* Empfohlen von Dr. Wilhelm Neumann. — 2. Heft. Abhandlungen. *Zur Korrektur der Aufgaben aus der Muttersprache an Mittelschulen.* Von Prof. Dr. J. Hruška. In der Abhandlung wird vorgeschlagen, dass von der 3. Klasse an (Quarta) der Lehrer in den deutschen Aufsätzen nur die orthographischen und die grammatisch-syntaktischen Fehler, die falsche Interpunktion und Silbentrennung, die irrtümliche Auffassung oder sach-

liche Unkenntnis unterstreiche, bezüglich mit einer Wellenlinie an der Seite bezeichne, aber den Stil und Inhalt im Hefte nicht korrigiere, sondern diesbezüglich in seinem Merkheft alle typischen und instruktiven Fehler notiere und sie mit den Schülern bespreche. Damit aber die Schüler wissen, dass der Inhalt und der Stil auch kontrolliert werden, mögen auf jede Arbeit statt einer drei Noten geschrieben werden, die eine für den grammatischen Teil, die andere für den Stil und die letzte für den Inhalt. Verfasser stützt seine Ansichten auf so gute, stichhaltige Gründe, dass man ihm unbedingt beipflichten muss. Nur sei es mir gestattet, noch einen weiteren Grund für seinen Vorschlag hinzuzufügen. Die Hauptsache bei der Ausarbeitung eines Aufsatzes ist die selbständige Arbeit der Schüler. Das Verbessern der unterstrichenen stilistischen und inhaltlichen Fehler interessiert den grössten Teil derselben so wenig, dass sie, selbst wenn der Lehrer sich die grösste Mühe nimmt, nicht viel Nutzen davon haben. Der Stil und Inhalt werden mit zunehmendem Alter und der damit Schritt haltenden zunehmenden Erfahrung und geistigen Reife, die eine Folge des täglichen Lesens guter Schriftsteller und des täglich zunehmenden grösseren Fachwissens sind, von selbst besser. Dieses würde selbst dann der Fall sein, wenn dem Schüler überhaupt die Aufsätze nicht verbessert würden, wofern er sie immer nur selbständig und mit Verständnis anfertigte. — 3. Heft. Abhandlungen: *Eine französische Sprachinsel*. Von Prof. Dr. Wilhelm Neumann. (4 S.) Einige französische Emigrantenfamilien verliessen nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes ihr Land und gründeten eine Ansiedlung in der Nähe Homburgs, namens Friedrichsdorf. Verfasser berichtet kurz und fliessend, was über das Schicksal dieser Ansiedlung Jules Huret in seinem Werke *En Allemagne* erzählt. Zum Schlusse zeigt er aus einem persönlichen Erlebnisse in der Ansiedlung, inwiefern sich mit einigen sprachlichen Ueberbleibseln auch ein Rest nationalen Empfindens erhalten hat. — Besprechungen: *Französische und englische Schulbibliothek*. Hrsg. von Otto E. A. Dickmann. Von den französischen Bänden werden Nr. 152, 154 und 157, von den englischen Nr. 153, 155 und 156 von A. B. kurz besprochen. — IV. Heft. Besprechungen: Velhagen & Klasing. Kurz besprochen worden von A. B.: Englisch. Bd. 115, 116, 117, 118. Französisch. Bd. 173, 174, 175, 176. Von den Reformausgaben: Bd. 17, 19. — Georg Stier, *Kleine Syntax der französischen Sprache*, Abfällig beurteilt von Dr. Wilhelm Neumann. — Dr. Hermann Ziemer, *Aus dem Reiche der Sprachpsychologie*. Günstig beurteilt von Vogrinz.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Jahrg. 1908. 8. u. 9. Heft. Besprechungen. *Montaigne*. Par Louis Coquelin. Besprochen von Josef Frank. — *En France. Guide à travers la langue et le pays des Français*. Von Paul Martin und Dr. O. Thiergen. „Der erste Teil (die Gespräche) verdient alle Anerkennung, der zweite Teil (Grammatik und Phonetik) ist ganz verfehlt.“ Dr. F. Wawra. — *Guide Grammatical. Lexikon für französische Grammatik* von Dr. A. Mohrbutter. „Trotz der dem Buche noch anhaftenden Gebrechen wird es gute Dienste leisten.“ Dr. Ellinger. — *Shakespeare und seine Zeit*. Von Dr. Ernst Sieper. Einige Kapitel werden gelobt, andere minder günstig beurteilt von Albert Eichler. — *Englische Textausgaben. Chambers's History of England*. Von Klapperich. Empfohlen von Dr. Ellinger. — *A Collection of Stories and Sketches by Modern Authors* by H. Weersma. Besprochen von Dr. Ellinger. — Ernest Lavisse, *Histoire de France*.

Tome septième II. Louis XIV. „Alles in allem darf man die beiden Bände, welche die Geschichte Ludwigs XIV. enthalten, zu den gelungensten des ganzen Werkes zählen.“ J. Loserth. — Dr. Eduard Koschwitz, *Anleitung zum Studium der französischen Philologie*. III. Aufl. Bestens empfohlen von Dr. Würzner. — Ph. Rossmann, *Handbuch für einen Studienaufenthalt im französischen Sprachgebiet*. III. Aufl. Die dritte Auflage hat gegenüber der zweiten Auflage grosse Vorzüge. Al. Seeger. — 10. Heft. Besprechungen. Scarron, *Poésies diverses*. Par Alphonse Séché. Ungünstig beurteilt v. Josef Frank. — *Englische Taschengrammatik des Nötigsten*. Von Dr. R. Kron. Bestens empfohlen von Dr. Ellinger. — *Across the Channel. A Guide to England* by Alex. Clay und Oskar Thiergen. Jeder, der sich zu einer Reise nach England rüstet, wird durch den vorliegenden Sprachführer seine praktischen Kenntnisse des Englischen wesentlich verbessern. Dr. Ellinger. — *Zur Reform der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten an den höheren Knabenschulen*. Von Gerhard Budde. Rezensent Dr. Würzner stimmt im allgemeinen den Ansichten des Verfassers bei. — 11. Heft. Besprechungen. *Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums*. Von Dr. Otto Apelt. 2. Aufl. Referent, der die Ansichten des Verfassers teilt, sagt zum Schlusse: „Der deutsche Aufsatz bei dem Abiturientenexamen kann deshalb nicht unbedingt als der Prüfstein der allgemeinen geistigen Reife angesehen werden, weil er eben von zu vielen Voraussetzungen abhängig ist.“ Adolf Hausenblas. (Wie viel weniger kann er es in den fremden Sprachen? *Ann. d. Red.*) — *Der englische Stil*. Von R. J. Morich. Bestens empfohlen von Dr. Joh. Ellinger. — *Die sprachliche Anschauung und Ausdrucksweise der Franzosen*. Von Dr. Karl Bergmann. Empfohlen von Dr. F. Wawra. — 12. Heft. Abhandlungen. *Zur Frage der Definition und Entstehung von Kompositis*. Von Dr. Hans W. Pollak. Verfasser bespricht die verschiedenen Ansichten, wie die Wilmanns, Brugmanns, Pauls, Wundts, Jacobis und Dittrichs und kommt zu dem Schlusse, dass für die Entstehung aller Komposita kein einheitliches Prinzip anzunehmen sei, da sie zweifacher Herkunft sein können. Er schlägt auch diesbezüglich zwei neue Termini vor. Die eine Gruppe bezeichnet er als Appositions- oder Benennungskomposita, die andere als syntaktische Komposita. — Besprechungen. *Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen*. Von Ed. Sokoll und Ludwig Wyplel. Ein gelungener Unterrichtsbehelf. Dr. F. Wawra. — Sam. Taylor Coleridge, *The Ancient Mariner* und *Christabel*. Hrsg. von Albert Eichler. Empfohlen von Dr. Ellinger. — *Deutsche Kulturverhältnisse in der Auffassung Will. M. Thackerays*. Von Dr. Frisa. Bestens empfohlen von Dr. Ellinger.

Jahrg. 1909. 1. Heft. Besprechungen, *Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen*. Unter Mitwirkung von Mr. W. Wright. Bearbeitet von Dr. G. Krueger. Brauchbares, wohldurchdachtes Unterrichtswerk. Dr. Ellinger. — *Der Artikel beim Prädikatsnomen im Neufranzösischen*. Von Dr. Fritz Strohmeier. Feinsinnige Studie, verdient alle Beachtung. Dr. Wawra. — Rousseau, *Kulturideale*. Eine Zusammenstellung aus seinen Werken mit Einführung von Eduard Spranger. Uebersetzt von Hedwig Jahn. Empfohlen von Josef Frank. — 2. Heft. *Englische Synonyma für die Schule*. Von Prof. Schmitz. Rezensent Dr. Ellinger findet einiges auszustellen. — *History of English Literature (for the use of schools)* by Emil Penner. 2nd Edition. Bestens empfohlen. Dr. Ellinger. — *Die gleich- und ähnlich lautenden Wörter der französischen Sprache*. Von Dr. Anton Burger. Ungünstig rezen-

siert von Dr. Wawra. — 3. Heft. Besprechungen. *Französische Lesestoffe. Auteurs français.* Hrsg. von Dr. Wershofen. *Jeanne d'Arc* par J. Michelet. *Napoléon I. Mémoires du général baron de Marbot.* *Jéna, Waterloo, Sedan.* Par Lanfrey-Duruy-Rousset. Alle vier Bändchen werden von Dr. Wawra wärmstens empfohlen. — *Englische Lesebücher. Commercial Reading Book* by Dr. S. Saenger. Kann nur von vorgeschrittenen Schülern unter der Leitung eines guten Lehrers gelesen werden. — *Philosophisches Lesebuch für den englischen Unterricht der Oberstufe.* Hrsg. von Gerhard Budde. Eignet sich nur für besonders begabte Schüler. — *The English Newspaper Reader.* By Louis Hamilton. Auswahl und Erklärungen verdienen alles Lob, doch zu viele Druckfehler. Dr. Ellinger. — Camille Cury et Otto Boerner, *Histoire de la littérature française.* Für Studierende der französischen Philologie sehr zu empfehlen. Dr. Würzner.

Mähr. Ostrau.

A. Winkler.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 1909. Nr. 2. *John Jones, Practical Phonography* (1701), edited by Eilert Ekwall. Halle 1907. (Neudrucke frühenglischer Grammatiken, hrsg. von R. Brotanek. Band 2.) Ausser dem dankenswerten Neudruck eine sehr ausführliche, mit äusserster Sorgfalt und Umsicht geführte lautgeschichtliche Untersuchung (Horn). — O. Bobsin, *Shakespeare's Othello in englischer Bühnenbearbeitung.* Rostocker Diss. Vollständig, gründlich und klar (Glöde). — Elise Richter, *Die Bedeutungsgeschichte der romanischen Wortsippe bur(d).* Mit einem Stammbaum. Wien, 1908. Aus: *Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* in Wien. Phil.-hist. Klasse. 156. Band, 5. Abt. Die Arbeit imponiert durch Fleiss; im ganzen aber zu weit gegangen (Zauner). — *Les Essais de Michel de Montaigne, publiés d'après l'exemplaire de Bordeaux avec les variantes manuscrites et les leçons des plus anciennes impressions, des notes, des notices et un lexique* par Fortunat Strowski sous les auspices de la commission des archives municipales. Tome I. Bordeaux, Imprimerie Nouvelle F. Pech et Cie 1906. XXII+475 S. Ein Meisterwerk philologischer Akribie und typographischer Kunst (Schneegans). — Wilibald Schrötter, *Ovid und die Troubadours.* Halle 1908. Unbestimmtes, literarhistorisch zweifelhaftes und wertloses Ergebnis (Vossler). — L. Weigert, *Untersuchungen zur spanischen Syntax auf Grund der Werke des Cervantes.* Berlin 1907. Reiches Material; verständige und vorsichtige Verwertung und Beurteilung (Herzog). — Nr. 3. 4. Kuno Francke, *German ideals of to-day.* Boston and New York 1907. Vortreffliches Buch (Küchler). — Arthur Sakheim, *E. T. A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken.* Leipzig 1908. Der Wert der Schrift wird durch eine höchst unerfreuliche Art der Darstellung beeinträchtigt (Küchler). — Simon Daines, *Orthoepia Anglicana* (1640). Hrsg. von Dr. M. Rösler und Dr. R. Brotanek. Mit einer Einleitung und Darstellung des Lautbestandes der Orthoepia von Dr. R. Brotanek. Halle 1908. (Neudrucke frühenglischer Grammatiken, hrsg. von R. Brotanek. Band 3.) Die *Orthoepia Anglicana* ist eine Anleitung zur richtigen Aussprache und Schreibung des Englischen. Besprochen von Horn. — Th. Prosiegel, *Die Handschriften zu Lydgate's Book of the Gouvernaunce of Kynges and of Prynces (Secreta Secretorum).* Einleitende Kapitel zu einer text-kritischen Untersuchung. Beilage zum 12. Jahresbericht der Kgl. Luitpold-Kreisrealschule in München. Ostern 1903. Genaue Uebersicht über den gesamten

kritischen Apparat. Die Richtigkeit des aufgestellten Stammbaumes ist fraglich (Glöde). — *Gormond et Isebart*. Reproduction photocalligraphique du manuscrit II 181 de la Bibliothèque royale de Belgique avec une transcription littérale par Alphonse Bayot (Publications de la *Revue des Bibliothèques et Archives de Belgique*. Nr. 2). Bruxelles 1906. (Voretzsch). — E. Lintilhac, *Histoire générale du théâtre en France. II. La Comédie. Moyen-âge et Renaissance*. Paris 1906. Die ausländische Literatur nicht genügend berücksichtigt; selbständig, vortreffliche Analysen und lange Zitate (Schumacher). — Wilhelm Hoegen, *Die Menschheitsdichtungen der französischen Romantiker Vigny — Lamartine — Hugo*. Heidelberger Diss. 1908. Verdienstvolle Arbeit (Mahrenholtz).

Greifswald.

Max Brandenburg.

Beiblatt zur Anglia. Mitteilungen über englische Sprache und Literatur und über englischen Unterricht, hrsg. von Max Friedrich Maun. Der 19. Jahrgang (Halle, Niemeyer) 1908 enthält u. a. folgende Besprechungen und Aufsätze. S. 9—11: M. Sturge Henderson, *George Meredith, Novelist, Poet, Reformer* (H. T. Price). — S. 13—22: K. Luick, *Zur Entwicklung von ae. i und u in offener Silbe*. — S. 22—32: *English Works of Roger Ascham*, ed. by W. A. Wright u. C. Benndorf, *Die englische Pädagogik im 16. Jahrhundert* (W. Schott). — S. 33—43: K. G. Schilling, *A Grammar of the Dialect of Oldham* (Kruisinga). — S. 43—45: *Club Law*. Ed. by G. C. Moore Smith (Aronstein. Gute Ausgabe eines bisher verschollenen, jetzt wiedergefundenen Cambridger Studentenspiels von 1599/1600). — S. 49—53: Fr. Holthausen, *Zur alt-englischen Literatur V* (21. Christi Höllenfahrt). — S. 55—56: G. Krueger, *Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen*. 4. Teil, *Deutsch-englisches Übungsbuch* (H. Hein. „Gleich den andern Teilen aufs wärmste empfohlen“). — S. 57—58: *Shakespeare's Macbeth*, erklärt von H. Conrad (K. Lincke. „Scheint mir die beste aller vorhandenen Schulausgaben des *Macbeth* zu sein“). — S. 72—80 u. 145—157: A. Andrae, *Wiederkehr und Geisterstunde* (Longfellow's *Musician's Tale The Mother's Ghost*). — S. 100—101: O. Pape, *Ueber die Entstehung der ersten Quarto von Shakespeares Richard III.* (R. Ackermann. P. weist nach, dass die Q₁ von 1597 die Uebersetzung eines während einer Aufführung von sechs Stenographen angefertigten Stenogramms ist). — S. 101—105: Th. Eichhoff, *Ein neues Drama von Shakespeare. Die beiden ältesten Ausgaben von Romeo und Juliet* (R. Ackermann. Ablehnend). — S. 105—109: E. L. Stahl, *Zwei neue Shakespeare-Inszenierungen* (Bespricht die Düsseldorfer Einrichtung von *Antonius und Cleopatra* und *Der Widerspenstigen Zähmung*). — S. 109—112: Th. Mühe, *Zur Interpretation zweifelhafter Stellen in Shakespeares Richard II.* (I, 1, 23 ff. I, 3, 229 ff. II, 1, 93 ff. II, 2, 30 ff. IV, 1, 201 ff. V, 3, 134 ff.). — S. 129—142: H. Bradley, *The Making of English*. — O. Jespersen, *Growth and Structure of the English Language* (F. J. Curtis. Sehr anerkennend). — S. 161—169: *A late eighth century Latin-Anglo-Saxon Glossary*, ed. by J. H. Hessels (F. Holthausen. Vieles ist zu tadeln). — S. 169—175: John Hart's *Pronunciation of English* by O. Jespersen (A. Eichler). — S. 175—179: *The Spenser Anthology*. Ed. by E. Archer (Brotanek. Sehr getadelt). — S. 179—183: H. Mutschmann, *Die Etymologie von ne. to bore "ennuyer"*. — S. 193—199: A. Feuillerat, *Documents relating to the Office of the Revels in the Time of Queen Elizabeth* (Brotanek. Sehr

wichtig). — S. 209—210: Dyboski, *Tennysons Sprache und Stil* (F. Kratz). — F. Holthausen, *Zur altenglischen Literatur* VI. (22. Ein frühmittelenglischer Zauberspruch.) — S. 226—231: F. B. Gummere, *The Popular Ballad*; F. W. Chandler, *The Literature of Roguery* (A. Andrae). — S. 232—238: E. B. Brownings *Sonette nach dem Portugiesischen* übertragen von Rainer Maria Rilke (G. Noll. Sehr gelobt; vgl. dagegen unser Urteil *Zeitschrift* 8, 83). — S. 238—247: A. Eichler, *Hochdeutsches Sprach- und Kulturgut im modern-englischen Wortschatz* (Vortrag, gehalten auf dem 13. Neophilogentage zu Hannover). — S. 248—249: F. Holthausen, *Zur altenglischen Literatur* VII. (23. Seefahrer. 24. Klage der Frau. 25. Judith.) — S. 254—256: L. Hamilton, *The English Newspaper Reader* (H. Hein). — S. 267—269: T. O. Hirst, *The Dialect of Kendal* (zu Luicks Ausführungen oben S. 20). — S. 269—270: Luick, *Zum Dialekt von Kendal* (Entgegnung). — S. 270—282: H. Poutsma, *A Grammar of Late Modern English* I, 1, *The Elements of the Sentence* (G. Krüger. Kein verlässlicher Führer, bringt aber eine nützliche Nachlese zu vielen grammatischen Fragen). — S. 289—292: *The Shakespeare Apocrypha* ed. by C. F. Tucker Brooke (E. Koepfel. Anerkennend). — S. 292—294: A. Pope, *Der Lockenraub*. Uebersetzt von R. A. Schröder (G. Noll. Sehr gelobt. „Köstlicher Leckerbissen für den Bibliophilen“). — S. 297—298: James, *Dictionary of the English and German Languages* (L. Petry. Anerkennend). — S. 299—303: A. Andrae, *Zu Shakespeares Lustspiel „The Taming of the Shrew“*. 1. Zum Vorspiel. 2. Zum eigentlichen Stück. — S. 323—324: Giles and Phineas Fletcher, *Poetical Works*. Vol. I. ed. by F. S. Boas (K. Lincke). — S. 324—326: M. Pike Conant, *The Oriental Tale in England in the Eighteenth Century* (F. Kratz). — S. 326—328: *Letters from P. B. Shelley to El. Hitchener* (R. Ackermann). — S. 329—330: A. Benneson McMahon, *With Shelley in Italy* (R. Ackermann). — S. 330—332: E. Koepfel, *Zur Chronologie der Uebersetzungen des Königs Alfred* (Orosius vor Boethius entstanden). — S. 332—333: E. Koepfel, *Eine Spur des Orosius des Königs Alfred in Michael Drayton's Polyolbion*. — S. 333—336: E. Koepfel, *Randbemerkungen zu Horns Historischer Grammatik des Neuenglischen*. — S. 339—342: H. A. Günther, *Entgegnung* (auf G. Krügers Rezension von Günthers Buch *English Synonyms in Anglia*, *Beiblatt* 1907, 263—273). — S. 353—370: *The Cambridge History of English Literature* ed. by A. W. Ward and A. R. Waller. Vol. I (R. Wülker. Sehr gelobt. „Ein grossartig angelegtes Werk.“ Auf 14 Bände berechnet). — S. 370—374: J. Schipper, *Beiträge und Studien zur englischen Kunst- und Literaturgeschichte* (Wülker. „Das Buch ist eins der belehrendsten, das seit vielen Jahren auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienen ist). — S. 375—376: Ed. Eckhardt, *Die lustige Person im älteren englischen Drama* (R. Ackermann). — S. 382—383: H. Mutschmann, *Neuschott. breers (= brows of the eye)*. — S. 383—384: H. Mutschmann, *Nordengl. broust [brüst], „a brewing“*. — Ausserdem erhält der Band wieder acht vortreffliche und reichhaltige Listen neuer Bücher.

Königsberg.

Hermann Jantzen.

Modern Language Teaching. Vol. 3 (1907). S. 1—5: *Modern Language Association: Address of Welcome* by Dean Kitchin, Warden of Durham University, January 4, 1907. — S. 5—17: A. C. Benson, *The Place of Modern Languages in the Secondary Curriculum*. Presidential Address to the Modern Language Association, Durham, January 4. Benson

wendet sich insbesondere gegen den Betrieb der klassischen Sprachen an den englischen Schulen. Er hält zwei tote Sprachen für zuviel und eine rein klassische Erziehung für unsere modernen Bedürfnisse nicht mehr für geeignet. „When one reflects upon the vast intellectual expansion that has taken place within the last fifty years in religion, in science, in history — when one considers the immense output of modern literature, it seems to me simply grotesque to confine the attention of boys to ancient masterpieces. The old theory of classical education is a dignified ideal, but is no longer practical“ (S. 8). Leider bereiten die Universitäten mit ihrem starren Festhalten an Latein und Griechisch zurzeit noch Schwierigkeiten. Ein idealer Lehrplan müsste nach Benson enthalten „some religious instruction, ... some popular scientific teaching, given by means of lectures and demonstrations, ... a careful training in arithmetic and simple symbolical mathematics, ... an acquaintance with the outlines of ancient and medieval history, and a sound knowledge of modern English and European history, ... a sound knowledge of modern geography, ... two languages — a dead language and a living language [und zwar am besten Lateinisch und Französisch] ... adding to it the teaching of English, both composition and literature. I believe that this is all that can be safely put into the bag, and I believe that a boy educated on these lines would have a chance of being a well-educated man“ (S. 9 f.). Für besonders befähigte Knaben könnte dann je nach Neigung fakultativer Unterricht in Naturwissenschaften oder in Deutsch oder in Griechisch hinzutreten. Jedenfalls ist das gegenwärtig bestehende Nebeneinander von drei fremden Sprachen (Lateinisch, Griechisch, Französisch) vom Uebel und ein gründlicher Unterricht in einer fremden Sprache, ein tieferes Eindringen in eine fremde Literatur entschieden vorzuziehen. „I claim, then, that a single modern language should be made the basis of our linguistic instruction; and though I am inclined to think that we Englishmen are more in need of the kind of message which German literature can give us — its lofty emotion, its intellectual enthusiasm, its unaffected idealism — yet I believe that French is probably the more practical choice, because of its greater variety, its more tangible imaginativeness, and its exquisite precision and delicacy of literary form“ (S. 14). — S. 17–21: R. A. Williams, *Some Reflections on a Recent Event*, klagt über die Urteilslosigkeit, die bei den Erörterungen über die von dem amerikanischen *Simplified Spelling Board* angeregte Orthographiereform zutage getreten ist. Selbst der 'gebildete' Durchschnittsengländer vermag keinen Unterschied zu machen zwischen Orthographie, Sprache und Literatur. „If they could distinguish between these, they would not be so ready to assert that a change of our orthographical system would damage our language, kill our literature, and leave the etymologist stranded — three dogmas in which the opponents of spelling reform put implicit faith“ (p. 18). Williams verlangt darum phonetische und sprachwissenschaftliche Unterweisung in den englischen Schulen; dann werde die Orthographiereform von selbst kommen, wenn wir es auch nicht mehr erleben. — S. 21–23: *The Durham Meeting*. Kurzer Bericht über die Jahresversammlung der *Modern Language Association* zu Durham am 4. und 5. Januar 1907. — S. 23–28: *Correspondence (The Equipment of the French Teacher — The Function of a Local Secretary — Mr. Anderson's Nouvelle Grammaire Française)*. — S. 28–32: *Examinations* — S. 33–40: Henry Ellershaw, *Drayton* — S. 40–51: Albert G. Latham, *Shall we abandon Translation?* In diesem auf der Jahresversammlung der *Modern Language Association* zu Durham am

5. Januar 1907 gehaltenen, äusserst anregenden Vortrage erklärt sich Latham von vornherein als Anhänger der alten Methode oder vielmehr einer gemässigten Reform. „Perhaps I should do well at once to strike the key-note of my paper, and frankly to admit that in this particular matter I speak to some extent as a conservative. The ancient fabric has been pulled down, and we have all acquiesced in its destruction. But whereas the root-and-branch reformers will not hear of building one stone from the ruined structure into the new edifice, I am of those who think that the old methods were not wholly bad, that the new aims are not wholly practicable, nor perhaps even wholly desirable, and that, to resume the metaphor, the new building would suffer neither in strength nor in beauty if some of the old stones were built into it, even though they should be a little rechiselled first. Such a stone, almost the corner-stone of the old building, is Translation” (S. 41). Latham erwähnt dann die von Kirkman (*Modern Language Teaching* 2, 137 f.; vgl. *Zeitschrift* 6, 285) mitgeteilten ‘curiosities in translation’ und weist die von Vietor (*Modern Language Teaching* 2, 176 f.; vgl. *Zeitschrift* 6, 285) daraus gezogene Schlussfolgerung: ‘Away with translation’ entschieden zurück. „Will the pupil whose studies have been untrammelled by translation never meet a passage which is beyond his comprehension? Nay, rather, is not this imperfect knowledge, this liability to error, an inevitable stage in the learning of anything whatever? If we are to abandon translation because a learner occasionally makes a hash of it, must we not abandon chemistry because some heedless boy will insist on trying, with startling results, the effect of sulphuric acid on chlorate of potassium? And geometry, because a boy will assume in the course of his demonstration the very theorem he has set out to prove, with a shamelessness calculated to make the ashes of Euclid glow with indignation in their urn? And history, because a boy is known to have said that Sir Walter Raleigh introduced tobacco into England, and when he smoked his first pipe, he exclaimed: ‘By the grace of God, Master Ridley, we have this day lighted such a fire in England as shall nevermore be put out.’ And the conversational method of teaching languages, because a boy, when asked, ‘Womit sehen wir?’ has been known to answer: ‘Mit der Nase’. Is not the answer to the question ‘Why does the schoolboy do these things?’ simply ‘Because he is a schoolboy, an imperfect being, an ignorant creature who is to be taught’. And would not the only infallible way of avoiding them be to abandon teaching altogether?” (S. 42 f.). Im übrigen sind doch, wie Latham weiter hervorhebt, diese ‘curiosities in translation’ nicht das Normale, sondern Ausnahmen, denen auf der andern Seite äusserst gelungene Wiedergaben der feinsten Bedeutungsnuancen durch begabtere Schüler gegenüberstehen. Sodann geht Latham auf die landläufigen Einwürfe gegen den Wert der Uebersetzung im fremdsprachlichen Unterrichtsbetriebe näher ein, unter denen der bekannteste ist, dass der beständige Wechsel zwischen der fremden Sprache und der Muttersprache die Gewöhnung an die idiomatische Form der fremden Sprache beeinträchtigt. Darum solle die Muttersprache möglichst ausgeschaltet und der Schüler dazu gebracht werden, in der fremden Sprache zu ‘denken’. Darauf erwidert Latham: „Were it feasible to exclude the mother-tongue completely, not merely during the actual hours of instruction, but also during the whole period over which the instruction extends, and to lead the pupil through all the countless scenes of life in the new tongue in the leisurely manner customary in Dame Nature’s school, he would doubtless acquire a mastery of that tongue

scarcely attainable by other methods. But it is not feasible. For every stride made by the new language, the mother-tongue makes a hundred. It is the fable of the hare and the tortoise, except that the hare does not take a nap. And even were it feasible, it is not desirable. For one certain result would be, that by the time the new tongue was acquired it would be necessary to turn to and teach again the mother-tongue itself, when we should be confronted anew by all the old problems, only put the other way round. The fact is, we cannot escape this warping-strain, we cannot agree to play that we don't know English" (S. 44). Was verstehen wir nun, so fragt Latham weiter, unter dem 'Denken in einer fremden Sprache'? „If I inadvertently touch a red-hot poker, and announce my sudden repentance by a cry of 'aïe, aïe!' instead of by a cry of 'oh!': or again, if, finding myself at a French railway-station, under the influence of old associations I instinctively say to a porter 'A quelle heure part le train pour Paris?' I should, I suppose, according to the common use of the expression, be rightly said to be thinking in French. But it is an open question whether I am in either case really thinking at all . . . The same applies to all the other commonplaces of conversation. I cannot be said to be thinking in the strict sense of the term, until I begin to formulate in the language original thoughts of my own, and not merely the commonplaces which flit upon a thousand lips. In this sense many people never do think at all in any language; and it is very doubtful whether any of us can, at any given period, so think to good effect in more than one language — that in which we happen to be steeped for the time being" (S. 45). . . . But there is another sense in which we may be said to think in a foreign language. If we can read with perfect comprehension the masterpieces of its literature, even though, in the conventional phrase, we may not be able to ask for 'a ticket from Paris to London', we can think in that language; if not our own thoughts, yet not the thoughts of the mob, but greater thoughts than either. And the power to think in a foreign language in this sense is that which seems to me to be at the same time the most universally valuable and the most certainly attainable — attainable in a more perfect form, and in a greater number of languages than either of the others, and of equal value to everyone, whether he will ever have occasion to use the language as a means of intercourse or not" (S. 45). — Welche Schlussfolgerungen ergeben sich nun aus alledem für den Betrieb des fremdsprachlichen Unterrichts? Wenn es, wie oben gezeigt wurde, unmöglich ist, beim Erlernen einer fremden Sprache die Muttersprache ganz auszuschalten, so muss umgekehrt die Muttersprache nach Möglichkeit für die Erlernung der fremden Sprache nutzbar gemacht, beide Sprachen in enge Beziehungen zueinander gebracht und systematisch miteinander verglichen werden; dies geschieht eben beim Uebersetzen in die fremde Sprache. Den oben skizzierten drei Arten des Denkens in der fremden Sprache („we may think the thoughts that everyone thinks in the words that everyone employs — we may think our own original thoughts — or we may think the thoughts of exceptionally gifted minds after them" S. 46) entsprechen im Unterricht ungefähr: Konversation über Dinge des täglichen Lebens, freie Arbeiten und Lektüre fremdsprachlicher Texte. Hiervon ist das erste — die Konversation — zwar von praktischem, aber geringem erziehlischem Werte und im Schulunterricht nur unvollkommen zu erreichen. Das zweite Ziel, die Formulierung unserer eigenen Gedanken in einer fremden Sprache ist

noch schwieriger zu erreichen als das erste und überdies von geringem praktischen Nutzen; doch hat es als Uebung des Geistes einigen erziehlischen Wert. Dagegen ist die dritte Art des Denkens in einer fremden Sprache, das Verständnis einer fremden Literatur, vollkommener zu erreichen als die beiden andern. Es ist von hervorragendem erziehlischem Werte und zugleich praktisch bedeutsam, da es dem Forscher auf jedem Wissensgebiete die Resultate der wissenschaftlichen Arbeit in anderen Ländern zugänglich macht. Während nun die Reformer diese drei Aufgaben des fremdsprachlichen Unterrichts: Konversation, freie Arbeiten, Lektüre für gleich wichtig und gleich erreichbar halten und sie auch in der angegebenen Reihenfolge betreiben, hält Latham die Lektüre und das Verständnis der fremden Literatur für das wichtigste; Konversation und freie Arbeiten sind nur Hilfsmittel, die niemals einen so breiten Raum einnehmen dürfen, dass dadurch die Erreichung dieses dritten und Hauptzieles beeinträchtigt wird. „I should regard the third as the most important, the first and second as chiefly important as being ancillary to it. At the same time I should admit that the first derives considerable importance from its utilitarian value, and the second from its value as an intellectual exercise. But I should hesitate to approach the third, to me the most valuable, only through the avenue of the first and second, lest that avenue should be so long that I should never reach it at all“ (S. 47). Der kürzeste Weg zur Erreichung dieses Hauptzieles, des Verständnisses der fremden Literatur, ist nun aber das Uebersetzen aus der fremden Sprache. „I would then approach this third goal by the short cut of translation — translation from the foreign language“ (S. 47). Doch hindert dies natürlich nicht, dass der weiter fortgeschrittene Schüler auch fremdsprachliche Texte ohne Zuhilfenahme der Uebersetzung lesen kann und soll. „It must be clearly understood, that, just as I do not think the use of conversational methods excluded by basing our practical work on a well-devised method of translation into the new tongue, so I do not think that the use of translation from the new tongue need, or ought to debar us from reading books in the original tongue without the intervention of translation. And these books should always be well within the attainments of the learner. So the student of a musical instrument will at the same time have one difficult piece which he is carefully mastering, several which he knows perfectly and practises constantly to attain mechanical facility, and other fairly easy unknown pieces upon which he will test and train his powers of reading at sight“ (S. 48 f.). Sodann geht Latham auf die Art und Weise, in welcher das Uebersetzen in die fremde oder aus der fremden Sprache zu betreiben ist, näher ein, empfiehlt Unterweisung der Schüler in dem Gebrauche des Wörterbuches — natürlich eines zweisprachigen, nicht eines einsprachigen — und hebt als weitere Vorzüge des Uebersetzens hervor, dass es eine ausgezeichnete geistige Schulung gewährt, die Beherrschung der Muttersprache fördert und durch die engen Ideenassoziationen, die es zwischen der Muttersprache und der fremden Sprache herstellt, die gedächtnismässige Aneignung der letzteren wesentlich erleichtert. Zum Schluss weist er darauf hin, dass aller menschlicher Fortschritt in Kunst, Literatur, Wissenschaft, Politik, Religion niemals durch einen völligen Bruch mit der Vergangenheit erzielt worden ist. „I find everywhere that the present roots in the past and branches into the future; nowhere is there an entirely new start. . . . I do not think then, that we can with safety wholly forsake the methods of our predecessors“ (S. 50). Darum ist es auch falsch, wenn man behauptet, dass die

modernen Sprachen auf eine ganz andere Art gelehrt werden müssten als die alten. „I cannot believe that we have nothing to learn from the experiences of generations of teachers of the classical tongues. I do not think we have all the wisdom“ (S. 50). — S. 51—55: F. Boillot, *Note sur les examens en Angleterre*, schildert die Uebelstände, die sich daraus ergeben, dass den Kandidaten zur Beantwortung der ihnen gestellten *examination papers* viel zu wenig Zeit gelassen wird und beklagt namentlich das Fehlen des freien Aufsatzes im englischen Examen. „C'est là une lacune singulièrement déplorable dans l'éducation anglaise. Si nous la signalons après beaucoup d'autres c'est qu'il y a des choses qu'il faut répéter, c'est que l'exercice de la composition est un merveilleux instrument d'éducation, et qu'on est fort malavisé de se priver plus longtemps de son secours“ (S. 54). — S. 57 f.: *Holiday Course Impressions: Caen*. — S. 58—61: *Reviews*. — S. 61 f.: *Correspondance (Pure English etc.)*. — S. 62 f.: *From Here and There*. — S. 65—67: A. B. Young, *German Universities*. Ein sympathisch geschriebener Artikel, der jungen Engländern den Besuch deutscher Universitäten warm empfiehlt und namentlich die in England unbekannte akademische Freiheit der deutschen Studenten im Studium wie im Vergnügen rühmend hervorhebt. „The student selects his University, his subjects, and lectures. He can go from one seat of learning to another, although it is not advisable to change too frequently... They live how and where they like. There is no collegiate life, although the *Corps* and *Verbindungen* are a somewhat near approach to it... This academic freedom bears a striking contrast to the restrictions of Oxford and Cambridge, which are simply the preservation, more or less, of the monastic customs of a bygone age. In Germany proctors and bulldogs are unknown. There are no chapels to keep in the early morning or porters' lodges to creep through late at night. The pleasure-bent student has plenty of elbow-room, and knows how to make use of it. With walks over hill and dale, sitting in a *Biergarten* and listening to some town orchestra play as only a German town orchestra can, and rarely seeing the inside of a lecture-room, his life seems for a brief space but one long *gaudeamus igitur*. Such a one has no need to envy the 'flannelled' Briton careering over the field after a cricket-ball in the heat of a summer day, or keeping himself warm on a winter afternoon by kicking an inflated piece of leather about“ (S. 66 f.). — S. 67—73: Harold W. Atkinson, *The English and Dutch Languages in South Africa*. Eine interessante Darstellung der sprachlichen Verhältnisse in Südafrika und eine kurze Schilderung der Eigentümlichkeiten der *Taal*. — S. 73—78: S. A. Richards, *Les Précieuses*.

Königsberg.

Max Kaluza.

Beiträge zur Erklärung des Shakespearertextes.

Zu *King Lear* II, 1, 55 ff.:

But when he saw my best alarum'd spirits,
Bold in the quarrel's right, roused to the encounter,
Or whether gasted by the noise I made,
Full suddenly he fled.

Im fünften Hefte des siebenten Bandes dieser *Zeitschrift* bespricht Krueger diese Stelle. Er kommt zu dem Schluss, dass wohl nichts übrig bleiben werde, als mit Delius die Worte *best alarum'd spirits* als *my best spirits alarum'd* aufzufassen, was aber weit entfernt sei, ihn zu befriedigen. In der Tat handelt es sich meiner Meinung nach nicht bloss um die Erklärung jener Worte, vielmehr scheint mir die ganze Stelle missverstanden zu werden, wenn alle Uebersetzer, der Texterklärung folgend, in demselben Sinne übersetzen wie Schlegel:

Doch als er sah, wie mein Gemüt empört,
Kühn durch des Streites Recht, ihm (Edgar) widerstand, —
Vielleicht erschreckt auch durch mein Schrein um Hülfe —
Entfloh er plötzlich.

Nach meiner Ansicht muss die Uebersetzung etwa folgendermassen lauten:

Doch da ging wild an meine Lebensgeister
Des Krieges Ruf; und als er diese, kühn
Ob des gerechten Streits, von meinem Lärm
Zum Kampf erweckt sah oder aufgeschreckt,
Da sucht' er schleunigst in der Flucht sein Heil.

Also: 1. *best alarum'd spirits* = aufs beste, vortrefflich wurde die Alarmierung der Truppe der Lebensgeister vollzogen. 2. *gasted* bezieht sich nicht auf *he*, sondern auf *spirits*. 3. *encounter* ist nicht der Kampf gegen Edgar, sondern das Vordringen der Lebensgeister, die sich ihren Weg im Körper erkämpfen müssen. Erst in zweiter Linie tritt die Vorstellung von dem wirklichen Kampf hinzu.

Zum Verständniss des Vorgangs, um den es sich hier handelt, möge eine Stelle aus *Lucrece* dienen. Dort heisst es V. 426 ff.:

(His eye) Unto a greater uproar tempts his veins:
And they . . . Swell in their pride, the onset still expecting:
Anon his beating heart, alarum striking,
Gives the hot charge, and bids them do their liking.
His drumming heart cheers up his burning eye etc.

Die Aehnlichkeit der Ausdrücke für die ähnlichen Vorgänge ist in die Augen springend. Hier: *the onset still expecting, alarum striking, gives the hot charge*, dort: *roused to the encounter, best alarum'd spirits, gasted by the noise*. Hier ist es der Sinneseindruck auf das Auge, der das Herz heftig schlagen lässt und es zum Herold der Lebensgeister macht, damit sie vorwärts stürmen, dort übernimmt das Ohr, dank dem Lärm, den Edmund infolge des angeblich unerwarteten Ueberfalls durch Edgar macht, diese Rolle des Vermittlers zwischen Herz und Lebensgeistern. Die *veins* in *Lucrece* stehen gleichbedeutend für *spirits*, die vom Blut in den Adern erzeugt werden. *The onset* und *the hot charge* erwecken hier, wie *encounter* dort, nebenher die Vorstellung von der folgenden Tat. Besonders deutlich wird dies durch *bids them do their liking*: Nachdem die Lebensgeister zum heftigsten Kampfe gestürmt sind und Besitz ergriffen haben von allen Gliedmassen, geht es an die Ausführung der Tat durch diese.¹⁾

Dass *encounter* gleichzeitig die Vorstellung von dem Kampfe gegen Edgar erweckt, ist in der Gewohnheit Shakespeares begründet, bei solchen Schilderungen der physiologischen Vorgänge die beteiligten Organe zu personifizieren; und da die Betätigung der Organe ja in Wirklichkeit eine Betätigung der Person selbst ist, so vermengen sich leicht beide Vorstellungen. Das treffendste Beispiel dafür ist *Lucrece* 439—462. Hier flieht die Besatzung, das Blut (*ranks of blue veins*) aus den Türmen (den Brüsten) und schart sich vor dem stillen Schlafgemach (*quiet cabinet*) zusammen, in dem ihre teure Herrin und Herrscherin, die Seele, schlafend liegt. Sie wird von dem Geschrei (!) der Truppe erschreckt, schlägt verschlafen die Augen auf (*breake's ope her lock'd-up eyes*) etc. Erst V. 462 folgt ein *her*, das sich wieder auf *Lucrece* bezieht. Es muss hervorgehoben

¹⁾ Vgl. die Untersuchungen von Loening und Singer, *Ueber die physiologischen Grundlagen der Shakespeareschen Psychologie. Shakespeare-Jahrb.* XXXI und XXXVI.

werden, dass in der ganzen Versreihe 442—462 das Bild von der Seele als einer schlafenden Person, die langsam zum Bewusstsein erwacht, durchgeführt ist. Der Dichter überträgt den Zustand Lucrece's auf die Seele. Diese hört, sieht und bebt wie jene. Es ist ein Spiegelbild des wirklichen Vorgangs. Das *her* in V. 463 bezieht sich dann auf Lucrece, ohne dass ihr Name besonders genannt worden wäre; cf. *Ado* IV, 1, 231: *come into the eye and prospect of his soul*.

Ebenso ist es in *Venus and Adonis* 778—786. Adonis' Wille — *heart* bedeutet bei Shakespeare auch dieses, neben Herz und Seele. Das Herz ist bei ihm der Sitz der Seele — steht bewaffnet in seinem Ohr und lässt den verführerischen Worten der Venus keinen Zutritt, damit sie nicht in das stille Gehege seiner Brust dringen und seine Seele betören, die dann in ihrem Schlafgemach (*bedchamber*), dem Herzen, keine Ruhe mehr finden würde. Nein, so schliesst er, meine Seele sehnt sich nicht nach Seufzen; sie schläft aber nur ruhig, solange sie allein schläft. — Man sieht, es ist dasselbe Spiegelbild. Und so ist es auch an der Stelle im *King Lear*. Edgars plötzlicher Angriff ist der Kriege ruf, der Edmund unwillkürlich laut rufen lässt und so seine Seele aus ihrer vollsten Sorglosigkeit weckt, aufschreckt.

Auf Schritt und Tritt begegnet man ja bei Shakespeare solchen mehr oder weniger ausführlichen Beschreibungen und Andeutungen physiologischer Vorgänge bei seelischen Zuständen. Wo der Dichter oder eine seiner Gestalten betrachtet oder erzählt, ist die Möglichkeit gegeben, in dieser Beziehung weitläufigere Auseinandersetzungen zu machen. Daher sind auch gerade die nicht dramatischen Dichtungen wahre Fundgruben für die Erkenntnis der Anschauungen des Dichters in diesen Dingen. In des Dichters Bewusstsein sind diese Vorstellungen so stark befestigt, dass man sagen muss, er spricht kaum einmal von einem seelischen Zustand oder einem Wechsel desselben, ohne dabei an den entsprechenden physiologischen Vorgang zu denken. Oft kennzeichnet er ihn knapp, wie an der Stelle im *King Lear*. Es ist natürlich, dass das Auge, als der bedeutendste Vermittler zwischen der Aussenwelt und unserer Seele, am häufigsten den Anlass zu derartigen Bemerkungen und Schilderungen gibt.¹⁾

¹⁾ Der Dichter ist sich deutlich bewusst, warum er das Auge so oft in Wirksamkeit treten lässt. Er sagt *Lucrece* 1324: *To see sad sights moves more than hear them told*.

Aber auch bezüglich der anderen Sinne hat Shakespeare dasselbe Bewusstsein. In *Venus and Adonis* V. 421—450 werden sie sämtlich nacheinander als Diener des Herzens oder der Seele gekennzeichnet. Zur Beleuchtung der hier besprochenen Stelle genüge es, noch auf *Venus and Adonis* 889 ff. hinzuweisen:

This dismal cry rings sadly in her ear,
Through which it enters to surprise her heart;
Who, overcome by doubt and bloodless fear,
With cold pale weakness numbs each feeling part:
Like soldiers, when their captain once doth yield,
They basely fly, and dare not stay the field. etc.

Hiernach versteht man, was der Dichter sich vorgestellt hat, wenn er z. B. sagt: *H* 5 III, 1, 5:

But when the blast of war blows in our ears,
Then imitate the action of the tiger.

und *Gentl.* IV, 2, 63:

Hort.: You have a quick ear.

Jul.: Ay; I would I were deaf! it makes me have a slow heart.

Auch aus der Situation heraus wird die Stelle nach der vorliegenden Erklärung verständlich, sowie sie auf diese ein schärferes Licht zurückwirft. Shakespeare verliert über dem Ganzen im Laufe der Darstellung nicht leicht die Einzelheiten aus dem Auge. Er erwägt eben genau jedes Einzelne, damit ein wirksames Ganze entsteht. So auch hier in dieser fein gearbeiteten Szene. Der schurkische Edmund sagt vorher: *Some blood drawn on me would beget opinion of my more fierce endeavour.* Das hat der Dichter nicht vergessen, als er ihm den lügenhaften Bericht in den Mund legt. Aber Edmund will auch das *fierce endeavour*, ausser durch die Wunde, durch sein Verhalten bei der Erzählung des Hergangs ins Licht setzen. Das geht daraus hervor, dass er zweimal die Fragen des ängstlich eintretenden Gloster: *Edmund, where is the villain?* und *but where is he?* (man beachte dies fein angebrachte ungeduldige *but*) absichtlich überhört, um den Schein zu erwecken, als ob seine Seele noch ganz erregt sei und erfüllt von der Ungeheuerlichkeit seiner Gefahr und der Niedertracht Edgars. Erst das dritte Mal, als der jetzt über die Tat aufs höchste entrüstete Gloster ihm, noch überdies durch den Zusatz eines diesmal erst recht liebevollen, mitleidigen „Edmund“: *where is the villain, Edmund?* das Eintreten der erhofften Wirkung verbürgt, gibt er Antwort. Die Worte *best, gasted, noise*

und *full* verraten dieselbe Absicht. Sie sind alle im Hinblick auf das unmittelbar vorhergehende:

. . . in fell motion,
With his prepared sword he charges home
My unprovided body . . .

gewählt und des weiteren natürlich im Zusammenhang mit *fierce endeavour*. *Gasted* soll den Ausdruck *roused* überbieten. Denn wenn die Lebensgeister aus der Ruhe geschreckt werden, — wohl verstanden handelt es sich nicht um Furcht, denn die würde ja ein Zurückfliehen der Lebensgeister zur Folge haben — so geraten sie natürlich in die lebhafteste Vorwärtsbewegung.¹⁾ Das Wort *noise* erweckt die Vorstellung von der grossen Bedrängnis: im Dunkeln, nur mit dem Schwert bewaffnet, unversehens wütend angegriffen und verwundet! da konnte wohl der Tapferste laut rufen. Endlich das Wort *full* als Verstärkung von *suddenly*. Wie wenig es nach der üblichen Auffassung der Stelle am Platze ist, hat der Uebersetzer wohl empfunden. Bei Schlegel fehlt es daher auch. *Full* wird in dieser Bedeutung bei Shakespeare immer emphatisch (und nur in gebundener Rede) gebraucht. Bezeichnend ist *Temp.* III, 1, 39 *Full many a lady . . .*, wo es in der Reihe der Abstufungen mit *many a time — for several virtues . . . never* an der ersten Stelle steht. Warum sollte nun Edmund zu *suddenly* noch diesen emphatischen Zusatz machen, wenn er die Wirkung seines empörten Gemüts auf Edgar hinterher durch die Möglichkeit in Zweifel zöge, dass sein Gegner auch infolge des Lärmes geflohen sein könne? So sanken seine Worte zu einer blossen Mitteilung herab, in der dann eben die Emphase keine Berechtigung hätte. Nein, um sich lieb Kind bei seinem Vater zu machen, will der Bastard zeigen, wie er ihm zuliebe Edgar schneidig entgegengetreten ist, so dass dieser vor ihm reissaus nahm. Die ganze Schurkerei mit dem erheuchelten Kampf hat ja keinen anderen Sinn als den, dass sie Gloster blenden soll. Abgesehen von den oben entwickelten Gründen, halte ich auch aus diesem Grunde schon die von Staunton vermutete Lesart *we'r* statt *when* für verfehlt. Denn ein emphatischer Ausdruck ist hier nur nach *when* möglich.

Eigenartig ist es wohl, dass Edmund durch seine eigenen

¹⁾ Belege für das Wort *to gast* aus anderen Schriftstellern liessen sich vielleicht für die Erklärung verwerten.

Rufe erregt wird, wenigstens ist mir nicht gegenwärtig, ob sich ein ähnlicher Fall bei Shakespeare findet. Aber die Sache ist an sich doch gar nicht wunderbar. Bekannt genug ist die Tatsache, dass sich jemand in Wut hineinredet oder dass er durch lautes Reden an einem unheimlichen Ort die Furcht zu bannen sucht. Die Stimmung zum Kampfe liegt bei Edmund, dem verwegenen Menschen, immer vor, wenn es darauf ankommt. Die rein mechanische Wirkung auf das Gehör verstärkt nur noch diese Stimmung. So ist es in den oben angeführten Versen aus *H5* gedacht, so auch in *Cor.* II, 3, 59:

Some certain of your brethren roar'd, and ran
From the noise of our own drums.

Sie waren von Furcht beherrscht, da genügte der Schall der eigenen Trommeln, um die der Stimmung entsprechende Tat auszulösen.

Zu *Per.* V, 1, 48:

She . . . with her sweet harmony . . . would
. . . make a battery through his deafen'd parts,
Which now are mid way stopp'd.

Perikles ist nicht taub, er gibt nur keine Antwort. Es heisst vorher: bootless is your sight, he will not speak to any, und It is in vain, he will not speak to you!

Midway heisst 'in der Brust'. Die Laute gehen wohl zum Ohr ein, aber sie gelangen nicht bis zum Herzen (s. o. *Ven.* 889), weil dieses in seinen Verrichtungen durch den tiefen Kummer, der es bedrückt, gestört ist. Daher ist die Brust beklommen, d. h. auch die Lunge versagt ihren Dienst und hindert ihn am Sprechen. Die holde Marina soll mit ihm reden, und der liebliche Ton ihrer Stimme wird zu seinem Herzen dringen und es wieder zu seinem ordentlichen Dienst anregen. Als Marina nur den Mund auftut, gibt Perikles denn auch prompt die ersten Laute von sich: *Hum! ha!*; vgl.

Cymb. I, 6, 68 (the eminent monsieur) furnaces
The thick sighs from him, whiles the jolly Briton
. . . laughs from's free lungs

Vorher: (the eminent monsieur) did incline to sadness.

Macb. V, 3, 40 Canst thou not . . .

Cleans the stuff'd bosom of that perilous stuff,
Which weighs upon the heart?

Temp. II, 1, 174: these gentlemen . . . are of such sensible and nimble
lungs, that they always use to laugh at nothing.

Zu *H5* I, 2, 114:

O noble English . . .

All out of work, and cold for action.

Ihr wirkt nun nimmermehr, seid tot für Taten —
und nicht:

ganz unbeschäftigt und um Kampf verlegen.

Heinrich zeigt Bedenken wegen seines Rechts auf die französische Krone. Der Erzbischof von Canterbury kennt den edlen Sinn des Herrschers, der peinlich jedes Unrecht meiden will. Er kennt aber auch die Begeisterungsfähigkeit des Königs für die Erhabenheit seiner Pflichten und die Grösse Englands. An dieser Seite fasst er ihn. Nachdem der hohe kirchliche Würdenträger, seines geistlichen Amtes absichtlich zu vergessen scheinend, ausgerufen: „die Sünde auf mein Haupt, erhabener Herr! wenn euer Recht nicht gut ist,“ verweist er ihn (nach Holinshed) auf das vierte Buch Mose, wonach schon, in Ermangelung von Söhnen, das Erbrecht auf die Töchter übergeht. Den weiteren Zusammenhang der Rechtsfrage übergeht er als bekannt und nebensächlich — genug, dass die Schrift sich ausspricht — und er ruft die Erinnerung an die grossen Vorfahren des Königs wach, die für dieselbe Sache eingetreten waren, und an die glanzvollen Taten, die sie in Verfolgung ihres Anspruchs ausführten. „Geht hin zum Grabe eures Urgrossvaters und beschwört seinen kriegesischen Geist herauf, sowie den eures Oheims, des Schwarzen Prinzen, der die ganze französische Macht vernichtete, während sein mächtiger Vater stolz lächelnd von einem Hügel herab zusah, wie sein junger Löwe Tod bringend in den französischen Adel hineinfuhr.“ Seine mit grösster Begeisterung gesprochenen und auf ihren mächtigen Widerhall in Heinrichs grossem, tapferem Herzen berechneten Worte schliesst er dann:

O, edle Englische, die trotzen konnten

Mit halbem Heere Frankreichs ganzem Stolz,

Dieweil vergnügt die andre Hälfte zusah,

Ihr wirkt nun nimmermehr, seid tot für Taten.

Cold kann hier unmöglich den Sinn haben: not heated by taking part in the fight. Wenn Shakespeare das Wort *cold* in Beziehung auf eine Funktion der Seele gebraucht, so bezeichnet es Unlust, und das kann hier doch keinesfalls gemeint sein. Der Erzbischof bleibt seiner Absicht treu, den König anzutreiben, und er gibt mit feiner Berechnung zu verstehen, dass, wenn der Anspruch auf den französischen Thron nicht durch-

geführt wird, im Urteil der Geschichte ein Vergleich zwischen der Zeit seines Königs und der jener berühmten Vorfahren kläglich zuungunsten der ersteren ausfallen muss.

Daher fährt auch der Bischof von Ely, den Erzbischof ablösend, fort:

Awake remembrance of these valiant dead,
And with your puissant arm renew their feats.

mit deutlicher Beziehung des *valiant dead* auf *cold for action* und des *renew their feats* auf *all out of work*. Für die Taten sind sie tot, doch in der Erinnerung können sie neu aufleben. Möge diese Erinnerung zu neuen Taten begeistern.

Zu *LLL V*, 2, 481:

Boyet: Full merrily
Hath this brave manage, this career been run.

Die zweite Quartausgabe und sämtliche Folios haben:

Hath this brave manager, this career been run.

Theobald hat das erste *this* beseitigt und statt *manager manage* gesetzt. *To run a manage* ist aber nicht belegt und auch wohl nicht möglich, da *manage* bedeutet 'training, government of a horse'. Es wäre vielmehr anzunehmen, dass *manager* richtig ist und dass ein *this* fallen muss, so dass man zu lesen hätte:

Hath this career, brave manager, been run.

Biron, an den die Worte gerichtet sind, hat sich bei der Veranstaltung vor den Damen lächerlich gemacht und wirft Boyet vor, dass er das nicht verhindert habe, obwohl er es hätte tun können. Er fügt der ersten Lächerlichkeit durch diese Standrede, in der er seinem Aerger unter Schimpfen und in komischster Weise aufgeregtem Gebahren Luft macht, eine neue hinzu. Boyet hat sein Ergötzen daran und antwortet ihm in der angegebenen Weise. Nichts, kein Zurückweisen, keine Erwiderung der Beleidigung könnte hier so trefflich wirken wie diese zwei Worte *brave manager*. Denn Boyet nennt Biron so in Erinnerung an die misslungene Huldigung vor den Damen, wo er den Regisseur spielte, wie er auch jetzt wieder das grosse Wort führt. Der Hofmann macht auf ihn den Eindruck eines, allerdings elend Fiasko machenden Philostrate, master of the rebels, im *Sommernachtstraum V*, 35, wo Theseus sagt:

Where is our usual manager of mirth?

Zu *John* II, 368:

A greater power than we denies all this;
And till it be undoubted, we do lock
Our former scruple in our strong-barr'd gates;
Kings of our fear, until our fears, resolv'd,
Be by some certain king purg'd and depos'd.

Man hat die Zeichensetzung geändert und statt *Kings King'd* vorgeschlagen. Mir scheint die Stelle folgende Bedeutung zu haben.

Das leugnet eine höhere Macht als wir;
Und bis es feststeht, sperr'n wir unsern Zweifel
Auch ferner fest verriegelt in die Herzen;
Die sind uns Kön'ge der Gewissensfurcht,
Bis alle Furcht, zerronnen, ward vom Tod,
Dem unbestrittenen König, weggespült
Und ihrer Macht entsetzt.

1. *Fear* ist die Furcht im Gewissen. In *Lucr.* heisst es:

173 honest fear, bewitch'd with lust's foul charm,
Doth too too oft betake him to retire.
281 As corn o'ergrown by weeds, so heedful fear
Is almost chok'd by unresisted lust.

Compl. 298 Shook off my sober guards and civil fears.

Der Zusatz *honest*, *heedful* und *civil* macht es unzweifelhaft, dass wir es hier mit der Wirkung des vorausgehenden Gewissens zu tun haben (so wie später mit der des Gewissensbisses:

740 He faintly flies, sweating with guilty fear.)

Ohne Zusatz:

183 Here pale with fear . . . in his inward mind he doth debate
308 They fright him, yet he still pursues his fear.

Delius erklärt dies: Tarquinius verfolgt das, wovor er sich fürchtet: er verfolgt doch seinen Plan, wenn auch mit Furcht. — *Pursue* hat aber bei Shakespeare auch die Bedeutung '*to persecute*'. Es soll also heissen: Er übt Verfolgung gegen sein Gewissen, er wird es noch zu Tode hetzen. Es ist derselbe Seelenzustand, den wir bei Macbeth, Angelo, Brutus wiederfinden, wo er auch nach demselben Schema gezeichnet ist. Bei Whetstone, *The Historie of Promos and Cassandra*, heisst es in der Inhaltsanzeige: Promos as feareles in promise, as carelesse in performance, with sollemne vowe, sygned her conditions. Akt III, 1 (genau wie in *Lucrece*):

Even so in Love we freese through chilling feare,
When as our hartes doth frye with hote desire.

Beaumont und Fletcher, *The Maid's Tragedy*:

III, 2 Melantius: thinks my friend
I will forget his honour? or to save

Die Bürger halten es für ein Unrecht, die Stadt einem der Könige zu übergeben, ehe Gott einem von ihnen den Sieg verliehen hat. So verschliesst sich ihr Gewissen oder, wenn man will, ihre Vernunft allen Einflüsterungen. Das vorhergehende *scruple* weist auf die Bedeutung des *fear* hin. Zu der möglichen Vermengung von Gewissen und Vernunft sei daran erinnert, dass auch die Verstandesfunktionen im Herzen lokalisiert werden (Singer).

2. *gates*. Hier scheint es sich um einen in der Uebersetzung nicht wiederzugebenden Doppelsinn zu handeln; vgl. *Lucrece* 1068:

thy interest was . . . stol'n from forth thy gate.

Vielleicht liegt ein solcher auch vor:

Merch. I, 2, 147: Whiles we shut the gates upon one wooer, another
knocks at the door.

und *LLL* II, 1, 172:

You may not come, fair princess, in my gates.

An einer Stelle bedeutet *gate* metonymisch *heart*:

Lucr. 595: Soft pity enters at an iron gate.

gate = Zugang zum Herzen:

Ven. 424: To love's alarms (my heart) will not ope the gate.

Ado IV, 1, 106: For thee I'll lock up all the gates of love.

H 5 III, 3, 10: The gates of mercy shall be all shut up.

Dieselbe Vorstellung beweisen:

Lucr. 559: his heart granteth

No penetrable entrance to her plaining.

Rich. 2 I, 1, 125: Then, Bolingbroke, as low as to thy heart,

Through the false passage of thy throat, thou liest.

Ven. 889: This dismal cry rings sadly in her ear,

Through which it enters to surprise her heart.

Macb. I, 5, 45: s. o.

Das Herz ist der beherrschende Mittelpunkt des gesamten Organismus. Alle *gates* und *passages* führen schliesslich zu ihm hin oder können wenigstens von ihm aus beeinflusst wer-

draw my swerd in consenting (for certes, right as a swerd departeth a thing in two peces, right so consenting departeth God fro man) and than wol I sle him with my hond in dede of sinne. Thus sayth the fend; for certes, than is a man al dede in soule; and thus is sinne accomplished, by temptation, by delit, and by consenting: and than is the sinne actual."

Besonders bemerkenswert scheint mir hierin auch die Stelle: 'if he may have time and place.' Denn das wird in *Lucrece* besonders breit ausgeführt: 876 ff. O opportunity . . . und 925 ff. Mis-shapen Time . . . Ueber die Beziehung des *Macbeth* zu *Lucrece* in dieser Hinsicht vgl. Programmabhandlung Neisse, Realg. 1901.

den oder es beeinflussen. (*Bosom* und *breast* werden kaum unterscheidbar für *heart* gebraucht. Sh.-Lex.)

Hamlet I, 5, 66: through

The natural gates and alleys of the body.

Tim. V, 1, 200: (These words)

enter in our ears like great triumphers

In their applauding gates.

H 4 B IV, 5, 24: golden care

That keepest the ports of slumber open wide.

ibid. 31: by his gates of breath.

Alle diese Beispiele sollen vor die Augen führen, wie geläufig Shakespeare diese Vorstellung von dem Zugang zum Herzen durch Tore ist. Des weitern ist der Vergleich des Herzens, der Seele, des Körpers, was auf dasselbe hinauskommt, mit einer Festung durchaus in Shakespeares Art.

Einige Beispiele:

Ven. 423: Remove your siege from my unyielding heart.

H 6 B III, 3, 22: the busy . . . fiend¹⁾

That lays strong siege unto this wretch's soul.

Ant. III, 2, 30: the ram to batter the fortress of (our love).

Ven. 426: where a heart is hard they make no battery.

Lucr. 464: His hand . . .

Rude ram to batter such an ivory wall! —

May feel her heart — poor citizen — distress'd.

Cym. III, 4, 136: whose love-suit hath been to me

As fearful as a siege.

In Uebereinstimmung hiermit kann das Herz natürlich auch verschlossen werden, wie schon aus einigen der oben angeführten Beispiele hervorgeht. Das *strong-barred* ergäbe sich hier aus dem Vergleich mit der entsprechenden Lage der Stadt.

So stünde an sich schon einer Auffassung des *gates* in dem Sinne von Herzen nichts im Wege. Nun kommt noch hinzu, dass die Erklärung *kings of our fear* folgt. Zur Bezeichnung des Herzens als *king* vgl.:

Ven. 1043: (the heart) like a king perplexed in his throne,

By their (the looks) suggestion gives a deadly groan.

Compl. 196: (mine own heart)

reign'd, commanding in his monarchy.

Tw. I, 1, 39: liver, brain and heart,

These sovereign thrones.

Dazu vergleiche man noch die Fälle, wo der gesamte Organismus als *kingdom* aufgefasst wird, wobei stillschweigend ange-

¹⁾ Vgl. zu *fiend* die angeführte Stelle aus Chaucer:

suggestion of the divel und: the first entising of the fend; ferner:

Lucr. 85: This earthly saint, adored by this devil.

nommen ist, dass das Herz den König darstellt. So gerade auch *John* IV, 2, 246:

Nay, in the body of this fleshly land,
This kingdom, this confine of blood and breath,
Hostility and civil tumult reigns
Between my conscience and my cousin's death.

3. Die Bürger geben ihre Antwort nicht ohne Spott. Das geht aus den darauf folgenden Worten des Bastard hervor, der sagt:

By heaven, these scroyles of Angiers flout you, kings.

Dazu passt der gesuchte sprachliche Ausdruck: der Vergleich der Herzen mit den Toren, die Wiederholung des Wortes *king* und die des Wortes *fear*. Schon vorher 267 ff. kehrt das Wort *king* mehrmals wieder, absichtlich, um den komischen Gegensatz zwischen der Heftigkeit des Anspruchs der beiden Könige und ihrer Ohnmacht, ihn durchzusetzen, hervortreten zu lassen. Daher zum Schluss:

in dreadful trial of our kingdom's king.¹⁾

In derselben Weise kehrt unmittelbar vor der besprochenen Stelle das Wort *king* mehrere Male wieder und John überbietet es dann durch:

our own great Lord of our presence, Angiers, and of you.

Die Bürger setzen nun mit ihrem doppelten *king* den Trumpf auf Johns hochfahrende Worte als Gegenstück gleichzeitig zu jenen oben erwähnten salbungsvollen Worten. Und es wäre auch nicht unmöglich, dass Shakespeare hier die selbstbewussten klugen Bürger den Spiess umkehren und, so wie John die Stadt umständlich mit einem lebenden Wesen, sich, die lebenden Wesen, d. h. ihre Herzen, mit einer Stadt vergleichen liesse. Denn II, 215 spricht John von:

your city's eyes, your winking gates ... those sleeping stones, that
as a waist do girdle you about ... their fixed beds of lime ... your city's
threaten'd cheeks ... a shaking fever in your walls.

Das eine steht jedenfalls hiernach fest, dass Shakespeares Geist bei Abfassung der späteren Stelle von dem Vergleich des Körpers und seiner Organe mit einer Festung und umgekehrt erfüllt war. Noch II, 410 heisst es:

¹⁾ Sollte das nicht heissen:

Vor den Richterstuhl des Königs aller Könige?

Kingdom = 'the state of man'. Vielleicht *kingdoms'* statt *kingdom's*. Das würde noch mehr dem salbungsvollen Ton entsprechen, den John hier annimmt, sowie dem *Amen, Amen!* Philipps.

We from the west will send destruction Into this city's bosom
und 449 the mouth of passage shall we fling wide ope.

Will man *gates* nicht mit Herzen in der Uebersetzung wiedergeben, sondern mit Stadttore, so wäre das Bild: „Wir wollen unser Bedenken in die Tore einschliessen“ nicht besonders scharf. Vgl. dagegen:

Meas. V, 10: To lock it (your desert) in the wards of covert
bosom.

Zu *Hamlet* II, 2, 523:

the mobled queen.

Sollte man lesen müssen *unabled*?

Gegen die Richtigkeit des *mobled* spricht erstens, dass es für ein provinzielles *mabled* oder *mabbled* stehen soll. Wie käme ein solcher Provinzialismus in eine von Hamlet als hervorragend schön empfundene Stelle einer Dichtung? Zweitens, warum sollte ihm gerade diesmal das Wort so stark auffallen, dass er den Schauspieler unterbricht, da er die Stelle doch schon kennt, so kennt, dass er dem Schauspieler selbst den Anfang anzugeben weiss und nach der Unterbrechung des Schauspielers durch Polonius sagen kann: *Say on, come to Hecuba*? Drittens, wie käme der Dichter dazu, eines solchen Wortes wegen Hamlet den Zwischenruf tun zu lassen? Um seinen fein gebildeten Geist zu kennzeichnen? Das tut er reichlich genug in anderer Weise und ist nicht von solcher hervorragenden Bedeutung, um so hervorgehoben zu werden, dass darum dem Zuschauer der ästhetische Genuss der vom Schauspieler vorgetragenen Stelle geschmälert werden dürfte. Um sein „angenommenes Wesen“ zu kennzeichnen? Dazu wäre das Mittel wenig geschickt gewählt, denn Hamlet zeigt hier ja gerade seinen Verstand ohne Ironie. Viertens, die Bedeutung des Wortes würde zu der Annahme führen, dass der Dichter sich hinterher in dem *a clout upon that head* oder dem *for a robe about her loins a blanket* wiederholt hätte. Eine solche Wiederholung um einer nur etwas näheren aber an sich gleichgültigen Ausführung willen hätte der Dichter wohl kaum durch einen ganz anderen Gedanken getrennt:

Ran barefoot up and down, threat'ning the flames
With bisson rheum.

Das Wort muss eine tiefere, mit dem Seelenzustand Hamlets im Zusammenhange stehende Bedeutung haben. Des Prin-

zen Seele ist ganz und gar erfüllt von dem Ungeheuren, das er an seiner Mutter erlebt, und so ist ihm Hekuba ein Gegenbild zu dieser in sittlicher Beziehung. Wie oft spricht er von dem eklen Bunde seiner Mutter mit Claudius!

- I, 2, 157 — O most wicked speed, to post
 With such dexterity to incestuous sheets.
 I, 5, 105 O most pernicious woman!
 III, 3, 90 (When he is) in the incestuous pleasures of his bed.
 III, 4, 92 In the rank sweat of an enseamed bed;
 Stew'd in corruption; honeying, and making love
 Over the nasty sty.
 V, 2, 336 Here, thou incestuous . . . Dane.

Dahin gehören auch die Worte, die Hamlet zu Ophelia spricht:

- III, 1, 152 you make your wantonness your ignorance.

und die des Geistes I, 5, 42:

- Ay, that incestuous, that adulterate beast,
 With witchcraft of his wit . . . won to his shameful lust
 The will of my most seeming-virtuous queen.

Erschwerend kommt aber noch das Alter der Königin hinzu. Und gerade in diesem Punkte zieht er, ohne Hekubas Namen zu nennen (s. u.), einen Vergleich zwischen seiner Mutter und der Trojanerin, insofern als beide vermöge ihres Alters über die Lockungen der Sinnenslust hinaus sein sollten. Das ist wohl das Entscheidende bei der Wahl des von dem Schauspieler vorgetragenen Stückes gewesen. Hamlets: *Say on, come to Hecuba* und die es ermöglichende Unterbrechung durch Polonius scheinen von dem Dichter erfunden zu sein, um den Zuschauer auf die Wichtigkeit aufmerksam zu machen, die er der Sache beilegt. Jener Vergleich ist wie eine fixe Idee in seinem Geiste. Daher:

- III, 4, 68 You cannot call it love; for, at your age,
 The hey-day in the blood is tame, it's humble,
 And waits upon the judgment . . .
 O shame! where is thy blush? Rebellious hell,
 If thou canst mutine in a matron's bones,
 To flaming youth let virtue be as wax,
 And melt in her own fire . . .
 Since frost itself as actively doth burn,
 And reason panders will.

Wenn nun diese Empfindungen so latent in Hamlets Seele sind, dann genügt der geringste Anlass, um sie zu erwecken, Und das geschieht meiner Ansicht nach eben an der besprochenen Stelle. Hamlet hört von dem seinem natürlichen Zwecke

nicht mehr zu entsprechen vermögenden Körper Hekubas, und sofort stellt er einen Vergleich mit seiner Mutter an, bei der das Alter leider nicht die ihm entsprechenden Folgen gehabt hat. So würde also ein *unabled* zu dem folgenden her lank and all o'erteemed loins sehr gut passen und in der angeführten Stelle III, 4, 69 in bezug auf seine Mutter von ihm selbst weiter ausgeführt sein. Er spricht hier nur laut aus, was er dort nicht sagen durfte, aber dachte. Polonius, von dem Hamlet an derselben Stelle sagte: *he's for a jig, or a tale of bawdry, fände ein unabled mit gutem Grunde gut: that's good, unabled is good.*

Für die Wahrscheinlichkeit der oben ausgesprochenen Ansicht, dass Hamlet seine Mutter mit Hekuba vergleicht, spricht die Tatsache, dass Shakespeare auch in *Lucrece* und zwar so ausführlich gerade über die körperliche Unfähigkeit dieser Königin spricht, dass man nicht leugnen können wird, dass der Dichter bei der Abfassung des Hamlet daran gedacht hat; *Lucr.* 1446:

despairing Hecuba . . .

Staring on Priam's wounds with her old eyes,
Which bleeding under Pyrrhus proud foot lies.
In her the painter had anatomiz'd
Time's ruin, beauty's wreck, and grim care's reign:
Her cheeks with chaps and wrinkles were disguis'd;
Of what she was no semblance did remain:
Her blue blood chang'd to black in every vein,
Wanting the spring that those shrunk pipes had fed,
Show'd life imprison'd in a body dead.

Lucretia klagt dann den Maler an, dass er Hekuba keine Sprache verliehen habe, um den so lebendig dargestellten Gram auszudrücken. Sie tut es nun statt der Hekuba im Bilde:

1465 I'll tune thy woes with my lamenting tongue.

Im Hamlet fehlt dieser Ausbruch des Grams in Worten nicht:

When she saw Pyrrhus make malicious sport
In mincing with his sword her husband's limbs,
The instant burst of clamour that she made,
Would have made milch the burning eyes of heaven.

(Shakespeare hat über die Grenzen der Malerei und der Dichtkunst nachgedacht.)

Wie nahe lag es dem Dichter bei solcher Stärke seiner Vorstellung von dem seiner natürlichen Verrichtungen nicht mehr fähigen Körper Hekubas hierfür einen Begriff wie *un-*

abled anzuwenden und für seinen weiteren Zweck zu verwenden!

Dass Shakespeare das Wort erst für diesen Zweck gebildet haben würde, ist an sich nicht unwahrscheinlich. Wird doch dieselbe Neuschöpfung z. B. für *John* II, 220 *dishabited* und *Lear* IV, 3, 21 *smilet* angenommen. Die Bedeutung ergibt sich treffend aus dem Eigenschaftswort *able* und seinem Gegenteil *unable*.

Alls IV, 5, 86: of as able body as when he numbered thirty.

H 4 B I, 1, 43: his able horse.

II, 4, 274: a weak mind and an able body.

H 8 II, 2, 142: Would it not grieve an able man to leave

So sweet a bedfellow?

Tim. II, 1, 10: able horses.

Haml. V, 2, 211: provided I be so able as now.

Meas. II, 4, 21: Making both it (the heart) unable for itself.

Shr. V, 2, 169: you forward and unable worms.

H 5 Ep. 1: with rough and all-unable pen.

H 6 A IV, 5, 4: sapless age and weak unable limbs.

Lear I, 1, 61: A love that makes breath poor, and speech unable.

In den Wörterbüchern der englischen Sprache wird *unabled* als veraltet = „unfähig gemacht“ angegeben. Johnson hat es nicht.

Dortmund.

Vordieck.

De l'influence de l'allemand sur le parler populaire de la Suisse française.

Je m'exerçais à discerner le français pur de mes idiomes provinciaux (J. J. Rousseau, *Confessions* I.3).

Pour les langues, entrer en contact, c'est entrer en conflit. Cette lutte, qui n'est pas nécessairement le corollaire obligé d'une pression politique ou administrative, ainsi que le fait se produit dans les provinces annexées et de langue étrangère à celle du vainqueur, est un choc inévitable en tout temps, naturel en lui-même. C'est une pénétration pacifique réciproque, d'autant plus rapide et plus profonde que les relations entre peuples voisins de langues différentes sont plus nombreuses, plus suivies et plus faciles.

C'est, en l'espèce, le cas qui se présente d'une manière particulièrement frappante en Suisse française et dans les cantons limitrophes de langue allemande.

Constater et signaler¹⁾ cet état de choses, mais au simple point de vue de l'influence de l'allemand sur le parler populaire de nos cantons romands,²⁾ tel est le but de la modeste étude, objet des présentes lignes.

Donc, constater, ce qui signifie aussi: ne pas polémiser. Les recherches et commentaires relatifs au déplacement plus ou moins prouvé de la frontière linguistique sont étrangers au fond même de la question traitée ici.

D'autre part, signaler; car nous croyons utile, voire même nécessaire, de rendre attentif à un état de choses dont la grande masse des intéressés ne se rend aucun compte. — Il est dans l'intérêt de chacun, mais plus particulièrement des Suisses français, de parler une langue aussi pure que possible. Parler étant la chose du monde que l'on est le plus souvent obligé de faire est par cela seul l'une de celles qu'il importe le plus de bien faire. Que de gens dénaturent leur pensée par l'imperfection de l'expression! Ceci est plus sérieux et de plus grande importance, même moralement parlant, qu'on ne le pense. Pour notre part, il nous semble que mieux on sait sa langue, plus on a de chances de bien penser et de bien raisonner. Si le langage est grossier, l'esprit est lourd. »Les têtes se forment sur les langages, les pensées prennent la teinte des idiomes« (J. J. Rousseau). L'une des conditions essentielles du développement intellectuel d'une nation est donc une certaine perfection dans les moyens de communication orale, dans le langage.

Or, ce qui contribue pour une bonne part à déparer le langage populaire de la Suisse romande, lequel serait à bien des égards supérieur à celui de mainte province française, ce

¹⁾ Aucun des ouvrages traitant de la question des barbarismes répandus en Suisse française ne tient suffisamment compte des germanismes. C'est ainsi que le meilleur et le plus récent de ces opuscules *Parlons français*, par Plud'hun (Atar, Genève 1906), n'en mentionne qu'une vingtaine. Nous indiquons ici, pour mémoire, les autres ouvrages du même genre, pour la plupart de date ancienne:

J. Humbert, *Glossaire genevois*. 1852.

Develey, *Observations sur le langage du Pays de Vaud*. 1808.

A. Guillebert, *Le dialecte neuchâtelois*. 1858.

L. Grangier, *Glossaire fribourgeois*. 1864.

²⁾ Les patois exceptés.

sont précisément les nombreux germanismes dont inconsciemment le peuple émaille ses discours. Généralement parlant, moins l'individu est cultivé, plus il emploie de germanismes. Le petit paysan et le polisson des rues en détiennent le record. Tous deux connaissent évidemment les mots »bâton« et „battre“, par exemple. Mais ils estimeront au dessous de leur dignité de menacer un congénère autrement qu'en lui disant: »Attends seulement que j'aie retrouvé mon stèkre! Je veux te schlaguer que tu t'en souviennes longtemps«. Tels sont les mots à effet qui constituent une partie de l'argot du gavroche romand. Il est vrai qu'il ne lui sera pas nécessaire de faire toutes ses classes pour apprendre que ni stèkre, ni schlaguer ne sont ni fins ni français. Pour peu que Gavroche se civilise, il renoncera de lui-même à ces termes-là. Mais ce que l'école primaire ne lui apprendra pas non plus, quoique ce soit là une partie de sa tâche, et non la moindre, c'est qu'en français idiomatique on ne dit pas »Attends seulement«, mais bien »Attends toujours«. Supposez maintenant le pétulant jouvenceau avançant en âge, lettré et cultivé au point d'être devenu lui-même instituteur, il n'en aura pas moins conservé l'usage de quelques germanismes, il n'en dira pas moins „Attends seulement“ chaque fois qu'il menacera. Et pour cause. Son instituteur primaire ne l'a pas rendu attentif à ce barbarisme, parce que, — et cela sans qu'on soit vraiment en droit de lui en faire le reproche, — il ne s'en rend pas compte lui-même. A l'Ecole normale, il n'a pas appris non plus à épurer son langage. Certes, ses professeurs ont parlé un français exempt de toute tare, mais ils ont estimé avoir bien autre chose à faire qu'à en exiger autant de leurs élèves. Le temps est mesuré, les programmes d'examen sont étendus. On s'est attaché exclusivement à l'acquisition même des connaissances positives qu'il s'agit de pouvoir étaler à heure fixe et l'on a négligé totalement la forme dans laquelle l'assimilation a eu lieu. A ce taux-là, on ne saurait s'étonner du fait que les germanismes soient si nombreux et aient jeté d'aussi profondes racines dans le langage de tous ceux qui n'ont pas reçu une instruction supérieure à celle que transmettent les Ecoles normales, ou qui ne l'ont pas complétée par des études personnelles. Aussi, tant que le programme des dites écoles, ainsi que celui des classes primaires des degrés moyen et supérieur ne con-

tiendront pas la mention expresse »Etude systématique des provincialismes et germanismes, leurs équivalents français«, la folle-avoine et l'ivraie des barbarismes ne cesseront de prospérer au dépens du froment français.

Recherchons maintenant, pour les réunir et les classer, les éléments germaniques qui contribuent à la bigarrure du parler populaire de la Suisse romande. C'est au point de vue linguistique ou simplement grammatical que la classification s'impose et que nous constituerons sept groupes: I. Mots à prononciation influencée par l'origine ou l'usage allemands. II. Prépositions et adverbess dont l'emploi vicieux correspond à l'usage allemand. III. Termes allemands corrompus. IV. Mots allemands employés sans modification. V. Traductions littérales de composés allemands. VI. Expressions figurées ou proverbiales; membres de phrases ou phrases complètes. VII. Cas douteux.

* * *

I. L'influence de l'allemand sur la prononciation du français en Suisse romande est quantité négligeable. Elle ne s'étend qu'à quelques mots, allemands d'origine, mais qui, possédant par naturalisation des équivalents français, devraient être prononcés comme tels. Ce sont:

un valtsse,	de ein Walzer, pour une valse
valtser,	" walzen, " valser
Tsurick,	" Zürich, " Zurich
Dsofingue,	" Zofingen, " Zofingue
Dsofingien ou Dsoff, ¹⁾	" Zofinger, " Zofingien.

La prononciation vicieuse de valser et de valse ainsi que le genre masculin attribué à ce dernier²⁾ se rencontrent plutôt chez les vieillards. Ces particularités sont en bonne voie de disparition. — Comme on le voit, la prononciation française échappe à l'influence allemande; car dans les cas cités ci-dessus, on peut prétendre avoir affaire aussi bien à des termes allemands encore insuffisamment francisés sur terre romande qu'à des mots français subissant l'influence allemande, indubitable en d'autres domaines de la langue.

Notons, puisque nous en sommes au chapitre de la prononciation, que le Suisse romand prononce les noms propres allemands beaucoup plus correctement que le Français. Ainsi,

¹⁾ Terme d'étudiants.

²⁾ Un fait analogue se constate chez les vieux aussi qui disent un poire (du patois: on perr) pour une poire.

tandis que les Parisiens n'appellent un de leurs principaux libraires, Fischbacher, jamais autrement que Fichébaché, le Suisse français dira régulièrement Fischbacher. Tout au plus transportera-t-il inconsciemment l'accent tonique sur la dernière ou l'avant-dernière syllabe. Remarquons encore en passant que, contrairement à ce qui se fait dans les collèges et lycées français, la prononciation du latin dans les gymnases et collèges de la Suisse française, est à peu de chose près, celle en usage en pays allemand.

II. Prépositions et adverbes dont l'emploi vicieux correspond à l'usage allemand.

Ce qu'on est convenu d'appeler le génie d'une langue se reflète en bonne partie, nous semble-t-il, dans l'emploi qu'elle fait des mots de rapports, de la préposition en particulier. Cet emploi variera donc d'autant plus d'une langue à l'autre que celles-ci seront de caractère différent, et, conséquemment l'on ne saurait s'étonner du fait que, dans sa collision avec le français sur terre romande, l'allemand ait fortement influencé le français quant à l'emploi de la préposition et des adverbes. Cette catégorie de germanismes représente, en effet, à elle seule, le 20⁰/₀ de la floraison totale. Citons :

avare avec son argent	pour avare de son argent ¹⁾
viens-tu avec?	" m'accompagnes-tu?
commençons avec lui	" commençons par lui
être prêt avec q. chose	" avoir fini q. chose
revenir avec le bateau	" revenir en bateau
remplir avec de la terre	" remplir de terre
parler avec q.qu'un * ²⁾	" parler à q.qu'un
se dépêcher avec . . .	" se dépêcher de finir . . .
demander après q.qu'un *	" demander (à voir) q.qu'un
envoyer après q.qu'un	" envoyer chercher q.qu'un
aller contre Bienne *	" aller du côté de B.
je n'ai rien (là) contre	" je ne m'y oppose pas; j'admets
remercier pour *	" remercier de
attendre sur q.qu'un *	" attendre q.qu'un
se fier sur q.qu'un	" se fier à (en) q.qu'un
être fâché sur q.qu'un	" être fâché contre q.qu'un
jaloux sur q.qu'un	" jaloux de q.qu'un
sur le marché	" au marché
s'amuser sur la rue *	" s'amuser dans la rue
la fête tombe sur le lundi	" la fête tombe au lundi

¹⁾ Nous n'indiquons le terme allemand correspondant que lorsqu'il est nécessaire à la compréhension de la locution vicieuse.

²⁾ Le signe * indique un germanisme très répandu.

caporal dehors ¹⁾		pour caporal à moi!
il viendra déjà	"	il viendra bien
va loin	"	va t'en
chasse-le loin	"	chasse-le; renvoie-le
donne-le loin	"	débarrasse t'en
envoie-le loin	"	renvoie-le; expédie-le
il est loin *	"	il est absent, parti
jette ça loin	"	rejette ça, jette ça
passer seulement *	"	passer toujours
j'en ai vu plus que vingt	"	plus de vingt

Notons, pour achever cette liste déjà bien longue, qu'en Suisse romande »comparer« ne s'emploie guère qu'uni à la préposition *avec*, — construction autorisé par le bon usage et sanctionnée par l'Académie, c'est vrai, — tandis qu'en France on entend le plus souvent *comparer à*. Ne faut-il pas voir dans cet emploi pour ainsi dire exclusif de la préposition *avec* une influence de la tournure allemande correspondante *vergleichen mit*?

C'est cet emploi vicieux ou superflu de prépositions et d'adverbes qui contribue pour une bonne part à rendre lourd et gauche le langage du Suisse romand non avisé. C'est également dans la liste ci-dessus que nous rencontrons quelques-uns des germanismes les plus répandus et les plus invétérés, comme aussi les plus dangereux, parce que ce sont ceux dont les intéressés se doutent le moins. Un employé de bureau, par exemple, n'emploiera pas en toute tranquillité de conscience des expressions telles que *schaffneur* ou *schlaguer*. Il a le sentiment bien net que ce sont là des barbarismes. Si, par contre, il s'entend reprocher une locution telle que remercier *pour*, à coup sûr, il récusera son juge jusqu'au moment où, dictionnaire en main, il constatera, bouche bée, le bien fondé de ce qu'il croyait une hérésie manifeste.

III. Termes allemands corrompus.

brâter ²⁾	de braten ³⁾	pour rôtir
braquer ° du chanvre	" Hanf brechen	" broyer, écanguer
brévard ⁴⁾	" Bannwart (?)	" garde-champêtre
brichelle	" Bretzel	" craquelin

¹⁾ Expression usitée dans les casernes de la Suisse française, et par laquelle le factionnaire appelle à lui le caporal de garde. Caporal dehors! Sentinelle N°!

²⁾ Le signe ° indique un germanisme peu répandu.

³⁾ Nous ne donnons la forme patoise que lorsque la compréhension du germanisme l'exige.

⁴⁾ Brévard est un composé dont la seconde partie seule est explicable d'une manière plausible. C'est l'allemand „wart“.

le, la bouèbe	de Bube	pour le garçon, la fille
caquelon	" Chachle(n)	" poëlon de terre
cannepire	" Kannenbirne	" poire d'étranguillon
chalvère	" { Scharwerk	" { corvée
chalvérien	" { Schellenwerk	" { pénitencier
éflelu °, flumu °	" Apfelmus	" détenu, forçat
faire firôbe	" Feierabend	" compôte de pommes
grabons *	" Gräubi	" cesser de travailler
griesse *	" Griess	" cretons
kratte ¹⁾	" Chratte(n)	" semoule
laegre	" Lagerfass	" panier, corbeille
lolet	" Luller	" tonneau de chantier
mérédique °	" Meerrettig	" suçon
pételer	" betteln	" raifort
		" mendier, importuner
		en demandant
pételeur	" Bettler	" mendiant
peuglise ²⁾	" Bügeleisen	" fer à repasser
poutser ³⁾	" putzen	" nettoyer, faire reluire
rauer °	" raufen	" gronder, disputer
ringuer	" ringen	" se chamailler
schaffneur °	" Schaffner	" économe (subst.)
schlaguer	" schlagen	" battre
schelte °	" Schild	" enseigne
schrube, strube	" Schraube	" piton demi ouvert
stèkre	" Stecken	" bâton
schlitte ⁴⁾	" Schlitten	" traîneau
Stôfifre ⁵⁾	" Stadtpfiffer	" Suisse allemand
faire schwirmer ° q.		
qu'un	" schwärmen	" tourner la tête à q. qu'un
teuflet	" Töpfl	" poëlon de terre
tringuel ⁶⁾	" Trinkgeld	" pourboire
troucle ⁷⁾	" zurück!	" arrière!
troucler		" faire reculer
vate °	" Watte	" ouate
vêque	" Weckli	" petit pain au beurre

En francisant les mots allemands ayant donné naissance aux corruptions et adaptations ci-dessus mentionnées, il va sans

¹⁾ Désigne une petite corbeille d'osier employée surtout pour la cueillette des fruits.

²⁾ Dans certaines régions peuglise sert aussi à désigner une vieille locomotive.

³⁾ Revêt aussi la signification de l'emporter, réussir d'une manière générale ou plus particulièrement gagner au jeu.

⁴⁾ S'emploie également dans certaines régions de l'Est de la France. Du reste, le mot *schlitte* fait de plus en plus place à *luge*.

⁵⁾ Dans *Stôfifre* comme dans *strube* et *stèkre* le groupe initial st est chuintant.

⁶⁾ Quelquefois aussi *tringuette*.

⁷⁾ Ordre du charretier à son attelage.

dire que le Suisse romand en a transporté l'accent tonique régulièrement sur la dernière syllabe. Ce qui caractérise encore la plupart de ces transformations, c'est la simplification et l'adoucissement de la prononciation. Les diphtongues allemandes sont transformées en voyelles simples, la succession de deux ou plusieurs consonnes différentes est évitée. Seuls, les groupes chuintants *st*, *sp*, *schl*, *schw* ainsi que *tz* sont restés rebelles à toute assimilation, ce qui a valu aux mots dans lesquels ils se présentent de garder une physionomie d'intrus dont les moins délicats en matière de langage se rendent parfaitement compte. — De même la gutturale allemande *ch* ne pouvait être conservée; elle a fait place à *qu*.

Remarquons, ici déjà, que les expressions telles que *ringuer*, *schlaguer*, *pouter*, *le (la) bouèbe*, *stèkre* et *Stôfifre* appartiennent presque exclusivement au jargon de ceux qui cherchent à se singulariser par leurs propos délurés. Quant à l'emploi de *Stôfifre*, dans l'acception de 'Suisse allemand', il remonte, dit-on, à un dialogue entre spectateurs d'un cortège ayant eu lieu lors d'une fête romande à laquelle participait un corps de fifres venu de Bâle: »Qu'est-ce que c'est que ces musiciens? — Des Stadtpfiffer de la Suisse allemande. — Comment? des Stôfifres?« Il en est des mots comme des hommes. Ils naissent sous une bonne ou une mauvaise étoile. Celui-là fit fortune. Ce mot de *Stadtpfiffer* mutilé par l'organe peu assoupli d'un brave badaud romand devint *Stôfifre* quant à la prononciation, et, par une torte de synecdoque, synonyme de 'Suisse allemand', avec cette nuance que *Stôfifre* est le terme correspondant au Welsch méprisant, prononcé du bout des lèvres et par lequel les Suisses allemands désignent à l'occasion leurs confédérés de langue française.

IV. Mots allemands employés sans modifications. Nous rencontrons ici un groupe d'intrus à la mine et aux allures franchement germaniques ayant résisté à toute romanisation. Ce sont:

bletse ¹⁾	de Bletz	pour morceau
fuchs ²⁾	" Fuchs	" alezan
knoepfle(t)	" Knöppli	" mets à la farine

¹⁾ Avec ses dérivés: bletser, rebletser.

²⁾ Usité également dans les sociétés d'étudiants.

lekerle(t) ¹⁾	de Leckerli	pour gâteau au miel
ouse(t) ²⁾	" Us(e)! (hinaus!)	" va t'en! hors d'ici!
reck	" Reck	" barre fixe ³⁾
schnetz	" Schnetz	" quartier (de pomme, de poire)
spatz ⁴⁾	" Spatz	" pot-au-feu militaire
spèkre ⁴⁾	" Speck	" lard
stahl ⁵⁾	" Stahl	" fer à aiguiser, fusil
stoeckle(t) ⁵⁾	" Stöckli	" rat de cave, pain de bougie
stand ⁶⁾	" (Schiess)stand	" installation de tir ⁷⁾
wienerli	" Wienerli	" petite saucisse
zither ⁸⁾	" Zither	" cithare

Mentionnons ici aussi le mot *yetse*, de l'allemand *jetzt*, dans des phrases telles que: le cheval ne peut plus *yetse* = le cheval est épuisé de fatigue, il ne peut continuer sa route, ou: les musiciens ne pouvaient plus *yetse* = ne pouvaient plus jouer. Cette singularité ne se présente qu'à la forme négative. Elle tire très probablement son origine de l'expression de satisfaction et d'allègement *So, jetzt!* employée, par exemple, par le charretier allemand lorsque son attelage, resté en panne, se remet enfin en mouvement, ou par le voyageur impatient au moment où le train démarre.

Dans ce chapitre rentrent également les deux germanismes officiels *landwehr* et *landsturm* introduits par les lois militaires. Leur emploi, tant écrit qu'oral, est exclusif en Suisse romande, comme au Tessin, du reste. Bien que les troupes suisses désignées par ces deux termes ne correspondent pas exactement à ce qu'on appelle en France »réserve« et »armée territoriale«, ces dénominations pourraient sans inconvénient remplacer celles de *landwehr* et *landsturm*.

V. Traductions littérales de substantifs composés.

D'une manière générale les substantifs composés allemands présentent l'avantage d'être très suggestifs en même temps que

1) Ou écrelet, terme moins fréquent.

2) Accentué sur la première syllabe. Employé à la campagne et presque exclusivement pour chasser un chien.

3) Engin de gymnastique.

4) Le groupe initial est chuintant.

5) Le groupe initial est chuintant.

6) St est sifflant.

7) Le mot stand est usité dans l'armée française aussi.

8) Prononciation complètement allemande.

très exacts. Pour les Allemands établis en terre romande et se mettant à parler français, la tentation devait être très forte de les traduire littéralement sans avoir égard aux termes vraiment français correspondants. C'est de cette manière que, selon toutes probabilités, les germanismes suivants se sont introduits dans le parler populaire:

après-venant	de	Nachkomme	pour descendant
chambre à manger	"	Esszimmer	" salle à manger
char à échelles *	"	Leiterwagen	" chariot ¹⁾ à ridelles
cochon de mer	"	Meerschweinchen	" cochon d'Inde
culotte suisse °	"	Schweizerhosen	" verte longue panachée ²⁾
graisse de char *	"	Wagenschmiere	" oing, cambouis
jour de semaine	"	Wochentag	" jour ouvrable, ouvrier
orge d'Ulme °	"	Ulmer Gerste	" orge mondé
pain de maison	"	Hausbrot	" pain de ménage
papier de poste	"	Postpapier	" papier à lettres
pierre à feu	"	Feuerstein	" pierre à fusil, silex
pierre à vin *	"	Weinstein	" tartre
pompe à feu	"	Feuerspritze	" pompe à incendie
soutasse *	"	Untertasse	" soucoupe

Outre ces composés, il faut citer comme expressions tra-
duites directement de l'allemand:

bière ouverte	de	offenes Bier	pour bière au détail
monte, la	"	Versteigerung	" enchères
quelques raisins	"	ein paar Trauben	" quelques grappes de raisin

Rien de plus naturel, dans le fond, que l'emploi d'un bon nombre de ces germanismes. *Pierre à feu* et *pierre à vin*, par exemple, qui sont des termes très expressifs, devaient plaire au peuple davantage que les noms plus ou moins savants de *tartre* et *silex*. *Char à échelles* et *soutasse* correspondent mieux, le premier à l'aspect de la chose signifiée, le second à la destination de l'objet représenté puisque *coupe* a pris le sens restreint de *Becher*, *Kelch*. Mais l'usage français et plus spécialement l'Académie, est l'autorité mère qui, semblable au serpent d'Egypte dévore toute les autres, voire même occasionnellement celle de la logique. Du reste, il convient de savoir sacrifier quelque chose à l'esprit de discipline régissant la langue et qui est un des secrets de sa force d'expansion et de résistance à la fois.

VI. Expressions figurées ou proverbiales; mem-
bres de phrases ou phrases complètes.

¹⁾ Du reste le mot *chariot* n'est pour ainsi dire pas usité en Suisse romande. On n'entend guère que *char* et *voiture*.

²⁾ Sorte de poire.

Les germanismes mentionnés plus haut consistent, comme nous l'avons constaté, dans l'emploi abusif de mots isolés. Mais l'influence de l'allemand s'étend plus loin. Certaines images, certains tours de phrases et membres de phrases particuliers à l'allemand émaillent également le parler populaire de la Suisse française. Ce sont:

avoir les doigts longs de lange Finger haben pour avoir les mains crochues

traîner sur le long banc „ auf die lange Bank „ traîner en longueur
schieben

aller baigner „ baden gehen „ aller se baigner

aller promener „ spazieren gehen „ aller se promener

se honter ° „ sich schämen „ avoir honte

où est votre petite? „ wo ist Ihre Kleine? „ où est votre fillette?

comment va l'oncle? „ wiegeht es dem Onkel? „ comment va votre oncle?

le combien avons-nous? * „ den wievielten haben „ quel quantième avons-nous?

je veux plutôt . . „ ich will lieber . . „ je préfère . .

quoi pour un? ° „ was für ein? „ lequel?

qu'est-ce ça pour un village? „ was ist das für ein „ quel est-ce village?
Dorf?

je te prie pardon ° „ ich bitte Dich um Ver- „ je te prie de me par-
zeihung donner

je te demande mes ex- „ ich bitte Dich um Ent- „ je te présente mes ex-
cuses schuldigung cuses

pense-toi donc! „ denke Dir! „ pense donc!

il brûle à N. . . * „ es brennt in N. . . * „ il y a un incendie à N. . .

ça tire ici „ es zieht hier „ il y a un courant d'air ici

une page pleine de „ eine Seite voll Flecken „ une page couverte de
taches

il nous a couru après „ er ist uns nachgelaufen „ il a couru après nous

une chambre bonne „ eine gute warme Stube „ une bonne chambre
chaude

tomber sur le dos „ auf den Rücken fallen „ tomber à la renverse

tourner le poulet „ den Gashahn drehen „ tourner la clef du ro-
binet

faire longtemps „ lange machen „ tarder

faire vite „ schnell machen „ se hâter

remplir son but „ seinen Zweck erfüllen „ atteindre son but

le café devient froid „ der Kaffee wird kalt „ le café se refroidit.

VII. Cas douteux.

Dans les recherches du genre de celles qui nous occupent, la plus grande circonspection est de rigueur. Il est, en effet, souvent très difficile, sinon impossible de déterminer l'origine de tel ou tel mot romand entaché d'illégitimité.

Le cas peut se présenter qu'un barbarisme d'origine inconnue ou tout au moins obscure, usité en Suisse française ait,

dans les dialectes allemands un équivalent dont l'étymologie germanique n'est pas mieux établie, de sorte qu'il est souvent très difficile, voire même impossible, de trancher la question. La même prudence s'impose encore pour des raisons d'ordre différent. Ainsi, à la liste des germanismes consistant dans l'emploi vicieux des mots de rapports, on pourrait être tenté d'ajouter des expressions défectueuses telles que *contre le soir*, *contre huit heures*, employées abusivement pour *vers le soir*, *vers huit heures*. Mais, en provençal et en vieux-français, *contre* n'était pas d'un emploi aussi restreint qu'aujourd'hui. Il pouvait exprimer aussi un rapport de temps. Nous lisons, par exemple, dans une chanson du Peire d'Alvernhe le vers suivant: „si com sol far contral ser“ (ainsi qu'il [le rossignol] le fait habituellement vers le soir) et Froissart écrit dans ses *Chroniques*: „Li rois d'Engleterre, contre le mois de mai, retourna en la marce de Londres“ — Or, les patois de la Suisse romande sont d'origine franco-provençale; l'expression *contre le soir* peut donc être un archaïsme aussi bien qu'un germanisme.

Un cas analogue est celui de *banc* de menuisier pour *établi* de menuisier. Ce terme de *banc* permet, au premier abord, ainsi qu'on l'a fait, de considérer, dans son ensemble, l'expression *banc de menuisier* comme un germanisme. (*Hobelbank*.) Il résulte toutefois d'un travail récent¹⁾ que la dite expression a été autrefois en usage sur tout le territoire de langue française. *Etabli* comme substantif a fait sa première apparition au XV^e siècle. Dès lors, il a rapidement gagné du terrain et son emploi s'est étendu sur toute la France. Seules, certaines contrées du nord-est, de l'est et du sud (Bordeaux excepté) ainsi que la Belgique et la Suisse française ont conservé *banc* de menuisier. Si donc cette expression, pas plus que *contre le soir*, ne sont des germanismes avérés, il n'en reste pas moins vrai que l'influence de l'usage allemand tend à prolonger la lutte que ces expressions soutiennent contre leurs concurrents officiels.

Que faut-il penser, d'autre part, de l'abus du verbe *oser* employé régulièrement au lieu de *pouvoir* et de *être permis* chaque fois que l'Allemand se sert de *dürfen*?

¹⁾ *Sprachgeographie*, Beitrag zum Verständnis des *Atlas linguistique de la France*, von Prof. Dr. K. Jaberg, Bern.

Et enfin les composés *auto-garage*, *auto-benzine*, *sexe-série* dont l'automobiliste et le libraire ont enrichi notre vocabulaire? Ces juxtapositions ont lieu contrairement à la règle d'après laquelle nous disons *canot-automobile*, *timbre-poste*, etc., et en dépit de la tendance générale de toute la langue qui fait suivre le déterminé du déterminant. Faut-il voir là une influence de l'allemand ou une violation inconsciente d'une loi souveraine? Ou bien assisterions-nous aux premières manifestations spontanées d'un principe nouveau?

* * *

Arrivé ainsi au terme de notre énumération, nous nous hâtons de faire remarquer expressément qu'aucun Suisse romand n'emploie tous les germanismes relatés plus haut. Certains d'entre eux sont cantonaux, d'autres purement locaux. Il en est qui appartiennent exclusivement à telle classe de la société ou à tel corps de métiers, d'autres qui ne sont employés qu'en plaisantant. Quelques-uns, usités par les vieillards seulement, sont en voie de disparition et s'éteindront avec ceux-ci.

* * *

La question qui se pose maintenant est celle-ci: A quoi faut-il attribuer la présence de tant de germanismes dans le langage populaire de la Suisse romande?

Une première hypothèse est à écarter de prime abord. A part quelques exceptions, ce n'est pas consciemment et intentionnellement, par esprit d'imitation que le peuple s'est approprié les expressions et tournures allemandes qui déparent son langage. Et s'il y avait chez lui manie d'imitation en ce qui concerne les langues étrangères, l'allemand ne serait certes pas l'objet de ses prédilections.

On a prétendu, d'autre part, que nos germanismes sont le résultat d'une pression exercée par les autorités de langue allemande ayant régi pendant plus de deux siècles une bonne partie de la Suisse française actuelle. Comme on sait, le Pays de Vaud a été administré par Berne de 1536 à 1798. La principauté de Neuchâtel, baillage commun gouverné par les Suisses de 1512 à 1529, a été principauté prussienne de 1707 à 1806 et de 1815 à 1848. Or, le langage populaire neuchâtelois présente plus de germanismes que celui du canton de Vaud, et la domination prussienne a pesé moins lourdement sur la principauté que la patte de l'ours de Berne sur le Pays de Vaud.

Cette seule considération suffirait déjà à infirmer singulièrement l'allégation relative à une prétendue pression des autorités dans un but de germanisation des parlers romands.

Cependant, il y a plus. Car cette affirmation purement gratuite se trouve réfutée par le fait, tout à la louange des gouvernements de Berlin et de Berne, que les archives cantonales de Neuchâtel et de Lausanne ne contiennent aucune pièce trahissant des préoccupations de germanisation de la part des dites autorités. »Les autorités prussiennes n'ont jamais exercé à Neuchâtel la plus petite pression dans un but de germanisation de la langue administrative ou courante. Toutes les lettres du roi et de ses ministres adressées au Conseil d'Etat neuchâtelois sont en français, et en excellent français. On ne pourrait, je crois, pas en trouver une seule en allemand — Il faut chercher autre part l'origine des germanismes qui émaillent le parler neuchâtelois. On les retrouve d'ailleurs bien avant 1707. Dans les vieux comptes du XV^e siècle, on en relève déjà un certain nombre, par exemple *cinquer* ou *chinquer* dans le sens de *donner, faire présent de* (allemand. *schenken*).«¹⁾

Autre témoignage relatif au canton de Vaud: »De pression, il n'y en a jamais eu. Je crois qu'il n'appartient qu'à une époque moderne de civilisation à rebours, de vouloir faire parler aux gens une autre langue que celle de leur mère. Le bailli, peut-être son fruitier (pas même le lieutenant baillival ni les receveurs etc.), était le seul Allemand du baillage, à part quelques commerçants. — Jusqu'au XVIII^e siècle, même dans les registres d'Etat-Civil, on traduisait les noms de famille! Ainsi Fiance, soit Caution = Bürge; Sägemann est devenu La Faux (sic); Schlegel, Maillet; Grünig, Verdet; Hübli, Seillon. On lit dans le registre des décès de Provence (1749): »Rose, Allemande, dont le nom se rend en français par Cousandier, de Signau, est morte etc.« — Toutes les communications officielles de L. L. E. E. étaient traduites avant d'être portées à la connaissance des Vaudois.«²⁾

Du reste, les baillis comme les patriciens bernois ont été de tout temps sympathiques à la langue et à la culture françaises »Quelques-uns, les Haller, les Bonstetten, les Sinner, les Lerber, . . . ont écrit dans notre langue avec une aisance et

¹⁾ Lettre de Monsieur le Dr. Piaget, archiviste d'Etat à Neuchâtel.

²⁾ Lettre de M. A. Millioud du Bureau des Archives cantonales à Lausanne.

parfois une distinction dont Muralt nous avait donné déjà un remarquable exemple. Berne a même produit des poésies françaises — Des sociétés se fondèrent à Yverdon, à Nyon, à Morges, à Payerne, sous la direction des baillis; elles créèrent ou développèrent les bibliothèques locales, répandirent le goût des études utiles . . .¹⁾

Il convient donc d'expliquer autrement la présence des germanismes dans le parler populaire de la Suisse romande. La cause de cet état de choses est bien naturelle; elle réside dans la forte immigration d'éléments allemands dans les cantons de langue française. La poussée germanique vers l'ouest a eu lieu de tout temps. Abstraction faite des invasions proprement dites durant les premiers siècles de l'ère chrétienne, cette poussée a été particulièrement forte dans la seconde moitié du XIX^e siècle, lorsque l'industrie horlogère arrivée à son apogée eut attiré dans les ateliers et les fabriques quantité de campagnards désireux de gagner plus en peinant moins. C'est ainsi que, dans certaines régions, les champs seraient quasiment restés en friches, si le trop-plein des populations limitrophes de langue allemande, bernoises surtout, n'était venu combler les vides.

Généralement parlant, le Suisse allemand établi sur terre romande adopte rapidement le français. Et pour cause. Venant offrir ses services, il est dépendant, à tous égards, langue y comprise, de celui qui les acceptera. Il est d'ordinaire peu ou point cultivé; il n'a conservé le plus souvent aucune attache avec la mère-patrie. C'est un déraciné. Autour de lui, on parle une langue disciplinée et réglementée, qu'il sait être d'importance capitale, de portée mondiale, dépassant de cent coudées le patois qu'il a hérité de ses pères. Par nécessité et par séduction, il en arrive fatalement à assigner à celui-ci le second rang. Mais si l'immigré fonde un foyer en prenant femme parmi ses congénères, l'allemand maintiendra ses droits dans la famille; dans les relations entre père et mère, totalement; dans celles entre parents et enfants, partiellement. Régulièrement, ceux-ci comprendront l'allemand; rarement, ils le parleront. Entre eux, ils ne se serviront que du français. Devenus eux-mêmes chefs de famille, ils continueront cette tradition, de sorte qu'à la troisième génération, au plus tard, l'u-

¹⁾ Philippe Godet, *Histoire littéraire de la Suisse française*, pp. 345. 348.

sage de l'allemand a cessé dans ces familles. — Or, c'est précisément dans cette transition de l'allemand au français que se trouve la source toujours vive alimentant le contingent des germanismes sur terre romande. En effet, l'Allemand qui s'essaie à l'usage du français ne parle pas français, et ne le parlera pas de longtemps. Comme Pierrotte, dans le roman du Petit Chose, il ne parle pas — c'est bien le cas de le dire —, il traduit. Conçue suivant le génie particulier à sa langue maternelle, chacune de ses phrases en porte l'empreinte; le français qui en résulte n'est guère que de l'allemand démarqué. Sous un revêtement mal conditionné de disparates éléments français, on retrouvera toujours l'ossature allemande. Puis, le même barbarisme se répétant dix fois, cent fois dans le langage du même individu et dans celui de milliers de ses congénères disséminés sur tout le territoire romand, il en résulte nécessairement, par une sorte d'osmose linguistique, une contamination de l'idiome des indigènes eux-mêmes. Cette influence dissolvante ne porte ses fruits que petit à petit, au cours de plusieurs décades. Mais il est un facteur plus énergique de contamination; il réside dans les mariages mixtes, union d'un Suisse français à une femme d'origine allemande parlant un français défectueux. La mère étant la première éducatrice des enfants, et la langue l'objet de la première étude de ceux-ci, on peut se représenter facilement le gâchis linguistique, conséquence d'un état de choses si anormal.

Si maintenant, faisant appel à l'éloquence des chiffres, on considère le tableau suivant

Recensements:	1888		1900	
Cantons.	Allem.	Franç.	Allem.	Franç.
Berne (Jura)	20790	76048	18933	83290
Neuchâtel	22579	83762	17629	104551
Fribourg (sauf le district de la Singine).	19780	80774	20668	86686
Vaud	23873	218358	24372	243463
Genève	12317	89111	13343	109741
Valais (du district de Sierre en aval).	3804	68354	3362	74096

duquel il ressort que le 12 % de la population actuelle de la Suisse romande est de langue allemande, si l'on tient compte, en outre, de ce que quantité de Suisses allemands ont déjà été romanisés, on ne s'étonnera plus que d'une chose, c'est que les germanismes n'aient pas jeté de plus profondes racines dans le parler populaire de la Suisse romande.

Un conseil et un vœu en guise de conclusion! Que l'Allemand qui se rend en Suisse française dans le but d'y étudier la langue n'accepte pas l'hospitalité et n'adopte pas le parler du premier venu!

Puisse le Suisse romand se pénétrer davantage de l'importance du rôle qu'il est appelé à jouer dans l'enseignement du français, et qu'après la prouesse qu'il a accomplie en renonçant à ses patois pour adopter l'usage exclusif du français littéraire, il ne dise rien qui porte atteinte au parfum de simplicité, de bon goût et de distinction inhérent à celui-ci!

St. Gall, mai 1909.

Ph. Quinche.

Französische Lehnwörter in Westdeutschland.

In Westdeutschland haben sich auch in reindeutschen Bezirken von der Franzosenzeit her manche französische Ausdrücke in der Volkssprache erhalten, bisweilen unter interessanter Umformung. Ich habe mir u. a. folgende Wörter notiert in einem Dorfe zwischen Trier und Saarbrücken, am Fusse des Hochwaldes abseits vom grossen Verkehr:

puwai (französ. pavé) für Pflaster; *hott* (hotte) Tragkorb; *marotz* (marotte) eine Art hoher gesteifter Haube; *fohdell* (fauteuil) Lehnstuhl; *madrich* (madrier) Bohle; *potrell* (poutrelle) Balken, Träger; *budell* (bouteille) Flasche; *pell* (poule) Hühnchen; *bandelier* (bandoulière) quer über die Brust getragene Schärpe; *mähr* (maire) Bürgermeister; *kongkommer* (concombre) Gurke; *anduljen* (andouille) Kaldaunenwurst; *treipen* (tripes) Eingeweide; *brugunjer* (braconnier) Wilddieb; *alleh* (allez) vorwärts; *grommeln* (grommeler) murren; *alärt* (alerte) munter; *Schang* (Jean), *Shamppjen* (Jean-Pierre); *zehsi* (saisie) Beschlagnahme; *komeidi* (comédie) Theater; *baias* (paillasse) Hanswurst; *klutjen* (cloutier) Nagelschmied; *schariwari* (charivari) Katzenmusik; *ribbi* (rebut) Ausschuss, Auswurf; *wann* (van) Getreideschwinge; *maliss*, *malissjongen* (milice) die gestellungspflichtigen jungen Leute; *hissjen* (huissier) Gerichtsvollzieher; *reinglott* (reine-claude), gleichwie Zusammensetzung von Rhein und glott (= wählerisch); *fiss-sähl* (ficelle) Bindfaden, als Zusammensetzung von fiss und sähl (= Seil). Die letzten Wörter sind interessante Beispiele volksetymologischer Umbildung.

Losheim (Bz. Trier).

Wershoven.

Mitteilungen.

Die Kanonlisten der französischen und englischen Schullektüre.

Nachdem auf den letzten Neuphilologentagen wiederholt die Frage eines Kanons der französischen und englischen Schullektüre zur Verhandlung gestanden hat, und auch eine Einigung über gewisse Richtlinien in Breslau (10. Tagung) und in Köln (11. Tagung) erzielt worden ist, haben auch einige preussische Provinzial-Schulbehörden, dem älteren Vorgange Münchs (1897) folgend, sich mit dieser Frage beschäftigt. Die Kgl. Provinzial-Schulkollegien der Rheinprovinz und Schlesiens haben französische und englische Kanonlisten für ihre Provinzen aufgestellt. Da hierdurch wichtige Schritte auf der Bahn zur Lösung der Kanonfrage vorwärts getan worden sind, lohnt es sich wohl zu prüfen, auf welchen Stand damit diese Frage angelangt ist, und welche Bedeutung diese Provinzial-Kanonlisten etwa für eine künftige allgemeine Lösung des Problems haben können.

Ueber den Stand der Kanonfrage können wir uns vielleicht am leichtesten an der Hand der drei gewöhnlich aufgestellten Fragen orientieren, die u. a. von R. Ackermann in einem Aufsatz über *Neusprachliche Lektüre und Lektüre-Kanon* (1906) zusammengestellt worden sind: 1. Was darf nicht gelesen werden? 2. Was muss jeder Abiturient gelesen haben? 3. Was kann gelesen werden?

Von einer Beantwortung der ersten Frage in dem Sinne der Aufstellung eines Index, einer Liste verbotener Bücher, hat man wohl überall Abstand genommen und sich stets damit begnügt, durch die Aufstellung pädagogischer und methodischer Gesichtspunkte den allgemeinen Charakter des Auszuschliessenden unter Hinweis auf einzelne Beispiele festzustellen. Die Versuche, die mit der Feststellung eines Kanons gemacht worden sind, beschäftigen sich alle mit der dritten Frage: was gelesen werden kann.

Am weitherzigsten beantworten diese Frage die Kanonlisten, die von dem Kanonausschuss des Neuphilologenverbandes veröffentlicht werden, in die jedes Werk aufgenommen wird, das von mindestens drei darüber erstatteten Gutachten als brauchbar bezeichnet wird. Mit Unrecht macht man diesem Ausschuss den Vorwurf, dass er sich zu sehr in Kleinarbeit verliere und die grossen Gesichtspunkte der Kanonangelegenheit, die Auswahl des Besten oder gar des durchaus Notwendigen aus dem Auge lasse. Er kann und soll nur gewissermassen als erstes Sieb das völlig Unbrauchbare von dem Erträglichen sondern und den Fachgenossen eine möglichst reiche Auswahl des Brauchbaren bieten. Es ist daher sehr zu wünschen, dass immer noch mehr neusprachliche Lehrer sich nicht die Mühe verdrriessen lassen, ein kurzes Gutachten über Werke oder Ausgaben, die noch nicht in den Listen stehen, oder in deren Beurteilung sie von den vorliegenden Listen abweichen, an die Leiter des Ausschusses zu senden, an Herrn Prof. Tappert-Hannover für die französische Lektüre und an Herrn Prof. Kurt Reichel-Breslau für die englische Lektüre.

Die sonstigen Versuche, auf die gleiche Frage zu antworten, sind von den Unterrichtsbehörden ausgegangen. — Der Versuch des Breslauer Ausschusses von 1903/04 hat sein Augenmerk mehr auf die Anordnung und den Zusammenhang als auf die Auswahl der Lektüre gerichtet und daher an Beispielen Schemata aufgestellt, die die Lösung der dritten Frage vorbereiten, bei der er auch kurz erwähnt werden wird. Immerhin sollen die von ihm ausgewählten Werke für die französische Lektüre auch schon hier gelegentlich zum Vergleich herangezogen werden.

Von amtlichen Kanonlisten sind mir zurzeit nur drei bekannt:

1. der Münchsche Kanon für die Rheinprovinz, der im Jahrgang 1897 des *Zentralblattes der Unterrichtsverwaltung* veröffentlicht worden ist,

2. der Kanon für die Rheinprovinz, der für das Französische 1904, für das Englische 1906 veröffentlicht worden ist und jetzt schon einen Nachtrag erhalten hat,

3. der in diesem Jahre für Schlesien von dem Provinzial-Schulkollegium dieser Provinz festgesetzte.

Erwähnen möchte ich noch die von R. Ackermann a. a. O. gemachten Vorschläge für einen bayerischen Kanon, von dem ich nicht weiss, ob er zur Ausführung gelangt ist.

Zieht man noch den für den Kölner Neuphilologentag ausgearbeiteten Breslauer Kanon für französische Lektüre hinzu, so lassen sich aus den Uebereinstimmungen und Abweichungen der

vier Listen immerhin einige Schlüsse auf eine künftige einheitliche Lösung der Kanonfrage ziehen.

Die genannten preussischen Kanonlisten unterscheiden sich zunächst etwas durch ihren Umfang, ihre Reichhaltigkeit: Münch hat für das Französische 57 Werke, der Breslauer Kanon 61, der schlesische 70, der rheinische 74; der letztere ist dann noch durch einen Nachtrag um 28 Werke vermehrt worden, so dass er jetzt 102 Werke enthält. Münch hat für das Englische 40 Werke, der schlesische 64, der rheinische 94; der letztere ist noch durch einen Nachtrag von 25 Werken auf 119 gebracht worden. Alle diese Listen enthalten nicht nur Originalwerke, sondern neben Auszügen und Sammlungen aus den Werken einzelner Dichter und Schriftsteller auch sogenannte Sammelbändchen, in denen aus den Werken verschiedener Schriftsteller Biographien, Novellen, Geschichtliches oder Geographisches durch einen Herausgeber vereinigt worden sind; bei Münch und in dem Breslauer Kanon erscheinen diese nur einzeln. In dem Bericht über den letzteren heisst es; „Sie werden nur als Aushilfe genannt, sollen aber nicht als dauernder Bestand des Kanons gelten.“ In der schlesischen und besonders in der rheinischen Liste erscheinen sie in ziemlich grosser Anzahl, ich glaube, nicht zum Vorteil der Kanonsache; sie durchbrechen das Prinzip der Schriftstellerlektüre und eröffnen der Unternehmungslust von Herausgebern und Verlegern ein unbegrenztes Feld der Tätigkeit. Für die Mittelstufe mag eine Sammlung von Biographien und leichteren Erzählungen ihre Berechtigung haben. Im übrigen würden solche Sammelbände am besten durch ein gutes französisches und englisches Lesebuch ersetzt, das die wünschenswerten Darstellungen aus der Geschichte und Erdkunde des betreffenden Landes nebst literarischen Biographien und Proben enthielte. Aus den amtlichen Listen würde ich sie am liebsten gestrichen sehen, da bei der grossen Fülle und fortwährenden Erneuerung dieser Sammlungen die Auswahl doch vom Zufall abhängt und bei der grossen Zahl gleichwertiger Sammlungen hier der Geschmack des einzelnen am ehesten Berücksichtigung verlangen kann. Dass Vorsicht und Prüfung gerade hier sehr geboten sind, versteht sich von selbst. Die Einführung von Lesebüchern würde Behörden und Lehrern am besten helfen.

Was die Auswahl von Originalwerken angeht, so zeigt sich neben mannigfaltigen Abweichungen doch in einer nicht geringen Anzahl von Werken eine allseitige Uebereinstimmung. In den französischen Listen werden nicht weniger als 26 Werke von allen vieren vorgeschlagen: als Historiker: Duruy mit *Siècle de Louis XIV.*, Lanfrey, Mignet mit *Histoire de la Révolution*, Ségur, Thiers, Michaud, Taine besonders mit den Abschnitten über *Napoléon I.*,

Guizot mit *Histoire de la Civilisation*. Von memoirenartigen Werken: D'Hérisson, *Journal* und Sarcey, *Siège de Paris*; von Erzählern Coppée und Daudet mit einer Auswahl von Erzählungen, denen man wohl auch noch Theuriet, obschon er ausdrücklich nur in der Breslauer Liste genannt wird, hinzugesellen darf, da seine Erzählungen in den zugelassenen Sammelbändchen enthalten sind. Ferner Erckmann-Chatrian mit *Conscrit* und *Waterloo*, Souvestre mit *Au Coin du feu* und für die Anfangslektüre Bruno, *Tour de la France*. Von dramatischen, insbesondere klassischen Werken empfehlen alle vier Listen: von Corneille *Le Cid*, *Horace*, von Racine *Britannicus* und *Athalie*, von Molière *L'Avare*, *Le Bourgeois-Gentilhomme*, *Le Misanthrope* und *Les Femmes savantes*, von Sandeau *Mademoiselle de la Seiglière* und von Scribe, *Bataille de Dames*. Beachtenswert ist, dass noch vierzehn weitere Werke von drei Kanonlisten, also doch mit Majorität empfohlen werden: Barrau, *Révolution*, Duruy, *Louis XVI.*, Montesquieu, *Considérations*, Dhombres et Monod, *Biographies*, Guizot, *Washington*, Mignet, *Franklin*, Halévy, *L'Invasion*, Zola, *Sedan* (aus *la Débâcle*), Daudet, *Petit Chose*, Mérimée, *Colomba*, und von Dramen Corneille, *Cinna*, Girardin, *La Joie fait peur*, Scribe, *Verre d'eau*, Augier, *Le Gendre de M. Poirier*. 16 Werke werden von zwei Listen vorgeschlagen, darunter sind vielleicht von besonderem Interesse die neun, die von den beiden neuesten amtlichen Listen gemeinsam vorgeschlagen werden. Es sind Lavis et Rambaud, *L'Allemagne napoléonienne* und *L'Allemagne antinapoléonienne*, Lamé-Fleury, *Histoire de France*, Rambaud, *Histoire de la Civilisation*, Bd. I, Fernay, *Riquet et le Canal du Midi*, Feuillet, *Roman d'un jeune homme pauvre*, Loti, *Pêcheurs d'Islande*, Maigne, *Lectures sur les principales inventions*, Chalamet, *A travers la France*.

In den englischen Listen werden von 87 Werken, a) 21 von allen drei, b) 25 von zwei Listen, im ganzen also 48 Werke mit einer Majorität vorgeschlagen. Es sind dies: a) Chambers, *English History*; Green, *History*; Macaulay, *History*, Warren Hastings *Lord Clive*; Scott, *Tales of a Grandfather*; Irving, *Sketch Book*; Dickens, *A Christmas Carol*, *The Cricket on the Hearth*; Marryat, *Settlers in Canada*, *The Children of the New Forest*, *The three Cutters*; Scott, *Ivanhoe*, *Kenilworth*; Shakespeare, *Coriolanus*, *Julius Cæsar*, *Richard II*, *Merchant of Venice*, *Macbeth*; Byron, Auswahl, darunter *Childe Harold*; Scott, *The Lady of the Lake*. b) Freeman, *Norman Conquest*; Irving, *Columbus*; McCarthy *Crimean War*; Gardiner, *England in Former Times* *Biographies*; Creighton, *Social History of England*; Seeley, *The Expansion of England*; Kirkman, *Growth of Greater Britain*;

Fyfe, *History of Commerce, The World's Progress*; Smiles, *Self-Help*; George Stephenson, *Heroes*; Franklin, *Autobiography*; Goadby, *The England of Shakespeare*; Nelson Fraser, *England*; Burnett, *The Little Lord Fauntleroy*; Dickens, *Sketches*; *David Copperfield*; Henty, *When London burned*; Jerome, *Three Men in a Boat*; Scott, *Waverley*; Irving, *Alhambra*; Mason, *The Counties of England*; Smith, *A Trip to England*; Besant, *London past and present*.

Eine besondere Tendenz tritt in den Listen kaum hervor, zumal wenn man etwa den Münchschen Kanon als den ältesten nach den Angaben in der zweiten Auflage seiner *Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts* vervollständigen würde; doch erscheint im ganzen Münchs Auswahl als die strengste, die rheinische, namentlich unter Zuziehung der Nachträge, als die reichhaltigste und weitherzigste, das gilt besonders leider auch in Bezug auf die Sammelbändchen. Die Breslauer Liste steht der Münchschen, die schlesische der rheinischen näher. Doch scheinen die leitenden Gesichtspunkte überall dieselben gewesen zu sein.

Die Frage, was muss jeder Abiturient gelesen haben, hat zwar eine endgültige Antwort noch nicht gefunden: doch ist sie auch nicht als unbeantwortbar ad acta gelegt worden, sondern es scheint sich vielmehr eine Lösung durch Näherung zu vollziehen. Als ein dringendes Bedürfnis wurde die Beantwortung der Frage vom Oberrealschuldirektor Wehrmann-Bochum in seinem Vortrage auf der Versammlung preussischer Oberrealschuldirektoren im vorigen Herbst in Berlin bezeichnet. Er sagt u. a.: „Unbeschadet der Freiheit der Lehrer und Schulen drängt die ganze Entwicklung unseres Unterrichts dahin, dass hier (in der Lektüre der Oberstufe) auch eine gewisse Einheit erzielt wird. Wenn man an eine moderne geistige Bildung glaubt, so wird dieser Glaube uns veranlassen, in den neueren Sprachen auch ein Gemeinsames zu suchen, wie das in allen anderen Unterrichtsfächern geschehen ist. Wie jeder Abiturient des Gymnasiums seinen Homer, seinen Horaz, seinen Tacitus kennt, so sollte jeder Abiturient einer Oberrealschule oder eines Realgymnasiums seinen Shakespeare und Molière, seinen Macaulay und Mignet, seinen Daudet und Dickens, seinen Byron und Béranger kennen.“ „Wenn vielleicht für jede der Oberstufen zwei Schriftsteller festgelegt würden, so wäre schon eine gewisse Einheit erzielt, und die Lehrer hätten dann für die übrige Literatur freie Hand nach ihren eigenen Studien.“ „Kein Lehrer wird sich gebunden fühlen, wenn nur einzelne Werke von gewissen Schriftstellern festgelegt würden, ebensowenig wie sich jetzt der Lehrer des Deutschen und der alten Sprachen gebunden fühlt.

Wir Neuphilologen haben ja eine Kanonkommission für die Auswahl der Lektüre der neueren Sprachen; diese Kommission hat sich aber in Kleinarbeit verloren. Sie hätte einige wenige Werke bestimmen sollen, die gelesen werden müssen, und andere in grösserer Auswahl, die gelesen werden können. Am besten wäre es, wenn jetzt ein Mann jene Werke festlegte und man sich dann auf eine Reihe von Jahren für dieselben freiwillig verpflichtete.“ Ein solcher Mann ist nun zwar noch nicht aufgestanden; und eine Einigung durch Majoritätsbeschluss wäre auch schwer herbeizuführen; oder sie scheint sich, wie schon angedeutet, ganz von selbst einzustellen; denn wenn man nach den Uebereinstimmungen der Kanonlisten wie nach den Thesen des Breslauer Ausschusses urteilen darf, die 1902 in Breslau und 1904 in Köln ohne Widerspruch auf den Neuphilologentagen angenommen worden sind, kann man für das Französische wohl annehmen, dass jeder Schüler, der an einem Realgymnasium oder einer Oberrealschule seine Reifeprüfung besteht, ein klassisches Drama Corneilles oder Racines, ein Lustspiel Molières, ein modernes Lustspiel von Sandeau oder Scribe, einen modernen Erzähler wie Daudet, Coppée o. a. und einige bedeutende Historiker wie Thiers, Michaud, Mignet, Lanfrey, Taine oder Guizot kennen gelernt hat. Darauf weist auch eine Stelle der Verfügung des schlesischen Provinzial-Schulkollegiums vom 16. Februar 1909 hin, wo eine planmässige Verteilung der Lektüre gefordert und die Lektüre der Dramen auf je eins der verschiedenen Arten eingeschränkt wird. Damit diese Forderung, die man wohl entsprechend den obenerwähnten Beschlüssen zweier Neuphilologentage als eine allgemeine der gesamten Philologenschaft ansehen kann, zur Durchführung gelangt, ist aber die Aufstellung fester Lektürepläne an den einzelnen Anstalten erforderlich. In der Rheinprovinz werden schon jetzt durch das Provinzial-Schulkollegium die Lektürevorschläge stets für drei aufeinanderfolgende Jahre auf einmal verlangt, für III b, II b und für II a bis Ia. So wird eine planmässige Verteilung wenigstens für jede Generation der Mittel- und Oberstufe gesichert. Der Breslauer Ausschuss hat damals vierjährige Listen aufgestellt, um so eine Verbindung zwischen Mittel- und Oberstufe herzustellen. Solche für drei bis vier Jahre oder noch für längere Zeiträume aufgestellte Vorschläge im voraus der Behörde zur Genehmigung einzureichen und sie dadurch unabänderlich zu machen, hat etwas Missliches angesichts der in einem so langen Zeitraum möglichen Aenderungen im Lehrerkollegium wie in der Auswahl der vorhandenen Werke. Als einen praktischen Weg zur Lösung habe ich die Aufstellung einer Uebersicht der fremdsprachlichen Lektüre gefunden, wie ich sie für die Oberreal-

schule seit 1903 mache und die es ermöglicht, in jedem Augenblicke zu übersehen, was die einzelnen Generationen gelesen haben. Wenn dann bei den Vorschlägen für das nächste Schuljahr die schon dem Schüler dargebotene Lektüre berücksichtigt und unter Beachtung der obenerwähnten Forderungen, die sich im wesentlichen mit denen des Breslauer Ausschusses decken, weiter gebaut wird, so ist eine planmässige Verteilung gesichert.

Wenn die neusprachlichen Lehrer der Auswahl der Lektüre selbst stets das grösste Interesse entgegenbringen, an die Werke, die sie vorschlagen, selbst den höchsten Massstab anlegen, dann wird ganz von selbst jener von Direktor Wehrmann gewünschte Kanon sich einstellen. Die Zentralbehörde braucht dann nur die reife und allen mündende Frucht zu pflücken und den Lehrern auf dem Präsentierteller der Verfügung darzubieten. Darin liegt auch der beste Schutz dagegen, dass die Kanonfrage allein von den Provinzial-Schulkollegien bearbeitet und so im Sinne von Provinzial-Kanonlisten gelöst wird, nach denen in der äussersten Schule einer Provinz etwas verboten ist zu lesen, was in den nahen Schulen der anderen Provinz erlaubt ist.

Jedenfalls wäre es sehr wünschenswert, dass die Kanonlisten der einzelnen Provinzen im Zentralblatt der Unterrichtsverwaltung veröffentlicht würden, wie dies ja auch seinerzeit mit der Münchsen Liste geschehen ist.

Breslau.

F. Unruh.

Bericht über die Sitzung der neuphilologischen Gruppe des Rheinischen Philologenvereins in Düsseldorf.

Am 3. Juli d. J. hatte in der Aula der Luisenschule zu Düsseldorf die neuphilologische Gruppe des Rheinischen Philologenvereins ihre diesjährige Sitzung abgehalten, in Verbindung mit den übrigen Veranstaltungen des dritten rheinischen Philologentages.

Die wieder sehr gut besuchte Versammlung wurde um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr von dem Vorsitzenden, Direktor Meese (Essen-Rüttenscheid), eröffnet mit *geschäftlichen Mitteilungen*. Die Nachricht von der (im nächsten Jahre) bevorstehenden Einrichtung eines neuphilologischen Ferienkurses in Bonn unter Leitung von Prof. Dr. Schneegans wurde mit ungeteiltem Beifall aufgenommen.

Dann erhielt das Wort Prof. Dr. Bohnhardt¹⁾ (Düsseldorf) zu seinem Vortrage über: *Napoleon I. in der französischen Ge-*

¹⁾ Herrn Prof. Dr. Bohnhardt wie Herrn Dir. van Haag möchte ich auch an dieser Stelle nochmals meinen Dank aussprechen für ihre freundliche Unterstützung durch Uebermittlung der genauen Literaturangaben bzw. Thesen.

schichtslektüre unserer höheren Schulen unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes der wissenschaftlichen Napoleonkritik in Deutschland und Frankreich. Er betonte die Notwendigkeit, bei der Auswahl des geschichtlichen Lesestoffes von bestimmten Gesichtspunkten auszugehen, wenn auch das innere Band zwischen den einzelnen Schriftstellern erst in Prima gegeben werden könne. Eine solche Unterrichtseinheit könne auch die Persönlichkeit Napoleons I. sein (vgl. Hemme, *Direktorenkonferenz der Provinz Hannover 1882*). Von Schriftstellern, die diesen Stoff behandelten, seien Thiers, Lanfrey und Taine neben anderen besonders als Schulschriftsteller beliebt geworden. In der eben angegebenen Reihenfolge (für Lanfrey könne auch eins der weiter unten genannten Weidmann-Bändchen eintreten) gelesen, seien auch alle drei wichtig. Es komme vor allem nicht so sehr darauf an, den Schüler mit Einzelheiten bekannt zu machen, als vielmehr mit der Stimmung, aus der heraus das gelesene Werk geschrieben sei. Von diesem Standpunkt aus sei Thiers sehr zu empfehlen als ein Vertreter der guten Seite des modernen Franzosentums. Zwar seien seine Methode und deren Ergebnisse stark angefochten worden. Und zum Teil mit Recht. Doch müsse man auch nicht zu weit gehen. Einen „Phantasten“ dürfe man ihn jedenfalls nicht mehr nennen. Vieles, das anfangs angezweifelt worden sei, habe sich mittlerweile als richtig herausgestellt (vgl. Roloff, *Die Kolonialpolitik Napoleons*, München und Leipzig, Oldenburgs Verlag, 1899). So sei z. B. Napoleons Versuch einer Landung in England nicht als Utopie anzusehen; die Niederlage bei Trafalgar sei nicht seine Schuld, sondern die der kurzsichtigen französischen Politik des 18. Jahrhunderts, usw. Und Roloffs Feststellungen würden von anderer Seite bestätigt und ergänzt (vgl. P. Gafforel, *Campagnes du Consulat et de l'Empire*, 4. Aufl. — Ders., in der *Revue de géographie*, 1908. — Désiré Delacroix, *Bonaparte en Egypte*, Paris, Garnier Frères. — F. Nicolay, *Napoléon Ier au Camp de Boulogne*, Paris 1907. — Ch. Auriol, *La France, l'Angleterre et Naples de 1803—6*. — Rodocanachi, *Bonaparte et les Iles ioniennes* etc.). Aber freilich habe die von Thiers mit einem historischen Anstrich versehene napoleonische Legende ihren Glanz verloren seit Lanfreys gegensätzlichem Auftreten. Nur sei wiederum Lanfrey auch nicht immer glücklich. Wenngleich der Vorwurf, Lanfrey sei in der Kritik nicht genügend beschlagen, unberechtigt sei, so sei doch der Hass gegen den Imperator wie die Stärke, so auch die Schwäche seines Werkes. Dazu sei Lanfrey bisweilen stark von Thiers abhängig, so vorzugsweise im 5. Bande seiner *Histoire*; ja gelegentlich, wie bei der Schilderung von Napoleons Charakter, schreibe er geradezu ab. Auch von Oberflächlich-

keit sei er nicht immer frei: Die Tilsiter Zusammenkunft sei z. B. unrichtig dargestellt. Dem ständen aber unleugbare Vorzüge und Glanzpunkte gegenüber, wie beispielsweise die Darstellung der napoleonischen Politik im dritten und vierten Buche. Wolle man Lanfrey recht verstehen, so müsse man eben von seiner Lebensauffassung ausgehen. Er stehe Napoleon so feindlich gegenüber als dem Unterdrücker der politischen Freiheit. So sei es auch erklärlich, dass ihn trotz alles Strebens, nur das Wahre oder doch das von ihm als wahr Erkannte darzustellen, der Hass gegen den Tyrannen oft fortgerissen habe. Und denselben Fehler begingen natürlich diejenigen deutschen Forscher, die ihm blindlings folgten. Napoleon sei indessen keine blosse Eroberungsbestie. In neuerer Zeit habe man denn auch andere Anschauungen geäußert. So stelle ihn Lenz in seiner bei Velhagen & Klasing erschienenen Monographie dar als Sisyphus in nutzlosem Kampfe gegen sein Schicksal. Auch die Arbeiten Golthers, Holzhausens und Fourniers seien zu empfehlen. Ein solcher Umschwung werde begünstigt durch die Fortschritte, welche die Napoleonforschung seit 1875 gemacht habe, besonders seit es Tatistdeff gelungen sei, den Briefwechsel mit Alexander I. von Russland zu finden, aus dem z. B. hervorgehe, dass die Tilsiter Zusammenkunft gegen England gerichtet gewesen sei (vgl. Sergius Tatistdeff, *Alexandre Ier et Napoléon Ier d'après leur correspondance inédite*, 1801--1812, Paris, Didier 1891. — A. Vandals, *Napoléon et Alexandre Ier. L'Alliance russe sous le premier empire. De Tilsit à Erfurt*, Paris, Plon 1893). Diese neuesten Ergebnisse seien in der *Histoire générale* von Lavisse und Rambaud (Paris, A. Colin & Co.) verwertet, und Dr. Haas habe sich daher ein Verdienst damit erworben, dass er Auszüge aus diesem hervorragenden Werke in zwei Weidmann-Bändchen (48, *L'Allemagne napoléonienne* und 54, *L'Allemagne antinapoléonienne*) der Schullektüre zugänglich gemacht habe. — Aehnliche Wandlungen träten auch zutage in der Napoleon-Dichtung, die zweckmässig im Anschluss an die Geschichtsschreiber behandelt werden könne. Eine besondere Gedichtsammlung sei dazu nicht nötig, die von Gropp und Hausknecht oder eine ähnliche genüge vollkommen. Besonders einzugehen wäre dabei wohl auf V. Hugos Verhalten, das nicht charakterlos, sondern durch die Zeitumstände zu erklären sei. Natürlich empfehle es sich, auch die Malerei heranzuziehen; das Material sei leicht beschaffbar, z. B. Armand Dayot, *Napoleon I. in Wort und Bild*, hrsg. von O. Marschall von Bieberstein (Leipzig, Schmidt & Günther) oder J. T. Herbert Bayly, *Napoleon, Illustrated with prints from contemporary and other portraits* (London 1908, *The Connoisseur Magazine*), oder das schon oben erwähnte

Lenzsche Werk. — Schliesslich ging Vortragender ein auf Taines Stellung in dieser Frage. Er sei stark angegriffen worden (vgl. den Aufsatz über Nordau von S. Saenger in der *Zukunft*, 1909, Heft 27, *Der Kampf um Taine*). Zweifelsohne sei er aber bisher unerreicht in der Darstellung der Revolutionspsychologie, der Volksstimmungen usw. Seine Schwäche bilde die von ihm angewandte naturwissenschaftliche Methode. Dazu sei die heutige Psychologie noch nicht weit genug und auch Taines eigene mathematische Begabung reiche nicht aus. Darum sei auch z. B. die Darstellung von Napoleons Charakter nicht einwandfrei. Schon bei Rousseau finde sich das seltsame Gemisch von Phantasie und Logik, wie Napoleon überhaupt zeitlebens ein Mensch des 18. Jahrhunderts geblieben sei (vgl. Chuquet, *La Jeunesse de Napoléon I^{er}* 3 vols., Paris 1897/99). Auch wäre Napoleon wohl Herr seiner Leidenschaften gewesen, aber nicht ohne solche. Doch teile Taine diesen Fehler der Ueberspannung einer noch unzulänglichen Methode mit Bourget, Zola, Renan u. a. Und er habe das wohl selbst herausgefühlt z. B. im Vorworte zum fünften Bande seines Hauptwerkes. Jedenfalls sei heute, was einem besonders bei der Lektüre von Duruy auffallen könne, ein gewisser Rückschlag zu bemerken: auf den Trümmern der napoleon-kritischen Zeit errichte bereits eine neue Napoleonbegeisterung ihren Thron.

Der von grosser Belesenheit zeugende Vortrag wurde beifällig aufgenommen.

Hierauf sprach Herr Direktor van Haag (Aachen) über: *Die schriftlichen Aufgaben der Reifeprüfung in den neucuren Sprachen*. Ausgehend von der Ueberzeugung, dass die Bestimmungen der letzten Prüfungsordnung, die trotz meisterhafter Abfassung doch die Uebergangszeit verrieten, in dieser Hinsicht einer Durchsicht und Neuordnung bedürften, stellte der Vortragende folgende Thesen auf:

1. Den einzelnen Anstalten ist Freiheit zu lassen zwischen einer freien Arbeit, einer Uebersetzung aus der Fremdsprache und in diese.
2. Die freien Arbeiten haben den Zweck, den Prüflingen Gelegenheit zu geben, sich über ein sachlich geläufiges Thema oder einen für diesen Zweck dargebotenen Stoff einigermaßen idiomatisch zu verbreiten. Sie haben nicht den Zweck, sachliche Kenntnisse nachzuweisen.
3. Für alle Arten der schriftlichen Arbeiten genügt eine dreistündige Arbeitszeit.
4. Der Gebrauch eines Wörterbuches ist auszuschalten.

Einer Erörterung der vielumstrittenen Methodenfrage — die ja bei dieser Gelegenheit naturgemäss gestreift werden musste — brach Dir. van Haag sehr geschickt von vornherein die Spitze ab durch die Bemerkung, dass für ihn nur eine solche Methode in Betracht komme, „die des Geistes Fackel anzünde“, und dass er vom sogenannten „spielenden Lernen“ nichts halte. Dann ging er ein auf die Erörterung der bisherigen Bestimmungen, die für das Realgymnasium eine französische oder englische Arbeit — und zwar Aufsatz oder Hinübersetzung — verlangten, für die Oberrealschule eine französische und englische Arbeit — unter Freistellung, in welcher der beiden Sprachen der Aufsatz und in welcher anderen dementsprechend die Hinübersetzung anzufertigen sei; das humanistische Gymnasium käme hierbei nicht in Frage. Wie habe man nun in der Praxis von dieser Freiheit Gebrauch gemacht? Im Rheinland in der Weise, dass man sich an fast sämtlichen Realgymnasien bis auf drei für die Anfertigung eines französischen Aufsatzes, an den Oberrealschulen fast durchweg für den Aufsatz im Französischen und die Hinübersetzung im Englischen entschieden habe. Vortragender suchte diese einseitige Wahl dadurch zu erklären, dass sich der Aufsatz im Französischen als das Zweckmässigere herausgestellt habe. Mittlerweile seien schon Abänderungsvorschläge gemacht worden. So z. B. von Dir. Müller (Schöneberg) in einem Aufsatz: *Der Betrieb der beiden Fremdsprachen auf den Oberrealschulen* (Monatschrift VII 156). Müller trete — was an sich gar nicht zu verwerfen sei — dafür ein, an der Oberrealschule den französischen Aufsatz durch eine Hinübersetzung und die englische Hinübersetzung durch einen Aufsatz zu ersetzen, weil im Französischen besser als im Englischen die grammatische Schulung zu erreichen, daher auch anzustreben sei, was natürlich eine dementsprechende Zielleistung erheische. Diese Begründung sei aber trotz aller den Mathematiker verratenden Logik verfehlt. Auch im Englischen müssten sichere grammatische Kenntnisse verlangt, auch im Englischen könnten solche erreicht werden, besonders bei einer zweckdienlichen Grammatik, an der es bisher eigentlich gefehlt habe. Darum brauche also keine veränderte Lehrweise in einer der beiden Sprachen einzutreten. In beiden sei vielmehr eine gründliche grammatische Schulung zu erstreben, wofern wir nicht auf die Gründlichkeit des Unterrichts überhaupt verzichten wollten. Es sei also wohl richtiger, die Art der Arbeit wie bisher anheimzustellen, da sie natürlich der Art des Lehrgangs entsprechen müsse und dieser eben verschieden sei. Dann wandte sich der Vortragende der Erörterung der Möglichkeiten im einzelnen zu. In erster Linie käme in Betracht die sogenannte freie Arbeit, d. h. Wiedergabe von

Gehörtem oder Gelesenem, wobei sich der Schüler recht gut über seine Kenntnisse ausweisen könne. Dann die Hin-Uebersetzung (in die Fremdsprache). Diese sei besonders gut als Mittel zur Befestigung grammatischer Kenntnisse. Als Zielleistung weniger, höchstens da, wo der Schüler nicht von Anfang an an die Anfertigung freier Arbeiten gewöhnt sei. Empfehlenswert sei auch eine freie Uebersetzung der Art, dass der Prüfling den Inhalt von etwas deutsch Vorgelesenem in der fremden Sprache auszudrücken habe. Schliesslich sei aber auch die Her-Uebersetzung (aus der Fremdsprache) nicht von der Hand zu weisen. Der Einwand, dass diese Art Arbeit zu leicht sei, sei nicht stichhaltig. Es gehöre zu einer guten Her-Uebersetzung ein gehöriges Mass von Können; auch bedeute sie eine nicht zu unterschätzende Schulung im deutschen Ausdruck; sie könne also z. B. an der Oberrealschule ganz gut in Betracht kommen. Nicht beitreten könne er dagegen Uhlemeyr, der auf dem letzten Neuphilologentage Diktat und Her-Uebersetzung als alleinige und allgemeine Prüfungsleistung verlangt habe. Am besten sei es nach seiner Ansicht, dass — dort, wo überhaupt tunlich — wenigstens in einer der beiden Fremdsprachen eine freie Arbeit gefordert werde. Man habe sich zwar gegen diese Art Arbeit ausgesprochen. Der Widerspruch sei aber nicht gerechtfertigt, wenn solche Arbeiten sich in vernünftigen Grenzen hielten: man müsse eben das Ziel nicht zu hoch stecken, und Nachweis von Sachkenntnissen dürfe man vor allem nicht verlangen. Der Gegenstand der Aufgabe müsse bekannt sein. Ginge man von diesem Gesichtspunkte aus, so würden die sprachlichen Leistungen sogar gehoben werden, und es würde Zeit gewonnen, die der Schriftstellerlektüre zugute käme. Eine weitere Entlastung des Unterrichts könne — zumal in Anbetracht der entsprechenden Verhältnisse am humanistischen Gymnasium — eintreten, wenn die Zahl der Arbeiten verringert werde. Schliesslich ging Dir. van Haag noch auf den Gebrauch des Wörterbuchs bei der Prüfungsarbeit ein. Dieses sei — wenigstens bei der Anfertigung eines Aufsatzes — zwar bisher gestattet gewesen. Er empfehle aber ein Verbot dieses Brauches. Das würde nicht etwa eine Erschwerung, sondern vielmehr eine Erleichterung der Aufgabe bedeuten. Der ohne Wörterbuch angefertigte Aufsatz werde ein viel besseres Bild von dem eigenen Können des Schülers geben. Das Wörterbuch sei für den Prüfling nur ein Hindernis, für den Prüfenden eine Verdunklung.

Bei der recht lebhaften Erörterung, die sich an diese unter grossem Beifall aufgenommenen klaren Auseinandersetzungen anschloss, ergriff zunächst das Wort Herr Geheimrat Direktor Steinbart (Duisburg). Er gab seiner Freude über die Forderungen des

Vorredners Ausdruck und bemerkte, dass ganz Aehnliches auch bei den Berliner Beratungen über den Entwurf einer Prüfungsordnung für die Mädchengymnasien beschlossen worden sei, was er im einzelnen durch Mitteilungen aus diesen bisher noch nicht veröffentlichten Verhandlungen bewies. Dann ging Redner auf die verschiedenen Vorschläge ein, um vor allem in seiner drastischen Weise den schon arg mitgenommenen „Aufsatz“ vollends zu töten. War dieser schon in van Haags Vorschlägen auf einen Schatten seiner einstigen stolzen Grösse zusammengeschrunpft, so wurde er jetzt von Steinbart erbarmungslos zusammengehauen. Einen Aufsatz über ein beliebiges Thema anzufertigen, das sei auch für uns zu schwer. Und beschränke man sich auf das geschichtliche Gebiet, so läge die Sache wie beim ehemaligen lateinischen Aufsatz und Napoleon I. oder III. könne dann immer abwechselnd bearbeitet werden. Dazu koste die Vorbereitung viel zu viel Zeit, und das Ergebnis sei obendrein noch unsicher; denn man solle sich nicht verhehlen, dass der Schüler „im Eifer des Gefechts“ die grössten grammatischen Fehler mache. Er sei vielmehr für eine Uebersetzung aus dem Deutschen in die Fremdsprache, die übrigens trotz der Meinung des Vorredners immer mehr Freunde gewönne;¹⁾ natürlich könne sie unter Umständen auch durch eine leichte Nacherzählung ersetzt werden. Immerhin bliebe die Hinübersetzung ein sehr guter Massstab. „Doch mag man sich“ — so schloss G.-R. Steinbart — „so oder so entscheiden, der Aufsatz, der alte Aufsatz muss fallen!“ Das hiess der Versammlung, die freudig dankend quittierte, aus der Seele gesprochen. — Als Gegner übertriebener Anforderungen bezüglich des Aufsatzes, aber als warmer Freund der freien Arbeiten trat nun Geh. Reg.- und Prov.-Schulrat Dr. Buschmann (Altphilologe) für diese ein. Sie seien gar nicht zu entbehren, ja der Uebersetzung vorzuziehen. Denn mit der Vorbereitung zur Uebersetzung verhalte es sich nicht anders als mit der zum Aufsatz. Es würden, wenn auch natürlich grösstenteils ohne Absicht, zu viele Hilfen dazu gegeben. Bei den freien Arbeiten lasse sich dagegen weit besser ermitteln, was der Schüler wirklich könne. Gar nicht befürworten könne er die Uebersetzung aus der fremden Sprache in die deutsche (Her-Uebersetzung); sie sei nicht nur nicht zu leicht, sondern sogar zu schwer: eine Uebersetzung aus Taine²⁾ traue auch er sich nicht zu.

¹⁾ Nach meiner Ansicht ist die Erklärung der Tatsache, dass im Rheulande der französische Aufsatz die oben geschilderte Rolle spielt, nicht zuletzt darin zu suchen, dass — wovon ich mich persönlich überzeugt habe — viele der hier unterrichtenden Herren bisher meinten, er wäre verbindlich! „Es war immer so“.

²⁾ Die hatte übrigens niemand verlangt!

Indessen müsse jede Schule wissen, was sie verlangen könne. Er werde jedenfalls stets für Freiheit auf diesem Gebiete eintreten. — Gegen den Vorwurf der übermässigen Vorbereitung bei der Hinübersetzung — den bezüglich des Aufsatzes ein Oberrealschuldirektor durch ein Beispiel aus seiner Praxis erläuterte — sprach nochmals Geh. Reg.-Rat Dir. Steinbart. Sei so etwas vorgekommen, so treffe die Schuld den Lehrer, aber nicht die Sache. Jedenfalls sei solche das Unerlaubte streifende Unterstützung noch eher möglich bei den freien Arbeiten. — Geheimrat Dr. Buschmann blieb aber bei seiner Behauptung und bezeichnete als die wahrscheinliche Ursache dieser Erscheinung das Streben nach Erzielung zu guter Leistungen. — Für den Aufsatz sprach hierauf noch Oberlehrer Dr. Buscherbruck (Bonn). Er sei für den Schüler leichter als eine Uebersetzung, aber er dürfe natürlich nicht nach Art des deutschen Aufsatzes verlangt werden. — Dann wurde in Anbetracht der vorgerückten Zeit die Debatte geschlossen, worauf der Vorsitzende erklärte, er dürfe wohl die van Haagschen Thesen als en bloc angenommen betrachten.

Als letzter Punkt stand auf der Tagesordnung ein Vortrag von Oberlehrer Riedel (Gummersbach) über *Die Spezialwörterbücher im neusprachlichen Lektüreunterricht*. So interessant diese Erörterungen gewesen wären, so beifällig wurde die Mitteilung aufgenommen, dass der Vortragende durch eine militärische Uebung am Erscheinen verhindert sei. Denn es war fast 2 Uhr geworden, und „Hunger quält“ und Durst tat weh“.

Elberfeld.

M. Weyrauch.

Nachtrag.

Herr Direktor van Haag schreibt mir, ich möchte der ersten der von ihm übersandten Thesen folgenden Wortlaut geben:

„Den einzelnen Anstalten ist Freiheit zu lassen in der Wahl zwischen einer freien Arbeit und einer Uebersetzung ins Deutsche. Doch muss wenigstens in einer Sprache eine freie Arbeit gefordert werden.“ Die Uebersetzung aus dem Deutschen solle „nur als Ausnahme in einem besonders bezeichneten Falle gelten“.

Diesem Ersuchen komme ich hiermit nach, muss aber noch folgendes dazu bemerken:

Der von dem Vortragenden in seinen Ausführungen eingehend dargelegte grundsätzliche Standpunkt war der der völligen Freistellung der Arbeitsart, so dass denn auch die neueste Verfügung des Coblenzer Provinzial-Schulkollegiums (vom 12. Juli) feststellen kann: „Die neuphilologische Gruppe des 3. rhein. Philologentages

ist für Gewährung grösserer Freiheit für die bei der Reifeprüfung in den neueren Sprachen zu stellenden schriftlichen Arbeiten eingetreten.“ Gerade dieser Standpunkt war ja auch der Versammlung so sympathisch. Die These in obiger Form schliesst aber die Hinübersetzung an sich aus, während es im Vortrag selbst hiess, sie sei als Prüfungsmittel an solchen Anstalten empfehlenswert, wo die Schüler an freie Arbeiten nicht gewöhnt seien (!). Solche Anstalten bilden aber doch durchaus keine „Ausnahme“.

Und schliesslich ist noch eins nicht nebensächlich: nach meinen Notizen sowohl, wie nach der von mir herangezogenen Nachschrift eines andern Teilnehmers hatte die zur Debatte gestellte These nicht die zweite, sondern die erste Fassung.

Die Sache würde belanglos sein, wenn der Vorsitzende nicht in aller Eile eine en-bloc-Abstimmung vorgenommen hätte. M. E. dürfte über Thesen nur dann abgestimmt werden, wenn sie gedruckt vorliegen und sie den Mitgliedern rechtzeitig zugegangen sind, d. h. nicht nur unmittelbar vor Beginn der Sitzung — dann wäre den am Erscheinen Verhinderten die Stellungnahme abgeschnitten und für die Erschienenen die Zeit zu einer wirklichen Orientierung zu knapp — sondern gleichzeitig mit der Uebersendung der Tagesordnung (des Programmes). Ist das nicht möglich, so soll man auch nicht abstimmen.

Ein dementsprechender Antrag wird im Anschluss an diesen Fall bei dem Vorstande des rheinischen Neuphilologen-Verbandes von dem Unterzeichneten eingereicht werden.

Elberfeld, im Juli 1909.

M. Weyrauch.

Die Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft vom 23. April 1909.

Unsere Leser, die über die verschiedenen Phasen des Streites um die Revision der Oechelhäuserschen Volksausgabe der Schlegel-Tieckschen Shakespeareübersetzung durch frühere Artikel (*Zeitschrift* 5, 443 ff. 6, 48 ff. 63 ff. 193 ff. 8, 52 ff.) hinreichend unterrichtet sind, wird es interessieren zu erfahren, dass auf der diesjährigen Generalversammlung der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* zwischen den streitenden Parteien Friede geschlossen wurde, indem der Vorstand erklärte, „dass er keine Absicht gehabt habe, noch gegenwärtig habe, Herrn Conrad zu schädigen, und dass vorderhand keine Absicht bestehe, den alten Text der Oechelhäuserschen Ausgabe wieder abzdrukken“ (*Shakespeare-Jahrbuch* 45, S. XIV).

Der offizielle Bericht des *Shakespeare-Jahrbuchs* über den Verlauf der Generalversammlung ist allerdings wieder so unvollständig und einseitig wie in früheren Jahren. Zwar ist auf S. XII f.

eine lange Erklärung des Vorstandes wörtlich abgedruckt, in der er sich gegen die von Eidam in dieser *Zeitschrift* (8, 52 ff.) und von Conrad in einer besonderen, im Februar d. J. an den Vorstand und die Mitglieder der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* versandten Schrift: *Professor Brandl, der Vorstand der Shakespeare-Gesellschaft und meine Revision der Oechelhäuserschen Volksausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Textes* gegen seine Geschäftsführung erhobenen Vorwürfe zu rechtfertigen versucht, aber davon, dass Eidam und Conrad in der Versammlung selbst gegen diese Erklärung des Vorstandes lebhaften Einspruch erhoben und auf ihrem Standpunkte verharrten, ist kein Wort erwähnt. Besonders auffallend ist in der Erklärung die Antwort auf den Vorwurf Conrads und Eidams, der Vorstand habe falsch zitiert, indem er bei Wiedergabe des Beschlusses der Generalversammlung vom Jahre 1902 über die „Neubearbeitung der Volksausgabe der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung“ (*Shakespeare-Jahrbuch* 38, S. XI, vgl. *Zeitschrift* 8, 54) gerade die wichtigsten Worte: „der Volksausgabe“ fortliess. Hierzu heisst es in der Erklärung (*Shakespeare-Jahrbuch* 45, XIII):

„Am 9. August 1908 wehrten wir Angriffe von Prof. Conrad in der Weimarschen Zeitung *Deutschland* durch eine aktenmässige Erklärung in derselben Zeitung ab. Hierbei sollen wir frühere Beschlüsse von uns selbst und von der Generalversammlung zu Prof. Conrads Schaden falsch zitiert haben. Wir laden jedes Mitglied unserer Gesellschaft ein, sich aus den authentischen Protokollen zu überzeugen, dass jedes Wort stimmt.“

Welches sind nun die „authentischen Protokolle“, aus denen sich jedes Mitglied der *Shakespeare-Gesellschaft* überzeugen soll, dass der Vorstand richtig zitiert hat? Doch wohl die in dem offiziellen Organ der Gesellschaft, dem *Shakespeare-Jahrbuch*, alljährlich veröffentlichten Protokolle, denn nur aus diesen kann sich „jedes Mitglied“ über die gefassten Beschlüsse unterrichten. Der Vorstand der *Shakespeare-Gesellschaft* ist anderer Meinung. Er versteht unter den „authentischen Protokollen“ — freilich, ohne dies in dem gedruckten Jahresbericht auch nur mit einem Sterbenswörtchen zu verraten — die zu Weimar aufbewahrten geschriebenen Protokolle, in denen zufällig durch die Nachlässigkeit des Protokollführers vom Jahre 1902 die wichtigen Worte „der Volksausgabe“ fehlen. Er verlangt also, dass jedes Mitglied der *Shakespeare-Gesellschaft*, das sich von der Rechtmässigkeit des Vorgehens des Vorstandes überzeugen will, nach Weimar reisen und dort — was wohl auch nicht so einfach wäre — die „authentischen“ geschriebenen Protokolle einsehen soll. Wozu hat aber dann Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden? Wenn der Vorstand sein Zitat vom 9. August 1908 durch Berufung auf das ge-

schriebene Protokoll als richtig erweisen wollte, dann musste er ausdrücklich sagen, dass in diesem Falle das geschriebene Protokoll von dem gedruckten abweicht, aber er durfte nicht durch einen dunklen Hinweis auf die „jedem Mitglied“ zur Einsicht offen stehenden „authentischen Protokolle“ den Anschein erwecken, als ob die Herrn Conrad und Eidam, die sich natürlich nur auf die gedruckten Protokolle beziehen konnten, den Vorstand unge-rechtfertigterweise angegriffen hätten. Dass damit der Vorstand die Zuverlässigkeit seiner eigenen offiziellen Berichterstattung im *Shakespeare-Jahrbuch* in ein eigentümliches Licht stellt, scheint ihm gar nicht zum Bewusstsein gekommen zu sein, oder vielmehr, er hat es vor der Öffentlichkeit dadurch verschleiert, dass er von der Differenz zwischen dem geschriebenen und dem gedruckten Protokolle überhaupt nichts erwähnt. Die Redaktion des *Shakespeare-Jahrbuchs* hat es auch Eidam verweigert, eine Klarstellung der Sachlage in dem *Shakespeare-Jahrbuche* zu geben, so dass Eidam nur in einer Sitzung des *Pegnesischen Blumenordens* zu Nürnberg bei Gelegenheit eines Berichtes über den Verlauf der Generalversammlung der *Shakespeare-Gesellschaft* gegen die einseitige und ungenaue Berichterstattung des *Shakespeare-Jahrbuchs* Verwahrung einlegen konnte, während es Conrad allerdings gestattet wurde, in einer längeren Anmerkung zu dem offiziellen Bericht (*Shakespeare-Jahrbuch* 45, S. XIV) seinen Standpunkt gegenüber der Erklärung des Vorstandes zu rechtfertigen.

Im übrigen kann es in dem vorliegenden Falle gar keinem Zweifel unterliegen, dass das 'authentische' geschriebene Protokoll falsch ist und das angeblich unauthentische gedruckte Protokoll den richtigen Wortlaut des Beschlusses wiedergibt, denn um die Schlegel-Tiecksche Uebersetzung überhaupt zu revidieren, dazu brauchte Conrad wahrhaftig nicht die Zustimmung der *Shakespeare-Gesellschaft*. Er brauchte sie nur, wenn es sich darum handelte, die im Auftrage der *Shakespeare-Gesellschaft* herausgegebene Oechelhäusersche Volksausgabe zu revidieren.

Um den eben geschlossenen Frieden nicht zu stören, will ich auf weitere Einzelheiten hier nicht eingehen, will aber in Ergänzung des unzulänglichen Berichtes des *Shakespeare-Jahrbuchs* einen unter dem frischen Eindruck der Versammlung geschriebenen und in der Weimarischen Landeszeitung *Deutschland* vom 25. April 1909 veröffentlichten ausführlichen und durchaus objektiven Bericht über den Verlauf der diesjährigen Generalversammlung der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*, wie auch einen kurzen, im *Fränkischen Kurier* veröffentlichten Bericht über die oben erwähnte Sitzung des *Pegnesischen Blumenordens* vom 14. Mai 1909 hier zum Abdruck bringen. Dem Redakteur der Weimarischen Landeszei-

tung *Deutschland*, Herrn Ernst Fr. Müller und Herrn Studienrat Konrektor Eidam spreche ich für die freundliche Erlaubnis zum Abdruck dieser Berichte auch an dieser Stelle meinen besten Dank aus.

Königsberg i. Pr.

Max Kaluza.

* * *

Weimar, den 23. April 1909.

Den Hauptraum in der gestrigen Nachmittagsversammlung der *Shakespeare-Gesellschaft* nahmen die zum Teil dramatisch zugespitzten Auseinandersetzungen über die Conradsche Revision der Volksausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Textes ein.

Vorher erstattete der Schatzmeister der Gesellschaft, Kommerzienrat Dr. Moritz, den Kassenbericht, aus dem Erwähnung verdient, dass unter den 623 Mitgliedern der Gesellschaft sich 12 aus regierenden Häusern befinden. Die Mitgliederbeiträge beliefen sich auf 6120,60 Mk. und das Gesamtvermögen der Gesellschaft einschliesslich des Bibliothekswertes beziffert sich mit 52124,89 Mk.

Nach einem Vorschlag des Präsidenten blieb der bisherige Vorstand auf seinem Posten, wogegen niemand etwas einzuwenden hatte, wenn auch bereits bei diesem Gegenstand der Tagesordnung eine ziemlich lebhafte Debatte darüber einsetzte, ob der Vorstand satzungsgemäss handelte, als er einfach fragte, ob niemand etwas gegen den alten Vorstand einzuwenden habe. Eine formelle Vorstandswahl der Generalversammlung erfolgte für gewöhnlich nicht, wegegen sich die Herren Prof. Dr. Conrad, Eidam und Morsbach aussprachen. Dieser Usus sei einzig in seiner Art und in keinem anderen Vereine würde so verfahren. Man verlange weiter nichts, als dass streng nach den Satzungen verfahren werde. Dieser Ansicht schloss sich auch das Vorstandsmitglied Ernst v. Possart an, worauf Prof. Eidam feststellte, dass 1906 nicht satzungsgemäss verfahren worden sei.

Weiter wurde gerügt, dass es im Protokoll über die Generalversammlung vom vorigen Jahre heisse: 25 Stimmen seien für das Vertrauensvotum, das damals für den Vorstand beantragt wurde, abgegeben worden. Inklusive der 11 Vorstandsmitglieder seien aber etwa nur 25—27 Personen anwesend gewesen, von denen einmal schon zwei gegen den Antrag stimmten. Folglich müsse sich — nach dem Protokoll — der Vorstand selbst mit ein Vertrauensvotum ausgestellt haben, was doch keineswegs angehe.

Der seinerzeitige Protokollführer erklärte hierzu, dass ihm die Zahl 25 wohl von einer vertrauenswürdigen Person mitgeteilt worden sei, da er im Drange der Geschäfte nicht habe zählen können. Mehrere Vorstandsmitglieder bestritten entschieden, sich

selbst ein Vertrauensvotum ausgestellt zu haben, sie hätten sich der Abstimmung enthalten. Die Zahl 25 könne nur irrtümlich ins Protokoll gekommen sein.

Seitens des Vorstandes wurden sodann einige Anträge gestellt, die einstimmige Annahme fanden: 1. Dass die Protokolle (ohne die Diskussion) ungekürzt im *Shakespeare-Jahrbuch* Aufnahme finden, und dass das geschriebene Protokoll jedesmal am Schluss der Jahresversammlung zu verlesen ist; 2. Anträge aus Mitgliederkreisen sollen spätestens bis 1. März jeden Jahres beim Vorstand eingehen, damit dieser sich in ausreichender Weise damit beschäftigen kann.

Hierauf kam der Streitfall des Prof. Dr. Hermann Conrad-Grosslichterfelde gegen den Vorstand der *Shakespeare-Gesellschaft*, in erster Linie gegen den Präsidenten Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Brandl-Berlin, zum Austrag.

Seit vorigem Jahre ist bereits die Angelegenheit in ausgiebigster Weise sowohl von seiten Conrads wie des Vorstandes der Gesellschaft in längeren Erklärungen, die in unserer *Weimarischen Landeszeitung* „Deutschland“ erschienen, besprochen worden. Erst vor kurzem hat Prof. Conrad seine Stellungnahme in zwei ausführlichen Erklärungen (in den Nrn. 82 und 84) unserer Zeitung veröffentlicht.

Der ganze Streit ist ein vorwiegend literarischer, der als solcher hauptsächlich das Interesse der Kreise beansprucht, die mitten in der literarischen Welt stehen, und die den Kernpunkt der Sache beurteilen können.

Die Allgemeinheit interessiert die Sache nur insoweit, als sie festgestellt wissen will, ob einem namhaften, fleissigen Gelehrten, der drei Jahre seines Lebens zu einer schwierigen Arbeit verwendet hat, unrecht geschehen ist und ob ihm die Früchte seiner Arbeit irgendwie verkümmert werden sollen. Prof. Conrad war dieser Ansicht, und er hat, mit nur wenigen Freunden (Prof. Eidam-Nürnberg und dem greisen Prof. Wülker-Leipzig), mit der Zähigkeit des deutschen Gelehrten um das ihm nach seiner Ansicht zustehende Recht gekämpft.

Der Kernpunkt des Streites sei hier nochmals kurz zusammengefasst, so wie er sich nach der Conradschen Meinung darstellt:

Im Herbst 1901 wurde Conrad von dem Präsidenten der *Shakespeare-Gesellschaft*, Geheimrat Dr. Oechelhäuser, der Antrag gestellt, die von Oechelhäuser „im Auftrage der *Shakespeare-Gesellschaft* herausgegebene Volksausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Textes“ einer dem heutigen Stande der Shakespeare-Philologie entsprechenden Revision zu unterziehen. Als dann die Generalversammlung am 23. April 1902 den ihr von ihrem Präsidenten vorgelegten Plan der Revision dieser Volksausgabe

dankend guthiess, und die Deutsche Verlagsanstalt, bei der jene erschienen war, sich bereit erklärte, an die Stelle der alten eine neue, revidierte Ausgabe treten zu lassen, wurde die Arbeit von ihm begonnen. Die nächste Generalversammlung vom 23. April 1903 stellte bereits den Titel der zu erwartenden Volksausgabe fest: während sie auf diesem zum Ausdruck brachte, dass die Revision „auf Veranlassung“ Oechelhäusers unternommen sei, gab sie gleichzeitig ihren Willen kund, dass die von Conrad revidierte Ausgabe an die Stelle ihrer alten Ausgabe treten sollte.

Nachdem die revidierte Volksausgabe unter dem von der Generalversammlung von 1903 festgesetzten Titel Anfang 1906 erschienen war, fasste auf Antrag Brandls der Vorstand am 22. April 1907 den Beschluss, die Deutsche Verlagsanstalt „aufzufordern, die alte Oechelhäusersche Ausgabe zum Preise von 3 Mk. — die neue kostete 4! — nach wie vor auf dem Markte zu halten.“

Diesen Antrag hält Conrad für eine schwere Schädigung, ja, für eine Rechtsverletzung, da er nie die Revision vorgenommen haben würde, wenn sie ihm unter diesen Bedingungen angesonnen worden wäre. — Hierum dreht sich in der Hauptsache der ganze Streit, da sich der Gesamtvorstand bis auf Prof. Wülker der Ansicht Brandls anschloss. Wülker trat aus dem Vorstand, dem er 22 Jahre angehört hatte, aus und begründete seinen Austritt in seinem Schreiben an den Vorstand, in dem er offen für Conrad Partei ergriff.

Im Verlauf des Streites kamen nun vielfach Nebendinge persönlicher Art zur Erörterung, auffällige Unkorrektheiten zwischen dem schriftlichen und gedruckten Protokoll, die dann auch in der Vorstandserklärung vom 9. August 1908 in Erscheinung traten, für die aber kaum jemand verantwortlich zu machen ist, die aber die Stellungnahme dieses oder jenes Herrn wesentlich beeinflusst haben muss. So steht zum Beispiel der Generalversammlungsbeschluss vom 23. April 1902 (38. *Shakespeare-Jahrbuch*, Seite 11) wie folgt:

„Nachdem der Präsident der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* sich in dankenswerter Weise bereit erklärt hat, eine Neubearbeitung der Volksausgabe der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung ins Werk zu setzen, glaubt die Generalversammlung, dass damit eine wesentliche Förderung des Verständnisses Shakespeares im deutschen Volke gesichert ist.“ —

Im schriftlichen Protokoll fehlt das Wort „Volksausgabe“, also das wesentlichste, und es heisst darin: „eine Neubearbeitung des Schlegel-Tieckschen Textes“. — So sind noch mehrere Umstände vorhanden, die, wie in der gestrigen Generalversammlung ein hervorragendes Vorstandsmitglied, Ernst v. Possart, selbst

zugab, geeignet sind, in Conrad die Meinung zu erwecken, es sei ihm tatsächlich unrecht geschehen.

Prof. Dr. Brandl suchte in langen, eingehenden Ausführungen die Vorwürfe Conrads und Eidams, die zum Teil sehr schwerwiegender Natur waren, zu entkräften, indem er gleichzeitig betonte, dass der ganze Streit das Ansehen der Gesellschaft untergraben müsse. Hier müsse vor allem das Interesse der Gesellschaft verfochten werden, der viele bedeutende Männer angehörten und deren Protektor der Grossherzog sei. Was er (Brandl) in dieser Sache getan habe, sei im Dienste der Gesellschaft geschehen. Alle Angriffe weise er als objektiv unrichtig zurück; wolle Prof. Conrad sich nicht mit den Vorstandsbeschlüssen begnügen, so möge er sein Recht vor Gericht suchen. Er (Brandl) sei der Ansicht, dass die Revision Conrads nicht der zukünftige deutsche Shakespeare sei.

Prof. Conrad wahrte seinen Standpunkt in möglichster Kürze und polemisierte scharf gegen Brandl, dem er sagte, er möge seinerseits tun und lassen, was er wolle, ihm sei nur daran gelegen, die Stellungnahme der übrigen Vorstandsmitglieder zu ändern, von denen er annehme, dass sie Brandl gefolgt seien in der Meinung, alles sei richtig, was letzterer sage. Es sei eben tatsächlich ein Beweis mit falschen Zitaten geführt worden, was sich kein Mensch gefallen lassen könne. Die in Frage kommenden Personen gehörten alle einer Gesellschaftsklasse an, in der man Vorwürfe so schwerer Art, wie er sie erhoben habe, nicht auf sich sitzen zu lassen pflege. Der Vorstand habe ihm (Conrad) schweres Unrecht getan, und er verlange nichts weiter, als dass man dies einsehe und es gut zu machen suche.

Die Worte des Prof. Conrad verfehlten sichtlich ihren Eindruck nicht auf viele Mitglieder, wenn es auch dem Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses, Geh. Hofrat v. Bojanowsky, gelang, die Berechtigung der von ihm abgefassten Erklärung auf Grund des schriftlichen Protokolls einwandfrei nachzuweisen, wodurch unzweifelhaft der gute Glaube des Vorstandes dokumentiert wurde.

Nach längerer, oft stürmischer Debatte stand die Angelegenheit so, dass Prof. Morsbach-Göttingen, der Festredner des vorigen Jahres, der damals das Vertrauensvotum für den Vorstand beantragt hatte, den Antrag stellte, den alten Beschluss der Gesellschaft aufzuheben und den Streit zu begraben. (Lebhaftes Sehr richtig!)

Dem widersprach der Präsident lebhaft, indem er es für unmöglich hielt, dass eine Gesellschaft wie die *Shakespeare-Gesellschaft* sich so leicht über frühere Beschlüsse hinwegsetzen könne.

Da fand als erster General v. Wildenbruch, der Bruder Ernst v. Wildenbruchs, herzliche Worte der Versöhnung. Er meinte, Conrads Arbeit werde sich zweifelsohne durchsetzen. Man möge sich doch der Situation gewachsen zeigen und alle persönliche Streiterei, die einer Gesellschaft so bedeutender Männer direkt unwürdig sei, unterlassen.

Ernst v. Possart fand dann so treffende Worte, dass Prof. Conrad zum Entgegenkommen bereit war. Possart sagte: „Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass sie, Herr Professor, ein Recht haben, sich von uns benachteiligt zu fühlen; es muss aber ein Weg zur Versöhnung gefunden werden.“ — Geheimrat Prof. Dr. Brandl, der ebenfalls sein Entgegenkommen erklärte, formulierte den Versöhnungsbeschluss wie folgt:

„Der Vorstand der *Shakespeare-Gesellschaft* hat nie die Absicht gehabt, noch hat er sie jetzt, Herrn Prof. Conrad zu schädigen. Es besteht auch vorderhand nicht die Absicht, den alten Oechelhäuserschen Text wieder neu erscheinen zu lassen!“

Prof. Conrad erklärte sich mit dieser Fassung einverstanden und unter allgemeinem Händeschütteln, auch Brandl und Conrad reichten sich die Hand, wurde der Friede besiegelt.

Hierauf fand im Hotel „Erbprinz“ unter starker Beteiligung ein Festmahl statt. Abends traf man sich im Hoftheater zu der Festvorstellung von dem Hebbel-Fragment *Esther* und Shakespeares *Komödie der Irrungen*.

E. Fr. M.

(Weimarerische Landeszeitung *Deutschland*, Sonntag, 25. April 1909, Nr. 113, 2. Blatt.)

* * *

Nürnberg, 19. Mai 1909.

In der Sitzung des *Pegnesischen Blumenordens* vom Freitag, 14. Mai, berichtete Studienrat Konrektor Eidam über die Verhandlungen der letzten Generalversammlung der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*, betreffend die Angelegenheit der Neubearbeitung des Schlegel-Tieck. Bekanntlich ist Eidam seit Jahren für die Revision der Oechelhäuserschen Volksausgabe der Schlegel-Tieck-schen Uebersetzung eingetreten. Auf Veranlassung Oechelhäusers und unter Zustimmung der *Shakespeare-Gesellschaft* hat Prof. Conrad diese Revision unternommen und durchgeführt. Der Vorstand der *Deutschen Shakespeare-Gesellschaft* hat aber nach dem Tode Oechelhäusers diesem verdienstvollen Werke immer wieder Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Dabei hat er von Anfang an durch einseitige, für seinen Standpunkt günstige Darstellung der Vorgänge und durch ungenaue Wiedergabe von Beschlüssen der Generalversammlungen für seine Sache zu wirken gesucht. Nunmehr ist der langjährige Streit endlich zu

einem gewissen Abschluss gekommen. Freilich hat die Vorstandschaft bis zuletzt ihre eigentümliche Kampfesweise nicht aufgegeben, und wer das amtliche Protokoll der letzten Sitzung im *Jahrbuch* liest, bekommt wiederum eine ganz unrichtige Vorstellung von dem wirklichen Gang der Verhandlungen. Die darin abgedruckte Erklärung des Vorstandes stellt eine Reihe unhaltbarer gegen Conrad und Eidam gerichteter Behauptungen auf, ohne dass, was doch die erste Pflicht einer unparteiischen Berichterstattung wäre, erwähnt ist, dass beide in der Sitzung lebhaft dagegen sprachen und bei ihren früheren Ausführungen stehen blieben. Nur mit Mühe setzte nachträglich Conrad den Abdruck eines Zusatzes zum Protokoll durch, in dem er sich gegen jene Einseitigkeit wendet. Eidam gegenüber machte man noch mehr Umstände, ihm die vom einfachsten Rechtsgefühl gebotene Aufnahme einer solchen Erklärung zu gewähren. Ein Punkt verdient noch besondere Erwähnung und zeigt aufs deutlichste, wie sehr Eidam berechtigt war, seit Jahren auf die mangelhafte Protokollführung in der *Shakespeare-Gesellschaft* hinzuweisen. Er wie Conrad hatten in ihren Schriften betont, dass in der am 9. August 1908 vom Vorstand in einer Weimarer Zeitung veröffentlichten Erklärung eine Stelle in dem wichtigsten Beschluss von 1902 unrichtig wiedergegeben sei. In der Sitzung zeigte sich nun, dass der Verfasser jener Erklärung im Wortlaut übereinstimmend mit der ihm vorliegenden Fassung in dem geschriebenen Protokollbuch zitiert hatte, die von der Fassung im *Jahrbuch* abweicht. Dass es neben dem stets als amtlich und massgebend betrachteten Protokoll des *Jahrbuchs* noch ein besonderes gelegentlich davon abweichendes geschriebenes Protokoll gibt, hat man hier zuerst erfahren. Die Sache ist nun aber um so merkwürdiger, als in diesem Fall nicht jenes geschriebene Protokoll, auf das sich der Vorstand gerne stützen möchte, sondern das *Jahrbuch* den tatsächlich richtigen Beschluss, wie er damals in der Sitzung gefasst wurde, enthält. Man sieht also wieder, auf wie schwachen Füßen die Beweisführung der Vorstandschaft ruht. Der Friede wurde nach langer Verhandlung durch die Vermittlung v. Possarts auf Grund der Erklärung des Vorstandes geschlossen, „dass er keine Absicht gehabt habe, noch gegenwärtig habe, Herrn Conrad zu schädigen, und dass vorderhand keine Absicht bestehe, den alten Text der Oechelhäuserschen Ausgabe wieder abzudrucken.“ Mögen die Bedenken, welche das einschränkende „Vorderhand“ erwecken können, sich als unbegründet erweisen!

(*Fränkischer Kurier*, Nürnberg.)

50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz (27. Sept. bis 1. Okt. 1909).

Das ausführliche Programm der von Montag den 27. Sept. (abends von 8 Uhr an: Begrüssung) bis Freitag den 1. Okt. 1909 in Graz stattfindenden 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist erschienen und wird auf Wunsch allen Interessenten durch die Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz, Sporgasse, an die auch die Anmeldungen zur Teilnahme an der Versammlung zu richten sind, zugeschiedt.

Der Preis der Mitgliedskarte beträgt 10 Mark = 12 Kronen. Damenkarten für Angehörige der Mitglieder 5 Mark = 6 Kronen.

Aus den angemeldeten Vorträgen heben wir als unsere Leser besonders interessierend hervor:

Vorträge im Sinne des Hamburger Programms über Universität und Schule, insbesondere über die Ausbildung der Lehramtskandidaten: Brückner-Wien und Lampe-Berlin über Geographie; Elster-Marburg und Lück-Berlin über die deutsche Sprache. — Aly-Marburg, Das Gymnasium und die neue Zeit. — Deissmann-Berlin, Urgeschichte des Christentums im Lichte der Sprachwissenschaft. — Feist-Berlin, Europa im Lichte der Vorgeschichte und die Ergebnisse der vergleichenden und indogermanischen Sprachforschung. — Siebs-Breslau, Ueber eine umstrittene Frage der allgemeinen Syntax. — Trautmann-Bonn, Ueber altgermanischen Versbau. — Luick-Wien, Ueber Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung. — Dupasquier-Graz, Die Lehrbücher, die wir nötig haben. Ein Beitrag zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts. — Fr. W. Förster-Zürich, Moralphädagogische Aufgaben und Gelegenheiten in den höheren Schulen. — Grünwald-Berlin, Die höhere Schule und die Presse. — Höfler-Wien, Reifwerden, Reifmachen und Reifeprüfungen. — Lehmann-Posen, Die Bewegungsfreiheit (Wahlfreiheit) auf der Oberstufe der höheren Schulen. — Loos-Linz, Studenten im Dienste der Volksbildung. Ein Beitrag zur Lehrerbildungsfrage. — Prodingen-Pola, Bericht über die mit der Schulgemeinde (school-city) am Staatsgymnasium in Pola gemachten Erfahrungen. — Rein-Jena, Das pädagogische Studium an der Universität mit Beziehung auf neuere kritische Stimmen. — Spitzzy-Graz, Moderne ärztliche Forderungen auf dem Gebiete der körperlichen Erziehung. — Strzygowski-Graz, Methode und System der Kunstwissenschaft. — Zange-Erfurt, Die Charakterbildung auf der höheren Schule. — Borchling-Posen, Lautsubstitutionen in den deutschen Lehnwörtern der westslavischen Sprachen. — Brecht-Göttingen, Heinse und der Roman des 18. Jahrhunderts. — Hauffer-Prag, Geschichte der Volkskunde. — Panzer-Frankfurt a. M., Die Siegfriedsage. — Walzel-Dresden, Analytische und synthetische Literaturforschung. — Feist-Berlin, Bericht über die Zwecke des Jahresberichts für deutsche Philologie. — Arcari-Freiburg in der Schweiz, La classification des contenus de l'œuvre littéraire au point de vue de l'histoire comparée des littératures. — Tiktin-Berlin, Wörterbücher der Zukunft. — Dibelius-Posen, Der englische Roman im 18. Jahrh. — Eichler-Wien, Die Rolle König Arthurs in den Fairy Tales. — Jordan-Heidelberg, Die mittellenglische Mundartenkunde. — Roeder-Göttingen, Ueber die Erziehung der vornehmen angelsächsischen Jugend in fremden Häu

sern. — Diels-Prag, Das indogermanische Relativpronomen. — Mikkola-Helsingfors, Wo fanden die ersten Berührungen zwischen Finnen und Germanen statt. — H. Schröder-Kiel, Zum germanischen Ablaut. — Meringer-Graz, Vorführung des von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien der Grazer Universität gestifteten Phonographen. — Eichler-Graz, Die wissenschaftlichen Bibliotheken in ihrer Stellung zu Forschung und Unterricht.

Freitag den 1. Oktober nachmittags finden Ausflüge statt:
a) nach Pettau mit Besichtigung der Ausgrabungen und des Museums, b) auf den Erzberg, c) Besuch der Grazer Herbstmesse im Park der Industriehalle.

Literaturberichte und Anzeigen.

Le mouvement intellectuel en France durant l'année 1909.

I.

Les Revues. — Les Revues, notamment celles qui sont baptisées grandes, sont, pour ce trimestre, je l'espère, assez vides. Sont-ce les étrennes et leur littérature lénifiante avec riches illustrations, ou est-ce que les collaborateurs sont plus ternes ou plus mal choisis?

Béni soit Dieu! les gens d'esprit

Ne sont pas rares cette année!

Mais peut-être Messieurs les Directeurs ont-ils la main malheureuse, ou bien nos galants hommes pareils à Oronte n'ont-ils pas grand empire sur les démangeaisons qui les prennent d'écriture.

Quoiqu'il en soit, voici quelques glanes:

Dans *la Revue de Paris*, — N° du 1^{er} Janvier. — M^r le docteur Georges Dumas, sous le titre *Le Diable en Thiérache* nous instruit d'un cas de possession au XVI^e siècle. Et ce sont, autour de Nicole Obry, fille d'un boucher de Vervins, comme autour des religieuses de Loudun et de tant d'autres, l'intervention ecclésiastique et l'exorcisme, avec cette différence que le diable de Nicole trouvait encore moyen en sus de ses ordinaires gentilleses d'invectiver un pasteur protestant qu'il traitait d'hérétique. D'autre part, Condé, moins crédule que force bons esprits de son temps, essaya de prouver que ce n'était là que supercheries, mais ce que je trouve merveilleux plus encore c'est que Nicole échappa au bûcher, ayant tant senti le fagot.

Intéressant aussi *Le mystère de la vie du Tasse* où M^r Alfred Mézières, — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 1^{er} Janvier, — traite de l'auteur de *La Jérusalem délivrée* d'après l'excellent, — encore qu'un peu partial, — ouvrage de M^r Angelo de Gubernatis dont je vous entretins ici-même dans ses rapports avec notre littérature nationale. La plume autorisée de M^r Alfred Mézières trace de belles pages vivantes et psychologiques, notamment dans son portrait du duc Alphonse d'Este.

A propos des quatre volumes du Comte d'Haussonville sur la *Duchesse de Bourgogne*, M^r Emile Faguet — *La Revue*, — N° du 1^{er} Janvier, — fait un résumé instructif de la vie du Duc et de la Duchesse: le premier, longtemps méconnu et maintenant réhabilité, nous est présenté comme d'une conscience belle et solide et, s'il était monté sur le trône, il eût assurément tempéré le despotisme par un gouvernement humain avec quelques unes des chimères de son précepteur Fénelon. La deuxième fort

constante en amitié se montra toujours fidèle à son grand-père par alliance et témoigna une affection sûre à la Marquise de Maintenon.

Mr Jacques Flasch, — *la Revue Bleue*, — N° du 2 Février, — nous donne en sa leçon d'ouverture prononcée au Collège de France une comparaison entre *Platon et Montesquieu théoriciens politiques*, l'un ne séparant pas la politique de la philosophie ni de la morale, »donnant à l'humanité le goût de se surpasser,« suivant le mot de Mr Emile Faguet; l'autre, ayant aussi le rationalisme pour maître, cherchant le meilleur modérateur du gouvernement, et dont la gloire à tous deux trouve sa justification dans cette parole de Vico: »ce n'est pas la multitude souveraine qui fait les lois durables, c'est la souveraine intelligence.«

Dans *le Correspondant*, — N° du 10 Janvier, — Mr Victor Du Bled passe en revue *Les diners depuis trois siècles*. Ce sont les diners où l'on cause, et nous y voyons passer la politique, la diplomatie, la littérature, la science et même l'évolution sociale. Cet article qui évoque des faits et des types ne manque pas d'un intérêt qui va de jour en jour s'affaiblissant; car bientôt après le dernier salon disparaîtra, — sauf miracle que j'attends, — la dernière salle à manger où l'on cause. On s'en tiendra comme conversation spirituelle à la littérature de Mr Du Bled.

Mr Gustave Simon étudie, — *Revue de Paris*, — N° du 15 Janvier, — *les Origines des Misérables*. Lamartine, à ce sujet, nous apprenait que Victor Hugo en avait conçu l'idée bien avant 1848; Mr Gustave Simon, à son tour, établit, sur les brouillons originaux, qu'il y songeait même dès 1828 ou 1829 et que son évêque Myriel était Monseigneur de Miollis; mais qu'en 1832 il n'en avait pas encore écrit une ligne et croyait se borner à deux volumes. Après cette exposition, Mr Gustave Simon, dont les documents sont de valeur, mais dont, comme vous voyez, la composition est assez flottante, revient sur ses pas, reprend Monseigneur de Miollis et identifie Jean Valjean avec un certain Pierre Maurin dont le chanoine Angelin, secrétaire de l'évêque, lui conta les aventures et qui, réellement, — quelques incidents dramatiques de l'affabulation à part, — avait vécu la vie du forçat honnête homme dont le romancier a fixé le type.

Sous le titre très ambitieux, — ou très modeste, — *la femme et la société française dans la première moitié du XVII^e siècle*, — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 15 Janvier, — Mr G. Fagniez, qui n'a rien de Cousin, mais qui est venu plus tard, nous offre une honnête compilation, pleine d'intentions louables et vraiment fort utile . . . pour les aspirantes au brevet élémentaire. Il nous y est appris que la naissance d'une fille quoique moins importante que celle d'un garçon était pourtant enregistrée avec soin; qu'on avait plusieurs marraines; que l'instruction féminine était plus répandue qu'on ne s'est longtemps plu à le dire et que M^{me} de La Fayette eut Ménage pour maître. Et certes, ce sont là choses bonnes à savoir, si tant est qu'on les ignore!

Mr Neydens publie dans la *Nouvelle Revue*, — N° du 15 Janvier, — des *Lettres de Barbey d'Aurevilly à Trébutien*.

On connaît le premier, quant à l'autre voici ce que nous savons de lui: bibliothécaire à Caen et ami de jeunesse de Barbey, il fut son confident, son copiste anthume et son éditeur posthume. Il a vécu du reflet de son grand homme. Pour ce qu'il y a à retenir de la publication de Mr Neydens, ce sont des détails donnés par d'Aurevilly sur Eugénie et Maurice de Guérin, et son admiration pour Balzac.

Le Mercure de France, — N° du 16 Janvier, — nous informe sous la signature de Mr Henry Pottiez sur *Chamfort et Alfred de Vigny*.

Nous savions déjà que Vigny pouvait se réclamer de Delille, Millevoye, Lemercier, Chateaubriand, Milton, Byron et cela nous avait été affirmé par Mr Ernest Dupuy, avec peut-être quelque exagération. Brunetière y avait ajouté Joseph de Maistre et, pour ne pas être en reste, Mr Pottez le rapprocha encore de Chamfort. Toutes ces comparaisons des plus ingénieuses, certes, sont malgré tout un peu arbitraires et, chaque fois qu'il m'est donné d'en constater d'analogues, je pense qu'on oublie trop le fonds commun, qu'on néglige de songer que le génie relève de lui seul et que sans nul doute Musset a raison qui dit:

C'est imiter quelqu'un que de planter des choux.

Après les maîtres, les inspiratrices. Mr Raymond Clauzel, — dans *la Revue Bleue*, — N° du 23 Janvier, — traite des *Muses de Ronsard: Cassandre*, et tend à établir sur le dire de d'Aubigné que celle-ci fut une demoiselle de Pré, blaisienne, et non M^{me} de Musset, comme nous le crûmes; mais Mr Clauzel s'empresse d'ajouter que cela importe peu et passe aux descriptions qu'en fit l'amoureux de génie et qui peuvent à bon droit sembler suspectes. J'avoue que je tiens à mon ancienne Cassandre. Enfin, passons. Comme Mr Clauzel, je fais peu d'état de tout ceci:

Qu'importe le flacon pourvu qu'on ait l'ivresse? et qu'elle s'exprime en vers immortels! Quelle que soit la vraie Cassandre *les Amours* restent et c'est là l'essentiel.

Mais ce n'est pas assez que l'amour pour les femmes du XX^e siècle. Dans *Documents du Progrès*, — N° de Janvier, — Mr Marcel Sembat considère leur accession aux fonctions publiques »comme un progrès utile et inévitable«. Il faut donc créer le suffrage vraiment universel en donnant aux femmes le droit de vote et leur ouvrir ainsi toutes les voies. Il est bien certain qu'il n'y a pas à cela grand inconvénient et que bien des femmes électriques et éligibles ne feraient pas plus mal à la tribune du parlement ou à la tête d'une préfecture que bien des hommes de notre connaissance.

Dans *la Revue de Paris*, — N° du 1^{er} Février, — Mr Alexandre Moret s'occupe de *la passion d'Osiris*. Question intéressante en ce qu'elle montre la perpétuité des grands mythes sous tous les climats. De même qu'Isis est la vierge mère, de même Osiris dont la vie a été bien-faisante, a sauvé par sa mort les êtres de l'anéantissement final: elle devient vraiment une rédemption et Mr Alexandre Moret s'abstient de tous rapprochements délicats.

Mr Frédéric Charpin, — *Mercur de France*, — N° du 1^{er} Février, — à propos du cinquantenaire de Mireille donne sur Mistral, sur la province et sur le poème, des détails assez connus. Il s'essaye à faire passer dans son article un souffle de félibrige avec Roumanille, Mathieu, Aubanel et d'autres encore, rappelle que Reboul s'est intéressé à l'œuvre, que Vigny a embrassé l'auteur et que Lamartine, renseigné par Alexandre Dumas sur »ce paysan«, a marqué le plus vif enthousiasme.

De même Mr J. Calvet consacre un article de *la Revue*, — N° du 1^{er} Février, à Mr Jean Aicard dont nous aurons à reparler. Il le peint avec une excessive affection comme un tendre que la douleur froissa au berceau, un enfant de la lumière qui jamais ne put s'habituer aux brouillards du nord et il entonne un hymne en l'honneur de ce poète de la Provence, chante des enfants et des mères, que protégèrent Victor Hugo et Augier, qui, même romancier et dramaturge, reste avant tout un poète, et dont l'œuvre, à son dire, »rayonne« . . . C'est une chance d'être candidat à l'Académie Française!

Et c'est encore d'un poète que s'occupe Mr Jean Dornis — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 15 Février. — Il traite du *lyrisme de Leconte de Lisle*, ou du moins en marque l'intention. Dans un style trop souvent sans grâce qui ne recule pas devant le mot »éduquer«, il résume nombre de choses justes : que Leconte de Lisle tenta en vers le travail analogue à celui de Flaubert en prose, que le génie du moment était peu propre au lyrisme, que l'impassibilité du Parnassien fut un peu feinte et souvent de parti-pris. Maintenant, pour le lyrisme proprement dit, — et l'on en trouverait dans la philosophie de cet élève de Vigny, — Mr Dornis n'y insiste guère.

A l'un des derniers disparus du Parnasse, à Catulle Mendès, Mr Paul Plat, — dans la *Revue Bleue*, — N° du 20 Février, — consacre des pages non sans finesse et qui égratignent un peu. Il trouve le poète surfait, et, pour le punir d'avoir dédaigné Musset, le veut replacer à son rang qui est, dit-il, celui d'un »maître improvisateur«. C'est cruel, — un peu vrai aussi. Mais il analyse avec acuité ce qu'il appelle »sa seule originalité,« — il entend »son sens de la volupté physique,« — dont sa *Médée* reste la plus vive expression.

Encore Catulle Mendès et ses *lettres inédites* à François Coppée que nous présente Mr Jean Monval, — *Revue de Paris*, — N° du 1^{er} Mars. — Il nous montre ces deux camarades, disparus récents d'une déjà vieille école morte, fraternels et tendres jusqu'à la tombe.

Avec ses *Marionnettes du Docteur Faust*, — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 1^{er} Mars. — Mr Gaston Carraud tend à prouver, — ce qui est presque superflu, qu'on ne nous a pas donné au théâtre le vrai Faust de Goethe, le Grand Faust, Faust enfin, et, certes, avec Mr Carraud, je le regrette, mais, hélas ! le public le comprendrait-il ? Et, d'ailleurs, ce drame psychologique est-il scénique ?

Nouvelle Revue, — N° du 1^{er} Mars, — Mr Gheusi publie des *lettres inédites de Gambetta*, lettres intimes faisant justice de légendes absurdes et d'accusations de parti-pris. Elles sont en général adressées au père du tribun et écrites entre les années 1859 et 1869. Elles marquent une belle âme à la fois de fils et de citoyen. L'article de Mr Gheusi est composé des bonnes feuilles d'un livre intitulé : Gambetta par Gambetta, et qui va être publié à propos de l'inauguration du monument de Nice.

Tandis que dans la *Grande Revue*, — N° du 10 Février, — M. M. Jacques Desgachons et Paul Chaux donnent un conte inédit en français de Poe : *Sépulture prématurée*, qui n'est pas excellent mais qui porte la marque du génie du grand conteur américain, Mr Henry van Dyke, — *Revue de Paris*, — N° du 15 Mars, — traite de ce Poe que nous aimâmes et estime que nous l'avons beaucoup surfait, à travers le magique prisme du style de Baudelaire et de Verlaine. C'était tout au plus »un dégénéré supérieur«, selon le mot à la mode. Cependant Mr van Dyke condescend à admettre que son génie ne provient pas uniquement de sa névrose. Mais il ne voit dans le *Scarabée d'Or*, et la *Lettre volée*, que des histoires de détectives guère plus remarquables que du Sherlock Holmes. D'ailleurs, ajoute-t-il, l'Amérique n'admet pas que Poe soit son plus grand écrivain. Inclignons-nous. Il est du nouveau comme du vieux monde ce proverbe que *nul n'est prophète dans son pays*.

Mr Benjamin Barret qui fut tué par les Versaillais, mais les gens que vous tuez se portent assez bien, narre dans le *Mercur de France*, — N° du 16 Mars, — sous le titre *une journée de la Commune*, les souvenirs d'un fusillé. Ce récit nous reporte à des époques plus lointaines dans l'espace que dans le temps et ne manque pas d'intérêt.

II.

Les Livres. — La production romanesque est tout à fait intense en ce moment. Rendre compte de tout serait tâche impossible et d'ailleurs inutile, car dans cet amoncellement où écrivains de tout poil s'essayaient à survivre, peu de livres forceront la mémoire de nos neveux.

Tirons à part, pourtant :

L'Île des Pingouins de Mr Anatole France, dans laquelle le maître ironiste fait aborder le lecteur que charme son irrévérente critique enveloppée dans l'art raffiné d'un style qui se prétend simple.

Et *la Chronique du Cadet de Coutras* où Mr Abel Hermant, descendant de Candide par Jacques Tournebroche, nous présente l'image de notre société à la fois ingénue et cynique, sous une forme légère et spirituelle digne de ceux qu'il a émulés.

Contemporaine aussi et bien parisienne l'histoire de *Marthe Baraquin* de Mr J. H. Rosny, qui nous montre une humble fille des faubourgs détestant les hommes qui la traquent et la violentent et l'amour qu'elle ne connaît que sous la forme d'apaches tragiques. Malgré les scènes qu'imposait le sujet, les détails rudes et l'argot obscène, de ce livre se dégage une morale profonde et une suprême pitié.

La Grande Déesse de Mr Henri Doris, c'est l'éloge de la pauvreté qui donne le courage, avec, au bout, la réussite. Nous passons du pessimisme adouci ou violent des romanciers précédents à un optimisme lénitif que nous retrouvons dans

La Force des Chastes de Mr Emile Solary : deux types de bon et de mauvais sujets, comme on dit, l'un devenant un grand sculpteur, un bon mari, un bon père, et peut-être un bon garde national, l'autre simplement ataxique. Et voilà les effets de la mauvaise conduite ! D'ailleurs, en confiance, je dirai à mes lecteurs, que Mr Solary a donné — dont je me glorifie et dont je lui exprime ma reconnaissance, — à son héros vertueux le nom de Brun. L'autre s'appelle Pradine.

Marie-Rose au Couvent de Mme Leroy-Allais est un peu du même tonneau ; de trois à seize ans, Marie-Rose apprend les bonnes manières, le catéchisme, la littérature approuvée par Nosseigneurs les évêques, mais le style de l'auteur est spirituel et enjoué.

L'Otage de Mr Henri Buteau nous rappelle pour la millième fois l'histoire de la femme qui abandonne le domicile conjugal ramenée au devoir par la maternité. Cela n'a rien de neuf, sans doute, mais on peut le lire les jours de migraine.

Très différente est *l'Obsession* de Mr Jules Claretie. C'est l'histoire d'un névropathe, Fortis, qui a un double comme le héros de la Nouvelle de Wells et comme *l'Autre*. L'œuvre s'appuie sur des conclusions probantes de spécialistes magnétiseurs, aliénistes, spirites. Le médecin Klipper qui soigne ce cas curieux guérit bien son malade, mais est possédé à son tour et assiste à la glorification d'un savant disparu qui n'est autre que son double.

Mr Victor Margueritte dans *Le Petit roi d'ombre* met en ordre les documents que nous possédons sur le séjour au Temple de Louis XVII et sur les diverses substitutions que l'on a faites ou pu faire du Dauphin. C'est un roman historique comme

La Madame Roland de Mr Marcel Roland où l'histoire, la légende et l'amour se mêlent, idylle aimable du temps tragique où la révolution secouait notre pays.

La Bibliothèque Rose vit encore. M^{me} Duplanty y raconte les *méchancetés de la cousine Gudule*, et, comme elle écrit pour les tout petits, le vice est puni à la fin ainsi qu'il sied; — et M^{me} Chéron de la Bruyère, — pas le La Bruyère des caractères, La Bruyère rose, — y dresse la *fée d'aujourd'hui*, à l'usage des jeunes Bretons dont un savant électricien, — ô l'athéiste! — vient démolir les jolies et vieilles légendes.

Pour les plus grands enfants que nous sommes, voilà le *Japon moderne, son évolution*, de M^r Ludovic Naudeau. L'auteur, envoyé pour faire du grand reportage, lors de la guerre Russo-Japonaise, tomba entre les mains des vainqueurs sur le champ de bataille de Moukden, et met en ordre les notes qu'il a prises durant son voyage et sa captivité. Cela tient du roman et aussi de la psychologie et de l'histoire, tandis qu'il n'y a guère que du roman dans

La vie parisienne sous la révolution et le Directoire par M^r Henry d'Almérás dont le livre est d'une information journalistique et n'apporte rien de nouveau sur l'étude du XVIII^e siècle.

L'Anthologie des poètes de Montmartre nous montre un aspect déjà vieux de notre littérature en vers. La muse plus en ça Mallarmiste et verslibriste s'est transportée sur le Mont Sacré où elle s'est assise aux terrasses des bars et dans les salles enfumées des cafés-concerts. Et pourtant elle a quelquefois inspiré à de petits jeunes gens entre 40 et 60 ans des vers que M^r Bertrand Millenvoye recueille, faisant peut-être une »charge« montmartoise aux académiciens Jean Richepin et Maurice Donnay qui s'y trouvent en plus modeste compagnie.

Et à propos de poètes, M^r Edmond Pilon a certainement fait une gageure, qu'il a gagnée d'ailleurs, en écrivant un volume, petit il est vrai, sur *Francis Jammes et le sentiment de la nature*. Il avait parié de donner les raisons qu'il peut avoir d'aimer cet écrivain. Le paradoxe est si fort qu'on sent bien que M^r Pilon raille sans doute; car son admiration pour ce chef des nébulistes l'écrase d'un grand coup de marteau — Pilon. Il a même l'habileté de partir de Clara d'Ellebeuse, — autre gageure, mais de Jammes cette fois, — pour vanter »le mystère« et l'incertain de ses vers. Incertain, tous les lettrés de France ne le croient pas; mais mystère, moi j'en suis sûr.

M^r Jean Amade dont j'ai signalé les *Etudes sur la littérature méridionale* a publié le premier volume de son *Anthologie Catalane* et lance ce trimestre un recueil de *Nouvelles*, où l'on sent un amour intense et comme un parfum de terroir.

Je m'en voudrais de ne pas signaler à l'Allemagne savante *Les Démocraties Antiques* de M^r Alfred Croiset, œuvre de fond exposant les qualités du peuple athénien et la forme dont elles ont agi sur ses institutions et marquant d'une érudition réfléchie l'évolution de la démocratie dans les cités qui en ont fait jadis l'expérience; — et à l'Allemagne grammaticale l'ouvrage de M^r André Beaunier *contre la réforme de l'orthographe*. C'est un plaidoyer heureux en faveur des façons de parler et d'écrire consacrées par une noble tradition, partant de notre XVI^e siècle encore un peu balbutiant pour toucher les splendeurs majestueuses d'un Bossuet et d'un Racine, passant par la finesse et l'esprit d'un Voltaire et d'un Chamfort, et nous donnant un instrument merveilleusement perfectionné, une machine aux ressorts délicats que certains imprudents veulent détraquer. Avec beaucoup de verve facile, l'auteur refuse de laisser bouleverser notre langue, proteste contre une crise que l'on invente à plaisir et que l'on tache à justifier par des réformes dangereuses. *La Biblio-*

graphie de la France que Mr Beaunier cite, dit que la réforme projetée est »le procédé adouci« de Mr Brunot. J'ignore si c'est là un éloge, mais combien de gens ont eu à se plaindre des procédés de Mr Brunot!

III.

Les Théâtres. — Rien d'étonnant à ce que foule de littérateurs risquent au théâtre des foudres à peu près assurés; car la scène est, si l'on réussit, la grande distributrice de la gloire et de l'argent. La gloire, il est inutile d'insister, nul n'ignore comment sort de l'obscurité un auteur ignoré la veille: voyez Mr Ed. Rostand et son *Cyrano*; l'argent il en fut ainsi à toute heure. N'avez-vous point ouï dire que tout ce qui touche au théâtre s'enrichit pour peu qu'il y réussit? Ne savons-nous pas qu'*Andromaque* valut à Racine une pension de trois mille livres? que la part de chaque artiste de la troupe de Molière montait en 1669 à dix-huit mille huit cents livres et que ce fut une vraie fortune que lui rapportèrent ses comédies? Ne savons-nous point que le *Mariage de Figaro* donna en 1784 quatre-vingt-neuf mille francs à Beaumarchais, et ne sommes-nous pas assurés que ces chiffres déjà élevés n'aient, à notre époque, décuplés pour le moins?

N'allons donc pas nous étonner si les Racine, les Molière, les Beaumarchais et les glabres m'as-tu vu pullulent, pour le grand ennui du critique théâtral qui est obligé, comme Vergile, d'aller chercher quelques perles dans le fumier d'Ennius.

Et d'abord des œuvres que l'on ne peut que difficilement cataloguer et que les auteurs eux-mêmes intitulent des pièces. Il y a quelques années en ça et même quelques siècles, nous savions à quoi nous en tenir. Ici, c'était la tragédie avec ses beautés violentes où le public frémissait, mais d'un frémissement respectueux comme il sied; là, c'était la comédie avec ses gaietés bruyantes où l'on allait faire le brouhaha; maintenant, et comme suite au drame tragi-comique du romantisme, nous en sommes à la pièce qui tient de tous les genres, peut-être plus commode pour son auteur mais plus déconcertante pour le public.

Voyons donc au *Théâtre Antoine* le *Donataire* de Mr Léon Mardart. Tragédie? Comédie? Drame? de tout un peu. Un paysan qui se nomme Madré et qui ne l'est guère, fait abandon de ses biens à un homonyme lequel possède en outre une maîtresse. Sitôt en possession, le nouveau propriétaire rudoie, malmène, séquestre l'ancien; mais, grâce à un notaire bossu, Madré rentre en possession de ses biens à la condition d'épouser la maîtresse de l'autre Madré qui au bout d'un mois le rend père et ses affaires s'arrangent avec même un héritier légitime.

Mr Paul Hervieu, à la *Comédie Française*, donne *Connais-toi*, qui me paraît plutôt un drame. Le général de Sibéran, veuf naturellement, a un officier d'ordonnance, Pavail, et non moins naturellement, s'est remarié. Mais Sibéran a de plus un ami, Donciennes, dont la femme est la maîtresse du fils du général, Jean. Or, par suite de complications mélodramatiques, Pavail qui, comme il convient, aimait Clarisse de Sibéran, est accusé d'être l'amant de M^{me} Doncières et le général ordonne, au nom de l'honneur, le divorce à ce dernier, puis se croit lui-même aussi trompé que Doncières. Cela d'ailleurs finit très-bien puisque tous deux gardent leur femme, mais il faut remarquer dans cette œuvre le caractère du général si fier, si noble mais si tyrannique, et bientôt si accablé et si déchu.

Le drame donne quelques œuvres remarquables dont certaines signées

de grand noms, et c'est ainsi que le nouvel académicien Mr Jean Richepin, fait représenter au *théâtre du Vaudeville la Route d'Emeraude*, inspirée d'un roman de Mr Eug. Demolder. La scène se passe au XVII^e siècle entre peintres de talent, contrebandiers, routiers, coupe-bourses et coupe-jarrets, en la compagnie desquels se laisse entraîner le jeune Kobus, naïf hollandais, fiancé à sa cousine Lisbeth. Le moulin du père de Lisbeth, Balthazar, est déserté, puis y revient meurtri l'enfant prodigue, tirant l'aile et traînant le pié,

ce qui constituerait une anecdote banale, n'étaient les trésors d'horreur habile, de splendeur éloquente, de verve épanouie de l'auteur, magicien de lettres. Et le titre? C'est l'aurore immense et rayonnante au dessus de l'eau calme et verte, en laquelle expire en beauté le vieux meunier lorsqu'il a vu, joyeux, son neveu remonter la Route d'Emeraude.

A la *Comédie Française*, la *Furie* de Mr Jules Bois, drame touffu et véhément, grec par le fonds mais modernisé par la forme et par les études familières d'occultisme. Parmi le tumulte des armes, les cris des mourants, les lamentations des vieillards et des vierges de Thèbes, et cet Héraclès absent et Lykos le guerrier brutal et Mégara la femme fidèle, la mère des Héraclides et Théséus sauveur avec son armée, se dresse Lyssa, la femme voilée, l'envoyée des prêtres de Memphis, l'initiée à la magie qui grise Héraclès de retour de son amour perversi et le pousse au crime jusqu'au suicide.

Mr René Fauchois donne à l'*Odéon Beethoven*. Ce drame est purement la vie de l'illustre musicien, souffrant dans son orgueil, dans son frère Nicolas, dans sa santé, — il sent peu à peu le gagner le pire mal pour un musicien, la surdité, — dans son amour pour la jeune Giulietta. Il boit jusqu'à la lie cette coupe d'amertume et agonise solitaire, après avoir rompu avec tous les siens et même avec son génie, mais tout à coup apparaissent ses neuf symphonies venues du ciel pour le consoler et qui murmurent à son oreille les paroles d'espérance que la postérité consacrera.

Quelques comédies méritent l'attention: *Train de luxe* de Mr Abel Hermant au *Théâtre Réjane* est un succès pour l'auteur et sa spirituelle interprète. L'un brillant et spirituel, sans cesser d'être observateur informé, l'autre spirituelle et brillante sans cesser d'être une forte artiste aux rôles fouillés. Tous les gentilshommes de la monarchie, tous les nobles de l'empire, tous les étrangers milliardaires ou en ayant l'air, américains, russes, autrichiens, roumains et grecs de tout poil sont les réjouissants fantoches que Mr Abel Hermant aime à crayonner d'une main et d'un style ironique. Il faut voir Don Luis Arequipa, président déchu de la République de San-Miguel, et l'infante Elvire, et, auprès d'Edwige en flirt avec Don Manuel, l'inénarrable princesse Mimi et le niais archiduc Conrad, et ce départ pour la Cour d'Ibérie qui rappelle un peu le départ pour la Crète de la belle Hélène, mais retourné, tout cela grouillant et voletant, pirouettant et raillant et quittant parfois le ton de la Comédie grave pour tomber dans le vaudeville.

Tous les sept ans, les femmes changent de caractère, si nous en croyons la Comédie de Mr Romain Coolus jouée *aux Bouffes-parisiens*, mais après 4 fois 7:28, — c'est le titre, — c'est à dire après le quatrième laps septennaire, la conjointe la plus détestable devient la plus aimable des épouses. Sur cette donnée bizarre et donc originale, Mr Romain Coolus a bâti le mariage de Paul Lorbey avec Juliette qui, déjà vieux époux, trouveront à côté de Mme Ciriette, la plus vive et la plus aimable

des belles-mères, un automne et un hiver plus heureux que leur printemps, car Juliette sera devenue la meilleure des femmes.

Et c'est la *Meilleure des femmes* que font jouer au Vaudeville M. M. Paul Bilhaud et Maurice Hennequin. Gilberte Monturel fait le bien par vocation: loteries de bienfaisance, visites dans les mansardes, ventes de charité, toute la lyre et elle donne et elle donne . . . jusqu'à elle-même; et sa nature excellente lui attire cent avatars ingénieux au bout desquels elle se sacrifie et retourne à ses moutons affamés et bêlants.

Le *Greluchon* de Mr Maurice Sergines à l'*Athénée* nous conduit dans un atelier de peintre amateur où le jeune littérateur Gaston Lagarde rencontre l'actrice Francine Fernay qui est en possession d'un protecteur riche et généreux. Gaston devient vite le suppléant de Mr de Satigny, mais sa situation de Greluchon, — on disait, il y a deux ans, de gigolo, — blesse sa dignité et il se substitue à lui. A partir de ce moment là, les choses se gâtent. Gaston n'est pas un amoureux, il reste un picoreur et cette comédie un peu trouble s'achève par une série de maladresses qu'il commet et par sa fuite.

L'*Âne de Buridan* de M. M. Robert de Flers et de Cailhava n'est point trouble, en revanche, mais éblouissante et construite au petit bonheur. On ne sait pas très bien quel est l'âne. Est-ce Lucien de Versanne ou Georges Bouilhens? Vraisemblablement le dernier, car il souffre de la maladie de la volonté entre plusieurs seaux d'eau, — qui sont aussi des sauts et des soubresauts, — et de plusieurs picotins d'avoine. Il hésite entre deux chapeaux, deux paletots, deux femmes; c'est décidément lui qui est l'âne de cette satire pas méchante, spirituelle et moralisatrice à l'envers.

Au théâtre de la Renaissance, *J'en ai plein le dos de Margot* de M. M. Georges Courteline et Pierre Wolf fond ensemble la misogynie de Courteline et la pitié pour les femmes de Wolf. Lauriane est le rond de cuir aigri et désireux des palmes académiques qui fait souffrir à Margot le supplice des coups d'épingles et l'abandonne pour la reprendre au peintre Lavernier, et le tout forme une pièce mélancolique et résignée où, à côté d'un protecteur tendre, évolue un muffle autour d'une petite oie.

C'est une farce du vieux temps *Monsieur Zéro* que donnent M. M. Paul Gaveau et Mouëzi-Eon, au Palais Royal: un duc âgé imbu de théories bizarres veut empêcher le mariage de son neveu avec Georgette, femme divorcée de Poisson. Et, sur ce thème singulier, les auteurs ont brodé de fantaisistes variations; c'est l'ancien vaudeville agrémenté de trucs de féeries.

M^{me} Colette Willy, auteur et acteur comme Molière, représente elle-même au théâtre des Arts: *En Camarades*, petite comédie proverbe du genre d'Alfred de Musset et aussi du bon François Coppée. Qu'on ne s'imagine pas pourtant que l'on trouvera dans cette pièce le génie de Molière, ni l'esprit de Musset, ni la moralité de Coppée; Max et Fanchette, par snobisme, se donnent l'un à l'autre toutes les libertés, mais comme on pourrait, — bien à tort, d'ailleurs!! — trouver que M^{me} Colette Willy est légère, cela finit le mieux du monde et les camarades, oubliant à jamais le Moulin-Rouge, auront beaucoup d'enfants comme les personnages de Charles Perrault.

A noter, au Théâtre Antoine deux reprises applaudies: *La Clairière* de Mr Maurice Donnay et *les Jumeaux de Brighton* de Mr Tristan Bernard.

Ceux qui me font la joie et l'honneur de me lire ont dû remarquer que je me suis volontairement et sérieusement condamné à ne jamais parler de pièces de théâtre qu'enjolive une musique, fût-elle écrite par les plus grands maîtres, voulant rester exclusivement dans le domaine littéraire. Je n'en sortirai pas, je pense, en signalant le livret de *Solange*, à l'*Opéra Comique*, composé par un de nos plus habiles librettistes, déjà applaudi pour *Egmont et Isora*, par un de nos plus informés critiques de théâtre, M^r Adolphe Aderer. Reprenant un sujet que George Sand, Dumas, Balzac, Sardou et tant d'autres avaient traité, à savoir les mariages républicains sous la Terreur, M^r Aderer nous conte une anecdote d'un joli pittoresque et d'un romanesque charmant dont l'héroïne, Solange, sauvée par un galant officier, le lieutenant Bernier, l'épouse, le perd et le retrouve pour la plus grande satisfaction de tous deux et des spectateurs.

IV.

Les Idées. — Et des morts! Et des immortels!

Tel est le bilan de ce trimestre. Et encore bien des immortels ne sont-ils pas déjà des morts? Je me souviens d'un sonnet railleur à propos de l'élection de J. M. de Hérédia qui se terminait ainsi:

.....
Mais José n'a pas vu, présage de son sort,

Errer sénilement le long de la rivière

Les deux enfants récents, Bourget et Melchior.

Mais ne faisons pas de sinistres réflexions sur cette immortalité qui n'a pas réussi à tous. Pourriez-vous citer les noms oubliés des membres de l'Académie française depuis sa fondation, — pas même assurément les noms des quarante actuels? C'est un petit jeu auquel j'ai vu se livrer en France des lettrés, et peu sans doute le réussissent.

Et donc M^r Frédéric Masson l'historien a reçu M^r Henri Poincaré, le mathématicien, — bizarrerie des hasards! — et M^r Maurice Barrès, le provincialiste, a reçu M^r Jean Richepin, le génie tronitrant, le Touranien révolté, qui était aussi étonné de »se voir là« que le doge de Gènes à Versailles. M^r Poincaré succède à Gebhart et le calme historien aux études fouillées aura sans doute été heureux au ciel »sa demeure dernière«, de voir s'asseoir sur son fauteuil un savant admirable doublé d'un orateur éloquent. Quant à Theuriet, il a quitté à jamais ses bois parfumés où il se promenait, le crayon de notation en main, à la mode du bon Lafontaine, et il a dû frémir, comme la bestiole apeurée, aux hallalis de son successeur. Richepin à l'Académie! le chantre des *Gueux*, l'incroyant des *Blasphèmes*, il y a là un contraste qui fait honneur à la *Compagnie*. Il est loin le temps où elle s'obstinait à refuser Zola! Aurions-nous progressé? A noter que M^r Barrès, contemplant toujours son nombril, — affaire d'habitude! — n'a guère compris le roi de Touranie, le Bohémien, qu'il veut rendre à sa Thiérache natale. Il s'ébaubit de ce Romanichel qu'il compare à Callot, — on sait son histoire littéraire, — et il conclut qu'il vaut toujours mieux vivre dans une petite ville où régne »l'autorité, la religion, l'épargne et l'héritage«, oubliant les *Oiseaux de Passage* du récipiendaire et préférant »rester volaille« comme le lourdaud de coq et la jeune oie édifiante. Et allez! . . . Mais ce qui me rend stupide, comme on disait au grand siècle, c'est que tous les *provincialistes* vivent à Paris dès qu'ils le peuvent et par leur conduite méprisent l'existence calme et cloîtrée qu'ils prônent en leurs articles de journaux souvent morts-nés et dans leurs livres peut-être trop vantés.

Les deux *Coquelin* sont morts: Constant, dans la maison de retraite qui avait été la plus généreuse pensée de sa carrière, Constant le créateur fêté de *Cyrano*, de *l'Aiglon*, des *Oberlé*, de *Thermidor*, de *Napoléon*, de *la Dame de Montsoreau*, l'interprète parfait de Molière, de Mendès, de Mr Rostand, ressuscitant Talma et Frédéric Lemaître, Mélingue et Bocage, le plus populaire artiste de l'Europe, qu'il a parcourue en tous sens aux acclamations unanimes et méritées; et Cadet, dans une maison de santé, déjà touché par un mal incurable depuis plusieurs mois, Cadet plein de verve bouffonne et spirituelle, le meilleur valet du répertoire, dont les plus célèbres créations sont les *Pattes de mouche*, *Chamillac*, le *député de Bombignac*, *Denise*, *Francillon*. Tandis que Constant se lançait dans la politique par d'illustres amitiés et rêvait un siège de sénateur, — comédie suprême, — Cadet, sous le pseudonyme de Pirouette, se livrait à la littérature et publiait le *Livre des Convalescents*, le *monologue moderne*, *Fariboles*, *l'Art de dire le monologue*, etc.

Ces deux pertes seront profondément ressenties par les amateurs d'art dramatique.

Comme aussi par les lettrés celle du *Marquis Costa de Beauregard*, académicien, historien. Il avait pris dans ses papiers de famille les documentations de son meilleur ouvrage: *Un Homme d'autrefois*, et laisse des œuvres honorables, peu connues du grand public, mais appréciées, telle son *Etude sur Victor-Amédée*, par le cercle étroit dans lequel avec une fierté un peu ombrageuse il avait aimé à s'enfermer.

Un grand musicien disparaît aussi en ce noir trimestre de frimas et de deuils. *Reyer* est mort au Lavandou. Ernest Rey qui avait jugé bon de germaniser son nom marseillais, — comme on s'italianisait au XVII^e siècle, — était un de nos meilleurs compositeurs et critiques musicaux. Membre de l'Académie des Beaux-Arts il s'est immortalisé par cinquante ouvrages dont au moins deux sont des chefs-d'œuvres: *Sigurd* et *Salambô*. Berlioz et Wagner furent ses maîtres et ses inspirateurs. Il eut pu choisir plus mal.

Emmanuel Poiré, — le célèbre *Caran-d'Ache*, — a fini de nous donner de ces charges merveilleuses, de ces schémas artistement politiques, de ces caricatures synthétiques, de ces dessins divinatoires qui lui avaient valu la plus juste et la plus large notoriété. Bonne humeur, drôlerie, imagination, tout se rencontrait dans ses *Carnot* en bois, ses *Boulangers*, en pain d'épice, ses *Tennis à travers les âges*, ses *Courses dans l'antiquité*, ses animaux découpés, sa dernière invention, car sans cesse il se renouvelait, et c'est un deuil pour les boulevardiers, — et pour les autres aussi, — de ne plus voir, — ainsi que l'écrivait Mr La Jeunesse, — »ce beau et mince gentleman, pâle, givreux, ensoleillé, à la fine moustache d'or, discret, amène et délicieux«.

L'auteur des *Chimères*, *Albert Méral*, un des premiers Parnassiens, a sauté dans l'éternité par un coup de sa volonté, ne pouvant survivre aux déceptions littéraires. *L'Idole*, les *Souvenirs*, les *Poèmes de Paris*, *Au fil de l'eau*, les *Joies de l'Heure*, sont de petites et rares choses, de ciselés flacons contenant une exquise liqueur dont ne s'est pas — naturellement, — abreuvé le gros public, et le chagrin a poussé au coup de revolver final ce vrai poète, qui fut l'ami d'Aicard, de Blémont, d'Hervilly, de Valade, de Rimbaud, de Verlaine, esprit aigri par le chagrin et déçu de rester dans une ombre discrète.

Quant à *Mendès* qui fut de ce temps et Parnassien, lui aussi, c'est au hasard stupide, à l'accident bête et imprévu que nous en voulons de

l'avoir enlevé sitôt. Le malheur de cette fin douloureuse a été ressenti par l'Europe entière, et nous avons lu avec un plaisir attristé les regrets exprimés par la presse de Berlin, de Rome, de Prague, de Barcelone

Le théâtre fut le rêve et la vie de ce beau et joyeux compagnon, si doux, si accueillant, si bien disant, improvisateur merveilleux, camarade d'élite. Poète, il laisse *Philomena*, *Odelettes Guerrières*, *Contes épiques*, *Hespérus*, *Soleil de minuit*, *Soirs moroses*; — romancier, *Zo'har*, *l'Homme tout nu*, *la Première maîtresse*, *le Souper des Pleureuses*; — nouvelliste, *Pour lire au bain*, *l'Envers des feuilles*; — librettiste, *la Carmélite*, *le fils de l'Etoile*, *Ariane*; — dramaturge, *La femme de Tabarin*, *Isoline*, *Fiammette*, *Médée*, *Scarron*, *Glatigny*. J'en passe et non des moindres, écrivant au courant de la plume et du souvenir, — dont je m'excuse. Mais mieux que le poète, mieux que le romancier, mieux que le nouvelliste, mieux que le librettiste, mieux que le dramaturge, j'estime que Catulle Mendès restera surtout comme critique théâtral. Rien, en effet, de plus nourri, de plus fouillé, de plus documenté que ces articles compte rendus, écrits à l'heure l'heure, sur un coin de table, — ainsi que je le vis faire moi-même, — où sa grande science et son style personnel éclataient à chaque ligne pour l'instruction et l'agrément de ses multiples lecteurs, et je m'incline devant ce cercueil.

Janvier-Février-Mars.

Pierre Brun.

Festschrift zum 13. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Hannover. Pflingsten 1908, hrsg. im Auftrage des Vereins für neuere Sprachen zu Hannover von Robert Philippsthal. Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior) 1908.

Der erste Artikel der Festschrift ist von Prof. Dr. K. Sachs verfasst und behandelt auf S. 5—10 das Thema *Neuphilologie sonst und jetzt*. Der Verfasser wendet sich an die jüngeren Kollegen, „die sich über ihr Los und manche ja freilich noch bestehende Uebelstände beklagen.“ Er führt sie in die Zeit vor fünfzig Jahren zurück. Da sah es böse aus. Diez in Bonn war der einzige Professor der romanischen Sprachen, seine Grammatik das einzig wissenschaftliche Werk auf dem Gebiete, alle Lexica reichen nicht an Littrés (1863—72) heran. Im Englischen sah es nicht anders aus. An Hilfsmitteln herrschte bitterer Mangel. Mit dem Italienischen, Spanischen und der Aussprache war es traurig bestellt; ins Ausland zu gehen war nicht leicht (S. 8—10): das alles ist heute ganz anders geworden.

Einige Gedanken über Wortkunde von W. Münch bilden den zweiten Artikel (S. 11—16). Wohl die meisten Wörter haben mehrere Bedeutungen; aus diesen mit Hilfe eines guten Wörterbuches die passende herauszuwählen, „ist eine sehr schätzbare Zumutung an den jugendlichen Geist, eine Prüfung und Schulung des Urteils“. — Wenn dieser Satz die unnützen Wörterbücher der Schulausgaben zerreißen könnte, in denen die alphabetische Ordnung für den Schüler die einzige zu überwindende Schwierigkeit bedeutet! Nach meinem Erachten ist diese Methode aber vornehmlich noch eine Prüfung dafür, ob der Uebersetzende überhaupt in seiner eigenen Sprache ein Sprachgefühl hat und dies ist wieder die Folge davon, ob er diese vor allem erst beherrscht oder nicht. Ein falsches Wort, besonders ein falsches Verbum in der Uebersetzung zeigt mir, dass der Uebersetzer nicht das richtige Gefühl im Deutschen hat, es also nicht beherrscht. Hieran sieht man erst, was „beherrschen“ heisst.

Versteht wohl M. in seinen „zehn Geboten für Neuphilologen“ dasselbe darunter? dann Gnade den Neuphilologen! Also erst deutsch und immer wieder deutsch! Jeder Philologe sollte auch Germanist sein. — M. unterscheidet (S. 13) zwischen passivem und aktivem Besitz, zwischen Kenntnis und Präsenz der Wörter. Auf Synonymik legt M. weniger Wert, Hauptsache ist Leichtigkeit der Präsenz und Fülle des Präsenten. Der Worterwerb ist deshalb als eine sehr gewichtige Pflicht zu betrachten. Je mehr Vokabeln man kennt, desto mehr dringt man in die geistige Eigenart der Sprache ein. Die Prüfungen haben die Unzulänglichkeit der Kandidaten, was den Wortschatz betrifft, gezeigt. Sie scheinen unbedenklich alles das zu übergehen, was nicht sogleich verständlich ist. — Solange noch zwei fremde Sprachen zusammen studiert werden dürfen, wird manchem in der kurzen Zeit nichts übrig bleiben, als zugunsten des Gesamtbildes auf Einzelheiten hin und wieder verzichten zu müssen. — Jedes Wort hat eine „Seele“, in der etwas von dem Naturell der Nationen liegt: Temperament, Lebenstempo, Wucht, Weichheit, Klarheit etc., auch diese „Seele“ soll man erforschen. Zu einer solchen — wohl recht lohnenden, aber schwierigen — Studie will der Artikel anregen.

Entstehungsgeschichte der französischen Schriftsprache für Schüler und Schülerinnen von Oberklassen höherer Lehranstalten und Seminaren, dargestellt von Carl Friesland. — Dieser geschickte und interessante Aufsatz (S. 17—34) soll ein Versuch sein, einen historischen Ueberblick über die Entwicklung des Französischen zu geben. Er kann jedem warm empfohlen werden, der später einmal in der Schule den Unterricht nach dieser Seite hin vertiefen will. Die Schüler würden dann wenigstens einmal einen kleinen Begriff bekommen von dem, was man Philologie nennt. Viele von ihnen — ich möchte sagen die meisten — ergreifen das Studium, tappen herum und nach Semestern oft wird ihnen erst klar, was gemeint ist. Das Prädikat „gut“ im Abgangszeugnis wirkt häufig ausschlaggebend. Deshalb brauchen diese aber noch lange nicht zum Philologen geeignet zu sein. Statt mancher fakultativen Stunde über Darwinismus etc. sollte lieber einmal eine verwendet werden, in der den Schülern etwas über die Art des Studiums speziell des philologischen, was den Lehrern doch nicht schwer fallen kann, gesagt wird. Mancher würde später vor einem evtl. Umsatteln bewahrt werden, wenn er beizeiten weiss, worum es sich handelt. Manche Ausdrücke würden ihm schon bekannt sein, und die Kluft zwischen Schule und Universität wäre nicht so gross, wie sie es in der Tat ist. Als einen Anfang zu ihrer Ueberbrückung möchte ich die vorliegende Zusammenstellung freudig begrüßen. Jedem Schüler sollte sie in die Hand gegeben werden. — Zunächst fasst F. die Hauptunterschiede zwischen dem Schrift- und Vulgärlatein zusammen. Die Differenzierung des letzteren führt zu den romanischen Sprachen. Vollzug der Romanisierung in Gallien. Der keltische und germanische Einfluss wird dann behandelt und durch Ableitungen illustriert. Lautlehre und Syntax werden gestreift. Es folgen dann Proben aus den *Karlsruher* (lat.: gallo-lat.) und den *Kasseler Glossen* (gallo-lat.: ahd.). Daran schliessen sich die *Strassburger Eide* im Originaltext, klassisch-lateinischer und neufranzösischer Uebersetzung. Das Französische bildet sich aus den Dialekten, die es immerhin beeinflusst haben, zur französischen Schriftsprache heraus.

Eine weitere Textstelle aus der franco-venezianischen Chanson de geste von Huon d'Auvergne. (Nach der Berliner und der Turiner Hs.) Veröffentlicht von Prof. E. Stengel (S. 35—49). — Zu der von A. Tobler

in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1884, S. 605 ff. gegebenem Beschreibung gibt St. zunächst einige Ergänzungen. Dann folgt der Text von B. 4669—5008 und darunter der von T. Dieser letztere spottet, wie St. selbst bemerkt, oft jeder Interpretation, aber dennoch gibt dieser Gallimathias lehrreiche Fingerzeige. Eine längere Probe aus dem Texte B T P 6224 ff. (P = Paduaner Hs.) verspricht St. demnächst zu veröffentlichen.

Zu den *Refranes glosados* von Prof. Dr. Robert Heiligbrodt (S. 50—76). Es werden in diesem Abschnitt von H. 330 in den *Refranes glosados* vorhandene Sprichwörter in alphabetischer Reihenfolge mitgeteilt.

Deutsche Reisende des 18. Jahrhunderts in England von Robert Philippsthal (S. 77—100). — Ph. will durch diesen ebenfalls interessanten Aufsatz zu einer tieferen und eingehenderen Forschung des gestellten Themas anregen. Zunächst wurden die Reisenden von den Kunstschätzen und der literarischen Bildung des sonnigen Italiens und Frankreichs angelockt. Erst im 18. Jahrhundert wurden sie recht auf das nebelumschleierte England aufmerksam. Newton, Boyle, James Watt, Locke, Hume, Adam Smith forderten zur Bewunderung heraus, Montesquieu und Voltaire gingen nach England, die Deutschen folgten. Aus ihren Berichten und Briefen werden uns nun die Eindrücke der deutschen Reisenden wie Konrad von Uffenbach, Haller, Hagedorn, Justus Möser, Lichtenberg, Sturz und anderen mehr mitgeteilt. Die meisten von ihnen sind von Liebe und Verehrung für die Insel der Britten erfüllt.

Den Schluss der Festschrift bildet eine Uebersetzung des Gedichtes *Auld lang Syne* von Robert Burns, dessen 150. Geburtstag bekanntlich am 25. Januar dieses Jahres gefeiert wurde. Die wohlgelungene Uebersetzung ist von Dr. Kurt Nagel.

Ernst Kröger, Die Gedichte des Grafen Alfred de Vigny. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der dritten Oberrealschule zu Berlin. Ostern 1909. 20 S. Berlin, Weidmann. Preis 1 Mk.

Es ist das erste Mal, dass Alfred de Vigny zum Gegenstand einer Programmabhandlung gemacht worden ist. Schon 1904 erschien eine solche als Beilage des achtzehnten Jahresberichtes über das städtische König Wilhelmsgymnasium zu Magdeburg von Walther Sander unter dem Titel *Leben und Werke Alfred de Vignys*. Die vorliegende Arbeit von Kröger behandelt einen bescheidenen Teil der Werke, die Gedichte. Obgleich der gezogene Kreis verhältnismässig klein ist und daher leicht oft hätte durchlaufen werden können, so gibt der Verfasser doch nur wenig: derjenige, der A. de Vignys Gedichte noch nicht kennt, erfährt zwar etwas über ihren Inhalt, wer sie aber gelesen hat, wird sich vergebens nach etwas Neuem in dem Programm umsehen. Es weht uns nichts von dem Hauche Vignyscher Poesie entgegen, und wir erhalten kein Bild von der Gestaltungskraft des Dichters. Mancherlei hätte über den Aufbau, die Kontrastwirkung, Epik, Lyrik, Dramatik und die Metaphern in den Gedichten gesagt werden können. Doch davon wird nichts ausgeführt. Farblos werden die Analysen der Gedichte gegeben. Das kleine Epos *Hélène* eröffnet den Reigen, dann folgen die *Poésies complètes: livre mystique, livre antique; antiquité biblique, antiquité Homérique; livre moderne; les Destinées*. Es ist also die Reihenfolge der Gedichte nach der Ausgabe von Delagrave eingehalten worden. Nach den Literaturangaben auf S. 20 zu urteilen, ist dem Verfasser jedenfalls die Rostocker Dissertation (1908) von Paul Buhle *A. de Vignys biblische Gedichte und ihre Quellen* nicht bekannt. Die acht hier in Betracht kommenden Gedichte hätten also bei

K. fehlen können, da ihr Inhalt bei B. ebenfalls und eingehender gegeben ist.

Wiederholt sind die Gedichte im Programm gar zu kurz behandelt worden; manchmal scheint auch das Charakteristische nicht scharf genug hervorgehoben zu sein. So nennt der Verfasser das Gedicht *Moïse* einen „Klagegesang von grosser Schönheit“. Es handelt sich aber hier eher um eine bittere Anklage gegen Gott. Bei dieser Gelegenheit hätte vielleicht auch noch erwähnt werden können, dass dieses Gedicht eine refrainartige Wiederholung hat und dass eine solche nur noch zweimal sonst vorkommt: in *la Neige* und in *la Frégate*.

Le Bain d'une Dame romaine bezeichnet der Verfasser als „die Schilderung der Toilette einer vornehmen Römerin“. Das klingt doch etwas prosaisch, wenn man dieses kleine, fein gezeichnete Gedicht gelesen hat und die nardenduftende, in ihrem leichten Faltengewande im Sonnenschein ruhende Römerin sieht.

Qui, de ses doigts distraits touchant la lyre d'or,
Pense au jeune Consul, et, rêveuse, s'endort.

Die dramatisch bewegte, 1823 in den Pyrenäen entstandene Dichtung *Dolorida*, „die Vigny dem fremden Volkscharakter abgewann und seinen Landsleuten heimbrachte, ist wohl höher zu bewerten als die leichte Niederwerfung der spanischen Revolution“ (S. 7). Worin sich der spanische Volkscharakter in dem Gedicht zeigen soll, ist nicht zu erkennen, ausserdem ist eine Gegenüberstellung von Dichtung und Niederwerfung der Revolution wohl kaum möglich.

Auch über das Gedicht *la Maison du Berger* bleibt noch etwas zu sagen. Auf die Widmung *à Eva* geht der Verfasser nicht ein und in der Inhaltsangabe heisst es „mit der Geliebten will er (Vigny) in die Einsamkeit flüchten“. Allgemein wird bei diesem mancherlei Schwierigkeiten bietenden Gedicht von der „Geliebten“ oder von der „geheimnisvollen Eva“ geredet. Louis Delaruelle will sogar in seinem Artikel *Qui est Eva dans la M. du B.*¹⁾ die Schauspielerin M^{me} Dorval in der Eva wiedererkennen; die Beweise, die dafür vorgebracht werden, sind aber höchst schwächlicher Natur. Es scheint stets übersehen zu werden, dass auch das am Schluss der *Destinées* stehende Gedicht *l'Esprit pur* der Eva gewidmet ist. In den ersten beiden Zeilen wendet sich der Dichter an sie:

Si l'orgueil prend ton cœur quand le peuple me nomme,
Que de mes livres seuls te vienne ta fierté.

Es ist doch wohl kaum anzunehmen, dass Vigny das in seinem Todesjahre (1863) geschriebene Gedicht einer Geliebten gewidmet hätte. Wer sollte das auch sein? Wenn Eva in *la Maison du B.* die M^{me} Dorval war, so müsste sie es auch hier sein. Das klingt jedoch gar zu seltsam, wenn man bedenkt, dass Vigny mit der M^{me} Dorval bereits 1835 vollends gebrochen hat. Verständlicher aber wird es, wenn man in der Eva die Muse des Dichters sieht. Eva, im biblischen Sinne die Stammutter der Menschheit, ist ihm das Sinnbild der Fruchtbarkeit, die ihm stets neue Gedanken gebärende Muse. Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus *la Maison du Berger*, so wird auch das Gedicht klarer, und die ihm oft zur Last gelegten Gedankensprünge werden dadurch ausgeglichen. — Seine Muse fordert der Dichter auf, die Städte, die erbärmlichen Felsen menschlicher Sklaverei, zu verlassen; sie soll sich den beleidigenden Blicken der Menschen, bei denen sie keine Liebe mehr findet, entziehen:

¹⁾ *Revue d'histoire littéraire de la France* Bd. 10 (1903) S. 317—19.

Marche à travers les champs une fleur à la main.

La Nature t'attend . . .

Ein graziöses Bild! Ähnlich unserem: das Märchen schreitet durch den Wald. In der luftigen Höhe des Gebirges, im langsam rollenden Hirtenkarren, dorthin soll seine Muse kommen und ihm Phantasie und Gedanken entfachen. Nur von der Muse kann er sagen:

Je verrai, si tu veux, les pays de la neige,
Ceux où l'astre amoureux dévore et resplendit,
Ceux que heurtent les vents, ceux que la neige assiège,
Ceux où le pôle obscur sous la glace est maudit.

Überall dorthin wird ihn leicht seine Muse tragen. Was kümmert ihn dann die Welt, wenn sie bei ihm ist. Möge dann die blitzeschleudernde Eisenbahn, über die der Mensch nicht einmal Herr ist, durch Tunnel und über Brücken donnern.

In dem zweiten Teile des Gedichtes ruft der Dichter die Poesie selbst an:

Poésie! ô trésor! perle de la pensée!

Aber was ist aus ihr unter den Menschen geworden? eine schamlose Dirne, eine Vestalin am erloschenen Feuer. Und doch ist die Dichtkunst ein *diamant sans rival*:

Il faut, pour voir de loin les peuples qui cheminent
Que le berger t'enchâsse au toit de sa maison.

Im dritten Teil endlich nennt der Dichter den Namen seiner Muse: *Era, qui donc es-tu?* Gott selbst hat sie erschaffen; daher besitzt sie auch eine göttliche Kraft. Volksmassen erheben sich bei ihren Worten, den Mann begeistert sie zum heiligen Krieg, wenn sie Ungerechtigkeit und Undank geißelt:

Tes paroles de feu meuvent les multitudes,
Tes pleurs lavent l'injure et les ingrátitudes,
Tu pousses par le bras l'homme . . . Il se lève armé.

Die Muse allein hört die grossen Klagen der Menschheit; in der Dichtung hallen sie wieder:

C'est à toi qu'il convient d'ouïr les grandes plaintes
Que l'humanité triste exhale sourdement.

Nochmals fordert er deshalb seine Muse auf: *Viens donc!* Sie soll ihn nicht allein lassen; denn die Natur ist ewig stumm, kalt und herzlos. Die Muse erst, mit deren träumerischem Blick er alles beschaut, gibt ihm die innere Ruhe und Zufriedenheit.

Greifswald.

M. Brandenburg.

P. Jörss, Einführung ins Französische auf lateinischer Grundlage. Leipzig (Quelle & Meyer) 1909. 168 S. gr. 8^o.

Der altbewährte didaktische Grundsatz, den Beginn eines neuen Lehrstoffes womöglich stets an Bekanntes anzuknüpfen und so dem Schüler einen gangbaren Weg zu bahnen in das ihm bisher unbekannte Gebiet, dieser Grundsatz gilt natürlich auch für den französischen Anfangsunterricht. Da nun unsere Gymnasien und Realgymnasien den lateinischen Unterricht in Sexta, den französischen in Quarta beginnen, so liegt nach des Verfassers Meinung nichts näher, als dass beim französischen Anfangsunterricht der Quartaner planmässig dazu angeleitet wird, die ihm neue, lebende Fremdsprache mit dem zu vergleichen und innerlich zu verknüpfen, was er schon früher am Latein gelernt hat. Für den Lehrstoff der vorliegenden Elementargrammatik sind die *Lehrpläne und Lehrauf-*

gaben für die höheren Schulen in Preussen (1901) massgebend gewesen. Sie will den Quartanern eine Einführung ins Französische auf lateinischer Grundlage bieten und damit das Fundament legen für den späteren Aufbau des französischen Lehrgebäudes. Mit dieser Absicht rechtfertigt Jörss die Breite der Darstellung und den oft kindlichen Ton. *Saepe stilum verti.*

Der Kundige wird den Einfluss des *Lateinisch-Deutschen Schulwörterbuches* von F. A. Heinichen, des *Dictionnaire de l'Académie Française*, des *Dictionnaire d'Etymologie Française* von A. Scheler, der *Grammaire Historique de la Langue Française* von F. Brunot, sowie des *Enzyklopädischen Wörterbuches* von Sachs-Villatte nicht verkennen.

Der an die bisher übliche Darbietung des Lehrstoffes gewöhnte Lehrer wird zunächst die Einteilung in bestimmt umgrenzte Paragraphen, in Kapitel oder Lektionen, vermissen. Aber die Entwicklung und Durchführung eines einheitlichen Planes nach den durch den Lateinunterricht in Sexta und Quinta gezogenen Richtlinien erschien wichtiger als jene — ausserlich betrachtet — vielleicht bequemere Einteilung. Die vorliegende *Einführung ins Französische* benutzt 1880 lateinische Wörter, von denen, wie sich durch Vergleichung mit den einschlägigen Uebungsbüchern von Ostermann-Müller, Holzweissig, Kautzmann-Pfaff-Schmidt feststellen lässt, nur etwa 175 dem Quartaner unbekannt sein dürften. Die gebotenen französischen Vokabeln können bequem schon im Sommerhalbjahr gelernt werden. Für die schriftlichen Uebungen der ersten Zeit eignet sich zunächst am besten die einfache Wiedergabe der gelernten Wörter; z. B.: „Schreibt mit dem bestimmten Artikel die französischen Wörter für *annus, cervus, nodus, gloria, spina, abundantia* u. a.;“ nach einiger Zeit: Uebersetzt ins Französische: *Danubius est fluvius; Romani sunt populus*, später: *Romani et Graeci antiquitatis populi fuerunt* u. a. Dem zweiten Halbjahre fällt dann als wichtigste Aufgabe die Aneignung und Befestigung der Nominal- und Verbalflexion zu, soweit sie zum Quartapensum gehört. Die schriftlichen Arbeiten, Diktate, Uebersetzungen aus dem Deutschen, die der Lehrer nach eigenem Können und Geschmack sich zusammenstellen kann, mögen vorläufig ausschliesslich der Einübung des grammatischen Lehrstoffes dienstbar gemacht werden. Ein leichtes Frage- und Antwortspiel lässt sich aus dem vorhandenen Wortschatze mit geringer Mühe herstellen. Das Wörterverzeichnis wird, gerade weil die Uebersetzung fehlt, bei gelegentlichen Wiederholungen in der Klasse gute Dienste leisten: Der Schüler liest laut die französische Vokabel, die er so stets in richtiger Schreibung vor sich sieht, und fügt aus eigenem Wissen die deutsche Bedeutung hinzu. Von einer theoretisch-phonetischen Einführung in die fremden Laute hat der Verfasser mit Recht gänzlich abgesehen, da ja doch die *viva vox* des Unterrichtenden — man muss natürlich voraussetzen, dass seine Aussprache einwandfrei ist — in diesem wichtigen Punkte stets die Hauptaufgabe wird erfüllen müssen.

Ich muss zugestehen, dass bei dem Prinzip von Jörss' „Einführung“ alle Besonderheiten unserer Fachvertretung an den Lateinschulen zu ihrem Rechte kommen, eben weil sie eine didaktisch einfache und sichere Grundlage bietet.

Die Erfahrung wird lehren, wie weit und wie schnell die Methode von Jörss den Quartanern fördert. Es liegt nahe, dass die ganze etymologisch vergleichende Art leicht dazu führen kann, das Sprechen der Fremdsprache zu vernachlässigen. Wie gern auch der Gelehrte Jörss auf

seinem Wege folgen möchte, der praktische Schulmann und gemässigte Reformers werden oft Bedenken tragen, ihm zu folgen, der extreme Reformers wird das Buch in Anlage und Ausführung ablehnen. Versuche in der Schule und Vergleichung der Erfolge werden erst nötig, um zu einem abschliessenden Urteil zu gelangen. Eine eigenartige und der Beachtung höchst werthe Erscheinung bleibt das sorgfältig ausgearbeitete Buch immer, auch in einer Zeit, wo die Ziele des neusprachlichen Unterrichts immer mehr im mechanischen Sprechen als in durchdachter, auf historischer Kenntniss beruhender Aneignung der Fremdsprache erblickt werden.

Emile Gaspard, Fêtes de Famille et Fêtes Publiques en France.

Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von P. Fischmann. Mit acht Abbildungen und einer Karte. Bielefeld und Leipzig (Velhagen & Klasing) 1909. VIII + 185 S. Anhang 71 S. (Prosateurs français. 178. Lieferung. Ausg. B. Mit Anmerkungen in einem Anhang.)

Um das Bändchen nicht zu umfangreich werden zu lassen, musste der Text an einer Reihe von Stellen, wo es ohne Störung des Zusammenhangs möglich war, gekürzt werden. Es ist eine Karte Frankreichs beigelegt worden, die alle vorkommenden geographischen Namen enthält. Wie alle französischen Schriftsteller, so gebraucht auch der Verfasser dieses Bändchens meistens die Namen der alten Provinzen und Landschaften an Stelle der neuen Departementsbezeichnungen; für die Karte ist daher die alte Einteilung zugrunde gelegt. Die Anmerkungen sind entsprechend der Reichhaltigkeit des Textes ziemlich umfangreich geworden. Zur besseren Uebersichtlichkeit ist ihnen ein vollständiger Index beigegeben. Das Wörterbuch ist nach den jetzt geltenden Grundsätzen gearbeitet. Es ist vollständig; für jedes Wort ist erst die Grundbedeutung, dann die der betreffenden Stelle gegeben.

In seiner *Préface* gibt E. Gaspard selbst Auskunft über den Zweck seines Buches. Es soll dazu beitragen, der deutschen Schuljugend ein ebenso treues wie vollständiges Bild des französischen Volkes und Landes zu geben. Die vorausgehenden Veröffentlichungen derselben Sammlung haben der Schule die Geographie Frankreichs, die industrielle und kommerzielle Tätigkeit seiner Bewohner oder die verschiedenen literarischen Strömungen zugänglich gemacht. Das gegenwärtige Bändchen will nun die Familien-, volkstümlichen oder nationalen Feste unseres Nachbarvolkes schildern. Die Einteilung des Stoffes ergibt sich also von selbst, wir erhalten eine Schilderung der *fêtes de famille*, der *fêtes locales* und der *fêtes nationales*. Die Familie, die Gemeinde oder die Provinz und schliesslich die Nation, das sind die drei Staffeln, die wir nacheinander durchlaufen müssen. Die Familienfeste ähneln sich, wenn man von einigen Unterschieden im einzelnen absieht, in allen Provinzen Frankreichs. Sie konnten also unter einem einheitlichen Gesichtspunkte betrachtet werden. Anders ist es mit den lokalen Festen, die in den einzelnen Provinzen durchaus verschieden sind. Wie in anderen Ländern, so sind auch in Frankreich die alten Sitten und Gebräuche jetzt vielfach aufgegeben; einige Provinzen hängen aber immer noch treuer am Hergebrachten als andere. Diese hat Gaspard besonders durchforscht, und die Ergebnisse legt er in seinem Buche nieder. In den Text ist eine kleine Zahl von alten Volksliedern eingestreut, wie sie sich in den französischen Dörfern erhalten haben, mit ihrer frischen Naivetät und ihrem altertümlichen Reiz, die treuen Hüter eines kostbaren Erbs. Viele von diesen Liedern sind den Sammlungen von Julien

Tiersot, *Méodies populaires*, Weckerlin, *Echos du temps passé* und Bujeaud, *Chants et chansons populaires des provinces de l'ouest* entlehnt. Andere stammen von François Coppée, Maurice Bouchor u. a. Natürlich sind auch die besten geographischen Werke, die Monographien der einzelnen Provinzen, die Lokalzeitungen und -zeitschriften, sowie verschiedene Sammlungen über die Folk-Lore einzelner Gegenden benutzt. Von den geographischen und ethnologischen Revuen ist besonders *Le Tour du monde* zu Rate gezogen. Unter den *Fêtes de famille* sind behandelt: *Noël, Nouvel an, Les Rois, Pâques, Fêtes de la jeunesse, Le mariage, La fête des morts*, unter den *Fêtes populaires: Foires et fêtes patronales, Kermesses et ducasses, Assemblées, Pardons, Mystères bretons et pastorales basques, Au pays des échasses (Les Landes), Au pays des bourrées (L'Auvergne), Les ostensions dans le Limousin, En Provence, Chez les montagnards, Le Carnaval, Fêtes de la Semaine sainte, Les Feux de la Saint-Jean*. Der dritte Teil enthält Beschreibungen der *Fêtes et cérémonies nationales: Fête de la Fédération und Le 14 juillet*.

Die Anmerkungen zu dem Bändchen sind mit Recht sehr reichhaltig, da viele Ausdrücke und Redensarten für Schüler und Lehrer der Erklärung bedürfen. Neu war mir in dieser Form die altfranzösische Legende von St. Nikolaus, deren deutschen und französischen Text mit den Noten der Herausgeber S. 20—23 abdruckt:

»Il était trois petits enfants
qui s'en allaient glaner aux champs.
S'en vont un soir chez un boucher:
»Boucher, voudrais-tu nous loger?«
»Entrez, entrez, petits enfants,
y a d'la place assurément.«

Der deutsche Text lautet:

„Waren drei Knäblein zart und fein,
die zogen aus durch Feld und Hain.
kamen noch spät vor Schlächters Tür:
„Schlächter, o gib uns Obdach hier.“
„Tretet nur ein, ihr Knäblein fein,
ihr sollt hier gut beherbergt sein.“

Diese Bearbeitung der Legende wird in Frankreich gern als Duo gesungen, die beiden ersten Zeilen müssen bei jedem Verse wiederholt werden, die Noten sind beigegeben. — S. 127, Z. 22 findet sich *canardières*, also eigentlich *Entenflinten*, der gebräuchlichere Ausdruck ist jedenfalls *bécassonniers*. — S. 60, Z. 30 und S. 129, Z. 1 kommt *les chefs* in der ursprünglichen Bedeutung von lat. *caput* vor: ci-gît le chef de und: . . . sont enrôlés les chefs de saint Théobald et de saint Israël. — S. 130, Z. 7 steht im Text: son train ou *romevage*, zwei provenzalische Ausdrücke für die *fête patronale*. Larousse sagt: *romerage*. Zu berechtigten Zweifeln veranlasst S. 132, Z. 27 f., 28 f.: »La *falandoulo* a été apportée par les Phocéens à Marseille . . . Le mot *falandoulo* est tout grec; il dérive de *φάλαγξ*, et de *δοῦλος*, esclave, assujetti; il signifie donc: phalange ou troupe composée d'individus liés les uns aux autres, c'est-à-dire formant une chaîne indissoluble.« Diese Ableitung ist entschieden falsch. Auch die Erklärung von Diez kann nur als ein Vorschlag bezeichnet werden, der genauer geprüft werden muss. Nach Diez wäre das Wort als eine Deminutivform von *faranda* aufzufassen, das vom deutschen „fahrende“ abzuleiten wäre und eine wandernde Komödiantentruppe bedeutet. So würden die Anmerkungen noch an vielen Stellen zu wissenschaftlichen Erörterungen

Anlass geben. Viel tragen zur Erläuterung des Textes auch die beigegebenen Abbildungen bei: *Le Gâteau des Rois* (Tableau de J.-B. Greuze, Braun, Clément & Co., Dornach i. E.), *Gavotte bretonne* (Tableau de P.-L. Deyrolle), *Le Pardon de Sainte-Anne* (Tableau de L. Mouillard; und Tableau de H. Guinier, Braun, Clément & Co., Dornach i. E.), *Autour d'un Pardon* (Tableau de L.-A. Gros), *Au Pays Landais* (Tableau de J.-B. Gélibert), *La Farandole* (Tableau de E.-L. Garrido), *Fandanger à Saint-Jean-de-Luz* (Tableau de P. Ribera). Text und Anmerkungen sind ausserordentlich sorgfältig behandelt, aufgefallen ist mir nur Anhang S. 47, Z. 13 v. u. lies 129. 1) statt 129. 2).

Das Bändchen bietet eine dankbare Schullektüre für die oberen Klassen unserer höheren Schulen.

Hoffmann, Bérangers Einfluss in Chamisso's Gedichten. Beilage zum Jahresbericht der Königl. Ober-Realschule in Suhl. Ostern 1908. 10 S. 8^o.

Béranger, Frankreichs letzter volkstümlicher Sänger, ist heutzutage fast vergessen in seinem Vaterlande. Und doch wurden seine Lieder ein halbes Jahrhundert lang auf allen Gassen gesungen und gepfiffen, so dass er nicht nur in Frankreich Schule machte — Savinien Lapointe und Gustave Nadaud sind z. B. erfolgreiche Nachahmer seiner Poesie —, sondern auch deutsche Dichter von ihm beeinflusst erscheinen. In Frankreich waren Bérangers Lieder der genaue Ausdruck der Gefühle und Meinungen des französischen Volkes, nicht des Adels und der besitzenden Kreise, sondern der Kleinbürger, der Bauern, der Arbeiter, die zugleich republikanisch gesinnt und glühende Verehrer Napoleons waren. Verehrer Napoleons, weil sie ihn nur verklärt im Strahlenglanze seines Ruhmes sahen; für sie war er kein Usurpator und Tyrann, für sie blieb er immer »le grand capitaine«, »le petit caporal«. »On peut haïr Napoléon, on peut flétrir Napoléon, on peut maudire Napoléon, on peut même, comme les hommes de ma génération, le maudire après l'avoir admiré, mais on ne peut pas nier que ses victoires n'aient été les nôtres, qu'il n'ait accru notre patrimoine de gloire,« sagt Legouvé im *Béranger des écoles* [Anmerkung in L. Petit de Julleville, *Histoire de la Langue et de la Littérature française* ed. Paris, Armand Colin, 1899. Band VII, S. 313]. Dabei ist Béranger heutzutage fast vergessen. Wer kennt bei uns noch die politischen Lieder Freiligraths, Herweghs, Dingelstedts, Hoffmann von Fallersleben? Alle soeben genannten deutschen Lyriker, der letzte vielleicht ausgenommen, sind von Béranger beeinflusst. Und doch hätten sie an ältere deutsche Vorbilder anknüpfen können, vor allem an den grössten politischen Dichter des Mittelalters, Walther von der Vogelweide. Was uns an Dichtern deutscher Abkunft auffallen muss, kann uns an Chamisso, dem deutschen Dichter französischer Abkunft, nicht Wunder nehmen. Dem Einflusse Bérangers auf seine Poesie nachzuspüren, ist der Zweck von Hoffmanns Studie. Betrachtet man die äussere Form von Chamisso's Gedichten, so findet man, dass sehr viele einen Kehrreim besitzen. Auch Bérangers Lieder sind alle mit Refrain versehen. Beide Dichter haben sich seiner bedient, offenbar in der Absicht, ihren Erzeugnissen eine gewisse Volkstümlichkeit zu verleihen. Unter Chamisso's deutschen Gedichten befindet sich eins, das starken Anklang an einen Refrain von Béranger zeigt: Chamisso's: „Das ist's eben, das ist's eben, was die Menge jauchzen (mich eben stützt, mich eben weinen macht“ an Bérangers: »Amis, c'est cela, oui c'est cela, c'est cela qui m'enrhume« in *L'enrhumé* (1820). Im

übrigen zeigt Chamisso keine formalen Anklänge an den französischen Sänger. Eine zweite äussere Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtern besteht in der Sangbarkeit ihrer Lieder. Vergleicht man die Gedichte beider Autoren ihrem Inhalte nach, so fällt einem sofort auf, dass beide vielfach ähnliche Stoffe behandeln. So haben Bérangers *Qu'elle est jolie* und Chamissos *Was soll ich sagen?* einen ähnlichen Grundgedanken, der sich am besten in folgenden Versen zeigt: »Grands dieux! Combien elle est jolie! Et moi, je suis, je suis si laid« und »Mein Haar ist grau, mein Herz so wund, du bist so jung, du bist so gesund«. Entfernte Anklänge finden sich auch in *Passez, jeunes filles* und in *Die drei Sonnen*, ferner in *Le chasseur et la laitière* und in *Der Gensenjäger und die Sennlerin*. Das *Heimweh* könnte immerhin durch Bérangers *La Nostalgie* beeinflusst sein; doch die Sehnsucht des Alpenbewohners nach seinem Vaterlande, welche beide Dichter behandeln, ist auch in deutschen Volksliedern recht oft besungen worden. In der humoristisch-geselligen Lyrik müssen wir unbedingt einen Einfluss des französischen Chansonniers anerkennen. Ein *französisches Lied* ist sicher unter Einwirkung von *Ma république* entstanden. *Hans Jürgen und sein Kind* zeigt grosse Aehnlichkeit mit *L'Ivrogne et sa femme*. *Sternschnuppe* zeigt Anklänge an *La bonne fille, ou les mœurs du temps* und an *Les cinq étages*. Auch *Mässigung und Mässigkeit* zeigt einige Aehnlichkeit mit *Les petits Coups*, namentlich der Kehrreim, bei Chamisso: „Mass! Mass! Leert darauf das volle Glas!“, bei Béranger: »Il faut boire à petits coups!« Doch steht in Chamissos Gedicht Tun und Handeln in humorvollem Widerspruche, während es Béranger mit seiner Mahnung ernst meint. In ähnlicher Weise zeigt sich auch Chamissos politische und soziale Lyrik durch den französischen Sänger beeinflusst. Mit Recht schreibt daher R. M. Meyer, *Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts*, Berlin, Bondi, 1900, S. 44 über diese Seite seiner Tätigkeit: „Das kecke politische Lied lernte Chamisso von Béranger, der seit 1815 mit seinen Gesängen . . . überall Widerhall fand.“ Berühmt geworden ist sein *Nachwächterlied* durch den oft angeführten Vers: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut!“ Es verdankt seine Entstehung den Jesuiten, die in Paris wieder ihr Haupt erhoben, und Chamisso hat es schon durch ein Motto¹⁾ als von Béranger beeinflusst gekennzeichnet. Auch das Gedicht selbst ist völlig im Sinne seines Meisters gehalten; es zeigt sich in ihm derselbe humorvolle Sarkasmus gegen die Jesuiten und alle Finsterlinge, wie ihn auch so viele Erzeugnisse Bérangers aufweisen. Nach Treitschkes Meinung hat der Schüler hier sogar seinen Lehrer übertroffen (H. v. Treitschke. Band III, S. 691). Von den sozialen Gedichten mögen wohl einige, z. B. *Des Gesellen Heimkehr* und *Die Sonne bringt es an den Tag*, ihren Ursprung Erzählungen von Chamissos Freund Hitzig zu verdanken haben, der als Kriminalist und Herausgeber des *Neuen Pitaval* für solche Stoffe Interesse hatte; manche aber zeigen kräftige Anklänge an Béranger, so *Der Bettler und sein Hund* an *Le violon brisé* und an *Le vieux vagabond*, *Das 1. Lied von der alten Waschfrau* an *Jeanne la Rousse*. Namentlich die beiden letzten Gedichte zeigen grosse Aehnlichkeit, schon im Aeussern: Beide bestehen aus 6 achtzeiligen Strophen; doch mag dies zufällig sein. Inhaltlich schildern uns beide Gedichte eine Frau aus den unteren Volksschichten, die sich und ihre Kinder mühsam ernähren muss und trotz mancherlei Not niemals den Mut

¹⁾ Das Motto heisst: „Eteignons les lumières et rallumons le feu.“ Es ist Bérangers Chanson: *Les Missionnaires* entnommen.

verliert. Auch Scherer, *Geschichte der deutschen Literatur*, Berlin, Weidmann 1891, (S. 654, 655) ist der Meinung, dass ein Lebensbild aus dem Volke, wie *Die alte Waschfrau* durch seines Landsmanns Béranger Vorbild angeregt sein mag. Wenn ein Einfluss Bérangers auf Chamisso's Gedichte somit feststeht, würde es doch völlig falsch sein, Chamisso einen Nachtreter des französischen Lyrikers zu nennen. In Form und Inhalt seiner Werke zeigt Chamisso, dass er eine selbständige Persönlichkeit ist, und dass seine Veranlagung eine vielseitigere und reichere ist als die Bérangers.

Doberan i. Meckl.

O. Glöde.

Wielands Gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften. Zweite Abteilung: Uebersetzungen. Erster Band. *Shakespeares theatralische Werke*. Erster und zweiter Teil. Herausgegeben von Ernst Stadler. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909. 372 S. 7,20 M.

Die eigentliche Geschichte der deutschen Shakespeareübersetzungen und damit die Geschichte von dem Heimischwerden des grossen Briten auf deutschem Boden beginnt mit Wielands Uebersetzung (1762—66); was vorher war, sind nur vereinzelte, ohne bemerkenswerten Einfluss gebliebene Erscheinungen. Mit Wielands Werk setzt die Shakespearebewegung mit aller Macht ein, es ist die positive Grundlage für alles Shakespearestudium und alle Shakespearebegeisterung jener Zeiten geworden, der Sturm und Drang nicht minder wie Lessing hat an ihm gelernt, Goethe und Herder und die Bühnen haben es benutzt, der Geist Shakespeares ist daraus bei uns lebendig geworden. Auch sprachlich hat diese Uebersetzung einen starken Einfluss geübt; am nachhaltigsten auf Wielands Stil selbst, dann aber überhaupt auf die Entwicklung unserer Schriftsprache; ja sogar der Meister unter unseren Shakespeareübersetzern, A. W. Schlegel, hat noch vieles von ihr gelernt und auch übernommen, insbesondere zahlreiche Prosastellen.

So hoch aber auch der historische Wert dieser Leistung einzuschätzen ist, so wenig praktische Bedeutung für unsere Gegenwart besitzt sie: denn sie ist überholt durch die Arbeit späterer Zeiten. Nichtsdestoweniger aber ist Wielands Werk eine Glanzleistung, ein Merkstein in der Geschichte der deutschen und Shakespeareliteratur und ist vielleicht noch nicht ganz, noch nicht in allen Einzelheiten voll gewürdigt; insbesondere für sprachliche Untersuchungen und genauere Feststellung dessen, was von späteren Uebersetzern übernommen wurde, dürfte noch Raum genug sein. Bisher aber war die Beschäftigung mit dieser Uebersetzung nicht immer leicht möglich, denn sie war selten geworden, und selbst nicht alle grösseren Bibliotheken besitzen sie.

Diesem Uebelstande wird jetzt durch die grosse von der Berliner Akademie veranstaltete Wielandausgabe abgeholfen. Der ursprüngliche erste und zweite Teil von Shakespeares theatralischen Werken liegt bereits vor. Der starke Band bringt Popes Vorrede, den St. Johannismachtstraum (das einzige von Wieland in Versen übersetzte Stück), das Leben und den Tod des Königs Lear, Wie es Euch gefällt, Mass für Mass, und den Sturm. Selbstverständlich sind auch alle, z. T. sehr bemerkenswerten Anmerkungen mit abgedruckt.

Die Neuausgabe ist höchst willkommen; es ist wohl zu hoffen, dass sich die Vollendung dieses Theiles nicht allzulange hinziehen wird. Nach Abschluss desselben werden wir nochmals darauf zurückkommen.

W. Alberts, Hebbels Stellung zu Shakespeare. (= *Forschungen zur neueren Literaturgeschichte*, hrsg. von F. Muncker, XXXIII.) Berlin, Alex. Duncker, 1908. 78 S. 2,00 *M.*

Ein ganzes Buch über das Verhältnis Hebbels zu Shakespeare zu schreiben, ist etwas gewagt, da im wesentlichen nur negative Tatsachen festzustellen und zu begründen sind und ausserdem diese Frage schon mehrfach behandelt ist. Die Schrift wird den Hauptvorzug gehabt haben, dem Verfasser selbst Klarheit über Hebbel und seine Kunst verschafft zu haben. Für die Allgemeinheit kommt nichts erheblich Neues dabei heraus, denn die meisten der vorgetragenen Gedanken waren schon bekannt. Die angeführten Parallelen zwischen Hebbelschen und Shakespeareschen Stücken, Charakteren oder Problemen z. B. zwischen *Judith* und *Cæsar* müssen vom Verfasser selbst so eingeschränkt werden, dass so gut wie nichts mehr übrig bleibt. Der springende Punkt bei der ganzen Frage ist natürlich die Tatsache, dass Hebbels dramatische Theorie etwas Neues bedeutet, dass er bewusst über Shakespeare hinaus will und auch hinaus kommt; sein Ziel ist eben das bekannte Mittlere zwischen Antike und Shakespeare. Dass er sich dabei erheblich dem antiken Drama nähert, ist aber nur sehr bedingt zuzugeben, denn zwischen dem griechischen „Schicksal“ und Hebbels „Notwendigkeit“ ist denn doch ein recht beträchtlicher Unterschied. Alberts hätte gut getan, sich noch ein wenig mehr in der Hebbelliteratur umzusehen. Bei Poppe z. B. *F. Hebbel und sein Drama* (1900) und vor allem in Zinkernagels trefflichem Buche *Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie* (1904) hätte er manches Nützliche und Lehrreiche gefunden, auch über Hebbels Stellung zu Shakespeare. Die über Hebbels Dramen und Gestalten geäusserten Ansichten sind ebenfalls nicht ganz einwandfrei.

Walter Pater, Marius der Epikureer. Uebersetzt von Felix Paul Greve. Leipzig, Insel-Verlag, 1908. 2 Bde. 239+218 S. Gebd. 9,00 *M.*

Ueber Walter Pater sind die Meinungen in England wie im Auslande noch sehr geteilt. Berühmter als er selber ist sein jetzt oft bis ins Masslose gepriesener Schülcr und Verehrer Oscar Wilde geworden. Aehnliche Eigenheiten wie dieser hat Pater, namentlich in Stil und Lebensanschauung. Er ist so durch und durch Engländer in seinem gesamten Wesen, dass es dem Ausländer recht schwer fällt, ihm völlig gerecht zu werden. Dass man sich nicht leicht zu ihm und in ihn findet, kommt auch darin zum Ausdruck, dass bisher noch nicht viel von ihm übersetzt ist. Die bibliographische Uebersicht von H. Schmidt, der in dieser *Zeitschrift* 6, S. 507 ff. eine gute Würdigung des Dichters und seiner Werke gegeben hat, verzeichnet nur drei deutsche Uebersetzungen und eine französische. Um so willkommener ist es daher, dass nun auch Paters grösstes und umfangreichstes Werk, der Roman *Marius*, uns in einer deutschen Uebertragung dargeboten wird. F. P. Greve hat sie für den Inselverlag besorgt, der sie in bekannter vorzüglicher Ausstattung in zwei Bänden veröffentlicht. Bei Beurteilung einer solchen Arbeit ist Vorsicht geboten. Wenn man behauptet, jeder Uebersetzungsversuch eines wegen seiner Stileigentümlichkeiten nahezu unübersetzbaren Schriftstellers sei zu verwerfen, so scheint mir das nicht ganz angebracht. Es dürfte vielmehr doch eine dankbare und lohnende Arbeit sein, den geistigen und sachlichen Gehalt eines bedeutenden ausländischen Werkes unserem Volke zu übermitteln, selbst wenn von seinen formalen Eigenheiten manche Feinheit des Urtextes nicht gewahrt oder wiedergegeben werden kann.

Es ist schon eine anerkennenswerte Leistung, wenn die Uebersetzung gut deutsch und dem Sinne nach treu ist. Diesen Ansprüchen aber scheint mir Greves Uebersetzung durchaus zu genügen. Sie liest sich fließend und glatt und ist in gewählter, dem Inhalte angemessener Sprache abgefasst. Mancher Kunst- und Literaturfreund wird also seine berechtigte Freude daran haben können. Jedenfalls verdient das reiche, farbenprächtige und merkwürdige Gemälde, das der Verfasser uns zeichnet, auch bei uns Beachtung. Die geistige Entwicklung des Helden, der zur Zeit des aussterbenden Heidentums die ersten starken Einflüsse der christlichen Lehre an sich erfährt, die Erörterung der verschiedenen philosophischen Systeme, die mit hinein verflochtene Geschichte von Amor und Psyche, nicht selten eindrucksvolle Schilderungen und Episoden wie etwa der Tod Flavians oder die Kämpfe in der Arena — alles dies fesselt stark und gibt reiche Anregungen.

Beiläufig sei übrigens bemerkt, dass es gewiss eine reizvolle Aufgabe wäre, einmal zu untersuchen, wie sich diese Dichtung zu den griechischen Romanen unseres Wieland verhält. Nach Charakter, Art und Problemstellung gehört sie in dieselbe grosse Gruppe psychologischer Romane wie der *Agathon* und seine Nachfolger. Ob eine tatsächliche Beeinflussung Paters durch Wieland vorliegt, kann hier nicht erörtert werden; möglich, ja naheliegend ist sie aber, da Pater mehrfach in Deutschland gewelt und eifrig dem Studium deutscher Philosophie und Literatur obgelegen hat.

Königsberg.

Hermann Jantzen.

Kleine Anzeigen.

Select English Classics. Edited by A. T. Quiller-Couch. Oxford, Clarendon Press. Jedes Heft 3 d, gebd. 4 d.

Von dieser neuen Sammlung, deren Miltonheft schon *Zeitschrift* 7, S. 472 kurz angezeigt wurde, liegen uns nunmehr sechs weitere Hefte vor. Sie sind alle nach den gleichen Grundsätzen gearbeitet, bringen Texte im Umfang von zwei oder drei Druckbogen und zwei bis vier Seiten lange biographisch-literarische Einleitungen in fesselnder Form und mit durchaus zuverlässigen Angaben. Druck und Papier sind ausgezeichnet, der Preis ist sehr gering. Wenn die Sammlung auch in erster Linie dazu dienen soll, die gute englische Literatur im eigenen Lande volkstümlich zu machen und mit Hilfe der geringen Kosten in die breitesten Kreise hineinzutragen, so hat doch auch das Ausland allen Grund, diesen schönen und gediegenen Veröffentlichungen Aufmerksamkeit zu schenken. Ganz sicher wird eine nicht geringe Zahl unserer Studierenden gern die Gelegenheit ergreifen, sich dies und jenes Heft zu erwerben; denn wenn diese Bändchen auch für wissenschaftliche Zwecke nicht verwendbar sind, so sind sie doch, trotz des bescheidenen Umfanges, z. B. sehr gut geeignet als Proben beim Literaturstudium zu dienen wie etwa die Hefte über Hood, Defoe, Goldsmith, Cowper, Crabbe u. a. Sie bieten jedenfalls mehr und einheitlicheres, als irgendwelche Chrestomathien es können. In einigen Fällen kann man sich vielleicht sogar entschliessen, für die Schulen von ihnen Gebrauch zu machen; denn wenn man auch grundsätzlich bei deutschen Ausgaben verharren wird, so kann doch hier und da auch einmal

eine Ausnahme stattfinden, zumal wenn sie so wenig kostspielig ist. Das belehrende und anziehende Element, das für den Schüler der Erwerb und Besitz einer ausländischen Originalausgabe bedeutet, ist jedenfalls nicht ganz zu unterschätzen. Tennyson, Wordsworth, Shelley würden etwa am ehesten hierfür in Betracht kommen.

Die uns vorliegenden, gleichmässig guten Bändchen haben folgenden Inhalt: 1. Shakespeare's *Songs and Sonnets* (31 S.). 28 lyrische Stücke und 16 Sonette. — 2. Goldsmith's *Traveller and Deserted Village* (30 S.). — 3. Thomas Hood's *Poems* (32 S.). 17 seiner besten Gedichte. — 4. Daniel Defoe, *Selections* (48 S.). 9 Abschnitte, davon 3 aus *Robinson*, einer aus den *Memoirs of a Cavalier* (After Leipsic), einer aus *Captain Singleton*, einer aus *Colonel Jacques*, zwei aus dem *Journal of the Plague Year*. — 5. William Hazlitt, *Selections* (48 S.), 9 Abschnitte aus seinen Schriften. — 6. Napier's *Peninsular War* (48 S.). 7 vortreffliche Abschnitte aus seiner Geschichte des spanischen Feldzugs Napoleons.

Pope's *Rape of the Lock*. Edited by George Holden. Oxford, Clarendon Press, 1909. VIII+102 S. 8°. Gebd. 2 s.

Die altberühmte *Clarendon Press* gibt jetzt auch eine Reihe von Schulausgaben englischer Schriftsteller heraus, die ein würdiges Seitenstück zu den bekannten akademischen Ausgaben bilden. Vorliegende Ausgabe von Popes *Lockenraub* ist eine sehr gute Leistung, die auch unseren Studenten, besonders für das Privatstudium, hoch willkommen sein und treffliche Dienste leisten wird. Die 32 Seiten lange Einleitung bringt alles Notwendige für das Verständnis des Werkes. Sie beginnt mit der Zusammenstellung einiger Urteile über das berühmte Gedicht und schätzt es schliesslich — mit Recht — dahin ein, dass ihm zwar nicht wegen dichterischer Vorzüge, wohl aber wegen seines ungemein hohen kulturgeschichtlichen Wertes — ist es doch der bezeichnendste und treffendste Ausdruck seiner ganzen Zeit — noch heute hohe Bedeutung zukomme. Es folgt dann die Entstehungsgeschichte des Werkes und ein kurzer Lebensabriss Popes bis zur Abfassung desselben. Ein verhältnismässig breiter Raum wird der Darlegung der Geschichte und Lebensverhältnisse der im *Lockenraub* auftretenden Personen eingeräumt. Sogar eine ausführliche Geschlechtstafel fehlt nicht. Kürzer wird dann der berühmte oder berühmte *Key to the Lock* abgetan und ebenso die Erläuterung der *Machinery*, die zum nicht geringen Teil dem Dichter und seinem Werke mit zur Berühmtheit verholfen hat. Ein paar vergleichende Betrachtungen über einige andere komische Heldengedichte sind auch sehr knapp. Den Schluss der Einleitung bildet eine Zeittafel über Popes wichtigste Schriften und die bemerkenswertesten Ereignisse seines Lebens von 1714 an, wobei nur zu bedauern ist, dass in die Tabelle nicht auch die Zeit bis 1713 aufgenommen ist; da hätte man doch ein vollständiges Bild gehabt.

Der Text stützt sich auf die grosse Ausgabe von Warburton (1766), in der alle Bemerkungen „letzter Hand“ von Pope selbst berücksichtigt sind. Die Anmerkungen (S. 63—92) sind reichhaltig und gut. Sie verzeichnen zunächst alle Unterschiede zwischen der kurzen ersten und den späteren erweiterten Ausgaben und bieten ferner zahlreiche sprachliche und sachliche Belehrungen. Ein Anhang bringt noch eine Abhandlung über das *ombre*-Spiel, und ein Index enthält alle Namen und irgendwie bemerkenswerten Wörter, die im Text, der Einleitung und den Anmerkungen vorkommen. — Ausstattung und Druck sind vorzüglich.

Wenn etwas zu vermessen wäre, so ist es ein Hinweis auf die köstlichen Illustrationen von Aubrey Beardsley, die uns jetzt durch die pracht-

volle Ausgabe einer deutschen Uebersetzung des *Lockenraubes*, welche der Inselverlag (1908) veranstaltet hat, leicht zugänglich gemacht worden sind (vgl. *Zeitschrift* 8, S. 82/83).

Otto Jiriczek, *Viktorianische Dichtung. Anhang: Die Lesarten der ersten Fassungen*. Heidelberg, Carl Winter, 1909. 65 S. 1,20 M.

Jiriczeks *Viktorianische Dichtung*, die in dieser *Zeitschrift* 7, S. 180 besprochen wurde, hat sich seitdem weiteren reichen Beifalls in der Kritik erfreuen können. Der vorliegende Anhang dazu ist trefflich geeignet, den Wert des Buches für eigens akademische Zwecke, insbesondere für textkritische Seminarübungen, noch ganz erheblich zu erhöhen. Während der Hauptband die mitgeteilten Texte stets in den Fassungen letzter Hand brachte, bietet der Anhang die der Erstausgaben. Die Arbeit, diese Erstausgaben zusammen zu bekommen und zu verwerten, war nicht gering, da sie zum Teil in sehr seltenen Einzelausgaben, zum Teil in längst verschollenen Zeitschriften vergraben sind, die selbst in England nur noch sehr schwer zu haben sind. In ganz wenigen Fällen konnten sie überhaupt nicht mehr ermittelt werden. So mühevoll aber auch die Arbeit gewesen sein mag, so schätzenswert ist sie auch. Denn es gab bisher für uns in Deutschland so gut wie gar keine Möglichkeit, die in der Anthologie behandelten Dichter textkritisch zu betrachten; solche Textkritik aber bedeutet bei neueren Dichtern nichts anderes als Entwicklungsgeschichte in psychologischer, ästhetischer und formaler Beziehung. Und diesen Erscheinungen nachgehen, sie verständnisvoll und sachgemäss würdigen zu lehren, ist eine der vornehmsten und lohnendsten Aufgaben der neusprachlich-literarhistorischen Seminarübungen. Es wäre nur dringend zu wünschen, dass diese Art Seminarbetrieb baldigst recht weite Verbreitung und Uebung fände; denn sie ist in gar vielen Beziehungen fruchtbarer und lohnender als zu reichliche, wenn nicht gar ausschliessliche Beschäftigung mit mittelalterlichen Denkmälern. Jiriczeks Buch, insbesondere der Anhang dazu, bietet den Vertretern der englischen Philologie gute und ausgiebige Gelegenheit, diesen Wünschen, die sich übrigens durchaus mit den auf den letzten Neuphilologentagen dringend lautgewordenen Forderungen decken, zunächst wenigstens hinreichend gerecht zu werden.

Matthew Arnold, *Selected Poems*. Edited, with Introduction and Notes by H. B. George and A. M. Leigh. Oxford, Clarendon Press, 1909. 124 S. 8^o. Gebd. 2 s.

Arnolds hervorragende und uneingeschränkt anerkannte Bedeutung als Meister der Prosa und des kritischen Essays hat es wohl bewirkt, dass man seine dichterische Leistung selbst in England erst in zweiter Reihe zu nennen und zu betrachten pflegt. Das ist wohl auch noch in deren ausgesprochen klassizistischem Charakter begründet, der kaum völlig zu den teils noch ziemlich romantischen, zum anderen Teil aber fast ausschliesslich praktisch gerichteten Bestrebungen und Anschauungen seiner Zeit passt. Immerhin aber steckt doch ausserordentlich Treffliches in seinen Dichtungen, wovon man sich jetzt am bequemsten aus der zwar kleinen, aber sehr geschickten Auswahl seiner lyrischen Gedichte überzeugen kann, die Jiriczek in seiner *Viktorianischen Dichtung* (Heidelberg 1907) dargeboten hat (vgl. *Zeitschrift* 7, S. 180). Die hier vorliegende schöne englische Schulausgabe wird zweifellos viel dazu beitragen, den Dichter Arnold in England wie bei uns erheblich bekannter zu machen. Sie soll die besondere Eigenart Arnolds klar erkennen lassen und dabei nur solche Proben bieten, die von der Jugend wirklich verstanden werden können, und ausserdem auch geeignet sind, in literar- und kulturgeschicht-

licher Beziehung Verständnis für das zu wecken, was Arnold mit so grossem Nachdruck stets verkündigt und gefordert hat: für grosszügige und feinsinnige vergleichende Betrachtung. Darum haben die Herausgeber mit vollem Recht den beiden grösseren epischen Werken *Sohrab and Rustam* und *Balder Dead* den Hauptplatz eingeräumt und ihnen noch vier andere, kleinere, aber gleichfalls ausgezeichnete Gedichte folgen lassen: *Memorial Verses*, *The Youth of Nature*, *The Scholar Gipsy*, *Thyrsis*. Namentlich aus den beiden Epen wird der innige geistige Zusammenhang des Dichters mit der Antike durchaus klar, und auch der zweite — pädagogische — Zweck, Empfänglichkeit und Verständnis für anderer Völker Kultur- und Geistesleben anzuregen, kann durch liebevolle Beschäftigung mit ihnen erfolgreich erreicht werden — ganz abgesehen von dem künstlerischen Genuss, den die Gedichte an sich bieten. Dem jüngeren Leser leisten dabei die geschickt gearbeiteten Anmerkungen gute Dienste, die in knapper Fassung und ausreichendem Masse jedem der Stücke angefügt sind. — Die Einleitung enthält einen ganz kurzen Lebensabriss Arnolds und eine etwas ausführlichere, durch manche Proben belebte Würdigung seiner Eigenart und Bedeutung.

Das Bändchen ist eine sehr wohlgelungene Leistung und kann auch unseren deutschen Studenten sowie allen Freunden neuerer englischer Dichtung warm empfohlen werden. Die Beschäftigung mit ihm ist auf jeden Fall lohnend und erfreulich.

Longfellow's *Sang von Hiawatha*. Aus der englischen Urschrift in deutsche Verse übertragen von Dr. A. Sleumer. Mit dem Bilde und der Lebensbeschreibung Longfellow's. Limburg a. d. Lahn, Gebr. Steffen, o. J. [1909]. XVII+191 S. 2,— Mk.

Diese neue Uebersetzung, die schon einige, vom Verfasser absichtlich nicht benutzte Vorgänger hat, ist aus reiner Freude und Begeisterung an der anmutigen Kunst des amerikanischen Dichters entstanden. Sie ist gewandt, fließend, gut deutsch und mit poetischer Anempfindung geschrieben, so dass sie sich angenehm liest und wohl geeignet ist, dem Sänger neue deutsche Freunde zu gewinnen. Einige Stichproben haben ergeben, dass sie in allem Wesentlichen auch wortgetreu ist; einige Freiheiten sind selbstverständlich unvermeidlich gewesen, fallen aber gar nicht ins Gewicht. Die in der Vorlage häufig auftretenden formelhaften epischen Wiederholungen gewisser Ausdrücke sind im Deutschen absichtlich — auch nach meinem Gefühl mit Recht — in zahlreichen Fällen beseitigt. — Vorausgeschickt ist der Uebertragung eine hübsche, von warmer Liebe getragene Einleitung über Leben und Werke des Dichters. Die Ausstattung ist gut, der Preis mässig.

Das Buch eignet sich auch recht gut für Schülerbüchereien. Da, wo etwa in der Schule *Evangeline* gelesen wird, kann es sehr wohl dazu dienen, auch mit dem *Hiawatha* — in deutschem Gewande — bekannt zu machen.

Königsberg.

H. Jantzen.

Bücherschau.

Bei der Redaktion sind vom 1. März bis 1. August 1909 folgende Bücher eingelaufen:

Monatschrift für höhere Schulen 8, 3—7 (März—Juli 1909).

Beiblatt zur Anglia 20, 3—7 (März—Juli 1909).

Modern Language Teaching 5, 2—5 (Febr.—July 1909).

Modern Language Notes 24, 3—6 (March—June 1909).

American Journal of Philology 29, 1—3 (1908).

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes 26, 1—5 (Mars—Juillet 1909).

Magyar Shakespeare-Tár II, 2 (Mai 1909).

H. Jantzen, Die höhere Mädchen- und Lehrerinnenbildung in Preussen. Die amtlichen Bestimmungen, Lehrpläne, Prüfungsordnungen und sonstigen wichtigen Erlasse. Goslar a. H., 1909, Rich. Danehl. 268 S. Gebd. 3,50 Mk.

33. Bericht über die Königin Luise-Schule zu Königsberg i. Pr. Die Neuordnung des Mädchenschulwesens. Schulnachrichten. Vom Direktor Dr. H. Jantzen. Königsberg, 1900. 72 S.

Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl. Vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, Hermann Hirt, Karl Kant. 6. Lieferung (Kaff bis Kyrie eleison). Giessen, Töpelmann, 1909.

Georg Karl Wolf, Ein Semester in Frankreich. Fingerzeige für angehende Neuphilologen und Neuphilologinnen. Mit einem Geleitwort von K. A. Martin Hartmann. XII+177 S. Berlin, Weidmann, 1909. 3,— Mk.

August Lummert, Impressions de voyage en France et en Suisse romande. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Dorotheenschule zu Berlin. Ostern 1909, Weidmann. 25 S. 1,— Mk.

Otto Wendt, Enzyklopädie des französischen Unterrichts. Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der französischen Sprache mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Dritte, neubearbeitete Auflage. XI+452 S. Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1909.

Paul Voos, Die mündlichen Uebungen im neusprachlichen Unterricht. Ein Beitrag zur Methodik des Französischen und Englischen. 80 S. Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior) 1909. 1,— Mk.

Max Schröer, Die Anschauung im französischen Anfangsunterricht. Besonders auf Grund der Hölzelschen Jahreszeitenbilder im Anschluss an Ploetz Elementarbuch. Berlin, F. A. Herbig, 1909. 88 S. 1,25 Mk.

Max Schröer, Wörterbuch zu den Hölzelschen Jahreszeitenbildern nebst einer Anleitung zur Aufertigung französischer Aufsätze. Berlin, F. A. Herbig, 1909. 54 S. kart. 0,70 Mk.

Französische Texthefte zu Hirts Anschauungsbildern bearbeitet von Hermann Fischer und Georg Dost. Breslau, Ferdinand Hirt, 1909. Heft III: Der Herbst von Hermann Fischer. 48 S. — Heft VII: Die Grossstadt von Georg Dost. 48 S. — Heft VIII: Der Seehafen von Hans Wienhold. 48 S. — Bd. 1,— Mk.

H. Schmidt, Französische Schulphonetik. Praktische Anleitung für den Unterricht in der französischen Aussprache. Cöthen, Otto Schulze, 1909. VIII+92 S. Gebd. 1,80 Mk.

Jos. Sanneg, Dictionnaire étymologique de langue française, rimé par ordre alphabétique rétrospectif. Französisch-deutsches Wörter- und Namenbuch nach den Endungen rückläufig-alphabetisch geordnet. Reim- und Ableitungswörterbuch der französischen Sprache. I. Heft: die Wörter und Namen auf -a, -b, -c, -d und -e (bis Claudie). 86 S. Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1909. 1,25 Mk.

Theodor Kalepky, Lexikographische Lesefrüchte. II. Teil, enthaltend: Wörter und Wortzusammensetzungen, die in den vorhandenen

französischen bzw. französisch-deutschen Wörterbüchern noch nicht bezeichnet sind. — Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Falk-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1909, Weidmann. 31 S. 1,— Mk.

F. J. Wershoven, Liliput-Wörterbuch. I. Teil: Deutsch-Französisch. 547 S. — II. Teil: Französisch-Deutsch. 579 S. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther. Bd. 0,90 Mk.

M. Finger, Vocabulaire. Papiervoss H.-G., Hannover, 1909. 240 S. 0,70 Mk.

Ernst Kröger, Die Gedichte des Grafen Alfred de Vigny. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der dritten Oberrealschule zu Berlin. Ostern 1909, Weidmann. 20 S. 1,— Mk.

Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben, hrsg. v. Max Friedrich Mann. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1909. Nr. 5: Contes de France. Recueil pour la jeunesse. Annoté par A. Robert Dumas et Ch. Robert Dumas. 62+45 S. — Nr. 6: Au Bruit du Canon. Récits et Nouvelles (1793—1815). Annotés par A. Robert-Dumas et Ch. Robert-Dumas. 52+54 S. — Bd. gebd. 1,20 Mk.

Französische Schülerbibliothek I. Serie, 9. Bändchen: Racine, Athalie. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch und einem Wörterbuch versehen von A. Mühlen. Paderborn, Schöningh.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller: Emile Souvestre, Vier Erzählungen aus Au Coin du Feu. Hrsg. v. A. W. Loewenstein. 79 S. + Wörterbuch 29 S. 1,— + 0,30 Mk.

Oxford Higher French Series edited by Léon Delbos: Préface du „Cromwell“ de Victor Hugo, edited by Edmond Wahl. LVI+139 S. Oxford, Clarendon Press, 1909.

Oxford Modern French Series edited by Léon Delbos: Césaire Birotteau by Honoré de Balzac edited by Wilhelmine E. Delp. XXIV+253 S. — Pavie et le Lac de Rome by J. C. L. Simonde de Sismondi edited by Arthur Wilson-Green. XII+138 S. Oxford, Clarendon Press, 1909.

W. Passmann und P. Voos, Französische Gedichte und Lieder. Zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, Gymnasien und anderen höheren Schulen. IV+118 S. 1,80 Mk. Dazu Ergänzungsheft: Anmerkungen und Wörterverzeichnis, 45 S. Kostenlos. Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1909.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Théâtre Français, 72. Liefg. Ausgabe B: Théâtre Moderne (Theuriet: Jean-Marie. — Coppée: Le Luthier de Crémone. Le Trésor) mit Anmerkungen hrsg. v. F. W. Bernhardt. XXII+91 S. Anhang 21 S. 1909. — Prosateurs Français, 173. Liefg.: Le Siècle de Louis XIV par Victor Duruy. Ausgewählte Abschnitte aus V. Duruys Histoire de France, bearbeitet von Viktor Schliebitz. IX+136 S. Anhang 77 S. 1908. — 174. Liefg.: Napoléon. Aus Mémoires d'Outre-Tombe par Chateaubriand. Im Auszug hrsg. v. Paul Schlesinger. XI+142 S. Anhang 128 S. 1908. — 175. Liefg.: Une Famille pendant la Guerre 1870—71 par Mme B. Boissonnas. Ouvrage couronné par l'Académie. In Auszügen mit Anmerkungen hrsg. v. Wilhelm Schaefer. VII+140 S. Anhang 35 S. 1908. — 176. Liefg.: Allemands et Français. Souvenirs de Campagne par Gabriel Monod. Im Auszuge mit Anmerkungen hrsg. v. O. Leichsenring. V+67 S. Anhang 24 S. 1908. — 177. Liefg.: Mémoires du Général Baron de Marbot. Im Auszuge mit Anmerkungen hrsg. v. G. Hanauer. V+178 S. Anhang 34 S. 1909. —

178. Liefg.: *Histoire de Marie-Antoinette* par Edmond et Jules de Goncourt. Hrsg. v. A. Meyer. X+128 S. Anhang 37 S. 1909.

Beowulf nebst den kleineren Denkmälern der Heldensage mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen hrsg. v. F. Holthausen. I. Teil: Texte und Namenverzeichnis. 2. verbesserte Auflage. Mit 2 Tafeln. (Alt- und mittellenglische Texte. Bd. 3¹.) Heidelberg, Carl Winter, 1909. 2,20 Mk., gebd. 2,80 Mk.

Bonner Beiträge zur Anglistik, hrsg. v. M. Trautmann. Heft XXIV: K. Jansen, Die Cynewulfforschung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 126 S. — Heft XXV: O. Schlotterose, Die altenglische Dichtung „Phoenix“, hrsg. und erläutert. 142 S. Bonn, Haustein, 1908. 4,— und 5,— Mk.

Shakespeare's Othello in Paralleldruck nach der ersten Quarto und ersten Folio mit den Lesarten der zweiten Quarto und einer Einleitung hrsg. v. Arnold Schröer (= Englische Textbibliothek, hrsg. v. Joh. Hoops, 14). Heidelberg, Winter, 1909. XVI+212 S. kart. 1,70 Mk.

E. Dowden, Shakespeare. Uebersetzt und bearbeitet von P. Tausig. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Hesse, o. J. [1909]. 202 S. gebd. 1,— Mk.

A. Böhntlingk, Shakespeare und unsere Klassiker. I. Bd. Lessing. Leipzig, F. Eckardt, 1909. XIX+303 S. 3,— Mk., gebd. 4,— Mk.

Wielands Gesammelte Schriften. Hrsg. von der deutschen Kommission der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften. II. Abteilung. 1. Bd. Shakespeares theatralische Werke. 1. u. 2. Teil. Hrsg. v. E. Stadler. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1909. 372 S. 7,20 Mk.

H. Conrad, Professor Brandl, der Vorstand der Shakespeare-Gesellschaft und meine Revision der Oechelhäuserschen Volksausgabe des Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Textes. (Als Manuskript gedruckt.) Königsberg, 1909.

W. Alberts, Hebbels Stellung zu Shakespeare (= Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, hrsg. v. F. Muncker, XXXIII), Berlin, Alex. Duncker, 1908. 78 S. 2,— Mk.

G. Holzer, Ein Kommentar zu Shakespeares Drama Julius Caesar in Baconscher Beleuchtung. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule Heidelberg 1908/09.

—, Shakespeare im Lichte der neuesten Forschung. Karlsruhe, Fr. Gutsch, 1908. 33 S. 0,60 Mk.

Konrad Meier, Die Shakespeare-Baconfrage. Sonderabdruck aus dem Dresdener Anzeiger (29. 3. 09). 42 S.

Pope's Rape of the Lock. Edited by G. Holden. Oxford, Clarendon Press, 1909. 102 S. 2 s.

Matthew Arnold, Selected Poems. Edited with Introduction and Notes by H. B. George and A. M. Leigh. Oxford, Clarendon Press, 1909. 124 S. 2 s.

Longfellow's Sang von Hiawatha. Aus der englischen Urschrift in deutsche Verse übertragen von A. Sleumer. Mit dem Bilde und der Lebensbeschreibung Longfellow's. Limburg a. d. Lahn, Gebr. Steffen. o. J. [1908]. XVII+191 S. 2,— Mk.

W. Poling, Kritische Studien zu E. B. Browning (= Münstersche Beiträge zur englischen Literaturgeschichte hrsg. v. O. Jiriczek, VI), Münster i. W., H. Schöning. 1909. VIII+90 S.

Bertha Badt, Annette von Droste-Hülshoff. Ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur englischen Literatur. (= Breslauer Bei-

träge zur Literaturgeschichte, hrsg. von M. Koch und G. Sarrazin, 17). Leipzig, Quelle & Meyer, 1909. 96 S. 3,— Mk.

Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben: English Authors. Ausg. B. Liefg. 115: G. A. Henty, Both Sides the Border, A Tale of Hotspur and Glendower. Hrsg. v. H. Strohmeier, VI+171 S.+26 S. Anh. 1,40 Mk. — 116: Tip Cat, by the Author of „Lil“, „Pen“ etc. Hrsg. v. K. Horst. VI+143 S.+35 S. Anh. 1,30 Mk. — 117: F. H. Burnett, Sara Crewe. Hrsg. v. B. Klatt. V+67 S.+17 S. Anh. 0,80 Mk. — 118: Mrs. Gaskell, Cranford. Hrsg. v. G. Opitz. VI+130 S.+23 S. Anh. 1,— Mk. — 119: Readings from Ruskin. Hrsg. v. Aronstein. XII+123 S.+40 S. Anh. 1,10 Mk. — 120: A. R. Hope, Select Stories. Hrsg. v. Fr. Haasbert. II+149 S.+50 S. Anh. 1,30 Mk. — 121: Agnes Giberne, Sun, Moon, and Stars, Astronomy for Beginners. Hrsg. v. H. Strohmeier. VIII+126 S.+46 S. Anh.+3 Tafeln. 1,40 Mk. — Helen Keller, The Story of my Life. Hrsg. von L. Bülte. V+104 S.+19 S. Anh.+2 Porträts. 0,80 Mk. Sämtlich gebd. Bielefeld u. Leipzig, 1908 u. 1909.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller: Fitchett, Fights for the Flag. Hrsg. v. H. Hoffmann. 137 S. 1,40 Mk. — Selection of American Prose-Writers. Hrsg. v. F. Meyer. 144 S. 1,50 Mk. Leipzig u. Wien, Freytag & Tempsky. 1909. — Shakespeare, Coriolanus, hrsg. v. G. Krüger. Ebd. 1909. 244 S. 1,80 Mk. — Shakespeare, King Richard II., hrsg. v. Aronstein. 172 S. 1,50 Mk. — Macaulay, Frederic the Great, hrsg. v. P. Reimann. 130 S. 1,40 Mk. — Dickens, The Old Curiosity Shop, hrsg. v. Anna Küsel. 113 S. 1,30 Mk.

Select English Classics. Edited with Introductions by A. T. Quiller-Couch: J. Milton, Minor Poems, 32 S. — Shakespeare's Songs and Sonnets, 31 S. — Th. Hood's Poems, 32 S. — W. Hazlitt, Selections, 48 S. — Goldsmith, Traveller and Deserted Village, 30 S. — Napier, Peninsular War, 48 S. — Daniel Defoe, Selections, 48 S. Oxford, Clarendon Press, je 3 d., gebd. 4 d.

O. Goldsmith, The Vicar of Wakefield (= English Classics, Great Novels by Great Writers. Ed. by J. F. Bense, IV), Groningen, P. Noordhoff, 1909. 195 S.+XII S. Index. 1,— f.

Poets of the Nineteenth Century. Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda (= Library of Contemporary Authors, V), Groningen, P. Noordhoff, 1909. XII+308 S. 1,50 f.

A. Harnisch und J. E. Pickering, Views of English National Life. Für die Oberstufe der Vollenstalten und zum Selbststudium. (= Methodische englische Sprechschule, II. Teil.) Leipzig, Reisland, 1909, VIII+167 S. Gebd. 2,— Mk.

Englische Schülerbibliothek. II. Serie, 6. Bändchen: Dickens, Florence and her little brother (Dombey and Son). Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch und einem Wörterbuch versehen von Th. Hillenkamp. Paderborn, Schöningh. Gebd. 1,50 Mk.

Collection of British Authors (Tauchnitz Edition), je 1,60 Mk. Vol. 4093: Gertrude Atherton, The Gorgeous Isle.

„ 4094: Roda Broughton, Mamma.

„ 4095: Oscar Wilde, A House of a Pomegranates.

„ 4096: —, Lord Arthur Savile's Crime and Other Prose Pieces.

„ 4097: H. G. Wells, The War in the Air.

„ 4098/99: Ouida, Helianthus.

- Vol. 4100: B. M. Croker, Katherine the Arrogant.
 „ 4101: E. F. Benson, The Blotting Book.
 „ 4102 3: Arnold Bennett, The Old Wives' Tale.
 „ 4104: Henry Harland, The Royal End.
 „ 4105: Arthur Morrison, Green Ginger.
 „ 4106/7: Maurice Hewlett, Halfway House.
 „ 4108: Maarten Maartens, Brothers All.
 „ 4109 10: Frank Danby, An Incomplete Etonian.
 „ 4000: Theodore Stanton, A Manual of American Literature.
 „ 4111: Dorothea Gerard, Pomp and Circumstance.
 „ 4112: Oscar Wilde, Lady Windermere's Fan.
 „ 4113: — —, An Ideal Husband.
 „ 4114: Mrs. Henry de la Pasture, Catherine's Child.
 „ 4115: E. W. Hornung, Dead Men Tell no Tales.
 „ 4116: Baroness von Hutten, Kingsmead.
 „ 4117: Alice Perrin, Idolatry.
 „ 4118: Richard Whiteing, Little People.
 „ 4119 20: Agnes and Egerton Castle, Wroth.
 „ 4121: Robert Hichens, Barbary Sheep.
 „ 4122 3: H. G. Wells, Tono-Bungay.
 „ 4124: Elinor Glyn, Elizabeth visits America.
 „ 4125: Mrs. Humphry Ward, Daphne; or „Marriage à la mode“.
 „ 4126: H. A. Vachell, An Impending Sword.
 „ 4127: John Galsworthy, The Country House.
 „ 4128: W. E. Norris, The Perjurer.
 „ 4129: H. G. Wells, First and Last Things.

John Morris, Organic History of English Words. Part I: Old English. Strassburg, Trübner, 1909. VIII+128 S. 3,— Mk.

Rud. Pestalozzi, Syntaktische Beiträge. I. Systematik der Syntax seit Ries. II. Die Kasus in Joh. Kesslers Sabbata. (= Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, hrsg. v. W. Uhl. 12. Heft.) Leipzig, Avenarius, 1909. 80 S. 3,— Mk.

Ellinger, Vermischte Beiträge zur Syntax der neueren englischen Sprache mit zahlreichen Belegen aus den besten Prosaschriftstellern des Zeitalters der Königin Victoria und der Gegenwart. Wien und Leipzig, Alfred Hölder, 1909. 2,60 Mk.

Dubislav, Beiträge zur historischen Syntax des Englischen. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule II zu Charlottenburg. Ostern 1909.

Gustav Krüger, Englische Schulgrammatik. Unter Mitwirkung von William Wright bearbeitet. 2. Aufl. Leipzig u. Wien. G. Freytag u. F. Tempsky, 1909. XVI+266 S. Gebd. 3,— Mk.

A. Baumgartner, Englisches Uebersetzungsbuch. Im Anschluss an des Verfassers „Lesebuch“. Zürich, Art. Institut Orell Füssli, o. J. [1908]. VI+62 S. Karten. 1,— Mk.

Arthur Lindenstead, Richard Elsing's Apprenticeship. (Sammlung kaufmännischer Unterrichtsbücher, hrsg. v. L. Voigt.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1900. VII+136 S. Steif geh. 2,— Mk.

Rosalie Büttner, Lese- und Lehrbuch der englischen Sprache in Anlehnung an die direkte Methode. III. Teil. Leipzig, Röder & Schunke, 1909. XVI+378 S.

— —, Wörterbuch zum Lese- und Lehrbuch der englischen Sprache. Leipzig, Röder & Schunke, 1900. 140 S.

R. Krüger u. A. Trettin, Lehrbuch der englischen Sprache. Nach praktischen Grundsätzen bearbeitet für Fortbildungs-, Handels- und Mittelschulen. 3. Aufl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1909. XVI+320 S. Gebd. 2,80 Mk.

Uebe, Müller, Hunger, Lehrbuch der englischen Sprache für Handels- und Gewerbeschulen. Auf Grund des Lehrbuchs der englischen Sprache von Thiergen-Boerner bearbeitet und herausgegeben. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1909. VIII+241 S. Gebd. 2,80 Mk.

Peters und Gottschalk, Kurzer Lehrgang der englischen Sprache für kaufmännische Schulen. 2. verb. Aufl. Leipzig, August Neumann, 1909. VIII+236 S. Gebd. 2,80 Mk.

H. Knocke, Guide to English Conversation and Correspondence. 2. and 3. (General) Edition: A. Hannover-List u. Berlin, C. Meyer (Gustav Prior), 1909. XII+116 S. Gebd. 1,80 Mk.

H. Schmidt und H. B. Smith, Englische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1909. 66 S. 1,— Mk.

F. Sefton Delmer, Englische Debattierübungen. Outlines of Debates for Oral Composition. Ein Hilfsmittel für englische Konversationskurse. Berlin, Weidmann, 1909. VIII+85 S. Gebd. 1,20 Mk.

E. Hausknecht, Englisch-deutsches Gesprächsbuch (= Sammlung Göschen Nr. 424). Leipzig, Göschen, 1909. 136 S. Gebd. 0,80 Mk.

Hausknecht, The English Student. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. 10. Auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1909.

Dettloff Mueller, Die Praxis des englischen Handelsverkehrs. Zum Gebrauch an Handelshochschulen, Handelsschulen sowie zum Selbstunterricht. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1909. VIII+252 S. Gebd. 3,50 Mk.

—, Leitsätze des englischen Handelsrechts und die Nomenklatur des englischen Vertragswesens. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1909. S. 115—143, 1—51. Geh. 2,— Mk.

Wandkarten für den neusprachlichen Unterricht: The British Isles after the Sydow-Habenicht Wall Map adapted to the Teaching of English by Dr. Georg Reichel. Massstab 1:750000, Grösse 168×147 cm. 10,— Mk., aufgez. in Mappe 15 Mk., aufgez. mit Stäben 18 Mk., desgl. lack. 21,— Mk. Gotha, Justus Perthes, 1909.

P. Darmstaedter, Die Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig, Quelle & Meyer, 1909. VI+242 S. Gebd. 4,— Mk.

M. Brandenburg. H. Jantzen.

Zeitschriftenschau.

Pädagogisches Archiv. Monatschrift für Erziehung, Unterricht und Wissenschaft. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten und Schulmännern hrsg. von Prof. Dr. J. Ruska. 51. Jahrgang (1909). Heft 1—6 (Januar bis Juni). Die altbewährte und hochangesehene Zeitschrift hat am Ende ihres ersten Halbjahrhunderts einige durchgreifende Veränderungen erfahren. Bereits 1908 ist sie in den rührigen Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig übergegangen, und seit 1909 hat der unsern Lesern durch mehrere in der *Zeitschrift* veröffentlichte treffliche Aufsätze wohlbekannte Prof. Ruska-Heidelberg die Redaktion übernommen, der einer der lebhaftesten und geschicktesten Vorkämpfer für unsere eigenen Bestrebungen genannt werden darf. Auch das Aeussere, Druck und Ausstattung, hat in dem neuen Verlage sehr gewonnen. Jedes Heft von etwa vier Druckbogen Umfang enthält ausser mehreren Aufsätzen aus dem Gesamtgebiet des höheren Schul- und Unterrichtswesens eine Rundschau mit allerhand Mitteilungen und Nachrichten, sowie meist recht reichhaltige Literaturberichte. Der Preis des ganzen Jahrgangs (12 Hefte) beträgt 12 Mk. Aus dem Inhalt der ersten sechs Hefte sind folgende in unsern Interessenkreis fallende Beiträge hervorzuheben:

1. Heft. E. Spranger, *Humanismus und Realismus* (S. 1—9). Verfasser unterzieht in ernster und anziehender Form die vorhandenen Gattungen unserer höheren Schulen einer Betrachtung darauf hin, wie sie ihre Aufgabe, wirklich gediegene, fruchtbare und praktische, national und sozial wertvolle Allgemeinbildung zu verleihen, erfüllen. Mit Recht verlangt er für das Gymnasium eine Modernisierung, damit es wieder mehr Fühlung mit den Problemen unserer Zeit gewinne, und für die Realanstalten Konzentration der modern-realistischen Stoffe zu humanistischer Einheit. Bezüglich der Mädchenbildung bezeichnet er die bedingungslose Forderung der Koedukation durch die Frauenrechtlerinnen als einen offensbaren Atavismus und verlangt vielmehr mit guten Gründen „ein echt weibliches, modernes Bildungsideal mit eigenen Unterrichtswegen“. — Joh. Speck, *Friedrich Paulsen* (S. 9—32). Eine treffliche Würdigung der Persönlichkeit, der philosophischen und pädagogischen Bestrebungen und der allgemeinen Bedeutung des verstorbenen Gelehrten. — H. Jantzen, *Die preussische Oberlehrerinnenprüfung. Gedanken und Vorschläge zu ihrer Neugestaltung* (S. 32—40). Inzwischen ist eine Neuregelung, allerdings in etwas anderer Weise, durch den Erlass des Ministeriums vom 3. April 1909 erfolgt. — 2. Heft. P. Ziertmann, *Der Kandidatenaustausch, besonders mit Amerika* (S. 87—99). Der Verfasser, der selbst ein

Jahr lang das amerikanische Schulwesen an Ort und Stelle studiert hat, wünscht und weiss es mit guten Gründen zu unterstützen, dass beim Kandidatenaustausch mit Amerika — was übrigens für das übrige Ausland auch gelten dürfte — von deutscher Seite nicht überwiegend ganz junge Lehramtskandidaten, sondern vielmehr Oberlehrer, die schon eine gewisse Erfahrung hinter sich haben, entsendet werden sollen — ein Verfahren, das von den Amerikanern von Anfang an befolgt worden ist. — W. Parow, *Zur Frage des Lateinunterrichts an Oberrealschulen* (S. 99—116). Verlangt Einführung lehrplanmässigen Pflichtunterrichts in Latein an diesen Schulen. Einer der Gründe ist der, dass „das Fehlen lateinischer Kenntnisse im sprachlich-historischen Teile des Lehrplanes der Oberrealschule zu einer Verflachung des Unterrichts führen muss“. — 3. Heft. Heinrich Leo, *Kann die Schule Persönlichkeiten schaffen?* (S. 121—126). — M. Nath, *Das pädagogische Seminar* (S. 133—145). Vergleich der neuen preussischen „Ordnung der praktischen Ausbildung der Kandidaten vom 15. März 1908“ mit der in Bayern geübten Praxis, wie sie K. Neff in seinem Buche „Das pädagogische Seminar“ schildert. — 5. Heft. P. Ziertmann, *Das amerikanische College und die deutsche Oberstufe, eine Frage der Schulorganisation* (S. 225—255). Der Artikel gibt eine aus eigener Erfahrung, Anschauung und liebevollem Studium gewonnene sehr dankenswerte Uebersicht über die Geschichte, Entwicklung und gegenwärtige Einrichtung des amerikanischen höheren Schulwesens einschliesslich der Universitäten. Verfasser steht auf dem Boden der modernen Reformgedanken, die auf eine weitgehende Einführung der Wahlfreiheit nach Begabungsgruppen oder Interessenkreisen in der Oberstufe unserer höheren Schulen hinzielen. Er wünscht natürlich nicht eine mechanische Uebertragung der amerikanischen Einrichtungen auf unsere Verhältnisse, betont aber mit Geschick und gutem Recht die grossen Vorzüge, die in diesen Organisationsgrundsätzen liegen, und zeigt, wie sich eine glückliche und erspriessliche Vereinigung derselben mit den bei uns geltenden herbeiführen liesse. Mit Recht weist er darauf hin, dass in unserer Mädchenschulreform vom 18. August 1908 der Gedanke der Wahlfreiheit bereits stark wirksam geworden ist. Namentlich die bei der Frauenschule in den nächsten Jahren zu machenden Erfahrungen werden zeigen können, wie sich bei uns dieses Prinzip bewährt. — B. Neuendorff, *Ueber einige englische Erziehungsmittel* (S. 261—265). Weist darauf hin, dass das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung, auf dessen Lösung bei uns namentlich der Münchener Schulrat Kerschensteiner mit Glück und Energie hingewiesen hat, im englischen Schulwesen bereits bestens gelöst ist. — 6. Heft. A. Dyroff, *Zur Frage der Frauenbildung* (S. 274—289). Eine feinsinnige, philosophisch gründlich durchdachte, historisch wie psychologisch klar begründete Auseinandersetzung über das jetzt so vielfach und so leidenschaftlich erörterte Problem. Es wäre nur dringend zu wünschen, dass der treffliche Aufsatz auch von den Frauen selbst und namentlich ihren Führerinnen recht viel gelesen würde; allen, die im Dienste der Mädchenbildung arbeiten, ist er warm zu empfehlen. — G. Caro, *Die Lehrpläne für Deutsch, Französisch und Englisch nach den Ausführungsbestimmungen zu dem Erlasse vom 18. August 1908 über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens* (S. 290—301). Eine durchaus anerkennende Würdigung der neuen Lehrpläne; sie zeigen „eine grosszügige moderne Auffassung, erfüllt von bestem deutschem Idealismus, doch aufbauend auf festem realistischen Grunde“. — Rundschau S. 313—315 gibt einen Auszug aus dem Bericht über die Versammlung preussischer

Oberrealschuldirektoren (Berlin, November 1908), der vollständig in der *Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen* 1909, Heft 5/6 gedruckt ist. Für den neusprachlichen Unterricht fanden die Anschauungen wärmste Anerkennung, welche von den gemässigt-vermittelnden Methodikern gefordert werden, wie sie auch unsere *Zeitschrift* und jetzt das *Archiv* verfiicht. Besonderes Aufsehen erregte die gewiss auch allé Leser überraschende Mitteilung, „dass in Berlin für die Promotion in englischer Sprache und Literatur von den Abiturienten der Oberrealschule verlangt werde, dass sie die Reifeprüfung eines Realgymnasiums nachholen.“¹⁾

Germanisch-romanische Monatsschrift. In Verbindung mit Dr. F. Holthausen, Dr. V. Michels, Dr. Meyer-Lübke und Dr. W. Streitberg, hrsg. von Dr. Heinrich Schröder-Kiel. Verlag von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. Bezugspreis für den Jahrgang (über 700 Seiten in Lex.-8°) 6 Mk. 1909. Heft 1—6. Diese neue, seit dem Anfang dieses Jahres erscheinende Zeitschrift hat sich ein ganz vortreffliches Ziel gesteckt, für dessen Erreichung sie allseitige wärmste Unterstützung verdient. Sie will eine nähere Verbindung zwischen „Schule und Universität“ herstellen, als sie leider zurzeit besteht. Sie will durch abgerundete, kritisch gehaltene Aufsätze über einzelne Gebiete der gesamten neueren Philologie (im weitesten Sinne, die deutsche eingeschlossen), über die Fortschritte der Forschung berichten und so die Lehrerschaft auf dem Laufenden erhalten, was bisher für die allermeisten, selbst in Universitätsstädten, eine ungemein schwierige Sache war. Das dadurch ermöglichte Mitgehen mit der Wissenschaft ist aber ein gar nicht hoch genug einzuschätzender Vorteil, der nicht minder dem einzelnen Lehrer wie dem Unterricht zugute kommt. Es gibt beständig neue Anregungen — ein sehr gutes Gegenmittel gegen die ermüdenden und angreifenden Seiten der Unterrichtspraxis und zugleich eine treffliche Förderung für ständig neue Belebung des Unterrichts — und weckt vielleicht auch wieder bei einer grösseren Zahl von Amtsgenossen die Lust und Neigung zu eigener Weiter- und Mitarbeit auf dem wissenschaftlichen, früher einmal mit Vorliebe gepflegten Sondergebiet. Neben den grösseren Leitaufsätzen bringt die Zeitschrift auch Einzelbesprechungen, kleine selbständige Forschungsbeiträge, Mitteilungen über Vereine, Versammlungen, Kongresse und einen Sprechsaal, in dem auch praktisch-pädagogische Fragen erörtert werden können. Ganz besonders rühmend hervorzuheben ist der erstaunlich billige Preis für jährlich 12 Hefte mit rund 700 Seiten (gr. 8°) Inhalt — und zwar ist der Inhalt, wie die ersten 6 Hefte zeigen, durchweg gediegen und in höchstem Masse vollwertig. In Anbetracht dieser Tatsache und vor allem wegen der dankenswerten und verdienstlichen Aufgaben, die die Zeitschrift erfüllt, sei den Fachgenossen, ganz besonders aber allen Schulbüchereien — sie dürfte eigentlich in keiner fehlen — das Mithalten wärmstens empfohlen. — Der Herausgeber, Heinrich Schröder, ist übrigens derselbe Mann, der sich so hervorragende Verdienste um die äussere Hebung unseres Oberlehrerstandes erworben hat; möge er jetzt, wo es für ihn und

¹⁾ In der *Promotionsordnung* für die Philosophische Fakultät der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin heisst es (§ 3): „Die Zulassung zur Promotion ist an den Nachweis der Reife einer deutschen neunstufigen höheren Lehranstalt geknüpft. Reifezeugnisse von Oberrealschulen berechtigen jedoch nur zur Meldung in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern, Reifezeugnisse von Realgymnasien ausserdem noch zur Meldung in den fremden neueren Sprachen (Romanisch, Englisch) und in den Staatswissenschaften.“ Ob diese Bestimmung mit der Tendenz des Gleichberechtigungserlasses vom 26. Februar 1901 im Einklang ist, erscheint allerdings sehr fraglich. *Anm. d. R. (M. K.)*

uns die weitere ideale, innere, wissenschaftliche Förderung des Standes gilt, gleiche oder — grössere Erfolge haben. — Im folgenden erwähnen wir die wichtigsten Beiträge zur englischen und französischen Philologie: 1. Heft. A. Eichler, *Ein englischer Melancholiker: James Thomson der Jüngere* (S. 35—47). Eine sehr geschickte und anziehend geschriebene Uebersicht über Leben, Charakter, Werke und Bedeutung des noch vielfach zu wenig gewürdigten und gekannten Dichters unter Heranziehung der neuesten Literatur. — W. Küchler, *Das französische Theater der Gegenwart. I. François de Cúrel* (S. 47—68). Ausführliche Inhaltsangaben und kritische Charakteristiken seiner Dramen. — W. Meyer-Lübke, *Der appositionale Genitiv im Französischen* (S. 68). — M. Förster, *Universität und Schule* (S. 69—71). Eine Empfehlung und Begründung der Ziele der Zeitschrift durch einen Universitätslehrer. — Anzeigen: *The Shakespeare Library* (W. Bang; „wundervolle Bändchen; vorzüglich“). — Tucker Brooke, *The Shakespeare Apocrypha* (W. Bang; anerkennend). — Ph. Plattner, *Ausführliche Grammatik der französischen Sprache* (Meyer-Lübke; gelobt). — 2. Heft. M. Deutschbein, *Die sagenhistorischen und literarischen Grundlagen des Beowulfepos*. Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Leipzig (S. 103—119). Betont sehr stark den Einfluss keltischer (irischer) Sage und Dichtung. — A. Schröer, *Neuere und neueste Shakespeareausgaben und die Kritik des Textes* (S. 119—132). Lehrreiche, gute Uebersicht. — Meyer-Lübke, *Das Französische in Kanada* (S. 133—139). Geschichtliche Betrachtung und Beschreibung dieser Mundart. — Anzeigen: E. Metzger, *Die Betonung der lateinisch-romanischen Wörter im Neuenglischen* (W. Franz; anerkennend). — W. Küchler, *Französische Romantik* (H. Schnack; gelobt). — 3. Heft. H. Hecht, *Robert Burns* (S. 169—186). Sehr ansprechende und vielseitige Gesamtübersicht. — G. Cohen, *Quatre années de lectorat à Leipzig* (S. 187—197). Uebersicht über die Tätigkeit des französischen Lektors mit sehr zutreffenden kritischen und pädagogisch-praktischen Bemerkungen. — Meyer-Lübke, *Französisch „fraise“* (S. 198). Betrachtung der Etymologie und der Bedeutungen. — G. Wendt, *Universität und Schule* (S. 198—200). Warmes Eintreten des Schulmannes für die im 1. Heft von M. Förster gemachten Ausführungen. — Anzeigen: W. Greg, *Henslow's Diary, Part II, Commentary* (W. Bang; der Inhalt gelobt). — 4. Heft. K. Brugmann, *Ein Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie* (S. 209—222). Fordert ein solches unter Angabe wichtiger Richtlinien. — R. F. Arnold, *Einführung in die Literatur der Stoffgeschichte* (S. 223—232). Methodisch und bibliographisch wichtige Abhandlung mit Angabe zahlreicher bedeutsamer Quellenwerke. — H. Conrad, *Eine neue Methode der chronologischen Shakspeare-Forschung. I* (S. 232—248). Weist auf die Verwendbarkeit passender und beweiskräftiger Parallelstellen für die Feststellung der Chronologie hin. — W. Küchler, *Das französische Theater der Gegenwart. II. Paul Hervieu*. Besprechung und Kritik seiner Dramen. — K. Borinski, *Eine neue darwinistische Theorie über die Entstehung der Sprache* (S. 263 bis 264). Ueber Fr. N. Scott, *The Genesis of Speech in Publications of the Modern Language Association of America XXIII, 4. 1908*. — W. Dibelius, *Neuphilologische Ferienkurse an der Königlichen Akademie in Posen* (S. 264—267). Einrichtung und bisherige Leistungen. — Anzeigen: Meyer-Lübke, *Historische Grammatik der französischen Sprache*. 1. Bd. Laut- und Flexionslehre (M. Friedwagner; sehr anerkennend). — 5. Heft. H. Conrad, *Eine neue Methode der chronologischen Shakspeare-For-*

schung. II (S. 307—320). Hinweis auf die von Conrad schon früher betonte grosse Wichtigkeit metrischer Kriterien für die Chronologie. — L. Jordan, *Das altfranzösische Epos und die grossen Pilgerstrassen* (S. 321—334). Im wesentlichen ausführlicher Bericht über J. Bédiers *Légendes Epiques* (Paris 1908), der darin „unser ganzes Wissen vom französischen Volksepos umgestaltet hat“.¹⁾ — G. Wendt, *Erster französischer Neuphilologentag* (S. 334—336). Kurzer kritischer Bericht über die Tagung vom 14.—17. April zu Paris. — 6. Heft. H. Schönhoff, *Französische Lehnworte in den niedersächsischen Mundarten* (S. 356—367). Eine gute Zusammenstellung nach kulturgeschichtlichen Gruppen. — R. Ackermann, *Neuere Forschungen über Byron* (S. 368—380). Gute kritische Uebersicht mit Angabe einiger weiterer Probleme. — H. Heiss, *Neuere Literatur über Victor Hugo. I* (S. 381—392). Seit Ende der neunziger Jahre, namentlich Biographisches. — G. Neckel, *Vous deux Charles* (S. 393). Gibt Parallelen zu dieser Fügung aus dem Altnordischen, Altenglischen und Indischen. — H. S., *Die Kultur Englands* (S. 393—94). Ankündigung von Siepers Unternehmen (vgl. *Zeitschrift* 8, S. 224 ff.). — C. Bauer, *Als deutscher Lektor in Dijon* (S. 394—396). Guter Beitrag zur Lektorenfrage.

Königsberg.

H. Jantzen.

¹⁾ Das lateinische Waltherlied einfach „eine Uebersetzung eines verlorenen deutschen Epos“ zu nennen, ist unzulässig.

Pro facultate docendi.

Wer, vertraut mit dem eigenartigen Organismus unserer deutschen Hochschulen und mit der besonderen Geschichte ihrer Fakultäten, die Entwicklung ihrer Beziehungen zur modernen Frauenbewegung mit unparteiischem Anteil verfolgte, konnte keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, in welchem Gebiete des Universitätsunterrichts die entscheidende Wendung in der Frage des Frauenstudiums erfolgen würde. Die philosophische Fakultät, durch deren vielverzweigte und noch stetig sich vermehrende Disziplinen fast überall und immer den Universitäten die grössten und buntesten Schülerscharen zugeströmt sind, hat sich nun auch zuerst mit den weiblichen Scholaren in einer Menge abzufinden, die weit mehr als die verhältnismässig kleine Zahl der studierenden Frauen in den anderen Fakultäten zu einer grundsätzlichen Betrachtung zu drängen scheint.

Diese in gewissem Sinne ehrenvolle, meist aber höchst undankbare Rolle: junge, aus dem gesteigerten Bildungsbedürfnis einer neuen Zeit erwachsene wissenschaftliche Bestrebungen und Gruppen zu organisieren, zu erziehen und gegebenenfalls dann als vollwertige Disziplinen an eine andere Fakultät abzutreten — hat die philosophische Fakultät gerade in jüngster Zeit mehrfach übernehmen müssen. Als ein ganz allgemeiner Beweis ihrer fruchtbaren Vielseitigkeit und Lebenskraft könnte ganz wohl schon die Trennung einer mathematisch-naturwissenschaftlichen von der historisch-philologischen Abteilung gelten, wie sie sich an einigen Universitäten vollzogen hat. Die Zahnheilkunde aber musste sich recht eigentlich im Schosse der philosophischen Fakultät zu einer Wissenschaft entwickeln, deren Studenten nunmehr, aufs beste als solche legitimiert, aus der

Stellung von Hörern der Zoologie im besonderen oder der Philosophie im allgemeinen zu Studierenden der medizinischen Fakultät „avanciert“ sind; vielleicht blüht den Pharmazeuten in später Zukunft noch einmal dasselbe Glück, und die heute meist auf ein Extraordinariat beschränkten Professoren der pharmazeutischen Chemie erobern auch wieder ihre Ordinariatsstellung in der medizinischen Fakultät?! Die Nationalökonomie, der modernste Zweig der philosophischen Fakultät, fühlt sich bereits stark verwandtschaftlich zur juristischen Fakultät hingezogen; ja, es gibt auch Leute, welche die junge Experimentalpsychologie lieber als Teil der Physiologie in der medizinischen, als der Philosophie in der philosophischen Fakultät gepflegt sehen möchten. Und in einigen von all diesen und in noch manchen anderen Fällen mussten oder müssen die neuen, mehr oder minder angefochtenen „Berechtigungen“, die den modernen Unterrichtsanstalten, den Realgymnasien, Oberrealschulen und anderen Lehrinstituten — als Zugeständnis an ein neues Bildungsideal — erteilt waren, meist erst durch den Lehrbetrieb der philosophischen Fakultät erprobt, bzw. berichtigt werden, bevor man sie auch auf andere Fakultäten ausdehnen mag.

Ausser diesen historischen oder traditionellen Verhältnissen, durch welche die philosophische Fakultät von jeher zur bevorzugten Trägerin der Neuerungen in der Zusammensetzung der akademischen Bürgerschaft wurde, mussten sie besonders auch ihre alten und engen Beziehungen zum praktischen Lehrberuf, ihre Bedeutung als vornehmste Bildungsstätte für die akademischen Lehrkräfte der höheren Schulen in das Zentrum der Frauenbewegung hineinziehen. Denn die höhere Mädchenschule bildet doch den Kern der Frauenbewegung, das Fundament, auf dem die Zukunft der Frau, auch ihre Stellung und ihr Recht in der Welt der Wissenschaft sich aufbauen sollen.

Im gegenwärtigen Augenblick ist nach den Eingaben der philosophischen Fakultäten mehrerer Hochschulen, die sich gegen die letzte Verfügung des Ministers über die Immatrikulation der Lehrerinnen und deren Zulassung zum Examen *pro facultate docendi* wendeten, ein gewisser Stillstand eingetreten, in welchem es mit eben jenem Erlass vom 3. April 1909 sein Bewenden haben soll. Und es wird unter diesen Umständen den Lesern und Leserinnen unserer *Zeitschrift* willkommen sein, nach den zahllosen billigenden und ablehnenden Resolutionen,

Petitionen und Publikationen, welche gerade jener Erlass hervorgerufen hat, an dieser Stelle, durchaus ohne Zorn und Eifer, die ganze Sachlage vom Standpunkte eines Universitätslehrers beleuchtet zu sehen, der sich eine Reihe von Jahren, wie ich in aller Bescheidenheit von mir sagen darf, in der akademisch-wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrerinnen stets in fortschrittlichem Sinne betätigen konnte.

* * *

Die Kultusbehörde sieht sich in der Frage der akademischen Lehrerbildung nach zwei verschiedenen Seiten engagiert: Den Universitäten gegenüber, welche die Oberlehrerinnen oder, wie die jüngere in der Polemik geprägte Zwitterbezeichnung lautet, die weiblichen Oberlehrer, heranbilden sollen — und den höheren Mädchenschulen gegenüber, deren neueren Bedürfnissen diese Lehrkräfte angepasst werden müssen. Das ist, mindestens für die formale Behandlung der Sache, wesentlich, denn nach diesen beiden Gesichtspunkten scheiden sich die besonderen Interessen und Kompetenzen zweier Ressorts, der Universität und der Mädchenschulabteilung. In der öffentlichen Besprechung des so viel berufenen Aprilerlasses ist m. W. nur einmal, in letzter Stunde, diese seine Doppelbedeutung im Septemberhefte der *Frau*¹⁾ berührt worden, wenn dort durchaus zutreffend gesagt wird, dass das Examen *pro facultate docendi* „streng genommen mit der Universität gar nichts zu tun hat und lediglich eine Einrichtung der Regierung ist“. Materiell lässt sich freilich beides nicht ganz voneinander trennen, da ja bekanntlich die überwiegende Mehrzahl der Examinatoren in den Kommissionen für die Prüfung zum höheren Lehramt eben aus Universitätsdozenten besteht und diese die Zulassung der Kandidaten zu der betr. Fachprüfung gegebenenfalls auf Grund der Zeugnisse über die Vorbildung beanstanden können. Soweit der Aprilerlass die Universitäten unmittelbar angeht, ist er eine weder unerwartete noch gefahrbringende Neuerung gewesen, vielmehr so selbstverständlich und notwendig, dass er schon früher hätte kommen können. Genau besehen, vollzieht er bez. der Stellung der Frauen in der akademischen Bürgerschaft nur ihre Einsetzung an diejenige Stelle, an die sie ohnehin auch vorher schon ordnungsmässig ge-

¹⁾ In dem Aufsatz von Richard Wagner, Bildstock (1909): *Ein „erfreuliches“ Frauenvorrecht*, S. 739.

hörten oder paragraphenmässig gesprochen: man holte ihre Versetzung aus dem § 5, Abs. 2 in § 3 bzw. 2 der allgemeinen Bestimmungen für die preussischen Landesuniversitäten nach. Das ist der vorläufige Abschluss einer konsequenten Entwicklung, die so ziemlich genau anderthalb Jahrzehnte umfasst. Seit dem Erlass der Bestimmungen vom 31. Mai 1894 über die wissenschaftliche Prüfung von Lehrerinnen bis zur Verfügung vom 18. August 1908, welche die Zulassung der Frauen als Studierende der preussischen Landesuniversitäten bestimmt, war das gastweise Hören von Vorlesungen auch für die Lehrerinnen der einzige Weg, auf welchem sie Universitätsstudien treiben konnten. Die Lehrerinnen, welche in Verbindung mit den Oberlehrerinnen-Kursen oder nach freier Wahl an Vorlesungen und Uebungen an der Universität teilnehmen wollten, hatten zu dem Zweck die vorschriftsmässige Erlaubnis des Rektors nachzusuchen, die dieser nach Einholung der Zustimmung der betreffenden Dozenten erteilte. Die Fälle, in denen Universitätslehrer ihre Vorlesungen den Frauen verschlossen, verminderte sich rasch, sie waren zuletzt im ganzen auf die Zweizahl zusammengeschmolzen. Gleichzeitig mit der Zulassung zur Immatrikulation, die zunächst nur den Frauen mit Reifezeugnis gewährt ward, denselben, denen unter dem 14. Dezember 1905 auch bereits das Examen für das höhere Lehramt — *pro facultate docendi* — gestattet worden war, erschien die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens. Sie bestimmte ausdrücklich, dass auch der im Lyzeum, also seminaristisch ausgebildeten Lehrerin, wie bisher der Weg zu Universitätsstudien mit dem Ziele der Oberlehrerinnenprüfung offen bleiben sollte, und den um ihre Zukunft bange gewordenen Oberlehrerinnen dieser älteren Ordnung ward in besonderer Audienz im Ministerium die Versicherung zu teil, dass eine Degradierung oder Minderwertung ihrer Stellung nicht beabsichtigt oder zu fürchten sei. Gleichzeitig setzte aber die Polemik von seiten der konkurrierenden Vertreterinnen des „weiblichen Oberlehrer“ grades mit ausserordentlicher, z. T. bedauerlicher Schärfe ein, und die Universitätskanzleien ihrerseits sahen sich bez. der Immatrikulation oder Zuhörerschaft der Frauen einer schwer oder nur umständlich zu entscheidenden Formfrage gegenüber, die auch durch eine weitere Verfügung vom 23. September 1908 nicht ganz geklärt schien. Durch die Zulassung der Frauen zur Immatrikulation war das fakultative Hörgastrecht, das man

ihnen, eben auch den von den Oberlehrerinnenkursen zur Universität gekommenen Lehrerinnen vordem so freigiebig gewährt hatte, eigentlich schon hinfällig geworden und, streng genommen, nur noch den nach § 5 der Universitätsstatuten von der Zulassung als Studierende ausgeschlossenen (einer anderen öffentlichen Bildungsanstalt angehörigen) Lehrerinnen reserviert.¹⁾ Von Ostern 1910 werden die Gasthörerinnen voraussichtlich aus den Hospitanten-Listen an unseren Hochschulen überhaupt verschwinden. In den Kanzleien entstand für eine Weile Unsicherheit: Sollte man nun die Lehrerinnen ausnahmsweise weiter als Gasthörerinnen einschreiben oder sollte man sie immatrikulieren wie diejenigen Studenten, die ohne genügendes Reifezeugnis mit besonderer Erlaubnis der Immatrikulationskommission eine Matrikel erhalten? Die Frage komplizierte sich noch weiter dadurch, dass ein Teil der zum Studium in den Oberlehrerinnenkursen angemeldeten Lehrerinnen von ihrer Anstalt nur für die Studienzeit beurlaubt und

¹⁾ Der betr. Erlass (23. Sept. 1908) betonte, dass bei dieser Aenderung in der Zulassung der Frauen als Gastzuhörerinnen vorläufig alle Härten vermieden werden möchten — und so erfolgt auch seitdem noch die Zulassung von nicht immatrikulationsfähigen Frauen zu den Vorlesungen als Gastzuhörerinnen auf Grund der besonderen Umstände des einzelnen Falles. Damit steht auch in durchaus korrektem Zusammenhange der Satz im Programm der Greifswalder Oberlehrerinnenkurse: Dass auch Damen, die den von den zukünftigen Oberlehrerinnen geforderten Nachweis einer Vorbildung nicht erbringen, die Teilnahme an den Kursusvorlesungen gestattet und der Besuch von Universitätsvorlesungen vermittelt werden kann. Wer die Eigenart der Oberlehrerinnenkurse überhaupt kennt, weiss, dass solche ausserordentliche Mitglieder oder Hörerinnen von jeher zu ihnen gehört haben und von den Studienegelegenheiten profitierten, ohne dass die Lehrerinnen oder die Wissenschaft daran Schaden nahmen. In dem nämlichen historischen und sachlichen Zusammenhang steht auch der analoge Passus im Programm der Göttinger Oberlehrerinnenkurse, der besagt: Dass von den Damen, welche die den Lehrerinnen gestellten Bedingungen nicht nachweisen können, unter Umständen mit ministerieller Genehmigung die kleine Matrikel erworben werden kann. Das geht noch weiter als der Greifswalder Brauch, nach welchem diese Konzession nicht gemacht wird. Wie rasch und auf wie verschiedener Grundlage an den einzelnen Hochschulen diese Entwicklungen im letzten Jahre erfolgten, erhellt am klarsten aus der umfassenden Umfrage von 1908, nach welcher die Anforderungen für die Zulassung von Hörerinnen bei den einzelnen Universitäten noch höchst mannigfaltig festgelegt waren; man forderte hier Reife für Obersekunda, dort „Mittelschulbildung“, oder Abgangszeugnis eines Lehrerinnenseminars, oder Reifezeugnis eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder Mädchengymnasiums etc.

als „Angehörige einer anderen preussischen öffentlichen Bildungsanstalt“ überhaupt als Studierende an einer Universität nicht hätten aufgenommen werden dürfen, sofern nicht besondere Bestimmungen eine Ausnahme begründen.“ An dieser Bestimmung fehlte es offenbar, und man erinnert sich des auch in allerlei Zeitungsnotizen und den üblichen Gerüchten über kleine und deutsche Matrikeln sich widerspiegelnden Hinundher, das aus dieser Situation entstand und in dem die einzelnen Universitäten sich selbst Rat zu schaffen suchten. Da erfolgte in der April-Verfügung 1909 mit dem Passus: „An die Stelle der in dem Erlass vom 14. Dezember 1905 geforderten Schulbildung [Reifezeugnis] vor Beginn des Universitätsstudiums tritt bei diesen Bewerberinnen [Lehrerinnen] der Nachweis, dass sie nach erfolgreichem Besuche einer anerkannten höheren Mädchenschule und eines anerkannten höheren Lehrerinnenseminars die volle Lehrbefähigung für mittlere und höhere Mädchenschulen erlangt haben, sowie der Nachweis über die oben bezeichnete [zweijährig voll beschäftigte] Unterrichtstätigkeit“ die Einreihung der studierenden Lehrerinnen, denen so nun auch das Staatsexamen — *pro facultate docendi* — zugänglich wurde, unter die Klasse der auch ohne Reifezeugnis zu immatrikulierenden Studenten, d. h. derjenigen, von denen Universitätsstudien gefordert werden, ohne dass sie das Reifezeugnis einer neunstufigen höheren Lehranstalt nachgewiesen haben. Das ist alles.

Die Analogie mit den unter ähnlichen Verhältnissen studierenden Pharmazeuten und Zahnmedizinern passt auch hinsichtlich der praktischen Vorbildung.

Es ist in beteiligten Kreisen der Vorwurf laut geworden, dass die Regierung vor dieser Massnahme nicht die philosophischen Fakultäten gehört habe. Dem lässt sich die Tatsache entgegenhalten, dass sie bereits vor vier Jahren bei den an den Oberlehrerinnen-Kursen arbeitenden Dozenten eine Umfrage veranstaltete, um Meinungen und Erfahrungen über das Studium der Lehrerinnen, ihre Fähigkeiten und Erfolge zu sammeln; und es wäre noch heute vielleicht nützlich, wenn das wesentlichste aus den Ergebnissen dieser Enquête weiteren Kreisen bekannt würde, da die Oberlehrerinnen-Kurse doch nun einmal ein bedeutsames Glied in der Entwicklung des Frauenstudiums bilden und ihren historischen Wert immer behalten werden. Es verdiente hervorgehoben zu werden, dass bei dieser Umfrage

nachdrücklich auf den Wert hingewiesen wurde, den die vorherige Kenntnis der Unterrichtsmethodik und der Lehrpraxis für das Fachstudium habe. Davon hatte s. Z. bereits die Prüfungsordnung für die Oberlehrerinnen von 1900 gehandelt: Der durch das Studium erworbene wissenschaftliche Besitz soll in letzter Linie der Schule zugute kommen, die neuerworbene Wissenschaft soll nicht unterrichtet werden, sondern der Lehrstoff der Schule vermöge der gewonnenen höheren Erkenntnis vertieft, fruchtbarer und bildungskräftiger gestaltet werden. So schien oder scheint noch bei diesem Bildungsgange das für jeder heute immer wieder problematisch werdende Verhältnis von Universität und Schule, von Wissenschaft und Lehrpraxis besser geordnet, als bei den Lehramtskandidaten, deren pädagogische und methodische Ausbildung nach dem Staatsexamen sich oft wie ein innerlich getrenntes Gebiet neben den geistigen, aus dem Universitätsstudium gewonnenen Besitz stellt und diesen oft wertlos macht, wenn nicht gar besondere Verhältnisse, die Verwendung der Probekandidaten im stellvertretenden Unterricht oder gar als Klassenlehrer, was schon vorkommt, den Vorteil des Seminar- und Probejahrs ganz hinfällig machen. Wie verhängnisvoll unter Umständen diese Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis werden kann, hat uns Neuphilologen die sogenannte Reform im modernen Sprachunterricht ja sattsam gezeigt. Das freilich geht die Universität, welcher die Pflege der reinen Wissenschaft zunächst am Herzen liegt, wieder nichts an; aber die Regierung, die in den Hochschulen nicht nur Stätten wissenschaftlicher Forschung, sondern auch Lehranstalten für die akademischen Berufe sieht, pflegt, wo sie die praktischen Interessen an den Universitäten verkannt oder gefährdet glaubt, neben der reinen Wissenschaftlichkeit auch praktische Ansprüche zu vertreten; auch darin haben speziell die Romanisten und Anglisten an den Universitäten in den letzten Jahrzehnten lehrreiche Erfahrungen sammeln können. Eben vom Standpunkt jener praktischen Interessen wäre die Einführung des Staatsexamens nach einem, auch auf Grund erfolgreicher Unterrichtstätigkeit erschlossenen Studium — wie sie in dem Aprilerlass vorliegt — ein leicht zu rechtfertigendes Verfahren; um so unbedenklicher könnte sich an den Universitäten gegenüber solchen Praktikern die reine Wissenschaft geltend machen.

Weniger unter den Universitätslehrern, als bei den gegen

den neuen Examenserlass opponierenden Frauen erhob sich die Befürchtung, dass nun Scharen mittelmässig vorgebildeter weiblicher Studierender sich nach den Hochschulen ziehen und das Ansehen des ganzen Universitätsstudiums gefährden, den gesamten Lehrbetrieb auf ein niedrigeres Niveau herabdrücken würden. Man konnte sich eines leisen Lächelns nicht erwehren, wenn man Frauen, die vom Wesen und Werden unserer Hochschulen kaum mehr als den Namen kannten, andere, die eben noch nicht lange aus der Examenstaupe gekommen und einen mehr oder minder bescheiden garnierten Doktorhut erworben hatten, nun, wie von dem Gipfel einer unvergleichlichen Intelligenz herab, um das Renommee unserer alten, festgefügtten Universitäten sich sorgen und in der Angst vor der Mittelmässigkeit der — ändern sich ereifern sah. Tatsächlich ist zu dieser Furcht kein Anlass. Welche Massen von „mittelmässig“ vorgebildeten Studenten hat die Alma mater nicht schon mit den Pharmazeuten, Landwirten, Chemikern, Zahnmedizinern, Hospitanten aller Art u. a. an sich gezogen, ohne an ihrem Ansehen und ihrer Kraft auch nur den geringsten Schaden zu nehmen; das Häuflein von Lehrerinnen, das ihr jetzt zugeführt wird, wird sie auch nicht ein Atom ihres Wesens kosten. Sie hat im Lauf der letzten Jahrzehnte immer neue Kategorien „mittelmässiger“ Scholaren an ihre Brust nehmen und hegen müssen, aber niemand in der Welt kann leugnen, dass trotzdem oder vielleicht auch z. T. darum ihre Bedeutung und Macht wie unter einer auffrischenden Blutzufuhr¹⁾ gewachsen ist. Selbst an den kleinen Universitäten, wo neue Elemente im Auditorium doch eher zur Geltung kommen können als an grossen, werden weder die alten noch die jungen Dozenten im Turnus oder Stil ihrer Vorlesungen und Uebungen der Lehrerinnen wegen aus dem hergebrachten Gleise weichen. In den systematischen Vorlesungen ist kaum ein direkter Anlass dazu geboten, wenn aufmerksame und feinfühligte Dozenten auch das etwa hier oder da stockende Verständnis unter den Zuhörern sicher wahrnehmen; in den Uebungen und Seminaren aber, die durch ihren Charakter als Privatissima dem Dozenten ohnehin die grösste Freiheit und Strenge dem Studierenden gegenüber gestatten,

¹⁾ Vgl. auch Ernst Bernheim, *Die gefährdete Stellung unserer deutschen Universitäten*. Greifswald 1899. *Festreden der Universität Greifswald*, Nr. 8, S. 21 ff.

würden Untaugliche oder Schwächlinge unter den weiblichen Mitgliedern ebenso behandelt werden wie unter den Studenten. Das ist ganz sicher, sogar beim besten Willen der Gerechtigkeit wegen unvermeidlich. Ueberdies ist die Maturität — leider oft — durchaus kein Palladium gegen die Mittelmässigkeit in Geistesgaben, und auch die Abiturientinnen werden lediglich kraft ihrer Reifeprüfung auch nicht lauter Adler werden.

Vom Standpunkt der Universitas litterarum wäre nun aber ein anderer Einwand gegen dieses „Vorrecht“ der Lehrerinnen zu erheben, ein Einwand, der auch bei der Kultusbehörde überlegt worden sein muss und ebenfalls der Vorbildung gilt, insofern diese nämlich bereits eine berufsmässig spezialisierte ist. Ich darf hier wiederholen, was ich bereits bei einer früheren Gelegenheit und in anderem Zusammenhange¹⁾ ausgeführt habe. Das Wesen der deutschen Universitäten beruht auf zwei bedeutsamen Faktoren, die im praktischen Leben der Gegenwart allerdings nach und nach eine andere Stellung und Wertung erhalten haben als früher: Die Universität besass von jeher in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Schüler ein geistiges Material von grosser Einheitlichkeit und Gleichheit, infolge einer „humanistischen“ Vorbildung, die als Grundlage aller wissenschaftlichen Erziehung und Arbeit geschätzt ward; — des weiteren aber wird in dieser akademischen Erziehung vorwiegend das Unpersönliche, die ideale Forschung nach Wahrheit und Wissen um ihrer selbst willen gepflegt; das Brotstudium aber, die Vorbereitung zu besonderer praktischer Amts- und Berufsarbeit, später diese Berufsarbeit selbst adelt jener Zug unpersönlicher Wissenschaftlichkeit. An diesen beiden Faktoren hält die Universität fest, unbeschadet der neuen Bildungs- und Humanitätsideale, ungefährdet auch dadurch, dass durch Studenten ohne Reifezeugnis oder mit anderer Maturität jene einheitliche Grundlage durchbrochen scheint. Denn weit davon entfernt, von der Höhe ihrer Traditionen, — welche die „Humanität“ als Kern der akademischen Bildungsideale nie aufgeben dürfen, wenn die Universität sich nicht selbst aufgeben will —, durch die moderne Entwicklung herabgezogen zu werden, hebt die Universitas litterarum die neuen Elemente zu sich empor, durchzieht, verbindet und veredelt sie mit einer universellen, selbstlosen

¹⁾ *Königsberger Universitätskalender*, S.-S. 1907, S. 156/7: *Frauenstudium an der Albertina*.

Geisteszucht, mit einer ethisch geläuterten und ausgebauten Wissenschaftlichkeit auch im Spezialfach. Es ist der glänzendste Beweis dieser ideal schulenden Macht der Universitäten, wenn — wie beispielsweise jetzt in der Zahnheilkunde — aus den Kreisen der ehemals durchaus immaturen, aber zur Höhe unanfechtbarer Wissenschaftlichkeit emporgestiegenen Zahnärzte nunmehr auch eine formale Legitimation durch das obligatorische Reifezeugnis gefordert und erreicht wird. Diese Frucht erwuchs nicht aus der Maturitas, aber an der Universität.

In jener der Universität auferlegten Doppelarbeit der Erziehung zu wissenschaftlicher Forschung und zum praktischen Broterwerb aber haben manche den verhängnisvollen Keim ihrer allmählichen Auflösung und Dekadenz sehen wollen. Der Widerstreit dieser nach zwei verschiedenen Richtungen gehenden Tendenzen ist durch die gegenwärtige Zeitstimmung ausserordentlich verschärft worden, und insbesondere die Frauenbewegung ist von materiellen Rücksichten auch in der Frage des Frauenstudiums, von der Not, ausgegangen.¹⁾ Damit hat die Universität nichts zu schaffen, und die Frauen, deren Vordringen zur Hochschule und zu den akademischen Berufsarten doch dem Bedürfnis entsprang, durch geistige Hebung ihres Geschlechts eine Besserung in dessen wirtschaftlicher Lage zu erreichen, setzten sich damit in einen gefährlichen Widerspruch zu dem Geist der Institute, die sich geradezu aus Rücksichten auf ihre idealen Existenzrechte solchen Ansprüchen verschliessen müssen. Die Frauen, die ein Studium in erster Linie oder allein als Brotstudium betreiben wollen, die ihre wissenschaftliche Arbeit auf Examen und Erwerbspraxis berechnen, rangieren unter allen Umständen in die unterste Klasse der Universitas litterarum. Freilich, in einem Aufsätze der *Frau*²⁾ wird erfreulicherweise einmal diese simple, aber fundamentale Wahrheit proklamiert: „Wir haben uns, gleichviel, ob wir uns für die wissenschaftliche Laufbahn oder für rein praktische Berufe auf Grund wissenschaftlicher Ausbildung vorbereiten, zuerst und vor allen Dingen als deutsche akademische Bürgerinnen zu betrachten, als Angehörige der Gelehrtenrepublik und dann erst als Frauen,

¹⁾ Vgl. u. a. auch Helene Lange, *Das Endziel der Frauenbewegung*, Berlin 1904, S. 10 ff.

²⁾ Juli 1909: Helene Herrmann, *Ein gefährliches Frauenvorrecht*, S. 617 ff.

die ein besseres Fortkommen suchen.“ Sehr wahr, aber man hat bisher wenig davon vernommen, und vor allem: den Worten fehlen noch die Taten.

Und das führt zum Endpunkt dieser etwas abstrakten Betrachtung. Ich kann mich auch hier auf früher Gesagtes¹⁾ und zugleich auf einige treffliche Worte von Helene Lange beziehen. Sie schreibt einmal:²⁾ Man hat wohl gemeint, diese Lösung [des in der Frauenfrage gestellten Problems] sei mit dem Tage gegeben, der die volle Rechtsgleichheit der Geschlechter bringt. Ich kann in dieser Rechtsgleichheit nichts weiter erblicken als eine — und nicht einmal die einzige — notwendige Voraussetzung für das Ziel, keineswegs das Ziel selbst. Sie ist die Schale, nicht der Kern; sie schafft der Frau nur einen Raum, und es kommt darauf an, wie sie ihn ausfüllt. Und dieses „Wie“ kann nur aus der Verpflichtung abgeleitet werden, die allein dem Menschenleben Sinn und Würde gibt: die sittlichen Gesetze der eigenen Persönlichkeit in Lebensformen zum Ausdruck zu bringen.“ Zu diesen Lebensformen muss auch die Wissenschaft gezählt werden. Kein Einsichtiger aber kann leugnen, dass mit dem Immatrikulationsrecht — für mature wie immature Frauen — das Ringen um allgemeine Anerkennung akademischer oder wissenschaftlicher Frauenarbeit erst begonnen hat, dass nunmehr Prüfungs- und Berufsstatistiken erst das Material erhalten müssen, aus dem die Fähigkeit akademisch gebildeter Frauen für eine selbständige, den sozialen Frieden, die allgemeine Kultur und menschliche Wohlfahrt fördernde Arbeit erwiesen wird. Wie steht es im Augenblick mit solchen Beweisen und ihrer Anerkennung, zumal im Zusammenhange mit der Universität und ihren Interessen?

Ich glaube, die Stimmung und Stellung der Hochschullehrer zum Frauenstudium im allgemeinen richtig zu kennzeichnen, wenn ich meine, dass nur eine ganz verschwindend kleine Zahl von ihnen bisher sich der mit Aergernissen und Mühen reichlich gewürzten Arbeit unterzogen hat, durch tätige Initiativen dem Frauenstudium die Bahn zu bereiten und sich in das Gewoge der Frauenbewegung zu begeben, und dass vielmehr die überwiegende Mehrzahl mit mehr oder weniger passivem

¹⁾ *Königsberger Universitätskalender* 1909/10, S. 104 ff.: *Die Organisation der studierenden Frauen*.

²⁾ 1. c. S. 12/13.

Wohlwollen oder gleichgiltig der Entwicklung der Dinge zuseht, wenn nicht besondere Einzelfälle eine Stellungnahme erzwingen. Die Meinung der einzelnen Dozenten kann in der Zulassung oder Ausschliessung weiblicher Zuhörer aus ihren Vorlesungen überdies nicht mehr so leicht zum Ausdruck gebracht werden, seitdem unter dem Immatrikulationsrecht der Frauen ihre Ausschliessung von einem Kolleg nur unter denselben Umständen erfolgen darf wie bei einem Studenten und die Gründe dafür der ministeriellen Billigung bedürfen.

Zu dem Humanitätsideal und zu den republikanischen Tugenden des Gelehrtenstaats, zu den Pietätswerten der *civitas academica*, gehört auch ein gesunder Gemeinsinn, dessen Mangel man den Frauen alltäglicherweise vorwirft und gegen den auch in den Kontroversen zwischen den Oberlehrerinnen und den weiblichen „Oberlehrern“ in schroffer Weise gestündigt wird. Auf die Frage: wie soll es mit den älteren Lehrerinnen werden, die heute ins höhere Lehramt streben? — Soll für diese unter der Ungunst der Umstände ungerecht Leidenden kein Ausweg geschaffen werden? antwortet Helene Herrmann in der *Frau*: „Nein, wenn es nur auf Kosten einer Schädigung des allgemeinen Bildungsniveaus der immatrikulierten Studenten und der Kandidaten des höhern Lehramts¹⁾ geschehen kann.“ (!) Eine Antwort, die, soweit sie ernst zu nehmen ist, d. h. nach ihrem Sozialempfinden, höchst bedenklich ist und deren Meinung sich eine verantwortliche Behörde schwerlich aneignen dürfte. Man erinnert sich dabei unwillkürlich bedauernd an den Vorwurf der Gefühllosigkeit, den die Mediziner den weiblichen Kollegen auch bereits gemacht haben. Der Mädchenschule sind seitens der lehrenden Frauen doch wahrlich Opfer genug mit gebrochenen und verkümmerten Existenzen gebracht worden.

Auch ganz allgemein präsentieren sich die geistigen Werte, die aus der modernen Frauenbewegung hervorgegangen sind, nicht überzeugend oder überwältigend grossartig. Bedeutende Frauenintelligenz sahen frühere Zeitalter vereinzelt auch, den heute aufs äusserste angespannten Bestrebungen der Frau, der jahrzehnte langen Arbeit an der Organisation, der Förderung ihrer Interessen, entsprechen die Ergebnisse, die gleichwohl mit

¹⁾ Wer als Examinator Erfahrungen gesammelt hat und den streng reglementierten Gang der Prüfungen kennt, wird da nur ein harmloses Schreckgespenst sehen.

grösster Gewissenhaftigkeit und Oeffentlichkeit registriert werden, nicht, selbst wenn man dabei immer im Auge behält, dass noch ein sehr grosser, wohl der wertvollste Teil der Frauenkräfte überhaupt für ihre natürliche Bestimmung beansprucht und verbraucht wird. Ein feministisches Ideal in der wissenschaftlichen Welt und Arbeit, das den männlichen Parteigängern der modernen Frauenbewegung immer noch vorschwebt, ein besonderes weibliches Ingenium, das auch in der Wissenschaft neue, der Männerarbeit nicht gleichartige, aber gleichwertige Eroberungen machen könnte, haben unvorsichtigerweise Führerinnen der Frauen, gerade auf dem Gebiete der Schul- und gelehrten Erziehung ausdrücklich, ja grundsätzlich verleugnet. Der eine Zeitlang übliche Einwurf, man spräche von einer Eigenart der Frau nur immer dann, wenn man ihre Rechte bestreiten wolle, ist allmählich verstummt, er war nur dialektisch brauchbar. Dann aber hat man die Männerbildung und Männererziehung schablonenmässig in der Schule und auf der Universität, im Beruf, ängstlich kopiert, eingestandenermassen oder angeblich nur weil man dadurch am sichersten die gleiche formale Legitimation erreichen zu können glaubte, überall auf der ganzen Linie, von der Vorschule bis zum Staatsexamen und weiter, wenn es anging. In der Welt der Wissenschaft gilt aber nicht nur der Wissensstoff, nicht nur die hergebrachte Technik der geistigen Arbeit, nicht nur das Diplom über schablonenmässige Schulung, nicht der geistige Drill, sondern vor allem die wissenschaftliche Individualität, eine freie, selbständige Intelligenz. Als im Herbst 1908 der *Zentralverband* zur Durchführung der preussischen Mädchenschulreform im Berliner Architektenhause konstituiert wurde, sprach Frl. Martin in einer ausgezeichneten, bestechenden Form davon, dass die Frauen wohl den Leidensweg der Knabenbildung¹⁾ kannten, ihn aber auch betreten wollten, weil er zum gleichen Rechte führe, dass die Frauen zu bescheiden seien, ein neues Ideal zu verwirklichen, dass man die Erhaltung der Eigenart der Frau dem Herrgott überlassen wolle.²⁾ Das war sehr unklug, denn mit solchem Ideenspiel besorgt man nur die Geschäfte der Gegner, zumal in der Frage des Frauenstudiums, das der Universität dann eben nur eine Schar wissenschaftlicher

¹⁾ Vgl. auch Felicie Ewart, *Eine Abrechnung in der Frauenfrage*, Hamburg und Leipzig, 1906, S. 41.

²⁾ Ich zitiere teils aus dem Gedächtnis, teils nach kurzen Notizen.

Handlanger und Nachbeter grossziehen würde. Daran hat die Wissenschaft kein grosses Interesse. Und nach solcher Auffassung haben die seminaristisch gebildeten Frauen, die einen eigenen Weg zum Ziele verfolgen, mindestens die gleiche Sympathie und Wertung zu erwarten wie die Maturae. Wenn Männer trotz allem noch an dem Glauben an eine besondere Sendung der Frau auch für die Wissenschaft festhalten, so geschieht es, und ich darf das wohl, wie von mir, auch von anderen der Frauenbewegung Gleichgesinnten sagen, nur, weil ohne diesen Glauben die Wissenschaft und als ihre vornehmste Vertreterin die Universität gar kein höheres Interesse an dem ganzen Kampfe hätte. Denn des Nachweises, dass — wie der Berner Rektor Prof. Dr. Tschirch neulich auf dem Festmahl der deutschen Apotheker in Berlin meinte — die Frauen nicht dümmer und auch nicht fauler seien als die Männer, bedarf es für uns nicht.

Am Ende aber rechtfertigt alles nur der Erfolg. Von den Oberlehrerinnen der alten Art hat man ihn auf breiter Beobachtungsbasis konstatieren können, die neue Studienordnung ist, wie das u. a. auch die Delegiertenversammlung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen in einer Resolution eben zum Ausdruck bringt, eine Anerkennung auch der wissenschaftlichen Leistungen der bisherigen Oberlehrerinnen.¹⁾ Die Erfolge der *pro facultate docendi* geprüften Oberlehrerinnen lassen sich jetzt noch nicht übersehen und bewerten.

Man hat auch die Frage aufgeworfen, ob diese Studienordnung eine endgültige, die Aprilverfügung eine dauernde sei. Dauernde Verfügungen gibt es eigentlich nicht, sie widersprechen jedem Begriff von Entwicklung, und unsere Zeit beschleunigt ja das Tempo der Entwicklungen und Fortschritte immer mehr. Ob also nicht doch einmal das obligatorische Abiturientenexamen, Ergänzungsprüfungen oder dgl. den Studiengang der Lehrerinnen dem der Schulamtskandidaten weiter nähern oder völlig angleichen und weibliche Eigenart aus der Oberlehrerin durch männliche Schulung gänzlich austreiben? Ich enthalte mich jedes Widerspruchs, um mich von dem Boden der bisher gesetzmässig festgelegten und tatsächlichen Verhältnisse nicht zu entfernen. Vorderhand wird der Ausgang der hoffentlich freundlichen Rivalität der drei Kategorien von Oberlehrerinnen:

¹⁾ Vgl. *Hochschulnachrichten* XIX, 10. Juli 1909, p. 96.

der nach der Prüfungsordnung von 1900 zu Examinierenden, deren Zeit mit dem Jahre 1913 abläuft, und der durch das Examen *pro facultate docendi* gehenden Kandidatinnen mit bzw. ohne Reifezeugnis abzuwarten sein. Nach meinen Beobachtungen halte ich die Chancen der seminaristisch vorgebildeten Oberlehrerinnen *pro facultate docendi* keineswegs für geringer als die der Abiturientinnen, die ihre Ueberlegenheit in der Unterrichtspraxis oder in der wissenschaftlichen Arbeit auch noch erst zu erweisen haben.

Sofern der Aprilerlass ausserhalb der engeren Universitätsverhältnisse steht, hat er die Kritik namentlich auf zwei Punkte gelenkt: Die Vorbildung zum Studium und das eigentliche Examen *pro facultate docendi*. Bei jener gelangen die alten Oberlehrerinnenkurse, die manche schon als ein Monument von unserer Zeiten Schande beiseite schieben wollten, zu einer neuen Rolle, bei diesem ist über die Prüfungsordnung mancherlei zu sagen.

Die unfreundlichste Aufnahme fand der Erlass begreiflicherweise bei den bereits mit Reifezeugnis *pro facultate docendi* geprüften Oberlehrerinnen, die sich unerwartet um die Früchte eines mühevollen Studiums und um den vermeintlichen Vorsprung vor den seminaristischen Oberlehrerinnen gebracht glaubten; aber der Unmut und die ablehnende Haltung kennzeichnete auch die Aeusserungen der Führerinnen der Frauenbewegung, wie sie in der Presse oder auf andere Art gemacht wurden. Hat man es doch dort fertig gebracht, gleichsam ausdrücklich davor zu warnen, von dem durch diese Verfügung freigegebenen Weg ohne Reifezeugnis zum Examen *pro facultate docendi* Gebrauch zu machen,¹⁾ und konnte man doch beobachten, dass auch studierende Lehrerinnen sich nicht auf den Boden dieses liberalen Erlasses, sondern vielmehr auf den Standpunkt der polemischen Opposition gegen ihn stellten und nun gerade zum Abiturientenexamen rüsteten. Wenn gar eine Lehrerin nach gut bestandenem Oberlehrerinnenexamen die Maturitätsprüfung nachholt, danach auch das Examen *pro facultate docendi* absolviert

¹⁾ Auf der XI. Mitgliederversammlung des Vereins *Frauenbildung — Frauenstudium* in Bonn am 21./22. Mai 1909 ward eine Resolution gefasst, in der man diesen Weg für einen sehr bedenklichen „Ersatz für den bisher für die Kandidaten des höheren Schulamts üblichen“ erklärte; der Verein „rät den Frauen, diesen Weg nicht einzuschlagen“ usw.

und nun noch das Probejahr beantragt, so muss man bei aller Achtung vor der hervorragenden Energie und Begabung sich doch über den Mangel an praktischer Einsicht und an Respekt vor der seminaristischen Vorbildung wundern, die doch das Probejahr bereits einschliesst und nicht gerade der schlechteste Teil jener Vorbildung ist. Oder spielt da auch Eitelkeit und Prinzipienreiterei mit?

Es mag hier auch einmal offen ausgesprochen werden, dass trotz der zahlreichen zur Organisation, zur Information und Agitation bestehenden Frauen-Einrichtungen, -Vereine, -Versammlungen, -Zeitschriften etc. die Sachkenntnis der Lehrerinnen bezüglich der Verhältnisse, Anforderungen, Aussichten ihres Berufs von erschreckender Dürftigkeit und Unsicherheit ist. Wer selbst Erfahrungen in dieser Hinsicht hat sammeln können oder — müssen, staunt über diese elementare Unkenntnis, die sich nicht etwa nur in den abgelegenen und kleinen Städten, sondern genau ebenso in den grossen Verkehrs- und Bildungszentren findet, in der nächsten Nähe jener Organisationen, die doch oft ein sehr geräuschvolles Dasein führen. Das kann kein Zufall und nicht nur die Schuld der des Rates bedürftigen jungen Lehrerinnen sein. Ich möchte mit aller Vorsicht zu bedenken geben, dass vielleicht die oft agitatorische, polemische Behandlung der betreffenden Fragen, die ja an der Tagesordnung ist und z. T. auch durch besondere Umstände gerechtfertigt sein mag, eine wirklich nützliche, d. h. durchaus unparteiische Information, die allein segensreich wirken kann, beeinträchtigt. Man möchte allerdings zuweilen auf den ketzerischen Argwohn geraten, dass es selbst in den Vereinen, namentlich in denen allgemeineren Charakters, wie *Frauenbildung* — *Frauenstudium*, ja selbst in den *Lehrerinnenvereinen* mit der Sachkenntnis in den verschiedenen Spezialgebieten nicht immer zum besten bestellt ist; um so leichter ist es dann freilich, Parteipolitik in Resolutionen etc. zu treiben. Ich glaube zu wissen, dass der junge *Zentralverband zur Durchführung der preussischen Mädchenschulreform* diese Verhältnisse richtig erkannt hat und auch der sachlichen Information der Lehrerinnen ein besonderes tätiges Interesse schenkt. Dass diese Informationen in einer gewissenhaften Darstellung der verschiedenen Möglichkeiten und Chancen bestehen, durchaus unparteiisch sein, jeden Ratschlag mit den sachlichen notwendigen Vorbehalten versehen und die

eigentliche Entschliessung der Beteiligten ihrer eigenen Einsicht und Verantwortung überlassen muss, halte ich für eine unerlässliche und selbstverständliche Pflicht. Eine Lehrerin, die zur Universität will, soll sich vor allem dessen bewusst werden, was man in gutem Sinne akademische Freiheit nennt, d. h. selbstständige, aus eigener Einsicht gewonnene Bestimmung und eigene, alleinige Verantwortung der freien Entschlüsse auf sich nehmen.

Ich fordere diese Freiheit auch bez. der Vorbildung, in deren Beurteilung die verschiedenen Oberlehrerinnenkurse eine grundsätzlich verschiedene Stellung einnehmen. Eine Aufnahmeprüfung zum Nachweis der zu den einzelnen Fachstudien wünschenswerten Vorkenntnisse hat beispielsweise Bonn; Göttingen verlangt eine Bescheinigung der Vorbildung; andere Kurse, wie Königsberg und Greifswald, haben auf beides verzichtet; in Königsberg wurde eine offizielle Kontrolle wiederholt durch die Dozenten grundsätzlich abgelehnt. Dagegen sind nach dem Vorgange Greifswalds in Bonn und voraussichtlich auch in Göttingen, für Mathematik auch in Königsberg, Vorbildungskurse als Ergänzungen zu den eigentlichen Studienkursen eingerichtet. In Greifswald, ebenso in Göttingen stehen auch diese Vorbildungskurse, die auf real-gymnasialer Grundlage bis zur Reife fürs Abiturientenexamen führen, den studierenden Lehrerinnen zur freien Wahl zur Verfügung. Eine fest disziplinierte Organisation leidet nicht dadurch, dass sich die Damen, je nach ihrem Bedürfnis und dem Stande ihrer Kenntnisse, fakultativ in ein- oder mehrsemestrigen Kursen an Einzelfächern beteiligen. Eine Anzahl, um die sich diese Hospitantinnen gruppieren, macht den ganzen Turnus durch.

Eine solche Freiheit ist durchaus im Sinne akademischer Arbeit. Weshalb soll etwa eine Lehrerin, die Französisch oder Englisch studiert, ihre nicht ganz ausreichenden Lateinkenntnisse nicht im ersten Semester auf diese Weise ergänzen können, da sie ja an den Lektoren-Vorlesungen und -Uebungen, die für die seminaristisch und sprachtechnisch meist vorzüglich vorgebildeten Lehrerinnen nicht entfernt die Bedeutung haben wie für den Studenten, einen grossen Zeit- und Arbeitsaufwand ersparen kann? Man rechnet ja den lateinlosen Studenten auch alle Semester für voll, die gleichzeitig zum Studium und zur

Nachholung der lateinischen Vorkenntnisse gebraucht werden. In anderen Fällen, namentlich in Mathematik, wird die Lehrerin fortan gut tun, ein paar Semester Vorbildungskurse vorzulegen, und zwar auf der Universität, auf der sie nebenher immer schon für ihre anderen Fächer profitieren kann. Zumal die Erziehung zu akademisch wissenschaftlicher Arbeitsmethode kann bei den Lehrerinnen so etwas früher, jedenfalls nie früh genug beginnen; von dem schul-seminaristischen Lehr- und Lernbetrieb, der in anderer Art seine Vorzüge hat, aber für diese Damen abgetan ist, können sie nicht gründlich genug entwöhnt werden. Daher halte ich eine möglichst liberale Handhabung der Vorbildungskurse, die naturgemäss trotzdem etwas Pennalgemässes enthalten müssen, für wünschenswert. Andererseits ist der straffere Unterrichtsgang dieser Kurse der privaten oder gar autodidaktischen Vorbildung für das Studium bei weitem vorzuziehen; dass die Lehrerinnen sich während ihrer praktischen Lehrtätigkeit in Latein, Mathematik etc. für die Universität vorbereiten sollen, ist so wie eben darum auch eine Aufnahmeprüfung für die Oberlehrerinnenkurse ein Unding; für die Kurse sind ja sonst amtlich und gesetzlich die notwendigen Zeugnisse vorgeschrieben.

Man überlege einmal!

Bis zum Jahre 1913 kann die Lehrerin noch das bisherige sogen. Oberlehrerinnenexamen ablegen, das sich neben der Prüfung in Philosophie nur auf zwei Fächer erstreckt. In diesen beiden Fächern waren die Forderungen gegenüber denen, die man an Umfang und Zeitdauer des Studiums an die Kandidaten des höheren Lehramts stellt, niedrigere, es sei denn, dass man die Forderung eines dem Studium der neueren Sprachen vorausgehenden Aufenthalts im Auslande als ein Mehr für die Oberlehrerinnen ansehen wollte. So waren denn auch naturgemäss die geforderten Vorkenntnisse nicht so umfangreiche. Es wurden für die sprachlich-historischen Fächer Kenntnisse des Lateinischen bis zum Ziele der Untersekunda eines Gymnasiums gewünscht; für Religion ausserdem eine elementare Kenntnis des Griechischen, und vor allem hatten die Lehrerinnen, die sich mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien zuwenden, in der Mathematik und Physik ihre Vorbildung zu ergänzen, da ja auf diesen Gebieten wenigstens das bisherige Lehrerinnen-seminar fast ganz versagte. Auf Grund dieser niedrigeren An-

forderungen an Vorkenntnissen und an Fachstudien, auf Grund der niedrigeren Anforderungen der Prüfungsordnung, und auf Grund der dieser Sachlage nach allen Seiten hin Rechnung tragenden Ausbildung in besonderen, sogenannten Oberlehrerinnenkursen, wie sie in Berlin, Bonn, Göttingen, Münster, Greifswald und Königsberg, meistens in engem Anschluss an die Universität bestehen, hat man bisher durchgehends gute Erfahrungen gemacht. Auch sind dank der richtigen Verteilung von Forderung und Leistung nur selten Fälle von Ueberarbeitung, von körperlichem und geistigem Zusammenbruch vorgekommen, und, wenn sie vorkamen, war es die Schuld der Persönlichkeiten, nicht des Systems. Allmählich sind die Forderungen, welche im Examen an diese Kandidatinnen gestellt werden, bedeutend erhöht, in vielen Fächern zum Niveau der *pro facultate docendi* geprüften Lehramtskandidaten gesteigert worden. Und wer heute noch den wissenschaftlichen Stand der Oberlehrerinnen nach dem Wortlaut der Prüfungsordnung von 1900 bewertet, gesteht damit ein, dass er die Entwicklung und die gegenwärtige Sachlage nicht kennt.

Nun aber liegt die Sache für die Lehrerinnen, die sich dem Studium zuwenden und das Examen *pro facultate docendi* machen wollen, wesentlich anders. Nach Ablegung der Lehrerinnenprüfung muss die junge Lehrerin bekanntlich zwei Jahre vollbeschäftigt praktisch an einer höheren Mädchenschule tätig sein. Während dieser zwei Jahre kann sie sich die nötigen Vorkenntnisse für ihr späteres Universitätsstudium erwerben. Welches sind denn nun zunächst diese Vorkenntnisse? Diejenigen natürlich, die für die männlichen Studierenden mit dem gleichen Ziel erforderlich sind, d. h. Reife eines Abiturienten einer der höheren Lehranstalten. Sie wird also dies Ziel je nach Fächerwahl im Lateinischen, im Latein-Griechischen, oder in der Mathematik-Physik ins Auge zu fassen haben. Das wird ihr in den zwei Jahren schon einige Mühe machen! Ferner: Die meisten jungen Lehrerinnen werden nach Ablegung der Prüfung finanziell gezwungen sein, eine Stelle mit wirklicher voller Beschäftigung, d. h. mit durchschnittlich 24—26 Wochenstunden, an Privatschulen auch noch darüber hinaus, anzunehmen. Denn bei der heutigen Lage der Dinge werden die Eltern froh sein, die Tochter einstweilen für ein paar Jahre selbständig zu sehen. Zwar versteht man unter Vollbeschäftigung

eigentlich nur mindestens zwölf Stunden. Wieviel solcher Stellen aber werden sich finden? Sie sind und bleiben in der Ausnahme. Die Regel für die junge Lehrerin wird die oben angegebene, grössere Stundenzahl bleiben. Da sie weiterstrebt, wird sie suchen, bald in höheren Klassen Beschäftigung zu finden und in den von ihr erwählten Studienfächern unterrichten zu können. Sie ist also auch noch mit Vorbereitung für ihre Stunden, mit Korrekturen usw. belastet. Zieht man dazu noch in Betracht, dass sie einigermassen abgearbeitet und erholungsbedürftig aus dem Seminar kommt — wo in aller Welt soll sie da noch Zeit, Lust und Ruhe hernehmen, um die nötigen Vorstudien für die Universität nebenher zu treiben! In der Theorie kann sie es, in der Praxis wird es nur einzelnen, besonders kräftigen und begabten Naturen möglich sein, zweien Herren zu dienen. Ratssamer ist es, sie verwendet ihre freie Zeit auf ihre Erholung und auf Kräftigung ihrer Gesundheit, um sich dann nach jenen zwei Jahren mit frischer Kraft und grösserer Freudigkeit ihren Studien, zunächst ihren Vorstudien, zu widmen. Auch in anderer Hinsicht ist es wünschenswert, dass die junge Lehrerin sich während dieses Zeitraumes ganz ihrem Lehrberuf widmet, und dass sie von ihrer vorgesetzten Behörde in möglichst, wenn ich mich so ausdrücken darf, scharfe Schulzucht genommen wird. Diese zwei Jahre sollen das Seminar- und das Probejahr der Kandidaten des höheren Lehramts ersetzen. Es ist also im Interesse der jungen Dame selbst wünschenswert, dass sie diese Probe gründlich durchmacht und gut besteht, und dass sie in pädagogisch-methodischer Hinsicht diese beiden Jahre der Schule wirklich widmet und ausnützt. Auch könnte eine Zersplitterung, eine ungenügend geordnete Tätigkeit leicht für sie die üble Folge haben, dass späterhin einmal ein strenges Provinzialschulkollegium diese Zeit als nicht ausreichende lehramtliche Tätigkeit bezeichnet und ihr ein weiteres Probejahr zudiktirt. Endlich, wie unzureichend meistens die so nebenher erworbene Vorbildung zum Studium ist, davon wissen die beteiligten Kreise, auch da, wo eine Aufnahmeprüfung für die Oberlehrerinnenkurse besteht, ein Lied zu singen. Kurz, von dem Wege, sich die Vorkenntnisse neben der Berufsarbeit zu erwerben, ist den Lehrerinnen in der Mehrzahl der Fälle abzuraten. Sie werden besser und klüger tun, die ersten Semester ihres Universitätsstudiums in erster Linie der Vorbildung zu widmen und nur

wenige Vorlesungen zu belegen.¹⁾ Zwar werden sie, um ihr Ziel zu erreichen, vielleicht zwei Semester länger gebrauchen, als der gleichstrebende Student, dem sie aber wieder bezüglich ihrer Zeitverwertung andererseits bedeutend „über“ sein dürften, aber sie werden dann doch auch meistens eine zusammenhängende organische Grundlage sich erwerben können. Diesem ihrem Bedürfnis wird an den Universitäten Rechnung getragen werden müssen durch Einrichtung von Vorbildungskursen für Lehrerinnen, deren Absolvierung eventuell zu dem von den Dozenten einzelner Universitäten geforderten Nachexamen führen würde. Die gegebenen Stellen dieser Vorbildungskurse sind aber die bisherigen Oberlehrerinnenkurse. So haben als erste die Greifswalder Studienkurse sich seit Ostern 1909 realgymnasiale Kurse angegliedert, die den Lehrerinnen eine gründliche geeignete Vorbildung ermöglichen. Von Michaelis 1909 ab ist auch das Griechische in den Plan einbezogen. Eine ähnliche Einrichtung wird auch von diesem Zeitpunkt an den Bonner wissenschaftlichen Fortbildungskursen für Lehrerinnen eingefügt werden, und auch in Göttingen sind derartige Vorbereitungskurse geplant. In Königsberg sind seit einem Jahre Vorkurse für Mathematik an die eigentlichen Oberlehrerinnenkurse angegliedert. So ist doch schon in vier Universitätsstädten den Lehrerinnen die Möglichkeit gegeben, sich ohne grosse Kosten und ohne allzugrossen Zeitverlust wirklich gründliche Vorkenntnisse zu erwerben. Besonders vorteilhaft würde es für die Lehrerinnen sein, wenn man ihnen durch die Vorbereitungskurse auch die Ablegung der Reifeprüfung an einem Gymnasium oder Realgymnasium ermöglichte, wie dies bereits in Greifswald und Göttingen ins Auge gefasst ist. Es wird für die Lehrerin mit ihrer seminaristischen Vorbildung nicht allzuschwer sein, z. B. das Abiturientenexamen eines Realgymnasiums in ca. zwei Jahren zu bestehen. Ihre Hauptarbeit hätte sich dabei auf Latein und Mathematik, daneben auch auf Physik zu erstrecken, während auf den übrigen Wissensgebieten für sie nur eine Repetition notwendig ist, die hier und da eine Ergänzung bieten wird,

¹⁾ Es ist die Ansicht eines hervorragenden Mathematikers, der auch der Frauenbildung mit genauester Sachkenntnis gegenübersteht, Geh. Rats Prof. Klein - Göttingen: Dass speziell in der Mathematik Privatvorbildung ein Unding sei. Und die „Aufnahmeprüfung“ musste sich doch in den allermeisten Fällen auf Privatvorbereitung beziehen!

so in der Geschichte. Zahlreichen, namentlich jungen Lehrerinnen wird dieser Weg als der gangbarere und mithin wünschenswertere erscheinen aus dem begreiflichen Gefühl heraus, in möglichst vollkommener Weise den Anforderungen zu genügen und das Wissen, das die Männer durch ein Examen haben dokumentieren müssen, ebenfalls durch eine Prüfung als auch ihnen eigen zu beweisen. Es ist daher dringend wünschenswert, dass diesen Einrichtungen von allen beteiligten Faktoren lebhaftes Interesse und rege Förderung entgegengebracht wird. In der Lösung der Vorbildungsfrage werden die Oberlehrerinnenkurse künftighin eine ihrer Hauptaufgaben zu sehen haben neben ihrem alten Beruf, eine Uebergangsstufe resp. eine Ergänzung zum eigentlichen Universitätsstudium zu sein. Wünschenswert erscheint ferner, dass die in den Kursen geleistete Arbeit, auch wenn sie nicht durch Ablegung einer Reifeprüfung dokumentiert wird, auf andere Weise z. B. durch Einführung eines Nachexamens, ihre offizielle Anerkennung finden möchte, ebenso auch, dass die sonstigen Darbietungen an Vorlesungen und Uebungen, wie sie zurzeit für die Oberlehrerinnenprüfung bestehen, und deren Weiterbestand wenigstens zum Teil als höchst wünschenswert erscheint, ebenfalls offiziell als Vorbildung neben dem eigentlichen Universitätsstudium zum Examen *pro facultate docendi* anerkannt werden. Diese Forderung ist nicht so unerhört; werden doch von den Prüfungsbehörden Semester, die im Auslande verbracht worden sind, und über deren richtige Verwendung der Prüfling sich ausweisen kann, ebenso wie Semester, die er an einer Handels- oder einer technischen Hochschule verbrachte, auf die Studienjahre unter besonderen Umständen in Anschlag gebracht. Dazu kommt, dass in diesen Kursen nicht nur Uebergangsvorlesungen und -Uebungen geboten werden, sondern dass in ihnen weit mehr Rücksicht auf den späteren Beruf der angehenden Oberlehrerin genommen werden kann, als dies in dem weiten Rahmen der Universität möglich ist, wo die allgemein wissenschaftlichen Ziele sehr oft die für den Studenten mindestens ebenso wichtigen des späteren Lehrerberufs in den Hintergrund drängen. So erscheint also aus doppeltem Grunde das Fortbestehen der bisherigen Oberlehrerinnenkurse mit etwas modifizierter Grundlage und etwas veränderten Zielen höchst wünschenswert. In jedem Einzelfalle aber mag die junge Lehrerin ihren Studienplan nach reiflicher Ueberlegung selbst und

mit voller Freiheit innerhalb der Grenzen der gesetzlichen Vorschriften einrichten und vertreten. Auch die volle Freizügigkeit, die von alters her akademisches Leben beherrscht hat, soll ihr gewährt sein. Im Prospekt der Bonner Kurse liest man unter den Aufnahmebedingungen: „Die Teilnehmerinnen haben sich zu verpflichten, sich während der vier ersten Semester an den eigens für die Kurse eingerichteten Vorlesungen etc. zu beteiligen.“ Doch nicht alle vier Semester unbedingt in Bonn? Warum in aller Welt? Die Freizügigkeit der akademischen Bürger, der Dozenten wie der Studenten, der letzte Rest des mittelalterlichen Wanderlebens an den Universitäten, ist ein nützliches Recht, von dem die studierenden Frauen nicht ausgeschlossen sein sollen; ihm verdankt unser Hochschulleben einen grossen Teil seiner Frische, seiner Entwicklungsfähigkeit und Lebenskraft, seiner inneren Freiheit und charakteristischen Universalität.

Es ist noch immer Zeit, eine schon vor Jahresfrist in der *Lehrerin* von Frä. Dr. Sadée dem ersten Programm der Greifswalder Kurse zuteilgewordene Besprechung zu berichtigen, die in auffallend ungehöriger Form und mit sehr fadenscheiniger Sachkenntnis einige der hier erörterten Fragen berührte. Es war dort behauptet, dass die Bonner Kurse dem Aufnahmeexamen ihre ausgezeichneten Erfolge verdanke. Wie weit diese Erfolge die der anderen Kurse überragen, müsste doch mindestens erst durch Tatsachen, durch eine vergleichende Statistik bewiesen werden; ich hoffe, noch einmal diese vorlegen zu können. Die Aufnahmeprüfung selbst ist einmal auf einer intimen, im März 1909 im Herrenhaus zu Berlin tagenden Versammlung, in der alle Oberlehrerinnenkurse vertreten waren, speziell für Mathematik, von der Bonner Vertreterin als unverlässlich bezeichnet worden, was ich, ohne Widerspruch zu finden, damals feststellte. Es war in dem betr. Artikel der *Lehrerin* ferner der Passus meines Programms, der damals schon eine Weitersteckung des Zieles der Oberlehrerinnenkurse und ihren Ausbau andeutete, in einer Weise angegriffen worden, die den Leiter der Kurse als sachunkundig hinzustellen, die Kurse selbst herabzusetzen suchte. Die Tatsache, dass jetzt, ein Jahr später, eben die Bonner Kurse durch Vorbildungskurse, die Greifswald bereits seit Ostern 1909 besitzt, erweitert werden,¹⁾

¹⁾ Alle diese Vorbildungskurse sind doch nach Tendenz und in

kennzeichnet jenen Ausfall nachträglich besser, als alle Entgegnungen es damals vermocht hätten. Genützt wird erfahrungsmässig mit solchen pausbäckigen, aber haltlosen und kurzsichtigen Anzapfungen niemandem auch nur im geringsten, und eine gut orientierte und gerade von orientierungsbedürftigen Lehrerinnen gelesene Zeitschrift, wie die *Lehrerin* es doch wohl sein will, sollte dergleichen lieber nicht lancieren.

Zu kurzer Abwehr anderer mehr oder weniger offener Angriffe bemerke ich, dass die Greifswalder Kurse genau so wie alle anderen Oberlehrerinnenkurse aus privater Initiative ins Leben traten und einen gewissen offiziellen Charakter durch die Unterstützung des Ministeriums erhalten, das Geldzuschüsse für den Lehrbetrieb und Stipendien für die Teilnehmerinnen bewilligt und die gesamte Einrichtung unter die besondere ministerielle Prüfungsordnung von 1900 und eine ebensolche Prüfungskommission gestellt hat. Der Zusammenhang mit der Universität ist so enge wie möglich. Nun aber steht in einem Aufsatz von Martha Strinz: „*Nochmals ein gefährliches Frauenvorrecht*“ in dem Oktoberheft der „*Frau*“, S. 46 zu lesen: „Wie ich höre, sind jedoch diese Kurse ohne offiziellen Zusammenhang mit der Universität“. Die Idee von einem solchen „*offiziellen Zusammenhang*“ ist — *venia sit verbo!* — einbarer Nonsens. Ein offizieller Zusammenhang, d. h. also eine amtliche Angliederung der Oberlehrerinnenkurse an die Hochschule ist eine glatte Unmöglichkeit — mögen auch durch besonderes Entgegenkommen der amtlichen Instanzen die Lehrkräfte, Auditorien, Institute etc. für den Unterrichtsbetrieb zur Verfügung stehen, mag auch, wie in Bonn, ein Abkommen mit den Dozenten über die Zulassung zu den Seminaren getroffen sein (sicherlich doch nicht auf Grund eines Fakultätsbeschlusses), so liegt darin doch keine Spur „*offiziellen Zusammenhangs*“. Etwas mehr Sachkenntnis würde alle diese Diskussionen kürzer, würdiger und nützlicher gestalten.

Für die Prüfungsordnung, die so, wie sie für die Kandidaten des höheren Lehramts im Gebrauch ist, zu den Bedürf-

ihrer Existenzberechtigung gleich, wenn sie auch in den Einzelheiten verschieden organisiert werden. Anders als in den Oberlehrerinnenkursen — wie z. B. in Münster — aber können sie nicht eingerichtet werden; alte, aber noch immer wirksame Ministerialinstruktionen (1834 und 1839) verbieten das, nur ganz vereinzelte Annahmen wurden bewilligt, fortan nicht mehr.

nissen der reformierten höhere nMädchenschule nicht ganz passt, werden einige zusätzliche Bestimmungen wünschenswert erscheinen. Dass die philosophische Propädeutik eine antiquierte Fakultas, und dass für seminaristisch vorgebildete Kandidaten die „allgemeine Bildung“ im Examen nicht oder nur zum Teil in Betracht kommen werde, sollte selbstverständlich sein. Am einfachsten wäre es, die gute Gelegenheit zu benützen, um die völlig überflüssige allgemeine Prüfung in Religion und Deutsch auch für die männlichen Kandidaten ganz abzuschaffen.¹⁾ Für die Lateinkenntnisse im Zusammenhange mit einer neusprachlichen Fakultas wird gegebenenfalls die Bestimmung vom 30. Dezember 1908²⁾ in Kraft treten. Für das Griechische und Lateinische in Beziehung auf eine mittlere oder obere Fakultas in der Geschichte werden ebenfalls die Bestimmungen der Prüfungsordnung für die Schulamtskandidaten, nebst der erläuternden Verfügung vom 12. Mai 1908 gelten. Sollte eine „Ergänzungsprüfung“ angeordnet oder erlaubt werden, so würde diese dann den erforderlichen Nachweis der betreffenden Kenntnisse einschliessen. Von den Fächerkombinationen, welche die Prüfungsordnung enthält, wäre die höchst anfechtbare von Geschichte und Erdkunde wenigstens zu variieren. Besondere Regelung aber verlangen noch diejenigen Fächer, die wohl im Lehrplan der neuen höheren Mädchenschule, aber nicht in der alten Prüfungsordnung vertreten sind: Kunstgeschichte, Volkswirtschaftslehre und Italienisch. Die Ausführungsbestimmungen zu dem Erlasse vom 18. August 1908 stellen dem Unterricht in diesen Fächern Aufgaben und Ziele, die nur durch eine Oberlehrerin mit akademischer Spezialbildung erreicht werden können. In den Greifswalder Kursen ist daher von Anfang an für einen systematischen akademischen Unterricht in Italienisch, Kunstgeschichte und Nationalökonomie vorgesorgt worden, und es entspräche nur einer konsequenten Ordnung und Gerechtigkeit, wenn im Staatsexamen auch für diese Fächer eine Legitimation verliehen würde. Man brauchte diesen Fächern nicht einmal den Vollwert einer Fakultas oder vielleicht nur den einer mittleren zuzuerkennen. Den Unterricht in der Kunstgeschichte der technischen Zeichenlehrerin zu übertragen, ist weniger prak-

¹⁾ Vgl. *Zeitschrift* 7, 6.

²⁾ Vgl. *Zeitschrift* 8, 153 f.

tisch, als ihn in die Hände der Historikerin oder Germanistin zu legen. Das Studium der Kunstgeschichte, das in Greifswald besonders für die Unterrichtsbedürfnisse der höheren Mädchenschule berechnet ist, sowie das der Nationalökonomie hat hier ausserordentlichen Anklang gefunden. Zum mindesten müsste auf Grund eines Examens auch in diesen Fächern ein entsprechender Vermerk in das Oberlehrerinnenzeugnis aufgenommen werden können. Die Arbeit der Prüfungskommission würde diese Erweiterung ihrer Funktionen nicht sonderlich komplizieren.

* * *

Es wäre praktisch wertvoll, wenn die Leiter(innen) und Dozenten der Oberlehrerinnenkurse zu einem Meinungsaustausch und gegebenenfalls zu einer Vereinbarung darüber sich verbanden, ob oder mit welcher Organisation jene Kurse den neuen Studienordnungen dienstbar gemacht werden könnten. Dadurch würde auch die beste Grundlage zu statistischen und anderen Informationen oder Vorschlägen gewonnen, die man der Behörde anbieten könnte. Vielleicht ergreift Göttingen als die älteste Organisation die Initiative zu einer Zusammenkunft, die freilich sehr bald stattfinden müsste.

Das wichtigste unter den jetzt gegebenen, zum Teil schwierigen und schwankenden Verhältnissen ist Besonnenheit und Einigkeit aller Beteiligten. Wenn die Mahnung zur Einigkeit im grossen, mit welcher der *Zentralverband* seine Tätigkeit begann, allenthalben beherzigt wird, gelingt es sicher, den studierenden Frauen ein Universitätsleben zu eröffnen, das nicht nur ihrer wissenschaftlichen Berufsbildung eine wertvolle Grundlage und Richtung gibt, sondern ihnen auch für ihr Menschentum Früchte trägt und für die Jahre, die danach kommen, reiche und schöne Erinnerungen sichert.

Greifswald.

G. Thurau.

Die Berufsarten im Spiegel der französischen und englischen Volkssprache.

Die nachstehenden Ausführungen wollen zeigen, nach welchen Gesichtspunkten die volkstümliche Redeweise der Franzosen und der Engländer verfährt, um unter Verzicht auf die

Bezeichnungen der Schriftsprache ihre eigenen Benennungen für die Mitglieder der einzelnen Berufe zu schaffen. Der Begriff der Volkssprache soll hier im weitesten Sinne gefasst werden; neben der über die breiten Schichten des Bürgertums sich erstreckenden vertraulichen Umgangssprache, die wir mit F bezeichnen wollen, soll vor allem die Sprache des niederen Volkes, die der Arbeiter, der Vorstädte (P) berücksichtigt werden, ferner die Sprache einzelner Berufskreise und Bevölkerungsklassen, wie die des Theaters (thé., bzw. thea.), des Militärs (✕), der Marine (⚓), der Schulkreise (éc.); schliesslich soll als eine der interessantesten Erscheinungen das Argot der Diebe und Gauner seinen Platz finden (P). Zahlreiche Beispiele werden die Gesetze erläutern, nach denen der volkstümliche Sprachgeist schöpferisch tätig ist; bei der Auswahl der Beispiele beschränken wir uns auf diejenigen Fälle, in denen die Schöpfung volkstümlicher Bezeichnungen in klarer Weise mit Hilfe des französischen, bzw. englischen Wortschatzes vor sich geht, wir verzichten also auf alle Fälle, die etymologisch gar nicht oder nur unsicher zu erklären sind. Die Natur des zu behandelnden Gegenstandes bedingt es, dass viele Ausdrücke hauptsächlich Paris und London eigen sind, da man sich für die Entwicklung der Volkssprache keinen günstigeren Boden denken kann als Grossstädte; von einer besonderen Unterscheidung dieser Parisismen und Londinismen wurde jedoch Abstand genommen, da verschiedene Umstände dazu beitragen, dass der Einfluss der Pariser Argots und des Londoner Slangs heutzutage sich weit über die Bannmeile dieser Hauptstädte hinaus erstreckt: man denke nur an den ständig flutenden Verkehr zwischen Hauptstadt und Provinz, ferner an die Romanliteratur, die Lustspiel- und Possenliteratur, die Couplets der hauptstädtischen Variétés, die Witzblätter usw. Veraltete Ausdrücke wurden nur in beschränkter Anzahl aufgenommen und mit † bezeichnet; bei dieser Gelegenheit sei auf die Raschlebigkeit volkstümlicher Wendungen hingewiesen, die häufig auch der Mode unterworfen sind, zum Teil aber dem Schicksal des Veraltens verfallen aus Gründen, die mit dem ursprünglichen Zwecke ihrer Schöpfung verknüpft sind: die Sprache einzelner Berufskreise z. B. bezweckt, den ausserhalb dieser Kreise stehenden Leuten unverständlich zu bleiben; sobald aber ihre Ausdrücke bzw. die Kenntnis ihrer Bedeutung auch in andere Kreise dringen, haben sie ihre Daseinsberechtigung verloren, sie

werden durch neue ersetzt und verfallen so dem Untergang. Andererseits sei aber auf die Bemerkung Baumanns (*Londinismen*, p. XLIX der Einleitung) hingewiesen, dem die englische Volkssprache in den letzten drei Jahrhunderten sich nicht wesentlich verändert zu haben scheint.

Bevor wir im einzelnen zeigen, in welcher Weise die Volkssprache bei der Schöpfung von Berufsbenennungen verfährt, muss noch eine Frage gestellt und beantwortet werden: Weshalb begnügt sich die volkstümliche Sprache nicht mit den Bezeichnungen, wie sie die Schriftsprache bietet? Weshalb erfindet sie für Schneider, Schutzmann, Geistlicher, Lehrer, Anwalt usw. die mannigfachsten neuen Benennungen? Vier Hauptgründe können wir für diese Neuschöpfungen anführen. Weiter oben haben wir schon gesagt, dass es im Interesse mancher Kreise liegt, nur von ihren eigenen Angehörigen verstanden zu werden; man denke nur an die Gauner- und Diebessprache, an die Sprache der Polizisten, der Schüler usw. Ferner sind die Bezeichnungen der Schriftsprache dem Volke meist zu farblos; die Volkssprache liebt sinnfälligere Ausdrücke, als sie die Schriftsprache meist bietet. Berufsbenennungen wie Schneider, Polizist usw. sagen ihr zu wenig; es kommen in ihnen zu wenig charakteristische Eigenschaften der Berufe zum Ausdruck: bei *Schneider*, *tailleur* nur der allgemeine Begriff des Schneidens, bei *sergent* in *sergent de ville*, bei *agent* in *agent de police* nur die Begriffe des Dienens, der amtlichen Stellung, wobei Wörter wie *agent*, *sergent* dem Volke schon aus dem Grunde nichtsagend sind, weil sie ihrem Sinne nach gar nicht richtig aufgefasst werden können, was auch von *Polizist*, *policeman* natürlich gilt; wer im Volke sollte wissen, dass diese Wörter Ableitungen sind von lat. *politia*, gr. *πολιτεία*, Staat? Wer sollte ferner daran denken, dass das Wort Anwalt jemanden bedeutet, der an Stelle eines anderen zu verfügen hat? Alle Berufsbenennungen der Schriftsprache sind streng sachliche Bezeichnungen, deshalb bieten sie auch dem Volke keine Gelegenheit, seinen Witz an den einzelnen Ständen auszulassen. Dieser Mangel aber ist eine mächtige Triebfeder für die Schaffung neuer Berufsbezeichnungen. Die Ungerechtigkeit, mit der sich die einzelnen Berufe gegenseitig beurteilen, eine Ungerechtigkeit, die der Verständnislosigkeit für das Wesen der einzelnen Berufsarbeit entspringt, die in der menschlichen Natur nun ein-

mal liegende Sucht, alles herabzusetzen und zu zerkleinern, das schadenfrohe Bestreben, die Berufsschwächen zu entdecken, wie kämen diese menschlichen Untugenden zur Geltung, wenn sich die Volkssprache mit den sachlichen Bezeichnungen der Schriftsprache begnügen wollte? Wie könnte sich das Volk z. B. mit dem Worte *Lehrer*, *teacher*, *maître* begnügen? Die ganze Liebe, die diesem Stande entgegengebracht wird, käme ja doch nicht dadurch zum Ausdruck, dass man bei seiner Bezeichnung an seine Haupttätigkeit denkt, also an die des Lehrens, des Leitens anderer Personen, ihn also *Lehrer*, *teacher*, bzw. *maître* nennt; viel wirkungsvoller muss ja die Benennung sein, wenn man eine die Haupttätigkeit begleitende, möglichst unschöne Nebentätigkeit heranzieht, die von der ersteren nicht immer zu trennen ist, aber nicht das Wesen der Tätigkeit ausmacht; so führt der Lehrer frz. den Spitznamen *fouette-cul*, engl. *flay-bottomist*, deutsch *Arschpauker*. Oft aber will die Volkssprache wirkliche Fehler einzelner Berufe geisseln; dann muss sie natürlich erst recht zu Neuschöpfungen greifen, da ja die Schriftsprache sich immer nur streng sachlich an die Berufstätigkeit hält. Nehmen wir z. B. den Beruf des Müllers, so wird die Bezeichnung *meunier* dem Franzosen zu sachlich sein, abgesehen davon, dass sie ihrer eigentlichen Bedeutung nach dem französischen Volke unverständlich sein wird; um sich aber an dem Müller sprachlich dafür zu rächen, dass er seinen Kunden das feinste Mehl oft nicht ablieferte, dafür mussten Spitznamen erfunden werden: *grippis*, *grippe-fleur*, bei welcher letzterem Ausdruck wir wohl eine Ellipse (*fleur [de farine]* das feinste Mehl) annehmen müssen; die Komik dieser Ausdrücke wird noch dadurch erhöht, dass die moralische Entrüstung über diese Unredlichkeit der Müller sich im Sprachschatz der Gauner und Diebe vorfindet. Schliesslich sei noch des euphemistischen Zuges in der Sprache gedacht; wie das Volk einerseits schonungslos seine Meinung über einen Beruf ausdrückt, so führt andererseits das Bestreben, die Fehler mancher Berufsarten, das Niedrige und Anstössige, das mit ihnen verknüpft ist, dazu, die Wahrheit über den Beruf zu verschleiern, so z. B., wenn man in der französischen Gauner- und Diebessprache einen Dieb oder eine Diebin harmlos *un ouvrier*, *une ouvrière* nennt, oder wenn in der niederen Volkssprache der Scharfrichtergehilfe *mécanicien* genannt wird.

Unter Beachtung dieser vier Gesichtspunkte — wobei gleich bemerkt sei, dass selbstverständlich eine genaue Abgrenzung nicht möglich ist — wollen wir nun versuchen, einen Einblick zu bekommen in die merkwürdigen Denkvorgänge des Volkes und in seine unversiegbare Phantasie, der es bei der Schöpfung seiner volkstümlichen Bezeichnungen den freiesten Lauf lässt.

1. Ein Beruf wird mit dem Namen eines anderen benannt; dies geschieht

a) häufig aus euphemistischen Gründen: niedere, anstössige Berufe werden durch sozial höher stehende ersetzt; für die Wahl der ersetzenden Berufe ist oft massgebend die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Tätigkeit; oft fehlt aber auch ein ersichtlicher Grund für ihre Wahl; häufig wird auch durch die Setzung eines höher stehenden Berufes eine lächerliche Wirkung erzielt.

b) Im Gegensatz zu a) stehen die Fälle, in denen die volkstümlichen Benennungen eine Herabwürdigung des Standes bezwecken: dies geschieht meist so, dass der eine Stand mit dem Namen eines anderen belegt wird, der wohl an und für sich nichts Ehrenrühriges hat, durch Uebertragung auf den anderen Stand aber verletzend wirken muss; so z. B. wenn Bezeichnungen handwerksmässiger Berufe auf rein geistige Berufe ausgedehnt werden, oder auf solche, in denen neben der geistigen Tätigkeit auch grosse Handfertigkeit verlangt wird; das Volk sieht dann eben nur das Handwerksmässige in dem zu benennenden Beruf.

c) Die Aehnlichkeit von Gegenständen gibt Veranlassung zur Vertauschung der Berufsbezeichnungen.

d) Vertauschung der Berufsamen tritt schliesslich ein, wenn die Kleidung des zu umschreibenden Berufes irgendwie die Erinnerung an einen anderen Beruf wachruft: die Gleichheit irgendeines Kleidungsstückes, die Farbe eines oft nur unwesentlichen Bestandtheiles der Kleidung veranlasst die Wahl des umschreibenden Berufes.

Beispiele zu a:

Französisch:	Englisch:
F <i>opérateur</i> Scharfrichter (vgl. auch F und P <i>monsieur de Paris</i>)	
P <i>mécanicien (adjoint, pianiste)</i> Scharfrichtergehilfe	old Cant: <i>sheriff's journeyman</i> Henker

<i>P abbesse</i> Bordellwirtin, Hurenmutter (vgl. auch <i>P abbaye des s'offre-à-tous</i> Bordell)	old Cant: <i>abbess</i> Hurenmutter <i>abbot</i> Hurenvater (vgl. auch <i>P nunnery</i> Bordell)
<i>P sous-maitresse</i> Wirtschaftlerin in einem Bordell	
<i>P maitresse de piano</i> Kokotten-Argot: ausgediente Hure, die ihren jünge- ren Genossinnen allerlei Dienste leistet	
<i>P chevalier du bidet</i> Zuhälter	<i>P knight of the needle</i> Schneider, Ritter von der Elle
<i>P chevalier du crochet</i> Lumpensammler (s. weitere Beispiele Villatte, <i>Pa- risismen</i> unter <i>chevalier</i>)	<i>P knight of the pen</i> Schreiber (s. wei- tere Beispiele Baumann, <i>Londi- nismen</i> , unter <i>knight</i>)
<i>P nég</i> (= négociant) <i>au petit croche</i> Lumpensammler, co. Naturforscher	
<i>P perruquier de la crotte</i> Schuh- putzer	
<i>P marchand de lacets</i> <i>solliceur</i> (= Verkäufer) } Gendarm <i>de lacets</i>	
<i>P duc de Guiche</i> = <i>guichemar</i> , dieses wieder für <i>guichetier</i> Kerkermeister (über die Endung ... <i>mar</i> siehe Vil- latte, <i>Parisismen</i> , unter ... <i>mar</i>)	
<i>P ouvrier, ouvrière</i> Dieb(in)	<i>P tradesman</i> Gauner, Dieb
<i>P travailleur, travailleuse</i> Dieb(in)	<i>P watchmaker</i> Taschendieb, der Uhren stiehlt
<i>P confiturier</i> Latrinenfeger	
<i>P parfumeur</i> Abtrittfeger	
<i>P chirurgien en vieux</i> Schuhflicker	
<i>Phussard à quatre roues</i> Trainsoldat, Marketender	
<i>P artiste</i> Strassenkehrer (auch Tierarzt)	
✗ <i>peintre sur macadam</i> Strassen- kehrer	

Beispiele zu b:

<i>P charcutier</i> Wundarzt, Chirurg	<i>butcher</i> (Zuchthaus-Slang) Arzt, Doktor
<i>P boucher</i> Arzt, Chirurg	<i>P ivory-carpenter</i> Zahnarzt
	<i>P journeyman parson</i> Hilfsprediger

Beispiele zu c:

✗ <i>les allumeurs de gaz</i> die ehemal. Lanciers oder Lanzenreiter (wegen der Aehnlichkeit ihrer Waffe mit der Zündstange der Gasanzünder)
--

Beispiele zu d:

<i>grosse cavalerie</i> Kloakenreiniger (we- gen ihrer hohen Stiefel)
<i>P ferblantier</i> Marinekommissär (we- gen seiner silbernen Tressen)
<i>P les vitriers</i> die Jäger von Vincennes (wegen ihrer wachsleinenen Tornister oder ihrer grünen Uniform [Wort- spiel mit <i>vert</i> und <i>verre</i>])

2. Die Mitglieder gewisser Berufe und Stände werden nach einem charakteristischen Kleidungsstücke (Hut, Stiefel usw.) benannt. In dreifacher Weise verfährt hier die Volkssprache:

a) der Name des Kleidungsstückes dient selbst als Bezeichnung; b) der Träger des Kleidungsstückes kommt in einem Zeitwort (frz. *porter*) oder in einer Ableitungssilbe (frz. *-in*, *-ard*) zum Ausdruck; c) die Farbe der Kleidung veranlasst die Schöpfung neuer Benennungen, wobei wiederum drei Fälle zu unterscheiden sind: α) die Farbe der Kleidung wird adjektivisch zu Substantiven gesetzt, die ihrerseits wieder einem Vergleich ihre Verwendung verdanken; β) die Farbe der Kleidung kommt nicht direkt, sondern indirekt in dem Substantiv zum Ausdruck, mit dem das Berufsmitglied verglichen wird; γ) die Farbe selbst dient zur Bezeichnung des Berufes:

Beispiele zu a:

<i>P grand bonnet</i> Bischof	<i>P choker</i> (weisse Halsbinde, eigentlich Würger) Geistlicher
<i>P rochet</i> (Chorhemd, Chorrock) Priester, Bischof	
<i>P la calotte</i> (Priestermütze) die Pfaffen	<i>peaked cap</i> (Mütze mit Schirm) Polizeislang: Polizeikommissar
<i>blouse blanche</i> als Arbeiter verkleideter Mensch, geheimer Polizist (vgl. <i>la blouse</i> das [gemeine] Volk)	<i>a silk</i> Juristensprache: ein (kgl.) Advokat-Anwalt (nach seinem seidenen Gewande)
<i>P tricorne</i> Gendarm	<i>F tar</i> Matrose, Teerjacke
XX <i>trente-six-clous</i> Infanterist (mit Anspielung auf die 36 Nägel in seinen Sohlen)	
XX <i>grosse botte</i> Kavallerist	
<i>button</i> (engl. Knopf) selten gebräuchlich: Diener (wegen seiner vielenknöpfigen Livree)	
<i>F talon rouge</i> (ehem. vornehmer Herr vom Hofe) Aristokrat; <i>être talon rouge</i> äusserst unverschämt sein	



Beispiele zu b:

<i>F porte-robe</i> Advokat
<i>F porte-maillot</i> thé. Figurantin, Statistin
<i>P calotin</i> (von <i>calote</i>) Pfaffe (vgl. auch <i>calotinocratie</i> Pfaffenherrschaft)
<i>P chasublard</i> (<i>chasuble</i> Messgewand) Priester

Die Endung *-in* (lat. *inus*) dient hier zur Bezeichnung von Personen (vgl. *cousin*, lat. *consobrinus*).


Die Endung *-ard* (vgl. germ. *hardus*) dient dazu, Ableitungen zu schaffen, die lebende Wesen bezeichnen: *bâtard*, *criard*, *pillard* etc., meistens mit geringschätzigem Sinne.

Beispiele zu c:

- | | |
|---|---|
| <p>a) <i>P radis noir</i> Priester (auch Schutzmann)
 <i>P môme noir</i> Seminarist, Zögling eines Priesterseminars</p> <p>β) <i>P fusain</i> Geistlicher, Schwarzer
 γ) la <i>la garance</i> (Krapprot) die Rothosen, die franz. Infanterie</p> | <p>a) <i>P black fly</i> Schwarzkittel, Geistlicher
 <i>black brigade</i> Geistlichkeit (vgl. auch <i>to japan</i> eigentlich schwarz lackieren, im Universitätsslang zum Geistlichen weihen)
 <i>P black box</i> Advokat
  <i>black shark</i> Advokat
 <i>P blue bottle</i> ( auch elliptisch <i>blue</i>) Polizist, Blauer; <i>to be shy of the blues</i> Angst vor der Polizei haben (vgl. deutsch „den Blaukoller haben“)</p> |
|---|---|

3. Tiernamen oder mit ihnen im Zusammenhang stehende Ausdrücke dienen zur Bezeichnung der Berufe, wenn die Ausübung der Berufstätigkeit oder auch die Kleidung der Berufsangehörigen Vergleiche mit Tieren veranlasst. Als Vergleichungspunkte dienen häufig Bewegung, Körpergestalt, Stimme, Farbe, Lebensweise, Charakter:

Beispiele:

- | | |
|--|--|
| <p><i>P chat</i> Dachdecker
 <i>P écureuil</i> Buchdrucker-Argot: Maschinendreher
 <i>P escargot de trottoir</i> Schutzmann
 <i>P cigale</i> Strassensängerin
 <i>P couac</i> Pfaffe (Anspielung auf den Schrei des Raben, dessen Name <i>corbeau</i> auch als Spitzname für den Priester dient, wegen der schwarzen Farbe; weiter bedeutet <i>P corbeau</i> Leichenträger)
 <i>P homard</i> Türsteher oder Bedienter in roter Livree; la Liniensoldat (wegen der roten Hosen), auch Spahi (wegen des roten Burnus)
 <i>P merlan</i> (Weissling, eine Fischart) Friseur, Haarkünstler (Anspielung auf die früher immer mit Puder bedeckten Friseure)
 <i>F serin</i> Gendarm (wegen seines gelben Lederzeuges)
 <i>perroquet</i> Grenzaufseher, Douanier (wegen seines grünen Rockes)
 la <i>sardine</i> Unteroffizier, Sergeant, Korporal (Anspielung auf die <i>sardines</i> = Verschnürungen an Uniformen; tertium comparationis ist die silberglänzende Farbe)</p> | <p><i>P colt</i> Neuling im Amte
 <i>P snipe</i> (langer Schnabel der Schnepfe) lange Rechnung, dann Advokat, der lange Rechnungen einschickt
 <i>lobster</i> englischer Soldat (mit scharlachrotem Rocke)
 <i>lobster-box</i> Kaserne
 <i>unboiled-lobster</i> Schutzmann (weil er eine dunkle Uniform trägt)
 <i>P rook</i> Pfarrer
 <i>P black fly</i> Pfarrer, Schwarzkittel
 <i>bull-dog</i> Universitätsslang: Pedell
 <i>P amerikanisch: big bugs</i> vornehme Leute, die sich satt essen und daher ihren Wästen eine gewisse Fülle verleihen können (s. Riegler, <i>Das Tier im Spiegel der Sprache</i>, S. 270)
  <i>sea-coot</i> (Trauerente) schlechter Seemann
 <i>P sea-dog</i> } Matrose, F Wasserratte,
 <i>P sea-crab</i> } vgl. franz. <i>loup de mer</i>
 Vgl. ferner Baumann, <i>Londinismen</i>, die Artikel <i>bandog</i>, <i>donkey</i>, <i>horse</i>, <i>jackal</i>, <i>leviathan</i>, <i>parish-bull</i>, <i>pig</i>, <i>salamander</i></p> |
|--|--|

- P hirondeau* die Werkstatt oft wechselnder Schneidergeselle
P hirondelle Handlungsreisender
F hirondelle d'hiver Kastanienhändler, Schornsteinfegerjunge
P poule d'eau Wäscherin auf einem Waschboote
P rat d'égout Kloakenreiniger
✓ rat de prison Rechtsanwalt (vgl. auch deutsch *Ratz* für einen Gefängnisaufseher)
F rat de cave der mit der Erhebung der Getränkesteuer beauftragte Steuerbeamte
~~✕~~ *taupin* Pionier, *F Maulwurf*, Artillerist, auch *taupe de rempart* (Anspielung auf die Lebensweise des Maulwurfs, der am Tage unter der Erde lebt, wo er ausgedehnte Gänge gräbt)
P requin de terre Gerichtsvollzieher
~~✓~~ *vermine* (Ungeziefer) Advokat
 Vgl. ferner bei Villatte, *Parisismen*, die Artikel *caïman*, *castor*, *chapon*, *chardonneret*, *écaillé*, *hareng*, *lapin*, *loup-cervier*, *marsouin*, *mouche*, *poisson*, *sacre*, *sangler*, *singe*, *vibron*, *volaille*

4. Die Berufsangehörigen werden mit dem Namen eines Gegenstandes bezeichnet, der bei der Ausübung der Berufstätigkeit in irgendwelcher Weise eine Rolle spielt. Entsprechend dem Bestreben der Volkssprache, den Stand herabsetzende Spitznamen zu schaffen, wählt sie häufig Gegenstände, die in dem Berufe nur eine Rolle untergeordneter oder hässlicher Art spielen; mit Behagen setzt sie mit den Berufsmitgliedern Gegenstände in Beziehung, deren Nennung unwillkürlich ein komisches Bild vor dem geistigen Auge auftauchen lässt, wie z. B. bei *✓ mash-tub* für den Bierbrauer, bei *squirt* für Doktor, Apotheker, im Deutschen *Pflasterkasten*: die Bezeichnung eines Berufes mit einem leblosen Gegenstand löst unwillkürlich eine komische Wirkung aus. Wie beim zweiten Abschnitte können wir auch hier drei Fälle unterscheiden: a) Der Name des Gegenstandes dient unmittelbar zur Bezeichnung des Berufes; b) der Berufsangehörige wird ebenfalls nach Gegenständen benannt, er wird aber in den Ableitungssilben berücksichtigt; c) der Beruf wird nach Gegenständen benannt, die in rein

äusserlicher Beziehung zum Berufe selbst stehen oder einem Vergleiche ihre Verwendung verdanken:

Beispiele zu a:

<i>F rond de cuir</i> (Lederkissen) Bureau-	<i>F dowlas</i> († Art Hemdenzeug etc.)
mensch, alter Beamter	Leinwandhändler
éc. <i>piston</i> Assistent eines Lehrers der	<i>F old salt</i> alter erfahrener Matrose
Physik, dann mit Bedeutungserweiterung	<i>P co. salt water</i> Matrose, Seefahrer
Assistent eines Professors überhaupt	<i>P shred</i> (Fetzen) Schneider
éc. <i>un x</i> ein Zögling der polytechnischen Schule (vgl. auch <i>aller à l'x</i> ; <i>candidat à l'x</i>)	<i>slop</i> (isländisch <i>sloppr</i> langes Gewand) Schneider
<i>F sept</i> Haken der Lumpensammler, dann Lumpensammler selbst	<i>P dung, dunghill</i> Mistbauer
<i>F raclette</i> Schornsteinfeger	<i>P crock</i> (irdener Topf) herumfahrender Porzellanhändler
<i>P casque à mèche</i> (baumwollene Schlafmütze) Lehrling in einem Strumpfwirkerwarengeschäft	<i>chips</i> (Späne) Zimmermann
<i>P daube</i> (Schmorfleisch) Köchin, Sudel-magd	<i>tubs</i> (nach <i>butter-tub</i> Butterfass) iron. Butterhändler
<i>P pot à colle</i> Tischler	<i>crumb - and - crust (man)</i> scherzhaft Bäcker
<i>crayon</i> Börsenbeamter, Kommiss eines Wechselagenten	<i>F mash-tub</i> (Maischbottich) Bierbrauer
✗ <i>blaireau</i> (Rasierpinsel) Besen, dann Rekrut, weil ihm das Fegen obliegt; vgl. auch im Deutschen den studentischen Ausdruck <i>Besen</i> für das Dienstmädchen, dann für ein etwas leichtfertiges Mädchen überhaupt	† <i>clyster-pipe</i> Apotheker
✗ <i>F riz-pain-sel</i> Proviantbeamter, <i>F</i> Mehlwurm; auch ungebührlich reich gewordener Heereslieferant, Kornwucherer	<i>squirt</i> (Spritze) scherzhaft Doktor, Apotheker, <i>F</i> Pflasterkasten
	<i>pill</i> scherzhaft Arzt; <i>pill-box</i> Wagen eines Arztes
	† <i>greenbag</i> Advokat (früher so genannt wegen des grünen Aktenbeutels)
	† <i>Dr. Syntax</i> scherzhaft Schulmeister
	<i>quaver</i> (Achtelnote) scherzhaft Musiker
	<i>F rosin-the-bow</i> (<i>rosin</i> = <i>resin</i> Geigenharz) Geiger

Beispiele zu b:

<i>canulard</i> (<i>canule</i> Klystirröhrchen) Apotheker	<i>F pasty</i> Buchbinder, co. Meister Kleister
<i>F potard</i> Apothekerlehrling	<i>F doughy</i> Bäcker, <i>P</i> Teigaffe
<i>P flûtiste</i> der die Klystiere verabreichende Krankenwärter, auch <i>joueur de flûte</i> , ehemalig <i>P flûtencul</i> = Apotheker (<i>flûte</i> = Klystierspritze)	<i>P waxy</i> Schuster, Pechhengst; vgl. auch <i>lad-of-wax</i> , <i>P cock-a-wax</i> Schuster, Pechhengst (<i>cock</i> = Mann)
<i>F tisanier</i> Krankenwärter	
<i>cataplamier</i> Krankenwärter	
<i>pommadier</i> Friseur	
<i>P pommadin</i> Friseurlehrling, Poma-denhengst	
<i>P boueux</i> Gassenkehrer	

Wegen der Endungen *-ard* und *-in* s. S. 416 f.

Die Endung *-iste*, lat. *ista*, griechischen Ursprungs, aber früh ins Lateinische gedrungen, besitzt neben anderen Funktionen auch die, Berufe zu bezeichnen, z. B. *ébéniste*, *fleuriste* etc.

Die Endung *-ier* geht auf lat. *arius* zurück und dient zur Bildung von Substantiven aus anderen Substantiven; die so gebildeten Wörter bezeichnen handelnde Persönlichkeiten, z. B. *barbier*, *cordonnier* etc.

Die Endung *-eux*, lt. *osus*, dient zur Bildung von Adjektiven, die eine Eigenschaft oder einen Besitz ausdrücken, z. B. *baveux*, *haineux*; *boiteux fâcheux* etc.

Beispiele zu

P lampion Polizist (wohl Anspielung auf die rote Laterne der Polizeiposten und -Kommissariate)

Auf einen Vergleich zurückzuführen sind:

P fusain Geistlicher, Schwarzer (die Farbe, vielleicht auch die Gestalt veranlassten die Wahl gerade dieses Gegenstandes; s. S. 417)

✓ navette reisender Handlungsdiener

✓ raclette Polizist

5. Aus den gleichen Denkvorgängen heraus sind die nachfolgenden Ausdrücke zu erklären. Wie im vorangegangenen Kapitel zur Berufsbezeichnung ein Gegenstand herausgegriffen wurde, der als ein ständig begleitendes Gerät, Werkzeug usw. zugleich die Vorstellung der damit ausgerüsteten oder mit ihm in Berührung kommenden Person hervorruft, so dient häufig auch eine Seite der Berufstätigkeit dazu, den Stand zu benennen: das Volk sieht den den Beruf Ausübenden in voller Tätigkeit vor sich; aus der Fülle der sich ihm aufdrängenden Erscheinungen wählt er zur Bezeichnung die ihm am charakteristischsten erscheinende Tätigkeit aus, oder diejenige, die seinen Spott, seine Lachlust am meisten erregt, oder solche, die den Beruf herabsetzt:

Beispiele:

P court-à-pattes Infanterist, Artillerist zu Fuss

P pousse-cailloux Infanterist, P Sandlatscher

✗ F marche-à-terre Argot der Kavallerie: Infanterist, P Sandlatscher

✗ trotte-sec Infanterist

✗ ramasse-crottin Kavallerist

ligotteur Hände-Einschnürer, Polizist

F passe-lucet Gendarm

✓ pince-sans-rire Polizist, Spitzel

✓ renifleur Polizeibeamter; *le père des renifleurs* der Polizeipräfekt

✗ mud-crusher Infanterist, P Sandhase, Stoppelhopper

✗ wabblor = *mud-crusher*

✗ mud-picker Pionier, Geniesoldat

✗ mud-major iron. Major der Infanterie (der bei der Parade zu Fuss befiehlt)

P ramrod-bunger (Ladestock-Zuspunder) Scharfschütze, Infanterist

P copper } Polizist, Greifenberger

✓ nipper }

✓ shoulder-clapper Polizist, Gerichtsdiener; vgl auch † *shoulder-clapping*

<i>la reniflette</i> die Sicherheitspolizei; <i>un reniflette</i> ein Polizist; <i>le père la reniflette</i> der Polizeimeister	Verhaftung.
<i>les sondeurs</i> die Polizei; <i>père sondeur</i> Untersuchungsrichter, <i>avocat sondeur</i> Staatsanwalt	Polizeislang: <i>shadow</i> Geheimpolizist, der einem Verdächtigen folgt; <i>to shadow a person</i> jem. heimlich folgen, nachspüren
<i>sondeur</i> Advokat, Akzisebeamter	<i>F co. lint-scraper</i> (Charpiestreicher) Chirurg
<i>fouette-cul</i> Schulmeister	<i>und</i> XX <i>sawbones</i> Chirurg, <i>F</i> Pflasterkasten
<i>goupillonneur</i> Priester, Pfaffe	<i>P pill-driver</i> Apotheker, Pillendreher; scherzhaft Neunundneunziger
<i>madame Tiremonde</i> Hebamme	<i>F co. X-chaser</i> Mathematiker (vgl. franz. <i>un x</i> , S. 419)
<i>tire-gosse</i> (m.), <i>tire-mome</i> (m.) Hebamme	<i>gerund-grinder</i> } iron. Schul-
<i>vise-au-trèfle</i> (<i>trèfle</i> = der Hintere) ehem. Apotheker	<i>haberdasher of pronouns</i> } meister
<i>saute-ruisseau</i> angehender Schreiber bei einem Notar; Lehrling, der die kleinen Ausgänge besorgen muss; Laufbursche	<i>bum-brusher</i> } Schulmeister, Arsch-, (iron.) } Steisspauker, Loch-
<i>tourne-autour</i> Fassbinder	<i>P flay-bottomist</i> } versohler
<i>rouleur, rouleuse</i> Lumpensammler(in)	<i>tickle-tail</i> Schulmeister, auch Stock
<i>roulant</i> umherziehender Kleiderhändler	<i>tickle-text</i> Pfaffe
	<i>cushion-smiter</i> } kanzelpauken-
	<i>cushion-thumper</i> } der Prediger
	<i>und P tub-thumper</i> (<i>tub</i> verächtlich für die Kanzel der Dissenters) Kanzelpauker, Landpfarrer; vgl. auch
	<i>und P tub-thumping</i> Predigen, öffentliches Reden
	<i>P Bible-pounder, Bible-thumper</i> Geistlicher, Missionar
	<i>haul-devil</i> } Pfaffe
	<i>snub-devil</i> }
	<i>devil catcher</i> } eifernder Pfaffe
	<i>devil dodger</i> }
	<i>F board-strutter</i> Schauspieler
	<i>F counter-jumper</i> } <i>F</i> Ladenschwen-
	<i>F counter-skipper</i> } gel, Schwung, Ellenreiter
	<i>button-catcher</i> } Schneider
	<i>cross-legs</i> }
	<i>P sole-slogger</i> Schuhflicker
	<i>strangle-geese</i> Geflügelhändler
	thea. <i>walking-gentleman</i> Statist; <i>walking-lady</i> Statistin
thé. <i>marcheuse</i> Statistin im Ballet, in der Oper	<i>F quill-driver</i> Federfuchser, Skribent
	<i>elbow-scraper</i> Geiger

6. Viele der im vorhergehenden Kapitel angeführten Ausdrücke zeigen, wie höhnisch und ungerecht oft die Berufe von der Volkssprache behandelt werden; hier sollen noch einige weitere dartun, wie boshaft der Volkswitz sein kann, wie er es meisterhaft versteht, mit einer einzigen Wendung die Eigenart

eines Standes mit allen seinen Schwächen und Fehlern zu schildern.

Beispiele:

<i>F canardier</i> (<i>F canard</i> falsche Nachricht, Zeitungs-Ente)	} Journalist; die dritte Wendung auch Literat; <i>canardier</i> im Buchdruckerargot auch Zeilungssetzer
<i>P griffonneur de babillards</i> (<i>P babillard</i> Zeitung)	
<i>P solliceur de loffitudes</i> (Verkäufer von Dummheiten, Albernheiten)	
<i>P chieur d'encre</i> Schriftsteller (auch Bureauschreiber)	<i>F und P white slave</i> Dienstmagd <i>slav(e)y</i> (Dim. von <i>slave</i>) scherzhaft Dienstmädchen
<i>P pisseur de copie</i> schreibseliger Schriftsteller (<i>copie</i> = Manuskript)	<i>F lady-mender</i> Maler
Kokotten-Argot: <i>sans-le-sou</i> Künstler, Literat	<i>P cabbager</i> Schneider (<i>cabbage</i> im Schneiderslang gestohlenes Zeug, Schmustücke)
<i>P babillard</i> Beichtvater	<i>P leg of the law</i> Jurist, Advokat, Rechtsverdrehler (<i>P leg</i> = Gauner, Schwindler, für <i>blackleg</i>)
<i>P jaseur</i> Messe lesender Priester	<i>P son of prattlement</i> (aus <i>prattle</i> plaudern gebildet) Advokat
<i>F grippimini</i> (eine Variante zu <i>P grippis</i> Müller und Synonym von <i>voleur</i>) Advokat, Leuteschinder	⚓ <i>black shark</i> } Advokat
<i>P grippis</i> (<i>grispin, grispi</i>), <i>grippe-fleur</i> Müller	⚓ <i>landshark</i> }
<i>P fraudeur</i> Fleischer	
<i>marchand de mort subite</i> Quacksalber, weiterer Sinn Arzt	
<i>F</i> Argot der Romantiker: <i>fossile</i> (auch <i>olim</i>) Akademiker, Zopfmensch	
<i>F pitre de comme</i> (= <i>commerce</i>) Handlungsreisender (<i>pitre</i> = Hanswurst)	
<i>P Saint-Jean Baptiste</i> Kneipwirt (der den Wein tauft)	
<i>P esclave</i> Bedienter, Kellner	
<i>P marionnette</i> Soldat	
<i>P und P rousse</i> (m.) Polizist, Polizeispion, <i>rousse</i> (f.) Polizei: um diesen Ausdruck zu verstehen, müssen wir uns die Tatsache vorhalten, dass im ganzen Mittelalter und auch später die Leute mit rotem Bart oder Kopfhaar in üblem Rufe standen; vgl. das alte französische Sprichwort Barbe rousse, noir de chevelure, Est réputé faux de nature; so wurde <i>roux</i> , <i>rousse</i> allmählich zum Schimpfworte, und so ist es auch zu verstehen, wenn das Argot seine Abneigung gegen die Polizei in das Wort <i>rousse</i> einkleidet.	

Im Gegensatz zu diesen boshaften, aber oft treffenden Bezeichnungen findet das Volk auch überraschend schöne, ja geradezu malerische Ausdrücke; auch gemütliche Verwandtschaftsbezeichnungen werden nicht verschmäht, um einigen Berufen das Unangenehme zu nehmen.

Beispiele:

<i>F nymphe potagère</i> Köchin	<i>F Hebe</i> Kellnerin, Hausmädchen in einem Gasthofs
× <i>gardiens de bananes</i> Marine-Infanterie-Soldaten (boshaft auch <i>mar-souins</i> genannt)	<i>F co. neat-handed Phyllis</i> (zierliche) Kellnerin
<i>P papa</i> Pferdebahnkutscher	<i>F sky-pilot</i> Geistlicher (old Cant: <i>finger-post</i> Geistlicher)
<i>F grand-papa</i> Argot der Polytechniker: der Alte (d. i. der Kommandant der polytechn. Schule, ein General)	
<i>P oncle</i> Wucherer; <i>mon oncle du prêt</i> Leihhaus (= <i>ma tante</i>)	<i>P uncle</i> Leihhausbesitzer, <i>gone to my uncle's</i> versetzt, im Pfandhause
<i>F oncle, onclesse</i> Kerkermeister(in)	<i>P Uncle three balls</i> Leihhausbesitzer (vor jedem Leihhause befinden sich als Geschäftsabzeichen drei goldene Kugeln)

7. Geht die Einschätzung des Berufes deutlich aus den unter 6 genannten Ausdrücken hervor, so geben andererseits auch die metaphorischen Bedeutungen gewisser Berufsbezeichnungen und Stände, bzw. ihrer Ableitungen Aufschluss darüber, wie das Volk über sie denkt.

Beispiele:

<i>F épicier</i> Spiessbürger, Philister (als adj. philiströs: <i>des idées d'épicier</i>); ferner Schüler der Realklassen eines Gymnasiums	<i>P soldier</i> fauler Arbeiter, Drückeberger
<i>F épicerie</i> Argot der Romantiker: Spiessbürgertum	<i>F monk</i> gemeiner Kerl, <i>P ekliges Luder</i>
<i>portier, portière</i> Klatschweib, Lästerei	<i>P barber's clerk</i> fein geputzter Ladenschwengel (besonders unter Handwerkern gebräuchlich)
<i>bonnetier</i> alltäglicher Mensch, Philister	⚓ (<i>damned</i>) <i>son of a sea-cook</i> (verfluchter) Lump
<i>boutiquier</i> engherziger, philiströser Mensch	⚓ <i>sea-lawyer</i> rechthaberischer, zankstüchtiger Seemann
<i>P fumiste</i> Mensch, der schlechte Witze macht; <i>farce de fumiste</i> schlechter Witz	<i>a lawyer's conscience</i> ein weites Gewissen (s. Ida von Düringsfeld: <i>Sprichwörter der german. u. roman. Sprachen</i>)
<i>fumiste</i> im Argot der Schüler der polytechnischen Schule: Mensch, der keine Uniform trägt, Zivilist	<i>F to take it as easy as a Lord Mayor</i> bequem der Ruhe pflegen
<i>F se prélasser</i> (von <i>prélat</i> , afrz. <i>pré-later</i>) sich in die Brust werfen, sich wie ein Prälat breit machen	<i>F (as) drunk as a Lord</i> schwer be-soffen
<i>P faire l'aristo</i> (<i>aristo</i> = <i>aristocrate</i>) den Hochmütigen spielen	<i>F mad as a hatter</i> ganz toll
	<i>to jockey</i> übertölpeln, betrügen (im eigentlichen Sinne: einen zu Pferde beim Wettrennen anrennen [um ihn aufzuhalten])

être talon rouge äusserst unverschämmt sein (*talon rouge* ehem. vornehmer Herr am Hofe, Aristokrat; unter dem *ancien régime* hatte nur der Adel das Recht, rote Absätze zu tragen, im Gegensatz zu den *pieds plats*)

Manche dieser bildlichen Ausdrücke dürften ihre Erklärung im Charakter der Berufsangehörigen oder der Mitglieder sozialer Stände finden; für andere dürfte eine Erklärung überhaupt unmöglich sein; weshalb heisst es z. B. *mad as a hatter?* (vgl. deutsch: das glaubt dir kein Hutmacher; it. *cappellaio* übelnehmerischer, leicht verletzbarer, empfindlicher Mensch). Ihren schlechten Ruf verdanken einzelne Stände der Literatur: in manchen Lustspielen treten die Vertreter gewisser Berufe in lächerlichen Rollen auf; ob die Wahl dieser Berufe einer gewissen Willkür des Lustspieldichters entspringt, oder ob sie ein Ausfluss der über den Beruf im Volke herrschenden allgemeinen Anschauung ist, mag dahingestellt sein; so verdankt z. B. im Deutschen der *Kannegiesser* seinen Ruf als Bierbankpolitiker einem Lustspiele von Holberg, *Den politiske Kandestober* 1722, übersetzt 1792 von Detharding unter dem Titel: *Der politische Kannegiesser*. Schliesslich können ehrbare Stände auch ganz unschuldig in schlechten Ruf kommen; so heisst *fille de tourneur* liederliches Frauenzimmer; in *tourneur* liegt aber nur eine Anspielung auf *toupie* vor (Kreisel = liederliches Frauenzimmer); *artilleur* bezeichnet einen Trunkenbold, welche Bedeutung entstanden ist durch die Anspielung auf die vielen *canons de vin*; der Busentaster, der Exgreifer bekommt aus naheliegenden Gründen den Namen des ehrenwerten *accordeur de piano* beigelegt.

8. Zur Bezeichnung des Berufes dienen namentlich Körperteile; besonders derjenige Körperteil, der, um mit Heine zu reden, da anfängt, wo der Rücken aufhört einen anständigen Namen zu führen, erfreut sich grosser Beliebtheit beim französischen Volke.

Beispiele:

<i>P cul goudronné</i> Teerjacke, Matrose	Arbeiterslang: <i>blackleg</i> nicht streikender Arbeiter, Rauhbein
<i>P cul rouge</i> Rothose; franz. Infanterist	X <i>hand</i> (gemeiner) Soldat; <i>my hands</i> (im Munde von Offizieren) meine Leute;
<i>P cul terreux</i> Landmann, Bauer, Gärtner	⚓ <i>hand</i> Matrose;
<i>P gros cul</i> wohlhabender Lumpensammler	in Fabriken: gewöhnlicher Arbeiter
<i>P F cul de plomb</i> Aktenmensch, ein Ausdruck, der die ganze Sesshaftig-	

keit dieser Menschengattung drastisch zum Ausdruck bringt

P mille-pattes Infanterist, auch Regiment oder Bataillon Infanterie

~~✕~~ *les poitrines d'acier* die Kürassiere

~~✕~~ *les poitrines de velours* die Soldaten vom Ingenieurkorps (wegen der samtenen Bruststücke in ihrer früheren Uniform)

Hin und wieder wird auch der Name des Körperteiles nicht direkt, sondern auf dem Umwege einer bildlichen Umschreibung zur Berufsbezeichnung verwendet, z. B. *P couloir à airs* (Kehle) Sängerin.

9. Personennamen und zwar Vor- und Zunamen werden zur Benennung der Berufsangehörigen verwendet. Eine besonders reiche Ausbeute für die Verwendung von Personennamen als Gattungsnamen liefert das Englische, wobei besonders stark der Vorname *Jack* vertreten ist. Die Verwendung der Personennamen ist deshalb von Interesse, da sie wieder die Neigung des Volkes zeigt, die Berufe in ihrem Ansehen herabzuwürdigen; dies geschieht z. B., wenn der Name eines Mannes, der sich in seinem Berufe als unwürdig gezeigt hat oder der in sonstiger Weise mit dem Gesetze in Konflikt gekommen ist, nun als Bezeichnung für den ganzen Stand dient; die Unfähigkeit der Menschen, das Schlechte zu vergessen, Fehler zu verzeihen, die zur Ungerechtigkeit führende Verallgemeinerungssucht zeigen sich hier im hellsten Lichte. Auch Lustspielpersonen und Romanfiguren liefern Gattungsnamen. Eine weitere Quelle für Berufsbezeichnungen dieser Art finden wir in den Namen jener Personen, die eine hervorragende Rolle, z. B. als Organisatoren in ihrem Berufe gespielt haben. Schliesslich werden sogar biblische Personennamen zu Gattungsnamen.

Beispiele:

P charlot Scharfrichter; *soubrettes de Charlot* Henkersknechte

P Jean de la suie Schornsteinfegerjunge

F jeanneton Hausmädchen

F Ursule Magd

P charl(e)y Nachtwächter, bis 1829 auch Polizist, *P Klempners* Karl

P ikey (= Isaac) jüdischer Hehler, Wucherer

P mike (aus Michael) irischer Arbeiter

P John Thomas Bedienter, Lakai

⚓ *Tommy Pipes* Bootsmann

P Philip Polizist

F Robert Polizist, *our homely Robert* unser englischer Schutzmann

F bobby (nach Sir Robert [Bob] Peel) Polizist (s. weiter unten *peeler*)

- F pipelet, pipelette* Portier, Portiersfrau (Name eines Portiers in Sue, *Mystères de Paris*)
- F water-bobby* Strompolizist
~~XX~~ *lightbob* leichter Infanterist
- ⚓ *Jack afloat* Matrose
Jack-in-office übermütiger (hochtrabender, anmassender) Beamter
P ice-jack Eishändler der Londoner Strasse
 Polizei: *Smoke Jack* Schutzmann, der die hohen Schloten der Londoner Fabriken überwacht
 s. weitere Beispiele Baumann, *Londonismen* unter *Jack* (*Jack man*, *Jack Ketch*), *Jack-nasty-face*
- † *P Simpson* Milchmann (genannt nach einem gewissen Simpson, der vor Jahren wegen Milchfälschung vor Gericht gezogen wurde)
P jarvey, jarvis Droschkenkutscher (ein Droschkenkutscher namens Jarvis soll gehängt worden sein)
- Old Cant: *Boniface* Schenkwirt (nach dem lustigen Gastwirt in Farquhar's Lustspiel *The Beau's Stratagem*)
- ✓ *Tom Topper, Tom Tug* Flussschiffer, Fährmann (nach dem Titel eines alten Theaterstückes)
- F Jehu* Droschkenkutscher, Kutscher (s. 2. Kön. 9 und 10)
Jemima (biblische Tochter Hiobs); scherzhaft: *our Jemimas* unsere Dienstmädchen, dienstbaren Geister
- Die Vorliebe der Sprache, hervorragende Persönlichkeiten in der Berufsbezeichnung weiter leben zu lassen, zeigt sich auch in den Ausdrücken:
- le nègre à Cochery* der Briefträger (*Cochery* ist der Name des früheren Ministers der Posten; *nègre* kann wohl mit *esclave, slave, slav(e)y* zusammengestellt werden); vgl. im Deutschen Stephansjünger, -bote
paged' Alphand Pariser Kloakenreiniger (Name des Direktors der städtischen Arbeiten in Paris)
- P peeler* Polizist (nach Sir Robert Peel, seit 1829; s. auch weiter oben unter *charl(e)y, Robert, bobby*); ein Gassenhauer lautet: *Bobby, bobby, peeler, leg-o'-mutton stealer!* wobei wir jedenfalls eine Anspielung auf den Umstand zu sehen haben, dass der Londoner Schutzmann ein Liebling der Köchinnen ist

10. Zur Berufsbezeichnung dienen kurzweg Zahlen, die mit der Berufsausübung in irgendwelcher Beziehung stehen (Gebühren der Advokaten, Prozente der Wucherer, Lohn der Arbeiter, Arbeitszeit der Beamten usw.)

Beispiele:

F ten-to-four: co. *ten-to-four gentlemen* Regierungsbeamte (deren Bureaustunden von 10—4 Uhr dauern)
F six-and-eight pence scherzhaft Advokat (wegen der stehenden Gebühr von 6 Schillingen und 8 Pence)
 old Cant: *one-in-ten* Geistlicher, der den Zehnten erhielt
P tenpenny Handwerker (dessen Lohn 10 Pence die Stunde beträgt)
P cent per cent Wucherer
sixty-per-cent iron. Wechselreiter, *F* Krawattenmacher
 † *ten-in-the-hundred* Wucherer (auch *thirty-in-the hundred*)
 † *two-to-one* Pfandleiher (nach seinem hohen Gewinn, vielleicht auch nach der Stellung seiner drei Goldkugeln — zwei oben, eine unten — benannt; vgl. weiter oben *P Uncle three balls*, s. auch William Hogarth's Karikatur: Das Schnapsgässchen)
 Hier sei noch angefügt die scherzhafte Wendung *the ninth part of a man* ein Schneider (vgl. dazu die sprichwörtliche Wendung: *nine tailors make a man* neun Schneider gehen auf einen Mann)

11. Die Berufsangehörigen werden nach stereotypen Redewendungen oder Formeln genannt, die durch ihren Beruf veranlasst werden.

Beispiele:

Buchdrucker-Argot: *il n'y en a pas* Magazinverwalter (weil derselbe, wenn etwas von ihm verlangt wird, meist antwortet: *Il n'y en a pas*)
P paix-là Gerichtsdienner bei einem Gerichtshofe erster Instanz (Ruf zur Aufrechterhaltung der Ordnung; vgl. J. B. Rousseau, *Epigr.* T. 9: *Certain huissier, étant à l'audience, criait toujours: paix-là! messieurs, paix-là!*)
P silence Gerichtsdienner
P vous-n'avez-rien Steuerbeamter (wegen seiner beständigen Frage: *Vous n'avez rien à déclarer?*)
P qui-tam Winkeladvokat, Rechtsanwalt (nach der lat. Formel in Kriminalsachen: *qui tam pro domino rege, quam pro se ipso, sequitur*)

12. Eigenartige Berufsbezeichnungen stellen sich oft a) als verdorbene Formen oder b) als Wortspiele heraus; die

Bildung der letzteren wird häufig veranlasst durch die Namen der Berufe oder die Ausübung der Tätigkeit.

Beispiele:

- | | |
|--|---|
| <p>a) <i>P mouscailloux</i> aus <i>pousse-cailloux</i> Infanterist
 ✗ <i>escrime</i> Schreiber aus <i>scribe</i>, <i>escrime</i> können wir aber auch schon zu den Wortspielen rechnen</p> <p>b) <i>thé. amendier fleuri</i> Regisseur (weil der Regisseur mit der Verteilung der Geldstrafen [<i>amendes</i>] beauftragt ist)</p> <p><i>thêta X</i> (Theta, griech. Buchstabe; Wortspiel mit <i>tête à X</i>) Polytechniker im zweiten Studienjahre</p> <p>✗ <i>réservoir</i> Reservist</p> <p>✗ <i>fantabosse</i> Fusssoldat (grausames Wortspiel: <i>fantassin</i> — <i>fente à sein</i> — <i>fente à bosse</i>!)</p> <p><i>F pensum</i> Polizeidiener (Wortspiel mit <i>pince-hommes</i>)</p> <p><i>Don Carlos</i> Zuhalter (Anspielung an den Argotausdruck <i>carle</i> Geld)</p> <p><i>P cloporte</i> Portier (Wortspiel mit <i>cloporte</i> Landassel und <i>clôt porte</i>!)</p> | <p><i>hop-merchant</i> Tanzmeister (Wortspiel mit <i>hop</i> Hopfen und <i>hop</i> Hüpfen, Sprung)</p> <p>† <i>caper-merchant</i> Tanzmeister (Wortspiel mit <i>caper</i> Kapern und <i>caper</i> Luftsprung)</p> <p><i>F co. master of the rolls</i> Bäcker (eigentlich Oberkanzleipräsident; Wortspiel mit <i>rolls</i> Akten und <i>rolls</i> runde Brötchen, Semmeln)</p> <p><i>F co. master of the mint</i> Gärtner (eigentlich Obermünzmeister; Wortspiel mit <i>mint</i> Münze und <i>mint</i> Minze: die Pfefferminze wird gerade in England im grossen angebaut)</p> <p><i>Panslavist</i> Mädchen für alles (Wortspiel: <i>pan</i> Pfanne, und griech. <i>πav all</i>; <i>slav(e)y</i> <i>F</i> = Dienstmädchen)</p> <p><i>P oat-stealer</i> höhnisch Stallknecht (boshafte Umdeutung von <i>ostler</i> = Stallknecht)</p> |
|--|---|

Mit diesen Wortspielen wollen wir unsere Ausführungen schliessen. Zwar könnten wir noch hinweisen auf die Verwendung von Berufsbezeichnungen für leblose Gegenstände, wie *P curé* für einen Kohlensack, *P maçon* für ein Vierpfundbrot (welches manche Arbeiter an einem Tage verzehren, vgl. auch *manger comme un maçon*), oder auf die Übertragung von Berufsbenennungen auf Tiere, wie z. B. *police-man* für die Schmeissfliege, welche Bezeichnung als ein Wortspiel auf *blue bottle* = Schmeissfliege und Polizist aufzufassen ist. Wir könnten weiter Ausdrücke wie *choufliik* und *chouflikeur* erwähnen, die auf das deutsche *Schuhflicker* zurückgehen und einen schlechten Arbeiter, einen Stümper bezeichnen (vgl. auch *choumaque* = Schuhmacher und Stümper). Auch des Backslangs sei hier wenigstens mit einigen Worten gedacht: es besteht in der Umsetzung der Buchstaben, z. B. *P nos-rap* für *parson* Pfaffe, oder *P esclop* und mit noch weiterer Verkürzung

slop für *police*. Aber alle diese Ausdrücke sind gar nicht oder nur wenig originell, da sie nicht aus dem Wesen der Berufsarten heraus gebildet sind und nichts von der blühenden Phantasie verraten, die wir bei den meisten der obigen Beispiele zu bewundern Gelegenheit hatten. Je mehr wir uns in die einzelnen Wendungen vertiefen, desto mehr werden wir erkennen, in welcher verschiedenartigsten Beleuchtung ein- und derselbe Stand dem Volke erscheint. Das zeigen so recht deutlich die Advokaten und die Geistlichen, die es dem Volke besonders angetan zu haben scheinen; treten doch schon in unseren kurzen Ausführungen die Geistlichen nicht weniger als etwa 28 mal auf, und auch die Benennungen für die Advokaten dürften nicht viel weniger betragen. Und lassen wir alle diese Spitznamen in geschlossener Reihe an uns vorbeimarschieren, so müssen wir gestehen, dass wir uns kein getreueres Abbild dieser Persönlichkeiten wünschen können: da sehen wir den Geistlichen im Chorhemd, mit der Priestermütze stolz einhergehen; bald erscheint er uns als schwarzer Rettich, bald als Zeichenkohle, hier als schwarze Fliege, dort als krächzender Rabe; ein anderes Mal wieder hantiert er mit dem Weihwedel, oder er paukt eifern auf die Kanzel und die Bibel, bannt den Teufel, gilt als Schwätzer, wenn er die Messe liest oder die Beichte abnimmt. Gewiss ein sehr lebendiges, wenn auch der Natur der Sache nach einseitiges Porträt. Und so können wir auch den Advokaten, den Arzt, den Lehrer usw. an uns vorüberziehen lassen und uns an dem Apotheker erfreuen, wie er uns als Schütze (*vise-au-trèfle*) oder als Musikant (*joueur de flûte*) erscheint. Ungerechte Einseitigkeit müssen wir allerdings dem Volke vorwerfen. Versöhnen werden uns aber wieder der oft köstliche Humor, die tollen Einfälle, die bei der Schöpfung der Unnamen mitgewirkt haben. Wer könnte sich wohl der Wirkung entziehen, die von Wendungen ausgeübt werden wie *lady-mender*, *unboiled lobster*, *lobster-box*, *cul de plomb*? Lesen wir Ausdrücke wie *nègre à Cochery*, *esclave*, *white slave*, so können wir wohl mit Recht auf Mitleid für diese hart arbeitenden Stände schliessen, während die sittliche Entrüstung für den *fraudeur* (Fleischer) der Gaunersprache nicht allzu ernst zu nehmen sein dürfte. Wie vielsagend sind nicht die drei einfachen Wörtchen *riz-pain-sel* für einen ungebührlich reich gewordenen Heereslieferanten. Sogar auf die sozialen Zustände früherer

Zeiten werfen einige Wendungen ein bedeutsames Licht wie *être talon rouge* und *faire l'aristo*.

Zum Schlusse noch einige Worte über die für diesen Gegenstand in Betracht kommende Literatur. Wir können von ihrer Angabe hier absehen, da sie sich in den Werken von Villatte (*Parisismen*) und Baumann (*Londinismen*) verzeichnet findet; beide Werke haben für die vorliegende Arbeit die meisten Beispiele geliefert. Aufmerksam gemacht sei jedoch noch auf die Abhandlung von Richard Riegler: *Das Tier im Spiegel der Sprache* (XV.—XVI. Heft der *Neusprachlichen Abhandlungen*., herausgegeben von A. Klöpfer), worin ebenfalls manche wertvolle Aufschlüsse über unser Thema zu finden sind.

Darmstadt.

Bergmann.

Mitteilungen.

Zu Alfred de Vignys Gedicht Moïse.

I.

Die von Max Brandenburg gegebene Erklärung der Verse 65—66 des *Moïse*, sowie seine weiteren Bemerkungen zu demselben Gedichte,¹⁾ veranlassen mich, die dunkle Stelle noch einmal zu beleuchten und überhaupt das ganze Gedicht einer analysierenden Betrachtung zu unterziehen.

Ich setze, um die Orientierung zu erleichtern, den ganzen Abschnitt bei, in dem sich die umstrittenen Verse finden:

- Vers 61 Hélas! vous m'avez fait sage parmi les sages!
Mon doigt du peuple errant a guidé les passages.
J'ai fait pleuvoir le feu sur la tête des rois;
L'avenir à genoux adorera mes lois;
65 Des tombes des humains j'ouvre la plus antique,
La mort trouve à ma voix une voix prophétique;
Je suis très grand, mes pieds sont sur les nations,
Ma main fait et défait les générations. —
Hélas! je suis, Seigneur, puissant et solitaire,
70 Laissez-moi m'endormir du sommeil de la terre!
- Hélas! je sais aussi tous les secrets des cieux,
Et vous m'avez prêté la force de vos yeux.
Je commande à la nuit de déchirer ses voiles;
Ma bouche par leur nom a compté les étoiles,
75 Et, dès qu'au firmament mon geste l'appela,
Chacune s'est hâtée en disant: »Me voilà.«

Zur Erklärung der Verse 65—66 zieht Brandenburg²⁾ *Ezechiel* Kap. 37, 12—13 bei, deutet *la plus antique des tombes* als „die Erde“ und paraphrasiert die Stelle demnach folgendermassen: „Ich öffne die Erde und mit meiner Prophetenstimme verkündige ich im Totenreich, dass die Abgeschiedenen einst ihren Gräbern entsteigen und in das Land Israels zurückkehren werden.“

¹⁾ Vgl. *Zeitschrift* 8, 16—23.

²⁾ *Zeitschrift* 8, 17.

Diese Deutung, so beachtenswert sie ist, namentlich im Vergleich mit dem ratlosen Herumtasten früherer Versuche, erscheint mir doch nicht befriedigend. Einmal liegt die Vorstellung, dass Moses ins Totenreich hinabrufe, zu weit ab von dem, was die allgemeine biblische Anschauung dem Moses zuschreibt. Alle jene Beispiele übermenschlicher Macht, die Vigny seinem Moses in den Mund legt — mögen sie im einzelnen auch nicht buchstäblich mit der biblischen Ueberlieferung übereinstimmen — wurzeln doch irgendwie in der uns geläufigen Vorstellung über die Wirksamkeit des Propheten. Ich kann aber in der Bibel keine Stelle finden, die Moses gerade in dieser Weise mit dem Totenreiche in Beziehung brächte. — Sodann setze ich mein Fragezeichen hinter die von Brandenburg gegebene Deutung von *la plus antique*. „Es ergebe sich zwanglos“, dass damit die Erde selbst gemeint sei. Gewiss mag man die Erde als das Grab der Menschen schlechthin bezeichnen, aber doch nicht als das älteste der Menschengräber, älter als alle anderen Menschengräber? Das Zitat aus der *Ver-sunkenen Glocke* stützt die Auffassung Brandenburgs in keiner Weise; denn gerade hier wird die Erde allgemein als ein Sarg bezeichnet, aber nicht — und das ist der springende Punkt — als der älteste!

Und endlich möchte ich fragen: Wie steht es denn mit der Erklärung der beiden folgenden Verse 67—68:

Je suis très grand, mes pieds sont sur les nations,
Ma main fait et défait les générations —?

Sie stehen doch in einem engen gedanklichen Zusammenhang mit den Versen 65—66! Hiesse es umgekehrt: *Ma main défait et fait les générations*, so könnte Brandenburg — sehr gezwungen freilich — deuten: Meine Hand vernichtet und schafft (durch das erweckende Prophetenwort) die Menschengeschlechter. Ich weiss nicht, ob man sich überhaupt an der Deutung dieser Verse versucht hat, und doch sind sie eigentlich ebenso unklar wie die Verse 65 und 66. Ähnliches gilt auch von den darauf folgenden Versen 71—76.

Ich komme nun zu meiner eigenen Deutung der Stelle. Die allgemeine Vorstellung sieht in Moses nicht bloss den Führer und Gesetzgeber seines Volkes, sondern auch den Offenbarer der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts sowie des Schöpfungsgeheimnisses. Ich sage „Offenbarer“; denn er weiss nach der Inspirationslehre über die Vergangenheit Bescheid nicht bloss als aufzeichnender Chronist, sondern als inspirierter Seher. Sollte nun Vigny in diesem Zusammenhang, wo er Moses klagen lässt: *Hélas! vous m'avez fait sage parmi les sages!* nicht daran gedacht haben, dass Moses weiser ist als die Weisen — auch durch jene Seher-

gabe, die ihn rückwärts bis zum Anfang der Dinge sehen lässt? Im vorhergehenden Verse (64) sagt Moses:

L'avenir à genoux adorera mes lois;

und von der Vorstellung der Zukunft springt die Phantasie des Dichters unwillkürlich zu ihrem Gegensatze, der Vergangenheit, hinüber; die vier folgenden Verse 65—68 drücken also etwa den Gedanken aus: „Mein Seherblick offenbart auch die Geheimnisse der längst vergangenen Menschengeschlechter.“ Im einzelnen deute ich so: „Ich hebe den Schleier von dem ältesten Menschengrab (Adams)¹⁾; ich verkünde prophetisch, wie der Tod als eine Strafe für die Sünde Adams in die Welt gekommen ist.“ Man vergleiche dazu *Gen.* 2, 17: *car au jour que tu en mangeras, tu mourras de mort*; ferner *Gen.* 3, 3. 4; ferner *Gen.* 3, 19: *Tu mangeras le pain à la sueur de ton visage, jusqu'à ce que tu retournes en la terre, d'où tu as été pris*. Ich erinnere auch an die bekannten Stellen im Römerbrief, wo Paulus dem ersten Adam, der den Tod brachte, den zweiten Adam (Christus), der das Leben brachte, gegenüberstellt; *Rom.* 5, 12: *C'est pourquoi, comme par un seul homme le péché est entré dans le monde, et par le péché la mort, de même aussi la mort est passée sur tous les hommes — — —*; v. 14: *Mais la mort a régné depuis Adam jusqu'à Moïse* etc. Vgl. auch *1. Corinth.* 15, 21. 22. Es ist eine der paulinischen Theologie sehr geläufige Anschauung, dass der Tod durch Adams Sünde in die Welt kam, dass die Sünde durch Moses' Gesetz noch gesteigert wurde, und dass also Moses' Gesetz nur den Tod zur Folge hat.²⁾ Es ist nun sehr wohl möglich, dass diese Ideenverbindung: Adam — Tod — Gesetz Moses — dem Dichter als eine dunkle Erinnerung vorgeschwebt und mitgewirkt hat, dass seine Gedanken von der Erwähnung des Gesetzes in Vers 64 auf die in *Gen.* 2 und 3 stehende Todesprophezeiung hinübergeglitten sind.

Die Verse 67 und 68 deute ich so: „Ich stehe hoch über den Nationen; denn mein Seherblick knüpft und löst die Menschengeschlechter.“ Man hat sich dabei an die zahlreichen im Pentateuch stehenden Genealogien zu erinnern, ganz besonders an die in *Gen.* Kap. 10 gegebene Völkertafel, die bis in die neuere Geschichtsschreibung herein als Basis der Völkergenealogie gedient hat. Man vergleiche auch aus Moses' Lobgesang, *Deut.* 32, die folgenden Verse 7 und 8:

Souviens-toi du temps d'autrefois, considère les années de chaque

¹⁾ Es wird hier wohl niemand einwenden, Abel sei noch vor Adam gestorben.

²⁾ Vgl. namentlich *Röm.* cap. 5; cap. 7. *Gal.* cap. 4. Ferner *1. Cor.* 15, 55. 56: *O mort! où est ton aiguillon? O sépulcre! où est ta victoire? Or, l'aiguillon de la mort, c'est le péché; et la puissance du péché, c'est la loi.*

génération Quand le Souverain partageait les nations, quand il séparait les enfants des hommes les uns d'avec les autres, alors il établit les bornes des peuples selon le nombre des enfants d'Israël.

Dass Moses von seinem Wissen um die Vergangenheit wie von einem persönlichen Eingreifen in die Geschehnisse der Völker (*ma main fait et défait*) spricht, darf nicht wundernehmen: er ist ja nicht bloss Geschichtsschreiber, sondern Prophet der Vergangenheit; und als solcher lässt er sie — dem schaffenden Dichter gleich — unter seiner Hand gleichsam neu erstehen. Bei dem Drange Vignys, die biblischen Vorstellungen überall zu steigern, um ihnen höhere dichterische Kraft zu verleihen, ist es vielmehr natürlich, dass er auf den Seher etwas von der göttlichen Allmacht überträgt.

Ich möchte nun aber auch die Verse 71—76 in ähnlichem Sinne deuten. Sie beginnen:

Hélas! je sais aussi tous les secrets des cieux,
Et vous m'avez prêté la force de vos yeux.

Warum heisst es *aussi*? Doch wohl, weil vorher von anderen Geheimnissen, nämlich den Geheimnissen der menschlichen Vergangenheit, von denen der Seher den Schleier aufdeckt, die Rede war. So erfährt auch durch diese Uebergangspartikel die obige Deutung eine Stütze.

Moses weiss auch um die Geheimnisse der Himmel. Ich glaube, dass dem Dichter bei den folgenden Versen zunächst der mosaische Schöpfungsbericht vorgeschwebt hat;¹⁾ aber auch hier lässt er — wie oben — Moses nicht als Geschichtsschreiber, sondern als handelnden Seher reden: wie Gott dort in *Genesis* Kap. 1 sein „Es werde!“ spricht, so gebietet hier Moses der verhüllenden Nacht, ihre Schleier zu zerreißen, so rief er den Sternen und sie kamen eilends. Man beachte übrigens die drei Zeiten der Vergangenheit (*ma bouche a compté — mon geste l'appela — chacune s'est hâtée*): sie sind dem Dichter in diesem Zusammenhang, wo er sonst durchweg das Präsens anwendet, wohl eben deswegen ent schlüpft, weil seine Vorstellung bei dem Anfang der Dinge weilte. Was den sprachlichen Ausdruck der Verse 74 und 75 betrifft, so verweist Brandenburg auf Psalm 147, 4. 5; zu Vers 76 könnte man an Psalm 33, 9 erinnern: *Il a commandé, et la chose a comparu*.

Wenn man so die Verse 65—76 auf Moses als den Offenbarer der urweltlichen Geheimnisse bezieht, erhalten nicht bloss die Verse 65—66 einen abgerundeten Gedanken (Brandenburg S. 18), sondern der ganze Abschnitt V. 65—76, der den dunkelsten Teil des Gedichtes bildet, wird aus einem einheitlichen Gesichtspunkt

¹⁾ Davon, dass Moses die Schleier der Nacht zerreisst und den Sternen ruft, findet sich sonst in der Bibel keine Andeutung.

heraus beleuchtet. Uebrigens besteht für Vigny zwischen der Sehergabe des die Vergangenheit offenbarenden Moses und der Gabe, für die Errettung seines Volkes Wunder zu vollbringen, kein Unterschied; beide sind Ausfluss der ihm von Gott verliehenen Weisheit und Macht. So fließt auch die Vorstellung von den bloss geschauten Wundern der Schöpfung unmittelbar hinüber in die Vorstellung der von Moses selber vollbrachten Wunder (Vers 77 ff.). Das ist, beiläufig bemerkt, echt romantisch gedacht: Wissen und Schaffen sind eins. Der klassische Dichter des 17. Jahrhunderts hätte sicher das Bedürfnis gefühlt, den Unterschied zwischen dem prophetischen Schauen und dem prophetischen Handeln dem Verständnis des Lesers deutlich zu machen. Der romantische Dichter aber mengt beides: die poetische Wirkung ist viel unmittelbarer und kräftiger, wenn die Ideen in einem Dämmerdunkel schweben. Ich möchte also, indem ich die Betrachtung der „dunkeln Stelle“ schliesse, sagen: Ihre Dunkelheit fließt aus dem romantischen Drange, an Stelle des analysierenden und nüchtern wirkenden Verstandes die nach einheitlicher Anschauung strebende Phantasie zu setzen, um dadurch die poetische Wirkung zu steigern.¹⁾

II.

Dass das Gedicht voll biblischer Anklänge ist, liegt in der Natur des Stoffes und braucht für den nur einigermaßen bibelkundigen Leser nicht erst bewiesen zu werden. Andererseits fällt dem Bibelkundigen auch sofort ins Auge, wie frei Vigny mit seinen

¹⁾ Zu den Versen 65—66 will ich noch eine zweite Deutung beifügen, nicht weil ich sie auch für möglich halte, sondern weil ich sie von vornherein abwehren möchte, falls irgendjemand sie geltend machen wollte. Nach *Lukas* Kap. 20, 27 ff. (vgl. auch *Matth.* 22, 23 ff.) befragen die ungläubigen Sadducäer Jesus über die Auferstehung der Toten. Jesus antwortet unter anderem (*Lukas* 20, 37 und 38):

Or, que les morts doivent ressusciter, Moïse même l'a fait connaître, lorsque, rapportant ce qui lui arriva près du buisson, il nomme le Seigneur le Dieu d'Abraham, le Dieu d'Isaac et le Dieu de Jacob. Or, Dieu n'est point le Dieu des morts, mais il est le Dieu des vivants; car tous vivent à lui.

Hier macht Jesus selber den Moses zu einem Propheten der Auferstehung, indem er der spitzfindigen Beweisführung der Sadducäer mit einer noch scharfsinnigeren Auslegung der Schrift begegnet. Man könnte nun sagen, dass Vigny an diese Stelle gedacht habe, wenn er seinen Moses sprechen lässt: *La mort trouve à ma voix une voix prophétique*. Ganz recht! wenn nur nicht im vorangehenden Vers von dem ältesten Grabe die Rede wäre, das doch deutlich auf Adam, nicht aber auf Abraham, Isaak und Jakob hinweist. Zudem würde diese Deutung nicht in den oben dargelegten Gedankengang Vignys hineinpassen.

Bibelerinnerungen schaltet, wie er die biblischen Vorstellungen hier einfach steigert, dort wieder freier umformt. Aber nicht das ist die vornehmste Aufgabe des Erklärers, die hier anklingenden Bibelpstellen nachzuweisen und die „merkwürdige Tatsache“ festzustellen, dass Vigny nicht nur Züge aus dem Pentateuch, sondern auch aus anderen Büchern des Alten Testaments, ja des Neuen Testaments entnommen habe —; sie besteht vielmehr darin, zu fragen: Warum hat der Dichter die biblischen Vorstellungen gesteigert bzw. umgeformt? Haben da nicht bestimmte poetische Bedürfnisse mitgewirkt?

Ich beschäftige mich zunächst mit den einleitenden Versen (1—44) des Gedichtes.

Bei seinen Erklärungen zu einzelnen Stellen sind Brandenburg etliche Versehen begegnet, die ich zuerst richtig stellen will. Bei Vers 4:

Lorsqu'en un lit de sable il se couche aux déserts
findet Brandenburg merkwürdig, dass Vigny die Sonne in der Wüste solle untergehen lassen; man müsse vielmehr „Weideland“ übersetzen. Merkwürdig ist vielmehr, dass Brandenburg die Worte *en un lit de sable* ganz übersieht; die Sonne geht also in einem Sandbett und nicht im Weideland unter, und die Verse 2, 3 und 5 malen ja gerade die Farbentöne, die dem Sonnenuntergang in der sanderfüllten Wüstenluft eigentümlich sind. Die geographischen Bedenken, die Brandenburg geltend macht, sind überflüssig: in diesen ersten Versen nimmt der Dichter seinen Standpunkt noch unten im Tale, wo die Sonne in grösserer Nähe untergeht, und nicht auf der aussichtsreichen Höhe des Nebo. Ob die Umgebung des Nebo Wüstencharakter hat, weiss ich nicht; ist auch ganz gleichgültig: wir sind ja von Kindheit auf gewohnt, uns das irrende Volk in der Wüste zu denken.

Ebenso überflüssig sind die weiteren geographischen Einwände, insbesondere auch die Konjekturen *Judée* statt *Juda*. Man wird dem Dichter nicht zumuten dürfen, dass er eine Karte und ein Handbuch biblischer Altertümer neben sich lege. Mit *Juda* meint der Dichter selbstverständlich nicht Palästina (was das vorgeschlagene *Judée* allenfalls bedeuten könnte), sondern das Gebiet im engeren Sinne, wie ja erstens die Gegenüberstellung von *Galaad*, *Ephraïm*, *Manassé*, zweitens die Himmelsrichtung *vers le Midi*, und drittens die dem kleineren *Juda* charakteristische Unfruchtbarkeit (*grand et stérile étale ses sables*) deutlich genug zeigen. Wie wenig wir überdies vom Dichter geographische Genauigkeit erwarten dürfen, zeigt der Ausdruck *vers le Midi*; denn gegen Süden dehnt sich, vom Nebo aus gesehen, das Land Moab. Auch das wird uns wenig kümmern: dem Dichter ist eben, wie uns, die Vorstellung geläufig, dass *Juda* im Süden Palästinas liege.

La mer Occidentale (Vers 14) ist selbstverständlich das Mittelmeer; das Tote Meer ist vom biblischen Standpunkt aus — und der ist hier der allein massgebende — nie das westliche Meer. Vigny hat den Ausdruck einfach aus *Deut.* 34, 2 (. . . *et tout le pays de Juda, jusqu'à la mer Occidentale*) übernommen. Man vergleiche auch *Deut.* 11, 24. Der Dichter konnte doch Juda sehr wohl an das Mittelmeer grenzen lassen, da die wenigsten Leser zwischen dem alten Binnenland Juda und dem späteren, an das Meer grenzenden Judäa unterscheiden werden. (Vgl. auch *Num.* 34, 6: *Et pour la frontière d'occident, vous aurez la Grande mer et ses limites*).

Auch die Deutung von Vers 21 ist nicht richtig. Canaan wird in der Bibel in zweierlei Bedeutung gebraucht. Gewöhnlich versteht sie darunter das ganze Westjordanland, aber niemals, wie Brandenburg meint, das ganze, auch ostjordanische Palästina. So dann begreift sie darunter im engeren Sinne die Küstenebene (Canaan = „Niederung“) nördlich vom Karmel, d. h. Phönizien; der Name Canaaniter bedeutet später geradezu „Kaufmann“ oder „Krämer“.¹⁾ Vigny meint also: Er sieht ganz Phönizien, dazu das Land der Verheissung. Dass man vom Nebo aus „ganz Phönizien“ nicht sehen kann, ist gleichgültig; man sieht von dort aus auch das Tal Naphtali nicht.

Was die in Vers 33 erwähnten *flammas de sa tête* betrifft, so braucht man gar nicht auf Chateaubriands *Génie du Christianisme* zu verweisen. Jedes Kind kennt aus den Bildern seiner biblischen Geschichte die zwei Feuerscheine, die vom Haupte Moses' ausgehen. Schon die mittelalterliche Kunst pflegte Moses mit diesen Strahlenbündeln darzustellen, die auf der bekannten Statue des Michelangelo zu zwei Hörnern geworden sind. Die Vorstellung geht auf *Exod.* 34, 29 ff. zurück, wo erzählt wird, dass die Haut Moses' glänzte, davon dass er mit dem Herrn geredet hatte.

Zu Vers 40: *Chantèrent d'une voix le cantique sacré* zitiert Brandenburg *Num.* 21, 17, wo die Israeliten einen Brunnen besingen; da würde ich doch lieber an den bekannten Lobgesang *Exod.* 15 erinnern. Allein weder hier noch dort handelt es sich um einen *cantique sacré*, der liturgischen Zwecken dient. In den Büchern Moses ist überhaupt nirgends von gottesdienstlichem Gesang die Rede (ausser bei dem wilden Reigen um das goldene Kalb, *Exod.* 32, 18). Die Vorstellung eines vom ganzen Volke gesungenen Liedes, das die Leviten mit Harfen begleiten, ist dichterische Erfindung, die sich allerdings an das anlehnt, was über den viel

¹⁾ Vgl. darüber: Riehm: *Handwörterbuch des biblischen Altertums* unter *Canaan* und *Canaaniter*.

späteren liturgischen Gottesdienst im Tempel zu Jerusalem be-
richtet wird.¹⁾

Nach diesen Richtigstellungen gehe ich dazu über, die einleitenden Verse 1—44 mit der biblischen Darstellung in *Deut.* 34 zu vergleichen. In einem Punkt weicht der Dichter von seiner Vorlage wesentlich ab: während nach *Deut.* 34 der Herr es ist, der Moses die Aussicht ins Land der Verheissung zeigt, lässt Vigny Moses auf halber Höhe Halt machen und einen Blick auf das Land werfen, das, wie er weiss, er nicht erreichen soll. Ist diese Abweichung zufällig? Ich meine, doch nicht. Sie beruht im letzten Grunde auf der eigenartigen Idee des Gedichtes, die sich von der biblischen Auffassung wesentlich entfernt. Vigny leiht seinem Moses eine lebensmüde Stimmung, von der die Bibel nichts weiss. Nach *Deut.* 32, 50 und den Parallelstellen heisst Gott Moses auf den Berg kommen, damit er hier sterbe, weil er sich am Haderwasser gegen des Herrn Befehl versündigt hat. Bei Vigny aber geht Moses aus eigenem Antrieb hinauf, um seine Todessehnsucht vor Gott zu bringen. Nur dies eine, den Notschrei des unter der Vereinsamung Leidenden, wollte Vigny zum Ausdruck bringen: darum schliesst er den Klagenden mit Gott allein in die dunkle Wolke ein; sie senkt sich wie ein Vorhang hinter ihm, um ihn auf immer von der Welt zu scheiden, die er müde ist zu schauen. Und nun verstehen wir, warum es für Vigny keinen Sinn mehr hatte, dass der Herr seinem Propheten das Land der Verheissung zeigt: dieser Gedanke lag ja ganz ausserhalb seines poetischen Zweckes.

Aber in veränderter Gestalt konnte er einem anderen poetischen Zwecke dienstbar gemacht werden: er sollte zur künstlerischen Gestaltung des Gemäldes mithelfen, das Vigny dem Hauptbestandteil des Gedichtes voranschickt.

Diese einleitenden Verse wollen natürlich zunächst die äussere Situation vermitteln; aber auf den eigentlichen Sinn des Gedichtes leiten sie noch gar nicht hin; sie lassen uns nicht ahnen, welches Anliegen den Propheten auf den Nebo führt. Nur der Dichter weiss, warum er in Vers 7 von dem Manne Gottes sagt, er habe *sans orgueil* lange den Blick über die weiten Lande hinschweifen lassen; „ohne Stolz“, weil er sein ehrenvolles Amt als schwere Bürde empfindet. Aber wir Leser können dieses *sans orgueil* nicht verstehen, solange wir nur die Einleitung kennen.

Wenn also diese 44 Verse, mehr als ein Drittel des Gedichtes,

¹⁾ Es mag auch noch erwähnt werden, dass die Anwendung des Wortes „Hebräer“ in Vers 38 unbiblisch ist; nur im Munde der Heiden oder im ausdrücklichen Gegensatz zu ihnen heissen in der Bibel die Israeliten „Hebräer“.

auf den eigentlichen Sinn desselben nicht hinführen, welchen dichterischen Zweck haben sie dann? Ich wiederhole: einen künstlerischen; Vigny will ein Bild malen, das unser inneres Auge durch seine Schönheit erfreue. Wieder ein romantisches Kennzeichen! Die klassische Dichtung der Franzosen behandelt — wenn wir von Boileau und Lafontaine absehen — solche landschaftliche und andere rein dekorative Elemente mehr als gelegentliche Stilverzierung, aber nicht als eine selbständige Aufgabe der Poesie.

Versuchen wir, den „Stil“ dieses Bildes zu analysieren! Es ist, wenn wir von den paar aus *Deut.* 34 genommenen Namen absehen, „aus dem Kopfe“ gemalt, aus einer mit edeln, grossen Zügen arbeitenden Phantasie. Ein Grund mehr, nicht darnach zu fragen, „ob man das alles vom Nebo aus sehen kann“, was hier aufgezählt wird. Lokalstudien in Büchern hat Vigny sicher nicht getrieben. Von Holman Hunt, dem englischen Maler, der seine biblischen Bilder um der Wahrheit willen in Palästina an Ort und Stelle malte, erzählt Muther in seiner *Geschichte der englischen Malerei*, er habe, um den Sündenbock, den das Volk Israel alljährlich in die Wüste schickte, ja wahrheitsgetreu zu malen, sich mit einem Bock palästinensischen Ursprungs in die Wüste begeben und dort das arme Tier Monate lang in der Wüstensonne Modell stehen lassen. Von einem solch peinlichen Realismus ist Vignys Stil weit entfernt. Und ebenso von dem, was wir impressionistische Kunst nennen. Moses sieht vom Nebo auf eine Entfernung von beiläufig 30 Kilometer die *fleurs magnifiques et calmes* der Ebenen um Jericho oder auf eine Entfernung von beiläufig 150 Kilometer die Oelbäume Naphtalis; d. h. Vigny malt nicht Sinneseindrücke des Betrachtenden — wie etwa die Brüder Goncourt oder Pierre Loti — sondern das, was sich der Betrachtende denkt. Man nenne solche Bemerkungen nicht spitzfindige Diftelei; denn an solch kleinen Zügen offenbart sich der Kunststil des Dichters so gut wie der des Malers. Man kann die Probe an jedem beliebigen andern Stücke Vignys machen. Und so möchte ich noch auf einen kleinen Zug aufmerksam machen, der zeigt, dass Vignys Auge nicht auf realistische Betrachtung eingestellt war: Die sechshunderttausend Hebräer singen ihr heiliges Lied *courbés dans la poussière*, in einer Stellung, in der man sonst nicht zu singen pflegt. Aber wen werden solch kleine Verzeichnungen bei der Betrachtung des grossgedachten Gemäldes stören? Dort im Mittelgrunde das zahllose Heer der niedergesunkenen Hebräer im goldigen Weihrauchduft und über sie ragend *tels qu'un bois de cyprès sur le sable qui roule* die Harfen spielenden Leviten. Mehr im Vordergrund, am Hang des Berges, die einsame Gestalt des Propheten: *il voit, sur les Hébreux étend sa grande main*; über den Mittel-

grund hinaus die Perspektive in das ferne Land bis zum Meer, wo die Sonne glutrot untergeht; und im Vordergrund oben das dunkle Donnergewölk, in dem die Heiligkeit Gottes wohnt. Einfache, grosse Linien, feierlich stilisierte Formen, majestätische Gliederung, glühendes Licht und schwarzes Gewölk in scharfem Kontrast. — Wo die Betrachtung so auf das Edle, Grosse gestimmt ist, wird der Künstler nur hin und wieder das Kleine gewahren, da wo es sich gleichsam durch blitzende Reflexe bemerkbar macht: so sieht der Dichter in der Morgenlandschaft die Tauperlen, die sich auf den Gipfeln der Ahornbäume wiegen.

Hätte Lamartine oder V. Hugo dieses Bild zu malen gehabt, so würde sich eine gewisse Gemeinsamkeit des Stils mit dem des Vignyschen Gemäldes ergeben haben: der Zug zum Grossen. Aber ein deutlicher Unterschied hätte sich doch fühlbar gemacht. Lamartines Bild hätte nicht die strenge Linienführung gezeigt; es wäre weicher, verschwommener geworden; und vor allem: der Lyriker, der in ihm steckte, hätte nicht 44 Verse lang geschwiegen, um den Künstler allein den Pinsel führen zu lassen. V. Hugos Bild aber hätte das vornehme Mass vermissen lassen, durch das sich Vignys Gemälde auszeichnet. Es wäre ungleich reicher im Detail, bunter und funkelnder in der Farbe geworden. V. Hugo hätte das geographische Namenregister voller tönen lassen, aus lauter Freude an den fremden, sonoren Klängen; die sechshunderttausend Hebräer, die bei Vigny eine grosse Masse bilden, hätte er in die zwölf Stämme gegliedert; und hätte er sich begnügt, den Propheten so still und gross an den Hang des Berges zu stellen, wie es Vigny tut? hätte er nicht einen oder zwei gigantische Vergleiche beigesetzt? Uebrigens würde die Komposition unter der grösseren Fülle der Einzelheiten nicht gelitten haben; denn er hätte die Hauptzüge ins Riesenhafte gesteigert.

Ich will nicht sagen, Vigny sei der grössere Künstler; denn es fehlt ihm an Phantasie; aber er ist der edlere; und er traf den Stil, der dem Stoffe, insbesondere der Idee seines Gedichtes angemessen war. Der Orient ist für uns das räumlich Ferne, das wir nicht aus persönlicher Anschauung kennen, das wir uns nur aus der Phantasie nach gewissen einfachen Zügen, die uns die biblische Erinnerung liefert, vorstellig machen. Und so liegt für uns die mosaische Geschichte auch in einer zeitlichen Ferne, wo alles noch einen so schlichten und doch so grossen Zuschnitt hat. Dennoch ist es keine kindlich einfältige Phantasie, mit der Vigny hier das biblische Bild malt: etwa so, wie wir als Kinder uns das Lager der Israeliten am Sinai oder Nebo vorgestellt haben. Es ist vielmehr die Phantasie eines Mannes, der aus einer persönlichen Stimmung heraus dem Bilde einen feierlichen Ernst verliehen hat,

wie er dem kindlichen Gefühle fremd ist. Denn die Idee des Gedichtes — die aus einsamer Grösse entspringende Todessehnsucht — sie hat den Ton des Vignyschen Gemäldes bestimmt.

Ich habe oben gesagt, dass die 44 einleitenden Verse auf den eigentlichen Sinn des Gedichtes noch gar nicht hinführen; ich muss diese Bemerkung jetzt etwas schärfer fassen: sie verraten noch nicht den Gedanken des Gedichtes, und unser denkendes Vorstellen ist überrascht, wenn wir plötzlich die Verse lesen:

Je vivrai donc toujours puissant et solitaire?

Laissez-moi m'endormir du sommeil de la terre!

Aber nicht so wird unser Gefühl überrascht; denn der Dichter hat uns bereits durch sein Gemälde in eine feierlich ernste Stimmung versetzt.

Wiederum romantische Poesie! Dem klassischen Dichter liegt zunächst daran, dass er klar zu Anfang sage, was er eigentlich will. *Le sujet n'est jamais assez tôt expliqué*, Das kümmert den romantischen Dichter weniger; der Urgrund aller Poesie ist für ihn die Stimmung; also zieht er uns vor allem in seine Stimmung hinein.

III.

Ich komme zur Idee des Gedichtes. Sie weicht, wie schon bemerkt, von der biblischen Darstellung wesentlich ab. Nach Num. 20, 1—13 und Parallelstellen musste Moses sterben, bevor er das Land der Verheissung erreichte, darum weil er zweifelte, als Gott ihm befahl, Wasser von dem Felsen zu fordern. Von einer Lebensmüdigkeit des Moses ist nicht die Rede; vollends nicht davon, dass er unter der Last seiner einsamen Grösse gelitten hätte. Es muss aber doch gefragt werden, ob sich nicht bei Moses oder bei verwandten biblischen Gestalten wenigstens ähnliche Stimmungen der Müdigkeit oder Vereinsamung finden. Ich glaube nämlich, dass viele Leser dieses Gedichtes, bei denen die biblischen Erinnerungen etwas verdunkelt sind, ohne weiteres annehmen, dass auch der biblische Moses unter der bei Vigny geschilderten Stimmung gelitten hätte. Sie nehmen es an, weil sie eine unklare Erinnerung davon haben, dass so etwas doch irgendwo in der Bibel stehe. Und nur unter der Voraussetzung, dass bei dem grösseren Leserkreis eine solche Täuschung möglich sei, konnte Vigny es wagen, seinem Moses jene Stimmung zu leihen.

Ich versuche im folgenden, solche verdunkelte Erinnerungen wieder aufzufrischen; ich nehme mir dabei das Recht, auch solche Fälle anzuführen, die nur von ferne an die im Gedicht geschilderte Stimmung anklingen; denn es ist eine psychologische Tatsache, dass sich in solch verdämmerten Erinnerungen oft Dinge mengen,

die sich bei näherer Beleuchtung als ziemlich verschieden herausstellen.

Zunächst ist daran zu erinnern, dass Moses seine Berufung zum Führer seines Volkes nicht leicht genommen hat.¹⁾ Nach *Exod.* 3, 11 hält er seine Person für zu gering. Nach *Exod.* 4, 10 ff. ist er verzagt, weil er nicht beredt sei, eine schwere Sprache und Zunge habe; und als der Herr ihm verheißt: Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst,²⁾ erklärt Mose trotzdem: Mein Herr, sende welchen du willst! und ist erst auf neue Drohungen und Verheissungen zur Uebernahme des Amtes zu bewegen. Aehnlich erhebt auch Gideon bei seiner Berufung zum „Richter“ verschiedene Bedenken (*Richter* 6, 15 ff.); so auch Jeremia (*Jeremia* 1, 6 ff.); Jona flieht vor dem ihm gewordenen Auftrag (*Jona* 1.)

Ferner erinnere ich an *Exod.* 18, 13 ff. Moses' Schwäher Jethro meint dort, sein Schwiegersohn mache sich sein Richteramt zu schwer: „du machst dich zu müde. Das Geschäft ist dir zu schwer;“ und er rät ihm, das Richteramt auf andere Schultern zu verteilen (vgl. auch *Deut.* 1, 9 ff.).

Mehr an die Stimmung des Vignyschen Moses erinnert die Stelle *Num.* 11, 11 ff. Als die Israeliten Fleisch fordern, ergrimmt der Zorn des Herrn über sie; da spricht Moses zum Herrn:

Pourquoi as-tu affligé ton serviteur, et pourquoi n'ai-je pas trouvé grâce devant toi, que tu aies mis sur moi la charge de tout ce peuple?.. 14: Je ne puis moi seul porter tout ce peuple, car il est trop pesant pour moi. . . . 15: Que si tu me fais ainsi, je te prie, si j'ai trouvé grâce devant toi, de me faire mourir, de peur que je ne voie mon malheur.

Nehmen wir diese Beispiele vorübergehender Müdigkeitsstimnungen des Propheten zusammen, so ergibt sich aus ihnen eine Vorstellung, die mit der Grundidee des Gedichtes einige Verwandtschaft zeigt. Sonst klagt Moses gelegentlich über die Halsstarrigkeit, Verzagttheit und Abgötterei seines Volkes; er bangt davor, dass Gott es verderben werde; aber er behauptet doch siegreich seinen festen Glauben an Gottes Verheissungen und ist immer wieder bemüht, den Zorn Gottes von seinem Volk abzuwenden. (*Exod.* 32, 9 ff.; *Num.* 14; *Deut.* 9, 25 ff.) Seine Heldengrösse be-

¹⁾ Hier sei beiläufig bemerkt, dass die Erläuterung Brandenburgs, der in Vers 59 erwähnte Berg Horeb sei identisch mit dem Sinai, ebenso überflüssig wie irreleitend ist. Freilich sind beide identisch; aber Vigny nennt ihn hier absichtlich Horeb, weil er von dem Berg der Berufung, dem Ausgangspunkt von Moses' Wirken, spricht; beim Horeb denken wir immer an den Berg, da der Herr dem Moses im Feuerbusch erschien; beim Sinai aber denken wir an den Berg der Gesetzgebung.

²⁾ vgl. Vers 72 in Vigny's Gedicht: *Et vous m'avez prêté la force de vos yeux.*

steht eben darin, dass er trotz noch so schweren Lasten, noch so herben Enttäuschungen, den Lebensmut nicht verliert.

Vor allem aber finden wir für den Hauptzug in Vignys Seelengemälde keinen Anhaltspunkt im Bilde des biblischen Moses: für das Gefühl der Vereinsamung. Es fragt sich, ob sich dafür in der Bibel ein Beispiel finden lässt, das in der verblassten Erinnerung leicht mit dem Bilde Moses' verschmelzen konnte. Man könnte an Jesu Seelenstimmung im Garten Gethsemane oder am Kreuze denken. Bekanntlich hat Vigny dieses Thema in seinem *Mont des Oliviers* behandelt. Allein Jesus und Moses sind auch für den oberflächlichsten Kenner der Bibel zu scharf getrennte Persönlichkeiten, als dass sich -- von unbedeutenderen Zügen abgesehen -- ihre inneren Erlebnisse zu einem poetischen Zwecke vertauschen liessen.

Dagegen zeigt die Gestalt und die Geschichte des Propheten Elias mit der des Moses manche Aehnlichkeiten, die zu Verwechslungen führen können. Die spät-jüdische und die neutestamentliche Vorstellung bringt beide Propheten in einen nahen Zusammenhang; sie gelten als die Hauptvertreter der alttestamentlichen Offenbarung. So erscheinen Moses und Elias zusammen auf dem Berg der Verklärung vor Christus. (*Matth.* 17, 3 ff. u. Parallelen.) Und nun lese man die bekannte Stelle *1. Rois* 19, 4, wo es von Elias heisst:

Mais il s'en alla au désert; et il fit une journée de chemin, et étant venu, il s'assit sous un genêt, et il demanda que Dieu retirât son âme, et il dit: C'est assez, ô Eternel! prends maintenant mon âme; car je ne suis pas meilleur que mes pères.

Dazu Vers 10:

. . . . et je suis demeuré moi seul, et ils cherchent ma vie pour me l'ôter.¹⁾

Diese Klage des vereinsamten Eiferers um den Gott Zebaoth gehört zu den eindrucksvollen Worten der Schrift, die man nicht leicht vergisst; andererseits konnte die darin ausgedrückte Stimmung von Vigny leicht auf Moses übertragen werden, erstens weil sich, wie oben gezeigt worden ist, auch bei diesem Stimmungen der Amtsmüdigkeit finden, und zweitens weil beide Gestalten noch in andern Zügen Verwandtschaft zeigen. So finden sich im Gedichte mehrere Stellen, in denen man ebenso sehr an Elias wie an Moses erinnert wird.

Zu Vers 63:

J'ai fait pleuvoir le feu sur la tête des rois

¹⁾ vgl. auch *Jona* 4, 3: Jona bittet ähnlich wie Elias, doch aus anderen Gründen: *Maintenant donc, Eternel! retire, je te prie, mon âme, car la mort m'est meilleure que la vie.*

zitiert Brandenburg *Exod.* 9, 23; man kann sich aber auch an 2. *Könige* 1 erinnern, wo erzählt wird, dass Elias zweimal auf die Abgesandten des Königs Ahasja Feuer regnen lässt, und an *Lukas* 9, 54, wonach Jakobus und Johannes Feuer auf die ungastlichen Samariter herabwünschen „*comme Elie le fit*“.

Zu Vers 77—78:

J'impose mes deux mains sur le front des nuages
Pour tarir dans leurs flancs la source des orages —

ist zunächst an *Exod.* 9, 29 u. 33 zu erinnern:

Alors Moïse dit: Aussitôt que je serai sorti de la ville, j'étendrai mes mains vers l'Eternel, et les tonnerres cesseront, et il n'y aura plus de grêle.

Aus dieser Stelle stammt wohl die bezeichnende Gebärde: *j'impose mes deux mains*; nur hat Vigny sie ins Riesenhafte vergrößert. Man mag aber auch an Elias denken, der (1. *Könige* 17, 1) eine mehrjährige Dürre ankündigt.¹⁾

Vers 80:

Je renverse les monts sous les ailes des vents —

klingt in Moses' Geschichte meines Wissens nirgends an; dagegen bei der bekannten Gottesoffenbarung vor Elias 1. *Rois* 19, 11:

Et voici, l'Eternel passait, et un grand vent et très impétueux, qui fendait les montagnes et brisait les rochers, allait devant l'Eternel; und diese Stelle erinnert wieder sehr an *Exod.* 33, 18—23; auch Moses befindet sich hier vor einer Felsenklüft wie dort Elias, und auch vor ihm zieht der Herr vorüber.

Ein weiteres Beispiel der Vermengung beider Prophetengestalten bietet Vers 81:

Mon pied infatigable est plus fort que l'espace.

Ueber aussergewöhnliche Marschleistungen des Moses wird m. W. nichts berichtet; dagegen von solchen des Elias; vergl. 1. *Rois* 19, 8:

Il se leva donc, et mangea, et but; et avec la force que lui donna ce repas, il marcha quarante jours et quarante nuits, jusqu'à Horeb, la montagne de Dieu.

Die Zahl „vierzig“ kehrt aber in Moses' Geschichte wieder: *Exod.* 24, 18:

Et Moïse entra dans la nuée, et monta sur la montagne, et il fut sur la montagne quarante jours et quarante nuits; und ebenso *Exod.* 34, 28 mit der Bemerkung, dass Moses (wie Elias) während dieser Zeit gefastet habe:

Et Moïse demeura là avec l'Eternel quarante jours et quarante nuits, sans manger du pain et sans boire de l'eau.

Endlich Vers 82:

Le fleuve aux grandes eaux se range quand je passe.

¹⁾ vgl. auch *Apocalypse* 11, 6: *Ils ont le pouvoir de fermer le ciel, afin qu'il ne pleuve point pendant qu'ils prophétiseront.*

Man denkt natürlich zunächst an den Durchgang durchs Schilfmeer; aber die Vorstellung des „*fleuve*“ erinnert wieder an Elias, der mit seinem Mantel ins Wasser des Jordan schlägt, dass es sich auf beiden Seiten teilt (2. *Könige* 2, 8), ein Wunder, das sein Nachfolger Elisa mit demselben Mantel wiederholt (*ibid.* V. 14). Auch an *Josua* 3, 16 mag nebenbei erinnert werden.

Soviel über die Vertauschung der beiden Prophetengestalten Moses und Elias.

Ich füge einige weitere Erläuterungen bei. Zu Vers 79:

J'engloutis les cités sous les sables mouvants
zitiert Brandenburg *Genesis* 19, 24. Es liegt näher, an die Rotte Korah zu denken, die in der Wüste verschlungen wird; *Num.* 16, 32:

Et la terre, s'entr'ouvrant, les engloutit avec leurs familles, et tous les hommes qui étaient à Coré, et tout leur bien.

Vers 87:

Vos anges sont jaloux et m'admirent entre eux.

Ich weiss nicht, ob die Vorstellung eifersüchtiger Engel irgendwie in biblischen Anschauungen begründet ist. Immerhin mag das 1. Kapitel des Hebräerbriefes verglichen werden, wo über das Rangverhältnis der Engel zum „Sohne“ gehandelt wird.

IV.

Nirgends weicht der Dichter mehr von der biblischen Vorstellung ab, als in den Versen 91—106. Sie sind, wenn ich so sagen darf, der am wenigsten objektive Teil des Gedichtes, in dem die persönliche Stimmung des Dichters am deutlichsten durchbricht: das Genie verfällt den Qualen der Vereinsamung; vor seiner hohen Gabe ziehen sich die Menschen wie vor etwas Furchterregendem zurück; Frauenliebe und Freundschaft sterben hinweg vor dem überirdischen Glanze seiner Augen, vor dem Feuerwort seines Mundes. Für diesen Gedanken waren biblische Anklänge am schwierigsten zu finden; auch das Einsamkeitsgefühl des Elias entspringt nicht daraus, dass die Menschen sich scheu vor seiner Heiligkeit zurückziehen. Es ist nun interessant zu beobachten, wie Vigny gewisse Züge in der Geschichte des Moses herausgreift und durch eine geschickte Umbildung dem Grundgedanken seines Gedichtes dienstbar macht.

In *Exod.* 34, 29 ff. wird erzählt, dass, als Moses vom Sinai herabstieg, die Haut seines Angesichtes glänzte davon, dass er mit dem Herrn geredet hatte. Es heisst dann weiter:

Mais Aaron et tous les enfants d'Israël, ayant vu Moïse, et s'étant aperçus que la peau de son visage était toute rayonnante, craignirent d'approcher de lui.

Daraus entstanden nun die Verse 91—94:

Sitôt que votre souffle a rempli le berger,

Les hommes se sont dit: »Il nous est étranger«;
 Et leurs yeux se baissaient devant mes yeux de flammes,
 Car ils venaient, hélas! d'y voir plus que mon âme.

Es wird dann in der angeführten Bibelstelle weiter erzählt, dass Moses, sobald er mit dem Volke zu reden hatte, eine Decke (französisch *un voile*) auf sein Angesicht legte. Das konnte Vigny selbstverständlich seinen Moses nicht tun lassen; es passte ganz und gar nicht zu dem heroischen Stil seines Gedichtes. Dennoch benutzte er die Vorstellung des „*voile*“:

Vers 96:

Les vierges se voilaient et craignaient de mourir.¹⁾

Um Moses zu verhüllen, griff er zum Bild der Wolkensäule (Vers 97); denn die Bedeutung, welche die Bibel dieser Hülle beilegt, passte trefflich zu dem unnahbaren Wesen seines Moses; und ebenso trefflich stimmte die Vorstellung des einsam in der Wolke wandelnden Propheten mit dem heroischen Charakter des Gedichtes. Die Wolkensäule oder die Wolke Gottes (*le nuage de Dieu* in Vers 35 des Gedichtes) ist eigentlich die Hülle, die Gott vor dem profanen Blick verbirgt. Sie bedeckt den Sinai, wenn Gott dort sein Gesetz offenbart (*Exod.* 34, 5); sie senkt sich auf die Stiftshütte, wenn Moses den Herrn befragen will (*Exod.* 33, 9). Selbst Moses kann nicht in diese heilige Wolke eindringen (*Exod.* 40, 34. 35; eine andere Auffassung findet sich freilich auch: vgl. *Exod.* 24, 18: *et Moïse entra dans la nuée*).²⁾ Diese Wolke wandelt auch vor dem Volke her, um ihm den Weg zu weisen (*Exod.* 13, 21). Sowohl die Vorstellung des Verhüllens als die des Wandelns hat Vigny von Gott auf Moses übertragen.

Wenn in Vers 96 von Todesfurcht die Rede ist, so erinnert das an *Num.* 16, 41 und 17, 12. 13. Vers 95. 100 und 101 sind freie Erfindung. Zu Vers 102 mag man 2. *Sam.* 22, 9 u. *Psalm* 29, 7 vergleichen.

Ich fasse das Ergebnis der Untersuchung zusammen.

Vigny geht von der Idee aus, dass das Genie unter der Qual der Vereinsamung leidet. Er findet in Moses, der seinen Todesgang antritt, eine Gestalt, um diese Idee zu verkörpern; diese Gestalt bildet er in Anlehnung an verwandte biblische Vorstellungen, namentlich an solche von Elias, so um, dass sie seiner ursprünglichen Idee entspricht. Diese Idee aber ist im letzten Grunde

¹⁾ Vgl. auch *Exod.* 3, 6: *Et Moïse cacha son visage, parce qu'il craignait de regarder vers Dieu.*

²⁾ Ähnliche Widersprüche finden sich bezüglich der Frage, ob Moses Gott von Angesicht zu Angesicht schauen durfte oder nicht; vgl. z. B. *Exod.* 33, 11; *Num.* 12, 8; *Deut.* 34, 10 mit *Exod.* 33, 23 und 1. *Tim.* 6, 16.

überall die wirksame Kraft der dichterischen Ausgestaltung; auf ihr beruht, wie ich zu zeigen versucht habe, die Stimmung, die in dem einleitenden Gemälde herrscht, auf ihr beruhen die — bewussten oder unbewussten — Steigerungen, Vertauschungen oder Verschmelzungen biblischer Züge. Eine solche Erklärung von innen heraus ist m. E. viel wichtiger als die Jagd nach zufälligen Anklängen an Chateaubriand oder Byron.¹⁾

Es bleibt mir noch übrig zu zeigen, wie das Gedicht *Moïse* sich dem Gesamtwerk Alfred de Vignys einfügt. Ich will aber lieber einem Meister der literarischen Analyse, Lanson, das Wort lassen.²⁾

Die Idee des *Moïse* kehrt bekanntlich in Vignys Schöpfungen in verschiedenen Formen immer wieder. Lanson formuliert sie so: »Tout ce qui est souffrir; tout ce qui est supérieur souffre supérieurement. Le génie, qu'il s'appelle Moïse ou Chatterton, a un privilège de souffrance.« In ihr offenbart sich des Dichters Ich, »le moi profond et inaltérable dont les vers étaient la confidence« »Le fond de Vigny, c'est la solitude et la détresse amère qui accompagne le sentiment de la solitude.« Aber was Vigny von Chateaubriand und anderen pessimistischen Romantikern unterscheidet, ist, dass er die eigene Persönlichkeit in den Gestalten seiner Dichtung mehr zu verbergen als zu enthüllen sucht »Confidence hautaine et discrète, s'il en fut. « »Personne n'a vécu dans la familiarité de M. Alfred de Vigny,« disait-on à l'Académie; s'il en excluait ses amis, ce n'était pas pour y admettre le public et laisser déborder son cœur dans ses livres. Ce poète lyrique, un des trois ou quatre grands de notre siècle, n'a presque jamais parlé de lui. Il y a quelque chose de singulier dans son cas: il compte comme un génie lyrique, et il a toujours employé les formes impersonnelles de la littérature.« So dient ihm der Roman und das Drama »à enfermer, à révéler son intime état de souffrance ou de volonté«. Dasselbe gilt von seinen poèmes »où il semblait devoir s'exprimer plus directement : ils ne sont lyriques . . . que par l'émotion subjective qui les a fait germer«.

Ravensburg (Württemberg).

Th. Riehm.

¹⁾ Vgl. *Zeitschrift* 8, 16 u. 18, wo auch Brandenburg den Wert solcher Nachweise zu bezweifeln scheint.

²⁾ *Histoire de la Littérature française*, Deuxième édition. Paris 1895. pp. 934 et 935.

Erwiderung.

Ehe sich der Verf. des voraufgehenden, zweifellos gut durchgeführten und scharf abgeschliffenen Artikels in der Kampfarena, in der ich mich nunmehr befinde, umsieht, ob alle Zuschauer über mich den Daumen herunterhalten, möchte ich noch einige Augenblicke um Gehör bitten.

Meine Erklärung der fraglichen Stelle in dem Gedicht *Moïse* erscheint dem Verf. nicht befriedigend; dagegen ist natürlich nichts einzuwenden. In meinem kleinen Aufsätze habe ich damals ja gleich betont, dass ich keineswegs behaupten wolle, Vigny habe an die von mir herbeigezogene Bibelstelle gedacht. Auch jetzt noch bleibe ich dabei, dass nur der Dichter eine endgültige Lösung geben könnte.

Von meiner Auslegung will ich deshalb jetzt ganz absehen und nur die des Verf. einer näheren Betrachtung unterziehen.

Die Deutung von Vers 65 „ich hebe den Schleier von Adams Grab“ will ich annehmen; zu der von Vers 66 „ich verkünde prophetisch, wie der Tod als eine Strafe für die Sünde Adams in die Welt gekommen ist“ habe ich jedoch etwas hinzuzufügen. Moses hat dem Volke wohl zum erstenmale kraft seiner Sehergabe in seiner Schrift verkündet, woher der Tod kommt und wer ihn zuerst erlitt; er hat aber noch mehr getan — und das ist das Wichtige — er hat den Juden schon prophezeit, dass einst der Messias kommen würde. Heisst es doch, als Adam dem Tode verfallen, *Gen. III, 15: Je mettrai inimitié entre toi (le serpent) et la femme, entre ta postérité et sa postérité: celle-ci t'écrasera la tête, et toi tu la blesseras au talon.* Der vom Weibe Geborene wird also der Sünde, die durch Adam in die Welt gekommen, einst den Kopf zertreten.

Kehren wir nun zum Vers 66 zurück, den ich auf Grund der erwähnten Stelle nun folgendermassen auslege: „und (*à ma voix* = wenn ich spreche, kurz:) in meiner Schrift bekommt der Tod eine Prophetenstimme und zwar dadurch, dass ich gleich beim Tode des ersten Menschen den Messias prophezeie.“ Mit dem Hinweis auf den Messias bin ich also wieder, wie das erstemal, bei der Erlösung, d. i. bei der Auferstehung angelangt.

Ich gehe nun zu den beiden folgenden Versen über. Da der Verf. bereits angegeben hat, wie ich sie — freilich sehr gezwungen — deuten könnte, so möchte ich hier nur sagen: wie ich sie deute.

Auch hier bietet der erste Vers (67) keine Schwierigkeit: „ich bin sehr gross, ich stehe über den Nationen.“ Der zweite Vers (68) gibt das warum an. In diesem verstehe ich unter *ma main* die die Geschehnisse aufzeichnende Hand des Propheten. Der Vers

würde nach meiner Meinung dann den Sinn haben: „meine, die Geschichte der Völker niederschreibende und damit gleichsam aufbauende Hand lässt eine Generation nach der anderen entstehen und diese Generationen löst sie wieder auf und zwar durch den Bericht vom Turmbau zu Babel.“ — Wie der Verf. schon gesagt hat, enthält besonders *Gen.* Kap. 10 die umfangreiche Völker-*tafel*. Im nächsten Kapitel Vers 8 heisst es aber dann: *Et l'Eternel les (les hommes) dispersa de là sur la face de toute la terre.*

Zu den anderen Angriffspunkten habe ich wenig zu sagen. Ich muss natürlich zugeben, dass mich der Verf. in Vers 4 vom Weideland wieder in den Sand gesetzt hat. Immerhin halte ich den Ausdruck *aux déserts* an jener Stelle doch für etwas zu kraftvoll und gewagt.

Dass Vigny in Vers 14 mit *la mer occidentale* das Mitteländische Meer meint, bestreite ich nicht; nach den im Gedicht voraufgehenden geographischen Bezeichnungen muss man indessen das Tote Meer annehmen. Derselben Ansicht sind, wie ich jetzt sehe, auch Bornecque und Röttgers S. 554 des *Recueil de morceaux choisis d'auteurs français. Deuxième édition*; Berlin, 1909.

Der Verf. hält zwar meine geographischen Einwände für überflüssig; ich glaubte jedoch, einmal auf die für mich immer noch vorhandenen Bedenken hinweisen zu dürfen. Wenn der Verf. einige davon wieder aufgehoben zu haben glaubt, so kann ich nichts darauf erwidern; denn meine Angaben habe ich ebenso wie der Verf. aus Spezialbüchern; deren Verfasser müssten schon einmal einen Lokaltermin festsetzen: dann würde sich wohl herausstellen, wer von ihnen der Sündenbock ist.

Im übrigen sieht man wieder einmal aus diesen Versuchen der Texterklärung, was für Gedanken und wieviele Gedanken einem Dichter angedichtet werden können.

Oft ist doch, ganz allgemein gesprochen, ein Gedicht einem Gummiballon vergleichbar, in den einer nach dem andern noch hineinbläst, bis jener so angeschwollen ist, dass er platzt und von niemand mehr angerührt wird. Wenn man sich andererseits nicht damit begnügt, hin und wieder durch einen Türspalt einen Blick in die Werkstatt eines Dichters zu werfen, sondern die Tür für die Augen anderer gar zu weit öffnet, so dass diese zu der Ueberzeugung kommen könnten, die Dichterwerkstatt gleiche einem Setzerkasten, in dessen Fächer die einzelnen Worte und Gedanken der Dichtung zurückgeworfen werden müssten, so darf man dem trefflichen Hebbel¹⁾ nicht übelnehmen, wenn er mit grimmiger

¹⁾ Friedrich Hebbel. *Tagebücher* Bd. 4 Nr. 6193 (S. 327). Historisch-kritische Ausgabe von Richard Maria Werner. Berlin 1905.

Miene sagt: „Die Grösse des Philologen besteht darin, dass er alles so klein zu machen sucht, als er selbst ist. Daher das Streben, jede Dichtergrösse zu zertrümmern.“

Berlin.

Max Brandenburg.

Ein Samenkörnlein zu den Haslschen Samenkörnern.

Unter den verschiedenen Samenkörnern, die Herr Hasl in dieser Zeitschrift gab, war mir die verkürzte Paradigma-Aufstellung die interessanteste. Wenn ich auch die Haslsche Meinung „auf diese Weise ist es dem Schüler möglich, geradezu in Wochen zu lernen, wozu er sonst Monate brauchte“ nicht gerade unterschreiben möchte, so ist es doch ohne Frage, dass durch grössere Uebersichtlichkeit viel Zeit gewonnen werden kann. Aber in der Haslschen Tabelle fehlt erstens jegliche Uebersetzung, während sie wenigstens bezüglich der ersten Person ohne nennenswerte Minderung der Uebersichtlichkeit gegeben und kaum entbehrt werden kann. Ferner würde die Hinzusetzung des Infinitiv, des Part. Präs., des Part. Perf. die Uebersichtlichkeit kaum stören. Drittens müssen wir (diese Betonung ist der Hauptgrund dieser Zuschrift) durch die Art des Drucks den Schülern einen Einblick in die Struktur der Endungen gewähren. Es geht für eine höhere Schule des Volks der Denker nicht an, dass die Schüler z. B. in den Glauben versetzt werden, das apostrophisch stumme *e* in *je donne, tu donnes, il donne* sei ein Personenzeichen. Besonders für lateinlose Schüler ist ein klareres Bild der heutigen Endungen unerlässlich, auch sie müssen mindestens zu der Vermutung gebracht werden, dass die Endungen kein zweckloses Durcheinander bilden. Viertens ist in *je donnerai* donn und nicht donner Stamm. Ueberhaupt ist das Futurum heute nicht mehr Infinitiv + *avoir*. Vgl. auch *recevrai*, die Analogien zum Präsens *viendrai, assièrai* usw. Foerster schrieb 1882 (*Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Literatur*): Die „lautlich einzig und allein mögliche, also regelmässige Methode lebt noch heutzutage in *verrai, pourrai, décherrai, aurai* (aus älterem *avrai*), *saurai* (ebenso) und vielen anderen. Ebenso ist *courrai, mourrai, faudrai* das einzig regelmässige und nicht etwa *fleurirai, bouillirai, défailirai*“. Die *e* in *donnerai* und *donne, donnes* stehen heute auf gleicher Stufe. Aber nicht nur inhaltliche, sondern noch weit mehr praktische Gründe sprechen für eine andere Lehrweise.

Von diesen Gesichtspunkten aus würde ich der Haslschen Tabelle etwa folgende Form geben:

Infinitiv: donner geben		Part. Präs.: -ant gebend		Part. Perf.: -é gegeben	
	Präs.	Impf.	Déf.	Fut.	Cond.
ich	gebe	gab		werde geben	würde geben
je	donne	-ais (ä)	-ai (e)	-erai (e) ¹⁾	-erais (ä)
tu	es	ais	as	eras	erais
il	e	ait	a	era	erait
nous	ons	ions	âmes	erons	er-i ons
vous	ez	iez	âtes	erez	er-i ez
ils	ent	aient	èrent	eront	erai ent
	Perf.	1. Plusq.	2. Plusq.	2. Fut.	2. Cond.
ich	habe	hatte		werde haben	würde haben
j'	ai (e)	avais	eus	aurai	aurais
donné gegeben					

Ich bemerke aber ausdrücklich, dass ich hier nur ein Samenkörnlein, einen kleinen Beitrag zu den Bestrebungen des Herrn Hasl geben wollte und daher auch unberücksichtigt gelassen habe, dass Herr Hasl (jedenfalls der Uebersichtlichkeit wegen) den Konjunktiv nicht angeführt hat.

Berlin.

Uhlenberg.

Zur rheinischen Philologenversammlung.

Zu unserem *Bericht über die Sitzung der neuphilologischen Gruppe des Rheinischen Philologenvereins in Düsseldorf* (Zeitschrift 8, 328 ff.) erhalten wir folgende Zuschriften:

I.

Aachen, den 13. September 1909.

Sehr geehrter Herr Professor,

Zu dem in der *Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht* Band 8, Heft 4 veröffentlichten Bericht über die Sitzung der neuphilologischen Gruppe des Rheinischen Philologenvereins in Düsseldorf teile ich Ihnen zur Aufklärung mit der Bitte um Veröffentlichung mit:

Beide Fassungen der These I können ohne den Wortlaut des Vortrages missverstanden werden. Gemeint ist, dass eine Hin-

¹⁾ Bezüglich ai usw. vergleiche j'ai ich habe usw.

Uebersetzung empfehlenswert erscheint in der Form einer freien (nicht wörtlichen) Uebertragung. Eine Uebersetzung eines für diesen Zweck zugeschnittenen Textes empfehle ich nicht, halte sie aber für ausnahmsweise zulässig an Anstalten, an denen die freien Arbeiten noch nicht von unten auf in zweckmässiger Weise vorbereitet, hingegen hauptsächlich Uebersetzungen aus dem Deutschen gepflegt werden. Nähere Aufklärung bietet der Wortlaut des Vortrags, der in der *Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen* 20. Jahrg. 11. u. 12. Heft veröffentlicht ist.

Hochachtungsvoll
van Haag.

II.

Zu Vorstehendem habe ich nichts weiter zu bemerken als, dass ich glaube, dem Sinn des von Herrn Direktor van Haag Vorgetragenen durch meine Ausführungen auf S. 333 gerecht geworden zu sein.

Dagegen ist zur Wiedergabe des ersten Vortrags noch einiges zu bemerken: S. 329 muss es Gaffarel, S. 330 Tatistcheff heissen; S. 329, Z. 21 v. o. lies „Napoleon“ statt „ihn“; die Stelle auf S. 331, Z. 10 ff. ist nicht so zu verstehen, als ob die Auffassung von Napoleon als Gemisch von Logik und Phantasie diejenige Chuquets sei.

Elberfeld.

M. Weyrauch.

Ferienkurse 1909.

Université de Montpellier. Cours pour les étrangers. Semestre d'hiver 1909—1910.

L'Université de Montpellier organise, chaque année, pendant le semestre d'hiver, un enseignement spécialement destiné aux étrangers qui voudront faire leur étude particulière de la langue et de la littérature françaises en elles-mêmes et dans leurs rapports avec les autres langues et littératures romanes.

Il convient donc tout d'abord à ceux qui s'occupent de philologie moderne. Mais il sera suivi utilement par tous ceux qui désirent apprendre la langue française, s'intéressent à l'histoire de notre littérature et sont curieux de connaître notre pays.

Il comprend essentiellement trois séries de cours ayant pour objet: 1^o L'étude pratique du français; 2^o l'histoire de la langue et de la littérature françaises ainsi que celle des autres langues et littératures romanes; 3^o l'histoire, la géographie, l'art, les mœurs, les institutions, etc. de la France.

Tous ces cours seront faits par des professeurs de l'Université, auxquels s'adjoindront quelques professeurs du Lycée de Montpellier. Ils formeront un ensemble d'environ 35 heures par semaine et commenceront le 3 novembre 1909 pour se terminer à la fin de mars 1910.

C'est un véritable semestre d'études que les étrangers pourront faire dans les meilleures conditions de profit et d'agrément.

Montpellier n'est pas en effet une ville trop populeuse (80.000 habitants). Les édifices universitaires, les bibliothèques, les musées, les archives, etc., y sont très proches les uns des autres pour la plus grande commodité des travailleurs. C'est avant tout une ville d'études, où l'Université occupe la place d'honneur.

Les distractions cependant n'y manquent pas. Outre les représentations données par la troupe régulière du théâtre, de nombreuses tournées permettent d'applaudir les acteurs célèbres de Paris. On y entend aussi fréquemment de beaux concerts de musique classique et moderne. Enfin, plusieurs fois par semaine, des conférences ont lieu, le soir, organisées par les diverses sociétés de la Ville, Association des Amis de l'Université, Société d'Enseignement populaire, de Géographie, etc.

La situation de Montpellier à vingt minutes de la mer en rend le séjour très agréable. Son climat ressemble beaucoup à celui de Nice et l'hiver y est particulièrement doux. Même en décembre et en janvier, les belles journées sont fréquentes et les promenades faciles.

La population est sympathique aux étrangers, qui, très aisément, se créent des relations agréables.

Qu'on ne redoute pas l'influence de l'accent méridional. Les étrangers, en effet, ne le trouveront ni à l'Université ni dans les milieux où ils auront à fréquenter. Par contre, on appréciera l'avantage de pouvoir, à chaque instant, entendre parler le provençal et se familiariser avec les œuvres de Mistral et des Félibres.

Excursions. — La journée du jeudi sera laissée libre pour permettre l'organisation d'excursions aux curiosités naturelles des environs et aux villes d'art célèbres du Midi (Nîmes, Aigues-Mortes, Arles, Avignon, Orange, Carcassonne, etc.).

Inscriptions. — Pour être admis à suivre ces cours, il faut : 1^o Se faire immatriculer à l'Université sur la production d'une pièce d'identité et contre paiement du droit d'immatriculation de 30 francs. 2^o Payer un droit spécial de 52 fr. 35. La carte d'inscription donnera le droit de suivre tous les enseignements professés à l'Université et d'utiliser les ressources de la Bibliothèque universitaire. Seuls les cours marqués d'un astérisque (*) et qui constituent une fondation particulière sont gratuits et ouverts à tous les étudiants étrangers.

Certificats et Diplômes. — En fin de semestre des certificats d'assiduité pourront être délivrés aux étudiants. En outre, pour sanctionner les études faites, des examens auront lieu qui donneront droit à l'obtention de diplômes délivrés par le Recteur de l'Université. Ces diplômes, spécialement réservés aux étudiants étrangers, sont : 1^o Le Certificat élémentaire d'études françaises ; 2^o le Diplôme d'études françaises ; 3^o le Doctorat d'Université, mention Lettres.

Une notice spéciale donne tous les renseignements utiles sur l'organisation et le programme de ces divers examens ainsi que sur les droits à payer.

Des pensions de famille recommandables reçoivent les étudiants étrangers au prix de 110 à 150 fr. par mois, tout compris. Mais on peut vivre convenablement à Montpellier pour 100 fr. par mois (30 fr. pour une chambre meublée et 70 fr. pour la nourriture, vin compris).

Pour leur installation matérielle les étudiants étrangers sont instamment priés de s'adresser à Mr le professeur Valéry, secrétaire du Comité de Patronage, I, rue Fournarié, Montpellier.

Tous les renseignements relatifs aux cours et aux examens doivent être demandés à Mr le professeur Coulet, Université de Montpellier (France).

I. Enseignement pratique du français.

1. *Cours de langue pratique. Enseignement par l'image. Etude du vocabulaire. Lecture expliquée de textes faciles. Conversations. Dictées. Rédactions (une heure par semaine). — Mr Lombard.

2. *Etude de la Grammaire d'usage (une heure par semaine). — Mr Lombard.

3. Exercices pratiques et correction de Devoirs (une heure par semaine). — Mr Lombard.

4. *Explication de Texte (une heure par semaine). — Mr Monod.

5. Exercices de Parole. Exposés oraux faits par les étudiants, discussions, etc. (une heure par semaine). — Mr Monod.

6. Exercices de Traduction en français de l'allemand — Mr Ray, de l'anglais — Mr Delcourt, de l'espagnol — Mr Amade, de l'italien — Mr Teulier, du russe — Mr Volkringer. (Une heure par semaine pour chaque langue.)

7. Orthoépie pratique (2 heures par semaine). — Mr Grammont.
a) Détermination et redressement des défauts de prononciation de chaque élève à l'aide de diapasons et d'instruments particuliers. (Ces exercices auront lieu au Laboratoire de Phonétique Expérimentale). b) Exercices de diction: lecture des vers, lecture de la prose, prononciation de la langue courante.

8. Orthoépie théorique (avec projections). — Mr Grammont (une heure par semaine).

Les sons du français; leur production physiologique. — Les mouvements articulatoires et leurs rapports chronologiques. Rôle des organes dans la production des sons. — Production des voyelles au moyen de diapasons et de résonateurs. — Notes caractéristiques des consonnes; leur production par les résonateurs. — Accentuation du mot et de la phrase. L'intonation. Intensité, hauteur et durée des syllabes.

II. Etude historique du français et des langues romanes.

1. Philologie romane: a) Introduction à l'étude des langues romanes (une heure par semaine). — Mr Grammont. b) Phonétique du français et du provençal (une heure par semaine). — Mr Coulet. c) La déclinaison en français et en provençal (une heure par semaine). — Mr Coulet. d) Explication de la *Chrestomathie* de G. Paris et Langlois (une heure par semaine). — Mr Coulet.

2. Philologie française: a) Explication de textes: Molière, *l'Avare*; Beaumarchais, *le Barbier de Seville* (une heure par semaine). — Mr Vianey. b) Explication de textes: La Bruyère, *Les Caractères* (une heure par semaine). — Mr Stavlaux. c) Explication de textes et exercices pratiques combinés: H. de Balzac, *Eugénie Grandet* (une heure par semaine). — Mr Dupouey.

3. Versification française: (une heure par semaine). — Mr Grammont. Versification classique, romantique, moderne. — Constitution matérielle des vers français. — L'art dans la versification française. — La lecture des vers français (avec applications pratiques).

4. Littérature française: a) * Vue d'ensemble sur la littérature française aux XVII^e et XVIII^e siècles (une heure par semaine). — Mr Monod. b) La comédie en France aux XVII^e et XVIII^e siècles (une heure par se-

maine). — Mr Vianey. c) Le roman en France du XVII^e au XIX^e siècle (une heure par semaine). — Mr Sarthou.

5. Littératures provençale et catalane: a) Lecture de textes faciles d'ancien provençal (une heure par semaine). — Mr Coulet. b) Etude critique de textes provençaux (une heure par semaine). — Mr Coulet. c) Histoire du Félibrige. Explication des poèmes de Mistral, Aubanel, Roumanille, etc. (une heure par semaine). — Mr Chassary, majoral du *Félibrige*. d) Explication du poème catalan de *Canigo* de J. Verdaguer (une heure par semaine). — Mr Amade.

6. Langue et littérature espagnoles: a) Histoire du théâtre espagnol jusqu'à Lope de Vega (une heure par semaine). — Mr Mérimée. b) Explication d'œuvres dramatiques du XVI^e siècle (une heure par semaine). — Mr Mérimée.

7. Langue et littérature italiennes: Explication de la *Divina Commedia* (une heure par semaine). — Mr Teulier.

III. Cours généraux.

1. Les mœurs et la société françaises: a) L'évolution de la société française de 1860 à nos jours (une heure par semaine). — Mr Dupouey. Ce cours sera illustré et complété par des lectures et explications faites sur l'ouvrage de H. Taine: *Vie et Opinions de Mr Frédéric-Thomas Graindorge*. b) L'organisation juridique de la famille française. — Mr Morin. c) La condition des étrangers en France. — Mr Valéry. d) La France économique. — Mr Nogaro.

Ces trois derniers sujets seront traités dans une série de conférences qui auront lieu à raison d'une par semaine.

2. Histoire des idées en France: Le mouvement philosophique contemporain (une heure par semaine). a) Les grands courants de la philosophie générale: Positivisme, Pragmatisme, Idéalisme. b) La Psychologie. Mr Foucault. c) La Morale. — Mr Fleurant. d) La Philosophie religieuse. — Mr Cramaussel.

3. Histoire de la France: a) La Réforme en France (une heure par semaine). — Mr Babut. b) La Révolution française (une heure par semaine). — Mr Thomas. c) L'Art français au XIX^e siècle (avec projections). — Mr Joubin (une heure par semaine).

4. Géographie de la France: a) Le littoral méditerranéen (avec projections). — Mr Malavialle (une heure par semaine). b) Les régions de la France (avec projections). — Mr Roussel (une heure par semaine).

Ouverture des cours le 3 novembre 1909. — Clôture le 31 mars 1910. Session d'examen pour l'obtention du *certificat élémentaire* et du *diplôme d'études françaises*. — Ouverture le 21 mars 1910.

Literaturberichte und Anzeigen.

Le mouvement intellectuel en France durant l'année 1909.

I.

Les Revues. — C'est une grosse question, et d'autant plus intéressante qu'elle est traitée par une femme, qui occupe Mme Valentine de Saint Point, — *Nouvelle Revue*, — N° du 1^{er} Avril, — sous le titre de »*La femme dans le théâtre*«. On se doute qu'il y a là un adroit mélange des pudeurs lamartiniennes et des maladresses féministes avec surtout un défaut de composition que rend difficile la lecture d'un article d'ailleurs suffisamment documenté. En y mettant un peu d'ordre, on imagine que l'auteur a voulu étudier la femme dans Eschyle, Sophocle, Euripide, Aristophane, Plaute, Térence, Shakspeare, Corneille, Racine, Kotzebue, Hauptmann, Tolstoï, Ibsen, Becke, d'Annunzio et Maeterlinck. Mais tout cela jeté dans un ordre que j'eus de la peine à rétablir et encore ai-je omis Platon dont je ne connais pas le théâtre, mais sans doute y-a-t-il de ma faute. Toutefois je tiens à enregistrer quelques aveux suggestifs: la femme n'a ni passion, ni vice, mais des gestes empreints de banalité et de mesquins caprices puérils; le théâtre la jette à l'adultère et »elle y va sans plus de réflexion ni de préparation qu'à un thé«. Sévère assurément; juste, j'ignore, et suis heureux qu'une femme ait avancé pareil blasphème: sans quoi!...

Voilà de quoi faire frémir la génération de cet »*Eugène Fromentin*« dont Mr Emile Faguet — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 1^{er} Avril, — nous ressuscite la jeunesse d'après des lettres publiées par Mr Pierre Blanchon. Il étudie finement la formation de l'esprit et de l'âme de l'auteur de »*Dominique*«, dont les mouvements se confondent et nous le voyons, suivant ses propres expressions: »rêveur, enthousiaste, aussi prompt dans son entraînement qu'ingénieux à se désabuser... plein de paradoxes involontaires...«, amoureux de l'Automne, comme Lamartine, se sentant artiste tout en se défiant de lui-même, ne trouvant aucun appui moral dans sa famille, et sa vocation entravée même par son amour désormais immortel pour la »*Madeleine*« de son roman, qui l'isola dans son rêve tendre et mélancolique.

Non moins finement, mais avec plus de malice dans la *Revue*. — N° du 1^{er} Avril, — encore Mr Emile Faguet rend compte des »*Récréations Grammaticales*« de Mr Stapfer. Celui-ci faisant la chasse aux locutions vicieuses en a relevé un certain nombre telles que »excessivement« employé pour »extrêmement«, »je m'en rappelle«, faute épouvantable et, par dessus le marché, contresens; »qui« usité dans foule de formules du

XVII^e siècle, et des métaphores incohérentes; et des négligences; jusque là tout est parfait et anodin. Mais n'aurait-il pas pris quelques exemples dans les livres de Mr Faguet lui-même? Alors l'article prend des proportions de combat singulier, Palsgrave rompt des lances contre Vaugelas, — mais Mr Faguet a toutes les grâces d'un siècle où les grammairiens en avaient —; Beauzée s'élance la dague à la main sur le Père Bouhours et ce qui dans la lutte donne du piquant c'est la disproportion des deux athlètes: l'un, poids lourd, résiste par sa masse aux coups portés incessamment et l'on dirait à la fois sur plusieurs points, et, pour se hausser à une comparaison qui ne peut être qu'agréable aux deux combattants, c'est Bossuet et Fénelon qui disputent sur le Quiétisme, avec cette différence toutefois que dans ce champ-clos grammatical, c'est Fénelon qui reste vainqueur.

Mr Auguste Jardé, — *La Revue de Paris*, — N° du 1^{er} Avril, — nous promène dans »l'antique Priène« tâchant d'y ressusciter les marchands et leurs clients, et la foule bigarrée de l'agora sonore, étudiant l'architecture d'Hippodamos et comparant cette antique ville déjà moderne en sa conception utilitaire avec Athènes »mal arrosée, mal pavée, mal construite, mais peuplée de chefs-d'œuvre et de grands souvenirs«.

Dans la *Grande Revue*, — N° du 10 Avril, — Mr L. Laloy fait une enquête sérieuse et documentée dont il donne les résultats intéressants sur Wagner et les Musiciens. On consultera avec fruit et avec plaisir cet article bien plus que celui de

Mr Emile Rocca, — *Nouvelle Revue*, — N° du 15 Avril, — sur »Blot et les jeunes libertins«. L'auteur pose Blot et Rivière en »vaudevillistes« aux couplets légers et matérialistes, comme on dit. Blot chante ses compagnons: Romainville, Roquelaure, Coulon, Fontrailles, Saint-Pavin et écrit des vers qui sentent le bûcher dont Mr Rocca donne quelques échantillons:

Pour moi le cygne de Lédà

Vaut bien le pignon de Marie.

Blot mort, l'auteur passe à Vivonne et à Bussy qui sont censés le continuer. Toutes ces pages sont un méli-mélo de libertins de tout ordre et de tout poil, et l'épithète de »jeunes« s'explique assez mal. Je conseillerai à Mr Rocca la lecture de certains travaux récents connus en Allemagne où il pourra, pour une seconde édition, se documenter et ne plus confondre les goinfres, les gentilshommes, les libertins de mœurs, les libertins politiques et les libertins philosophes.

Sans changer d'époque, passons des libertins aux jansénistes: c'est — *Revue des Deux Mondes*, — N° du 15 Avril, — Mr Victor Giraud qui trouve en »Jacqueline Pascal« une héroïne Cornélienne. De fait qui ne fut héroïque et Cornélien, sous Louis XIII? Il nous rappelle, plus qu'il ne nous l'apprend, et sa réputation d'enfant prodige, et sa tragédie avec les petites Saintot, et sa prétendue réponse au Cardinal témoignant le désir de lui voir jouer la comédie, sa conversion et sa vocation »raisonnable«, ses rapports avec son frère, Mr Singlin et la Mère Angélique. Enfin une lettre de Jacqueline à son père remet en mémoire à Mr Victor Giraud la prière d'Iphigénie qu'il nous cite d'ailleurs avec conscience. La voici en même temps héroïne racinienne, si je ne m'abuse.

Nous restons encore au Grand Siècle, guidés cette fois par un dixsept-siècliste autorisé, Mr L'abbé Louis Battifol qui, dans *La Revue de Paris*, — N° du 15 Avril, — nous renseigne sur »l'origine du château de

Versailles», «bâti sur le plus triste et le plus ingrat de tous les lieux, parce que tout y est sable mouvant et marécage», selon le mot de Saint-Simon. La Seigneurie en appartenait, vers 1550, à Mr Philippe Colas qui, ayant eu maille à partir avec les officiers royaux de Chateaufort, vit ses terres saisies et vendues à Mr Martial de Loménie, conseiller du Roi et secrétaire de ses finances. Ce dernier, qui était huguenot, fut étranglé à la Saint-Barthélémy, non sans avoir fort arrondi son domaine et s'être querellé avec tous ses voisins. Comme il ne laissait qu'une fille et des mineurs, l'on vendit ses biens et ce fut le comte de Retz qui s'en rendit acquéreur et continua l'accaparement du pays. Quand il en fut maître, Louis XIII, grand chasseur, comme on sait, y construisit «une petite maison» et non un rendez-vous de chasse, (le Roi ne donnant rendez-vous à personne pour chasser,) et ce ne fut même pas facile de solder les dépenses. La question a été fort débattue de savoir quel artiste en fut chargé. On a parlé de Salomon de Brosse qui était alors en disgrâce, de Jacques Lemercier, de Métézeau, etc. Mr Battifol établit que ce fut Leroy, un des continuateurs de la tradition française, ce qui ne manque pas d'ironie pour le berceau de ce palais qui fut le triomphe de la décoration «à l'antique». Tel quel du reste, le Versailles de Leroy a disparu dans le nouveau et Bassem pierre, s'il l'eût vu, y eût applaudi des deux mains, car il trouvait la petite maison «bien maigre».

Mr G. Pellissier, — *La Revue* du 15 Avril et sqq. — étudie un certain nombre de romans contemporains de valeur bien inégale. Et l'on est tenté de se demander sur quoi il a établi son choix au milieu de la production incessante et vertigineuse de nos gendelettres avec ou sans talent. Est-ce sur leur notoriété ou sur leur incapacité qu'il se fonde? Les comptes-rendus ont l'air parfois d'une gageure, par exemple quand il s'agit de «*Sœurette*» de Mr Paul Lacour et autres de même farine. Tantôt il a dû être séduit par le sujet tel «*le Divin Jongleur*» de Mr A. Bailly qui conte les principaux épisodes de l'épopée franciscaine, tantôt par le talent discutable du romancier, tel «*le Talion*» de Mr Victor Margueritte dont l'intrigue pourtant qui correspond fort peu au titre n'a rien de neuf ni de clair: Deux jeunes gens prétendent à la main d'une jeune fille. Elle fait son choix, se marie, a un enfant. Puis elle cède à celui qu'elle a refusé d'abord et devient de nouveau mère. Ce second enfant tombe malade; désespoir de l'amant qui le croit sien et sa fuite. Outre que cette petite histoire n'est pas très forte, on se demande pourquoi intervient «*le Talion*» et comment les admirateurs de Victor Margueritte trouvent que cette obscurité qui se répercute dans son style est la caractéristique de son génie. Hypnotisé par l'Académie Française sans doute, Mr Pellissier étudie encore «*Le Mariage de M^{lle} Gimel dactylographe*» de Mr René Bazin. Cet ouvrage a été écrit pour les *Annales*, revue sur laquelle je me refuse obstinément à donner mon opinion. Enfin, il passe à «*Marthe Baraquin*» de Mr J. H. Rosny aîné. Ici il se trouve en présence d'un maître, mais il lui reproche des scènes brutales et une langue argotique. Le sujet peut ne pas plaire, mais le tableau est splendide.

Dans la *Revue des Deux Mondes*, — N° du 15 Avril, — Mr Th. de Wyzewa nous signale «*Une biographie anglaise de Jeanne d'Arc*» par Mr Andrew Lang qu'il n'hésite pas à placer fort au dessus de celle de Mr Anatole France dont «il ne peut partager le point de vue historique». N'oublions pas que les lecteurs de la *Revue des Deux Mondes* sont dans la même impossibilité. Mr Lang réfute Mr Anatole France de «page en page», trouve le rôle de Jeanne d'Arc «miraculeux» et Mr de Wyzewa s'en réjouit pieu-

sement en déclarant, avec plus d'ardeur que de preuves, que la Pucelle est représentée par Mr France, comme »une créature mêlée de sottise et d'hypocrisie«. J'ignore sur quel endroit du livre Mr de Wyzewa a fondé cette assertion, mais en tous cas, que voilà un Anglais qui vient opportunément tendre la main aux Anti-Thalamistes!

Est-ce aussi une crise de l'université? C'est d'elle que s'occupe dans »*la Science et les humanités*« — *Mercur de France*, — N° du 16 Avril, — Mr Jacques Morland. Vous savez que les sciences ont remplacé la littérature, du moins d'après ce que l'on dit, et que »*la crise du français*«, découverte par un certain nombre d'universitaires qui peut-être le savent mal, fait partie de »*la crise des humanités*«. Des crises, il y en a eu de tous temps et notre belle littérature française ne s'en porte pas plus mal, et les étrangers ne l'en étudient pas moins. Mais Mr Jacques Morland voit les choses par le petit bout de la lunette ou, pour parler plus clair, entend mal le rôle et voit mal l'indépendance du professeur. Je ne crois pas à la véracité de certaines de ses affirmations qu'il prend pour des arguments et j'ai frémi en lisant des phrases telles que celles-ci: »Notez que le professeur est bien forcé de vanter Boileau et qu'il ne peut guère faire sentir la robuste verdure d'un Saint-Amant ou les audaces délicieuses d'un Cyrano de Bergerac.« Je suis resté rêveur devant cette phrase. Sans doute Boileau est plus classique que Cyrano, mais il n'était pas besoin d'une crise pour le démontrer.

Puisque nous en sommes aux Humanistes, allons nous documenter sur »*Gémiste Phléton et le Polythéisme*«, auprès de Mr J. Péladan dans *La Revue Bleue*, — N° du 17 Avril. — Ce Phléton est une curieuse figure de la Renaissance, docteur de l'église qui siégea au Concile de Florence et dont les œuvres nous apparaissent comme des orphiques dans le mode alexandrin. Il ne s'en tint pas comme les hommes du temps à ce paganisme à fleur de peau, cet engouement de lettrés qui n'entamait point l'orthodoxie, mêlait, chez Sannazar, les Muses et la Vierge, faisait adorer par Bembo »*la Déesse de Lorette*« et n'aboutissait qu'à un anticléricalisme ne touchant pas aux couches profondes de la foi. Gémiste Phléton, lui, le vieux Grec, crut à son système et, au milieu des humanistes qui, tous, comme Macchiavel, étaient plus ou moins disciples de Savonarole, il resta seul avec son disciple posthume, ce somptueux Malatesta qui érigea un temple à la beauté de sa maîtresse.

Mr T. de Visan, — *Revue Bleue*, — N° du 24 Avril, — nous présente une brève étude sur »*Novalis et le Romantisme allemand*«. J'en fus heureux rien qu'à voir le titre: nos Français connaissent si mal cette période de la littérature allemande, eux cosmopolites jusqu'à l'extrême pour les étrangers contemporains. L'article, de vulgarisation, comme il sied, pourrait cependant être plus fouillé. J'y renvoie, du reste, mes lecteurs d'Outre-Rhin, assuré qu'ils seront meilleurs juges que moi.

Dans *la Grande Revue*, — N° du 25 Avril, — Mr Ajam étudie la doctrine d'Auguste Comte et estime qu'elle se déforme de plus en plus par une interprétation trop étroite et même mensongère. Il n'est pas douteux en effet qu'un parti politique cherche à tirer à lui, comme on dit, la couverture du positivisme et le philosophe serait bien étonné des conclusions que l'on tire de son système.

»*La Vie de Monsieur Pomme*« racontée heureusement par Mr Edmond Pilon, — *Mercur de France*, — N° du 1^{er} Mai, — nous rejette, dont nous ne sommes pas marris, parmi les contemporains de Scarron et de Bensserade. Mr Pomme est un Provençal, poète naturellement, qui

fut député par ses concitoyens pour faire la révérence à Mr de Grignan, et qui tomba amoureux à première vue de la femme du gouverneur. Prévisions que c'était la troisième, et la fille de M^{me} de Sévigné. Mr Pomme en fut pour ses frais et ses madrigaux, et la postérité malencontreuse a négligé ce fruit savoureux que si fort appréciaient ceux de son temps.

Le même Mr Ed. Pilon entame une série prometteuse avec ses *«Belles créoles de Lettres»*, dont je détache le premier article, — *Revue Bleue*, — N^o du 1^{er} Mai, — d'une écriture aimable et congruante à son sujet. C'est l'époque où notre XVIII^e siècle sentimental et poudré s'entichait de Turcs et de Sauvages, où les Montesquieu et les Voltaire persanisaient, où tout le monde allait *«aux isles»* où les Aïssé et les Ourika venaient mourir sous notre ciel brumeux après avoir embaumé la vie des chevaliers d'Aydie et fait sourire les Boufflers, et où M^{me} Poivre, dans le cadre où Virginie devait enchanter Paul, désespérait Bernardin de Saint Pierre.

Et ce n'est point quitter cette époque que de suivre Mr Mornet, — *Revue du Mois*, — N^o du 10 Mai, — auprès des admirateurs inconnus de *la Nouvelle Héloïse*. Après avoir rappelé le nombre colossal de contre-façons du chef-d'œuvre de Rousseau parues dans les quarante ans qui suivirent sa publication, l'auteur nous apprend que des milliers de lecteurs écrivirent à Jean-Jacques. Ces lettres, encore inédites à la bibliothèque de Neufchâtel, Mr Mornet les a dépouillées; beaucoup sont anonymes, un plus grand nombre signées d'inconnus, quelques unes d'hommes célèbres, mais toutes, phénomène unique, témoignent d'une grande admiration qui prouve l'impression profonde faite sur le public par cette œuvre passionnée.

«A propos du Cinquantenaire de Mistral» Mr A. Praveil constate dans le *Correspondant*, — N^o du 10 Mai, — les progrès du félibrige. D'abord, uniquement provençal, il a successivement gagné le Languedoc, la Gascogne, le Béarn, la Guyenne, le Périgord, le Limousin et l'Auvergne. Puis, s'élançant toujours, il a resserré son alliance avec l'Italie, la Catalogne et la Roumanie; de doctrine particulariste il est devenu le félibrige latin et le Nord qui l'admire n'a pas grand chose à faire pour être conquis par Mireille.

C'est de *«la Grâce de Barbès»* que traite Mr Gustave Simon, dans *la Revue de Paris*, — N^o du 15 Mai. — On a cru jusqu'ici qu'il en était redevable à Victor Hugo, et voici que Lamartine à présent dispute cette gloire à son confrère en Apollon. Barbès ayant été condamné par la Chambre des Pairs comme chef du mouvement insurrectionnel de 1839, M^{me} Hugo raconte que son mari, l'apprenant pendant un entracte, écrivit un placet de quatre vers au Roi et le porta lui-même aux Tuileries; le lendemain, Barbès n'était pas exécuté, mais Louis Philippe répondait à Victor Hugo: *«ma pensée a devancé la vôtre.»* Barbès attribuait sa grâce à Victor Hugo dans une lettre, et aussi à Lamartine dans une autre qu'il lui adresse et où il lui rappelle que sa sœur l'alla trouver sans le connaître et que c'est *«par un ordre signé de lui qu'il était sorti des prisons de la royauté.»* . . . Il rentrait alors dans celles de la République de la même manière. Il paraît donc résulter de tout cela que Lamartine et Hugo s'en sont tous deux occupés. C'est consolant de voir une fois de plus que deux grands poètes ont été deux cœurs généreux . . . et cela vaut peut-être mieux que de conter leurs mésaventures amoureuses.

Mr Casimir Striensky, — *Revue Bleue*, — N^o du 22 Mai, — étudie sans grands détails nouveaux *«Les Entours de la Reine»*. — J'aim-

eraï mieux »l'entourage« — cabales que Marie-Antoinette domine mais ne dirige pas et prétend mener selon ses sympathies souvent mal éclairées; »se formant une trop mince idée des qualités morales de son époux«, ce que déplore Mercy; compromise par ses beaux-frères, jalousée par ses belles sœurs, entêtée de M^{mes} de Lamballe et de Polignac, ayant toujours peur de s'ennuyer et faisant partir Turgot, tout en s'en excusant auprès de sa mère.

Dans la *Revue de Paris*, — N^o du 1^{er} Juin, — le prince Murat édite une lettre écrite par son ancêtre Murat au Journal des Débats sous un nom supposé pour protester qu'il n'a pas pris part à l'exécution du Duc d'Enghien. Il déclare qu'il était alors malade; qu'il connaissait les intentions de Bonaparte, mais qu'il espérait qu'à part l'enlèvement sur territoire étranger, du moins les formes légales seraient observées, et que quand le 29 ventôse il reçut l'ordre de convoquer la commission militaire, il essaya de toutes ses forces de s'y opposer et témoigna son chagrin à M^{me} Murat.

Mr Georges Lyon, — *La Revue Bleue*, — N^o du 12 Juin, — élève un pieux monument à notre grand Berthelot qui, tel Leibnitz, toucha à toutes les branches de l'activité intellectuelle: latiniste, grécisant, philosophe, un instant séduit par les langues hébraïques au début de son amitié avec Renan, déchiffrant les manuscrits des alchimistes, aimant la science, la voulant »éducative« et ne croyant pas à sa »faillite«; de plus homme politique ayant toujours servi ses idées avec une haute intégrité, et ayant, comme le dit justement Mr Georges Lyon, »bien mérité de la science et de la patrie«.

Avec son habituelle compétence, le maître Bouché-Leclercq s'occupe, — *La Revue de Paris*, — N^o du 15 Juin, — de *l'Université d'Athènes sous les Empereurs*. C'est au temps où »les Athéniens se contentaient d'être les descendants de leurs ancêtres«, où Rome les flattait et leur envoyait ses fils, où les Antonins, rivalisant de prévenances pour eux, changeaient leur ville en une »hôtellerie du grand monde«, pauvre du reste puisqu'on ne peut citer qu'un citoyen riche, le fameux Hérode Atticus, adulé et franchement impopulaire, rivalisant de prodigalités avec Hadrien pour se faire louer par le peuple le plus intelligent de l'univers. Et voici que défilent l'orgueilleux sophiste Polémon et Lollianus d'Ephèse, Hadrien de Tyr, l'élève de prédilection d'Hérode, et les concurrents de ces concours qui rappellent mal la belle époque et dont Lucien dans »l'Eunuque« nous trace la caricature, et les bandes armées d'étudiants qui gardent leur maître en tachant d'assommer celui des autres, si l'occasion s'en présente. — La Philosophie a toujours adouci les mœurs —. Puis ce sont les jours noirs pour les professeurs quand les Empereurs se convertissent au christianisme. Sans les persécuter, on les enrichit moins et les amateurs comme Hérode Atticus se font rares. Les chaires paraissent avoir été données au concours, mais nous avons peu de renseignements sur les formalités administratives. Libanius lui-même ne nous en fournit guère. En revanche, nous savons qu'il n'y avait pas de diplômes pour les élèves, le nom de leur maître suffisait. — Heureux sort et digne de faire envie à nos bacheliers! — Et comme il n'y a rien de nouveau sous le soleil, Athènes a connu nos tournées de conférences, et nos cours publics et nos cours privés, ainsi que notre enseignement libre; et les étudiants, logés chez l'habitant, n'ont point ignoré les brimades et les mauvais tours aux citoyens paisibles. C'est dans ce milieu bruyant que parut en 355, le petit prince Julien, modeste et silencieux, qui, si longtemps persécuté, devint à son

tour persécuteur, et exila d'Athènes pour christianisme »le roi de l'éloquence«. Prohaeresius et bientôt fit fermer l'école.

Mr Paul Arbelet qui édite dans *la Revue Bleue*, — N° du 19 Juin, — des fragments de Stendhal »le Catéchisme d'un roué« et qui déclare, en dépit du titre, son auteur beaucoup plus naïf qu'on ne croit, l'est lui-même d'une jolie façon. Ce jeune homme, — vous voyez que je le fais bénéficier des circonstances atténuantes, — réclame notre indulgence pour Beyle. Oui, vraiment, je vous assure. Et cela se conçoit: Mr Arbelet est tellement convaincu de sa propre supériorité que, bon prince, il est toujours tenté d'excuser les autres de lui être inférieurs. Du reste, si l'inédit qu'il cite et qu'il »n'a pas voulu corriger« (sic!!) est »sur la fin un bavardage en tous sens et confus«, . . . manquant de clarté, »sautant d'une idée à une autre . . . et très mal écrit«, pourquoi, en sa haute sagesse, Mr Arbelet n'épargne-t-il pas l'affront de la publication à ce pauvre Stendhal? D'ailleurs, vous savez, il n'est question de rien moins que de quelques notes d'où est sorti plus tard »De l'Amour«.

II.

Les Livres. — Où peut-on conquérir la gloire en notre belle France du XX^e siècle? Est-ce dans un coin perdu de quelque province et le génie a-t-il un lieu d'élection? Au premier abord, il semble que la réponse est facile et que, tel l'amour, le génie souffle où il veut. Belle théorie, et aimable, et rassurante, pour tous ceux qui tiennent une plume, un pinceau ou un ébauchoir, mais en est-il ainsi dans la pratique? C'est là ce qu'ont voulu traiter Mr Paul Pourot dans »la cité qui tue« et je pense aussi Mr J. Laforgue dans »la Revanche de Paris«. Le premier de ces romanciers nous montre son héros, Pierre Maltête, désireux de conquérir Paris; il a naturellement fait des vers en province, c'est un poète de talent, mais débarqué seul dans la capitale, unique dispensatrice de la renommée, sans protecteurs puissants, sans camarades arrivés, sans intrigues, il est forcé après mille déceptions et cent malheurs de s'en retourner avec sa bonne femme de mère en province. — Ce sont les »Illusions perdues« rajeunies. — Là sans doute il deviendra notaire et fera des à-propos pour les banquets de la basoche.

C'est la même histoire encore que raconte Mr J. Laforgue, mais son héros veut se venger de Paris, et rentré dans sa petite ville, il cherche à devenir le grand homme du »Café des Amis«. Comme il devient gâteux, c'est Paris qui se venge. A partir de là, je n'ai plus bien compris!

Mr Auguste Germain dans »les Dames Patronesses« fait en riant un peu de sociologie: Une héritière aussi naïve que riche est exploitée par une bande de forbans mondains qui l'a lancée dans foule d'œuvres charitables si bien qu'elle est justement sur le grand chemin que prenait l'anurge pour se ruiner, ce qui lui serait infailliblement arrivé, si nous n'étions pas dans le domaine du romanesque; mais comme il est nécessaire que le vice soit puni, elle finit par ouvrir les yeux et confond ses exploités. Et la morale? C'est que bien des belles dames font la charité plus par ambition et par désœuvrement que par véritable solidarité humaine. Il y a chez l'auteur une certaine malice qui est bien dans la tradition française et que

Mr Anatole France a porté au plus haut point dans toute son œuvre et, pour l'instant, dans son dernier volume: »Les Sept femmes de la Barbe Bleue et autres histoires merveilleuses«. C'est un recueil de contes, qui, sous la plus bénigne apparence, contiennent l'irrévérence de

Voltaire, la large moquerie de Rabelais avec l'indulgence de Mr Bergeret, recueil qui maintient chez nous la tradition des grands conteurs vraiment nôtres.

Et de même que Mr Anatole France atteint ce summum, Mr Gaston Leroux touche au chef-d'œuvre en tant que feuilletonniste. Son *«parfum de la dame en noir»* marque un point pour Rouletabille dans son duel avec Sherlock-Holmes, tout en continuant l'horreur passionnante du *«Mystère de la Chambre jaune»*. Ses héros sont de la grande et naïve école des Monte-Christo et des Rocambole avec une tendance à la déduction philosophique et à l'induction scientifique qui nous vaut d'ailleurs un certain nombre d'œuvres, telles en Angleterre celles de Mr Wells et telles chez nous en ce moment l'

«Aéropolis» de Mr Henri Kistemaekers. Il imagine quels changements sociaux se produiront par suite du développement de l'aviation. Ces changements d'ailleurs en seront-ils? L'homme transformera-t-il sa nature, supprimera-t-il ou canalisera-t-il ses passions par le fait qu'il les élèvera dans les airs? La force brutale sera-t-elle diminuée ou abolie et verra-t-on un progrès moral chez ceux qui habiteront l'éther? Ne resteront-ils pas toujours les héritiers des hommes des cavernes? C'est à cette conclusion qu'arrive l'ironie de l'auteur.

Mr Mentré donne une étude fouillée sur *«Cournot et la Renaissance du Probabilisme»*. Nous y relevons la notion du hasard comme une rencontre de deux séries causales indépendantes l'une de l'autre et aussi un grand nombre de directions intellectuelles où l'ont suivi d'autres philosophes plus connus ou plus heureux. C'est encore une preuve que les précurseurs ont peu de chance.

Je ne sais si Mr Barrès sera au nombre des précurseurs, mais je viens de lire une petite brochure de Mr Henry Massis intitulée *«la pensée de Maurice Barrès»* et qui semble ranger son auteur parmi les disciples. C'est un point de vue de jeune homme, une opinion que j'ai entendue exprimer que Mr Barrès était un des directeurs de la génération nouvelle, dont je ne le félicite point. Ivres orgueilleusement du printemps de leur intelligence, les camarades de Mr Massis s'imaginent comprendre les philosophies complexes et contradictoires et leurs actes de foi *«Barre-sistes»* ne sont guère autre chose, je l'espère, qu'une roséole de leur esprit.

Quant à ceux qui s'occupent proprement de littérature, avec laquelle Mr Barrès n'a que des rapports assez éloignés, il ne jurent que par Mr Aristote-Doumic qui

incessamment desserre

de volumes d'*«Etudes sur la Littérature Française»*. Les dernières sont des sortes de comptes-rendus des ouvrages qu'il trouve les plus importants, — livres de gens bien posés ou de camarades, — faits sans idées subversives dans une langue propre, avec un effort consciencieux et qui mérite l'habit à palmes vertes des Académiciens.

Plus intéressant, encore que plus particulariste, Mr Anatole Le Braz qui s'est fait une spécialité de la Bretagne, exploite le breton Chateaubriand, et édite en volume ses articles dont nous avons parlé en leur temps sur *«Au pays d'exil de Chateaubriand»*. L'ouvrage est attachant et peut être utile.

En sa *«vie de Chopin dans son œuvre»* Mr Edouard Ganche ne mérite pas moins notre approbation et notre estime, surtout en ce qu'il dégage les rapports de Chopin avec Georges Sand, cause de la mélancolie,

point de départ de ses Nocturnes. Et puisque la mode est aux rapprochements, n'avez-vous point songé parfois que le XV^e nocturne rappelle *la Nuit d'Octobre*?

Transition toute trouvée entre la musique et l'Allemagne: Mr Maurice Muret donne *une littérature allemande d'aujourd'hui*, qui forme le pendant de sa *littérature italienne contemporaine*. C'est dans un style clair et mordant qu'il étudie notamment les ouvrages et le caractère de Lindau, de Sudermann, de Hauptmann et, avec ironie, qu'il polémique contre Lamprecht.

Dans *la Cour de Prusse* Mr A. Savine nous montre en pied Frédéric Guillaume I, le roi-soldat, et sa cour, et nous fait assister à la création de l'armée prussienne.

Et pour finir sur une note plus gaie, je veux signaler la *Pâque des Roses* de Mr Touny-Léris, suite de poèmes en vers libérés où *»sentier«* rime avec *»parfumées«* et où l'on trouve des constructions de modern-style telle que

J'ai rêvé de, — semblable à la fleur aquatique,
la vallisière aimante, — en un élan tragique
atteindre un but divin . . .

Je ne puis pas souscrire à l'avis du *Mercur de France* qui imprime sur un honnête papier qui n'en peut mais, que Mr Touny-Léris est *»harmonieux et clair«*, mais je constate avec joie que de ci, de là, il y a de jolis passages dans son œuvre, quand ce ne serait que le titre, — avec le regret qu'il ne se soit pas toujours montré un délicat poète puisqu'il le pouvait.

III.

Les Théâtres. — Une fois de plus, le compte-renduiste s'afflige, et, devant l'amas de pièces que Paris dévore chaque soir, ne sait quel semblant de classification adopter. Oh! l'heureux temps où nos naïfs ancêtres, connaissaient, de par tous les Boileau compétents, l'aimable *»division des genres«*! Je ne sais si les Romantiques et les dramaturges de l'école du bon sens savaient à quels abîmes d'incohérence leurs théories élargies mèneraient nos contemporains, mais dans les Champs-Élyséens qu'ils hantent sans nul doute, ils doivent, en sincère mea culpa, se voiler la face dans les revers de leur gilet rouge ou les pointes de leurs faux-cols bourgeois. Que vous dirai-je? Comédie? Tragédie? pas même drame, *»Pièce«*, selon le mot commode, et, ce qu'il y a de terrible, c'est que tout cela ne manque pas de talent.

Au Théâtre de la Renaissance, Mr Henri Bataille tire d'un *»Scandale«* provincial une sorte de drame assez émouvant. C'est la chute de Charlotte Férioul dans les bras d'un Moldo-Valaque qui accepte ses bagues, et tente un chantage qui met en éveil le mari. Il pardonne pourtant, mais dans une fin douloureuse qui marque la ruine de sa vie en face de cette femme accablée et repentante.

»La Rencontre« de Mr Pierre Berton, à la Comédie Française, ne manque pas de qualités. Si l'on peut goûter médiocrement une certaine emphase de drame bourgeois dans les tirades un peu poncives de ce Serval, homme nouveau qui se glorifie de ses humbles parents, et trouver falotes les silhouettes de sa poupée haineuse de femme et de son vieux bohème d'ami, du moins Camille qui le comprend et le console, et, d'un noble geste quand elle tient dans ses mains la preuve de la culpabilité de sa rivale, la lui rend au lieu de l'accuser, arrive à la hauteur tragique. La fin peut sembler pénible, mais il y a du beau dans le troisième acte.

Egalement à la *Comédie Française*, »la veille du bonheur« de M. M. François de Nion et G. de Buysieulx; c'est l'histoire mélancolique d'un renoncement plutôt piteux, d'une grisaille élégante: Une Américaine, Minna Lorgant, s'éprend d'un poète célèbre, jadis jeune, maintenant barbon, et lui donne un rendez-vous auquel il va tout passionné, mais en voyant son exotique admiratrice, il n'ose pas se nommer et retourne loin du délice tout proche dans sa nuit plus proche encore.

Le joyeux Léon Gandillot, autrefois le Dieu du rire, abandonne ses succès de gaité tels »les Femmes Collantes« pour donner de plus en plus dans le drame avec »l'Ex« au *Théâtre du Vaudeville*: Renée, comédienne illustre, a vu se marier son amant, Maurice Dubourg, et le sachant malheureux elle essaie par divers moyens biscornus de lui valoir l'amour de sa femme. Il est difficile de suivre les péripéties auxquelles prend part un certain Guernol qui est à la fois un bellâtre et un escroc, mais ce que l'on comprend bien, sans le concevoir mieux, c'est que la maîtresse d'hier, encore aimante, assure le bonheur et la sécurité de l'infidèle.

M. M. Xanrof et Fread Amy, au *théâtre des Bouffes Parisiens* joignent leur collaboration dans »l'Impasse« et là aussi nous sommes en présence d'un fait-divers plus ou moins pathétique où il s'agit de la vertu de la femme du sculpteur Saint-Eve et, ce qui peut-être est le plus nouveau dans cette impasse qui ressemble à un cul-de-sac, c'est qu'un illustre secrétaire d'état meurt entre les bras de Mme Saint-Eve.

D'ailleurs les *Bouffes* ne sont pas le seul théâtre qui fait allusion à une affaire récente et sensationnelle et le *théâtre Molière* joue de Mr Georges Darien encore une »pièce« »Non! elle n'est pas coupable«, où meurt aussi un potentat dans les bras de Mme Starnelle, femme d'un sculpteur qui a mal réussi et finit dans une maison de santé où elle se suicide.

Tout cela n'a rien de très folâtre. C'est plus ou moins du mélodrame comme »Master Bob, gagnant du Derby« de M. M. Henry de Brisay et Marcel Luras, au *Théâtre Antoine*. Un ancien garçon charcutier devenu grand propriétaire de courses a un ennemi Cornélius Golstram qui s'arrange pour faire croire qu'on a truqué Master Bob, cheval illustre désigné pour le gain du Derby, et cette pièce n'a guère de remarquable qu'un cabaret sportif curieux et surtout l'émeute à Longchamps où le pesage est envahi; c'est du bon cinématographe.

Le *théâtre de l'Œuvre* donne moins encore avec la prétendue tragédie de Mr Marinetti »le roi Bombance«, outrancier comme du mauvais Aristophane ou du bon Alfred Jarry: le peuple de Bourdes a chassé son chef pour s'abandonner aux cuisiniers jusqu'au jour où Sainte Pourriture fait justice de tout le monde. Il paraît que Mr Marinetti a inventé le futurisme. Voilà pourquoi je l'épinglé ici dans le *Mouvement Intellectuel* sans qu'il ait rien de littéraire.

Tirons à part le petit filon de drame historique qui a fait ses preuves et pour lequel j'avoue un léger faible de cœur. Ce n'est pas dire malheureusement, que dans ce genre non plus, le trimestre ait été fécond en chefs-d'œuvre.

Le *Théâtre Réjane* a donné »l'Impératrice« du regretté Mendès: il a tenté de restituer la délicate figure de cette tant frêle et sympathique comtesse Walewska, attachante et effarouchée sur le fond d'épopée du premier empire. Peut-être y eût-il fallu une imagination moins truculente et des couleurs moins crues.

A la *Porte St Martin*, — c'est bien l'endroit, morbleu! — nous pouvons entendre »Lauzun« de M. M. François de Nion, — décidément

inlassable, — et Gustave Guiches — nom bien choisi dans l'occurrence. C'est une violente image d'Epinal dont les auteurs se sont documentés chez feu M^{me} Arvède Barine. Ils ont ajouté de leur cru que M^{me} de Montespan voulait empêcher le mariage de Mademoiselle et de Puiguilhem, — Pégulin, selon l'orthographe du temps, — à qui, de vrai, elle pouvait garder quelque rancune, — parce que elle était amoureuse de lui! Ombre de Saint-Aignan, voile toi la face! Ce qui n'empêche que pour nous bon public, tout cela bruit, brille, s'agite, cliquète, Mademoiselle au feutre empenné, Fouquet somptueux, d'Artagnan et ses mousquetaires, sans nous rendre pourtant ni la prestigieuse vérité d'un Saint Simon ni la magie d'un Alexandre Dumas père.

L'Ambigu redonne ses fameux *Mousquetaires* qu'il avait accommodé pour la scène avec Auguste Maquet: c'est le vrai «gueuloir» du drame romantique, l'histoire simplifiée et quelquefois compliquée, la politique de Richelieu éclairée par les ferrets d'Anne d'Autriche, c'est l'admiration et c'est le mépris, c'est la terreur et c'est le rire, le frisson qui prend aux entrailles, c'est du théâtre.

C'est du théâtre aussi que *«la Glu»*, de Mr Jean Richepin reprise à la *Porte Saint Martin*. En 1883 nous assistions à la première de cette œuvre dramatique par excellence et romantique encore dans laquelle M^{me} Réjane, la première sans conteste de nos artistes, représentait la femme fatale dans toute son horreur, ensorcelant Marie-Pierre le pauv'gâs, le pêcheur breton simpliste, lui faisant rompre le mariage de Naïc la reine des sardinières, l'obligeant à renier sa mère, la bonne Marie des Anges qui devient héroïque dans son désespoir; mais à quoi bon tenter une analyse, et montrer Marie-Pierre se cassant la tête contre les murailles et la mère écrasant la Glu? On a été pris quand même, et elle n'a guère de rides, cette brave pièce, ce bon drame du temps jadis.

IV.

Les Idées. — Des immortels et des immortalisés, tel est le bilan de ce trimestre glorieux. Mais ne nous laissons pas duper. Des immortels quelques uns sont morts déjà et des immortalisés peu resteront immortels. Nous nous payons de mots.

«Oh! le mot c'est la grande chose!»

Les uns nous séduisent et nous font perdre la vision nette; les autres nous effraient plus que le fait lui-même qu'ils représentent. Ces considérations pseudo-psychologiques sont valées à mes lecteurs par des réceptions à l'Académie et des fêtes inauguratives:

Sardou mort est remplacé par Mr Marcel Prévost; Coppée par Mr Jean Aicard; Boissier par Mr René Doumic. Serait-il vrai que

«un vieux de notre temps vaut deux jeunes du vôtre?»

Ou mieux sont-ce accidents de sénilité d'être *«laudator temporis acti»*?

Mr Marcel Prévost représente la littérature et la science, le roman féministe et l'école polytechnique, la jeunesse et le talent. Son bagage est considérable et de valeur inégale. Je pense qu'il faut tirer à part le *Jardin Secret* et *Mademoiselle Jauffre*, études fortes, et les *Demi-Vierges*, étude caractéristique. Et puis l'avenir est là qui justifiera les avances de l'Académie qui décidément verse dans le modernisme.

Mr Jean Aicard représentera le Midi, abondant et harmonieux, emballé et raisonnable à la fois, atteint de crise viticole et de crise lyrique, idyllique, élégiaque, qui chante comme la cigale et souffle comme le mistral; et comme on l'a dit avec une malice que je désapprouve, n'en

Soeben erschienen:

Kurzes, einfaches Lehrbuch der englischen Sprache.

Von

Dr. E. Hofmann.

I. Unterstufe.

Zweite, durch einen Anhang vermehrte Ausgabe.

Mit Wörterbuch.

1909. VIII. 151 u. 53 S. gr. 8°. Geb. M. 2.—.

II. Oberstufe.

I. u. III. Teil:

Lese- und Übungsbuch.

II. Teil:

Grammatik.

Mit Wörterbuch.

1909. VII. 277 u. 37 S. gr. 8°.

Mit buntem Plan von London, gebunden M. 3.—, ohne diesen Plan,
gebunden M. 2.60.

Aus dem Vorwort zu I.

Vorliegendes Lehrbuch der englischen Sprache ist zum Gebrauche an höheren Lehranstalten bestimmt; besonders soll es dem grundlegenden Unterrichte reiferer Schüler dienen. Der Verfasser hat es sich, was Form und Inhalt anlangt, besonders angelegen sein lassen, dem Lernenden die Arbeit zu erleichtern. Nur die wichtigsten Regeln, nur die am häufigsten vorkommenden Wörter sind aufgenommen, und die Übungsstücke sind so einfach wie möglich gestaltet. Diese Beschränkung ist ja gerade bei dem Unterrichte im Englischen geboten, da die Übermittlung einer guten, lautreinen Aussprache einen großen Teil der knapp bemessenen Unterrichtszeit beansprucht. Einfache Lautzeichen deuten die Aussprache an. Damit gedachte der Verfasser dem Wunsche derjenigen Herren Amtsgenossen entgegenzukommen, welche auf eine solche Bezeichnung in dem Lehrbuche nicht verzichten zu

können glauben; aber er konnte sich nicht entschließen, eine vollständige phonetische Umschrift zu geben; denn einzig und allein das gesprochene Wort vermag einen deutlichen Begriff der Laufführung zu geben.

Den letzten Teil des Buches bilden deutsche Stücke zur Übersetzung ins Englische. Sie schließen sich ziemlich eng an die entsprechenden englischen Texte an, und auch sie sind so einfach wie nur möglich gestaltet; denn mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß derartige Übungen — sie werden ja nun einmal von den amtlichen Lehrplänen gefordert — die Sprechfähigkeit des Schülers überhaupt nicht aufkommen lassen, falls sie schwierig sind.

Aus dem Vorwort zu II.

Vorliegende Oberstufe des „Kurzen, einfachen Lehrbuchs der englischen Sprache“ ist nach den gleichen Gesichtspunkten verfaßt wie der grundlegende Teil, welcher jetzt in einer zweiten Ausgabe erscheint. Wie bei der „Unterstufe“ hat es sich der Verfasser, was Form und Inhalt anlangt, besonders angelegen sein lassen, dem Lernenden (und Lehrenden) die Arbeit zu erleichtern.

Besondere Aufmerksamkeit wurde der Grammatik geschenkt: die in Tabellenform angeordneten Regeln sind möglichst kurz und klar. Die dazugehörigen Beispiele sind sämtlich den englischen Übungsstücken entnommen, welche zur Einübung der betreffenden grammatikalischen Abschnitte dienen sollen. Diese Beispielssätze sind ganz kurz und einfach, so daß sie sich leicht dem Gedächtnisse einprägen. Es versteht sich von selbst, daß nur die allerwichtigsten Erscheinungen der Sprache berücksichtigt worden sind.

Die englischen Übungsstücke sind nach den besten englischen Quellen bearbeitet; sie sind leicht und von bescheidener Länge. Der Stoff der Stücke, von denen jedes ein abgeschlossenes Ganze im kleinen bietet, ist durchweg den sogenannten Realien entnommen; daß Geschichte und Literaturgeschichte besonders berücksichtigt wurden, bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

Ein besonderer Anhang bringt einige Proben der englischen Dichtkunst. Auch hier glaubte der Verfasser, daß Beschränkung not täte: er nahm nur solche Gedichte auf, die zu den herrlichsten Perlen der englischen Literatur zählen, und deren Verfasser in den Übungsstücken nach Leben und Werken behandelt worden sind.

Englische Texte (2. Reihe).

I. Europe.

1. A map is a picture of the world, or of a part of the world.
2. Point to the map of Europe.
3. The top of the map is called the north, — the bottom is called the south, — the side on your left hand is the west, — that on your right hand is the east. 5
4. The principal states of Europe are: in the north, the United Kingdom, Norway, Sweden, Denmark, and Germany; — in the middle, France, Belgium, Holland, Switzerland, Austria, and Russia; — in the south are Portugal, Spain, Italy, Greece, and Turkey. 10
5. The three parts of the United Kingdom are England (with Wales), Scotland, and Ireland.
6. England is the southern, and Scotland is the northern part of the island called Great Britain; Ireland is an island to the west of England. 15
7. An inhabitant of England is called an Englishman, an inhabitant of Scotland is called a Scot, an inhabitant of Ireland is called an Irishman.
8. What is a Norwegian? a Swede? a Dane? a German? a Russian? 20
9. Learn, also, the following words: a Frenchman, a Belgian, an Austrian, a Spaniard, an Italian, a Greek, a Turk.
10. An inhabitant of Holland is called a Dutchman. Who is called Swiss? Who Portuguese?
11. The inhabitants of Norway are called Norwegians; the 25 inhabitants of Sweden are called Swedes. What are the inhabitants of Germany called?
12. Call two islands of Europe.

Exercises.

1. Place the indefinite article before the substantives on page 91 and before those on page 29. 30

2. Place the definite article before the substantives on page 92.
3. Read page 27. Form the plural of the substantives on this page.
4. On pages 24 and 25 you find some adjectives. Write them down and add substantives.
Example: the white wall.
5. Use the indefinite article before these expressions.
Example: a white wall.
6. Change the singular of these expressions into the plural: 10
Example: white walls.
7. Decline (in the singular and plural):
the brave king the strong bulwark
a brave king a strong bulwark.
8. Which adjectives on the first page are attributive? Which 15
predicative?
9. Change all these attributive adjectives into predicative
adjectives, and all these predicative adjectives into attributives.
10. Mention four substantives ending in k, p, or t and form 20
their plurals.
11. Repeat all the prepositions that (die) you have learnt, and
add substantives.
12. Read and translate these sentences:
(1) Alfred the Great attacked the Danes in the 25
following year.
(2) The King defeated the Danes in a great battle.
Repeat the sentences in the following form:
(1) In the following year . . .
(2) In a great battle . . . 30
13. Draw a map of Europe.
14. Write the English names of the states on it.

II. Letter-Writing ¹⁾.

1. I write letters to persons who (welche) live far from me.
2. Boys write letters to their parents, their brothers and
sisters, their uncles and aunts and cousins, or their friends. 35

¹⁾ Learn the possessive adjective pronouns on page 55.
Hofmann, Lehrbuch des Englischen.

Proverbs and Maxims.

1. Years following years, steal something every day,
At last **they steal** us from ourselves away.
2. Though life is earnest, **Art is bright**.
3. **Were things** to be done twice, **all would be** wise.
4. We should be happy, **did we know** how to moderate our wants.
5. After rain comes sunshine.
6. Near is my coat, but *nearer* is my skin.

(Auxiliary Verbs. 1—3.)

II. A Railway Journey.

1. *Mr. Hâr'ding*: There you are at last. I **have been waiting** for you a very long time. Indeed, I had scarcely expected that you would come, but now that (wo) **you are come**, I am very glad. I **was about** (or: going) to get in without you.

Mr. Webster: I am very sorry, my dear fellow. I missed the 'bus and **have been running** the whole way. 15
The station is so far from home.

Mr. H.: Better late than never. **We are wasting** time in conversation. You have got a ticket, **haven't you?**

Mr. W.: No, I **have not**. I shall run and get one. 20
Where is the ticket-office?

Mr. H.: There, to the right, near the waiting-room. Make haste, **the engine is coming** already, and the carriages **are filling** fast. Be quick, **the ticket-office is being closed**.

Mr. W.: **Do secure** seats meanwhile. My time-table tells me that we have some minutes to spare. I shall 25
be back directly.

2. *Mr. W.* (before the ticket-window): One, second, St. Âl'bâns. What is the fare?

Official: **No second is running** on this line, Sir, only first and third. 30

Mr. W.: Give me a first then, please.

Off.: Single or return?

Mr. W.: Single, how much?

Off.: Two and eight (pence).

3. *Mr. W.*: What a number of platforms! It would not be difficult to lose one's way here.

Guard: Take your seats, please. Your ticket is clipped, isn't it?

5 *Mr. W.*: Not yet. Here it is.

Mr. H.: Halloo, William! Come here. Be quick or you will be left behind.

Mr. W.: Nice compartment, this. But why have you not gone into a smoking-compartment? You know I like
10 to smoke a cigar, when I am travelling, don't you?

Mr. H.: All other compartments were quite full. Hark! The guard is whistling and waving his green flag.

4. (The train starts.) — How fast we are going! But really, my dear fellow, do promise me not to be late next time
15 when we make a trip together.

• *Mr. W.*: Never mind that. I *did* catch the train, and this is the essential point.

Mr. H.: But I *do* mind it. I hate waiting for people among such a crowd. Had you arrived one second later,
20 you would have been left behind. No sooner had you got in, than the train started.

Mr. W.: You are perfectly right. Well, I promise you not to be late again. What a rate we are going at! — Is this a through-train, or must we change
25 carriages?

Mr. H.: No, it is only an ordinary train; express trains do not stop at our destination. — How glad I am to have escaped the dull town! I regret that Francis is not with us. I went to see him yesterday, but he
30 was gone out. His landlady could not tell me where he had gone.

Mr. W.: You believe then that Francis would have accompanied us if he had been at home? I don't think, he would. He was always missing whenever we made
35 a trip this summer, wasn't he?

Mr. H.: I have told you, haven't I, that his father died last month? Poor fellow, I fear he is not disposed to make a pleasure-trip. — You see that nice cottage with the large garden, don't you?

40 *Mr. W.*: Yes, I do.

Besprechung der 1. Auflage in den Neueren Sprachen, Mai 1909.

Hofmann will mit seinem „anspruchslosen werkchen“ hauptsächlich dem grundlegenden unterrichte reiferer schüler dienen, bemüht sich aber zugleich nach inhalt und form dem lernenden die arbeit recht zu erleichtern. Nur die wichtigsten regeln und die am häufigsten wiederkehrenden wörter sind aufgenommen, die übungstücke so einfach wie möglich abgefaßt. Referent ist im zweifel geblieben über die klasse, für welche dieser anfangsunterricht zugeschnitten ist: die sprachlich wie sachlich allerdings wenig schwierigkeiten bereitenden texte zur einübung der formenlehre scheinen weder dem standpunkte eines untersekundaners des reformrealgymnasiums noch dem eines am humanistischen gymnasium englisch treibenden obersekundaners angemessen zu sein. Dabei dürfte für letzteren die anschaffung eines das pensum nur eines jahres umfassenden lehrbuches praktisch nicht ratsam sein. — Zur einübung der formenlehre dienen 15 meist geschichte oder realien behandelnde englische lesestücke, u. a. betitelt: *Queen Elizabeth, Charles I. of England, Queen Victoria*, ein gespräch über die familie, ein brief über London, *An English House*. Im anhang (s. 13—20) finden sich erzählungen, fabeln, endlich ein größeres stück von literarischem wert: Jerome K. Jerome, *The City of the Sea*, fünf gedichte, darunter von Longfellow: *The Arrow and the Song* und *The Rainy Day*, Moores *The Evening Bells*. — In der lautlehre (s. 23—31) hat verfasser von einer vollständigen phonetischen umschrift abgesehen und deutet durch „einfache“ lautzeichen die aussprache an, indem er auf das vorgesprochene wort des lehrers den größten nachdruck legt. Über die nützlichkeit seiner lautzeichen werden vielleicht manche leser des buches zusammen mit dem referenten anderer meinung sein: transkriptionen hätten in vielen fällen, z. b. bei schwierigen wörtern, ein deutlicheres bild der aussprache gegeben. Diese bemerkung gilt zugleich mit für das in der falte des hinteren einbanddeckels besonders eingefügte *Wörterbuch zum lehrbuch der englischen sprache*. Auf 34 seiten enthält es zunächst die wörter zu den lesestücken, sodann ein alphabetisch geordnetes englisch-deutsches und ein deutsch-englisches vokabular. Die beispiele der knappen lautlehre — fast durchweg dem schulleben entnommen — lassen sich von anfang an zu sprechübungen verwenden. Es folgt (s. 32—70) das allernotwendigste aus der formenlehre und ein fünf seiten umfassender *Syntaktischer anhang*. Daran reihen sich die 15 deutschen stücke zur übersetzung in die fremdsprache; in ihnen ist ziemlich enger anschluss an die oben charakterisierten englischen texte gewahrt. Somit entsprechen sich genau englisches lesestück, grammatisches pensum, deutscher, ebenfalls sehr einfacher übungsstoff. Den schluß bilden fünf selbständige deutsche erzählungen. — Das übersichtliche büchlein, dessen guter, klarer druck zu rühmen ist, kann für den anfangsunterricht in der tertia einer realanstalt empfohlen werden. Doch wird sich der verfasser im interesse der einföhrung zu der notwendigen fortsetzung entschließen müssen.

Aus einer Besprechung von Teil I u. II (Teil I in 2. Auflage) in Englische Studien 41, 1.

Die einrichtung dieses lehrbuchs ist im allgemeinen die neuerdings übliche.

Teil I. Auf 21 seiten zusammenhängender lesestücke folgt in der unterstufe die lautlehre s. 22—31, dann die formenlehre s. 32—65, darauf ein syntaktischer anhang s. 66—70, endlich deutsche texte zur übersetzung s. 71—90. Die deutschen texte sind in 11 abschnitten in sätze zerlegt, die unter sich zusammenhängend sich an die englischen texte anlehnen, und in einzelsätze, die zur besonderen einübung der grammatischen tatsachen dienen. S. 86—90 folgen erzählungen, dann s. 91—95 ein abschnitt zur einübung der lautlehre und erweiterung der workkenntnis, zugleich für sprechübungen bestimmt, alsdann s. 96—116 eine zweite reihe englischer texte und s. 117—151 deutscher texte. Das wörterverzeichnis gibt die wörter zu den einzelnen abschnitten s. 1—16, sodann folgt ein alphabetisches englisch-deutsches und deutsch-englisches bis s. 34, zum schluß das wörterverzeichnis zur zweiten reihe von übungsbeispielen und übungsstücken. Das lehrbuch ist ebenso brauchbar wie so manches andere, die auswahl der texte ist angemessen, die behandlung der grammatik zeichnet sich durch klarheit und übersichtlichkeit aus. Die vermehrung der texte und übungen um eine zweite reihe ist zweckmäßig, weil dadurch der gebrauch des buches für die etwa in der klasse zurückgebliebenen schüler in einem zweiten jahre nutzbringend gestaltet werden kann.

Teil II. Das lehrbuch rühmt sich seiner kürze, die grammatik umfaßt jedoch 108 seiten, während sich nach meinen erfahrungen derselbe inhalt auf 80 seiten wiedergeben läßt, wenn man das aus der grammatik beseitigt, was in das gebiet der phraseologie und des wörterbuches gehört. Im allgemeinen ist aber über die grammatischen angaben des verfassers dasselbe zu sagen wie von denen der unterstufe. Die 77 seiten der englischen texte dürften als anschauungsmaterial genügen und sind inhaltlich angemessen. Die übungen s. 183—277 sind reichhaltig und von den schülern wohl in mündlicher und schriftlicher übersetzung zu bewältigen. Das wörterverzeichnis dürfte ausreichend sein; es wäre wohl zweckmäßig gewesen, für die stücke zum übersetzen aus dem Deutschen das deutsche wort dem englischen voranzustellen. Der verfasser gibt nicht an, wofür er die verschiedentlich unter anhang gegebenen wortgruppen (*Arms, Religion, Town, Plants, Trade etc.*) bestimmt hat. Wahrscheinlich sollen sie zur erweiterung des wortschatzes zur anknüpfung von gesprächen dienen. Eine besondere anregung für sprechübungen glaubt das lehrbuch übrigens entbehren zu können. Es empfiehlt sich durch den guten, übersichtlichen druck und durch seine ganze ausstattung, und sein gebrauch wird ebenso wie der ähnlicher lehrbücher zum erstrebten ziele führen können.

Dortmund, im Mai 1909.

C. Th. Lion.

doutez pas, M^r Aicard est le premier de ces poètes français »par ordre alphabétique«.

Quant à M^r René Doumic, mince, frileux, myope et blond, c'est le pet-de-loup de l'immortel Alphonse Daudet »qui ne fut rien, pas même académicien«, selon le mot de Piron; c'est le filleul de Brunetière, l'enfant de chœur de *la Revue des Deux Mondes*, le critique qui vend ses œuvres, — eh! ce n'est pas déjà si maladroit! — dans lesquelles il poursuit de sa haine pédantesque Verlaine et Baudelaire par exemple. Mais il sera fait grâce et paix aux hommes de bonne volonté.

Entre les nombreux candidats aux trois fauteuils vacants figurait M^r le docteur Henry Cazalis, plus connu sous le pseudonyme de Jean Lahor et qui meurt non de son échec, certes, car son œuvre, — *l'Illusion*, *le Cantique des Cantiques*, *les Quatrains d'Al-Gazali* le montre sage parmi les sages, Hindou parmi les Hindous, fils de Leconte de Lisle et frère de Sully Prudhomme, poète correct et élégant.

»Son cœur s'est ouvert et s'est répandu

»une heure, un instant à travers les mondes . . .«

et il dort son dernier sommeil d'impassible

» . . . en des calmes séjours

»où règne l'harmonie,«

sans avoir, de son vivant, obtenu ni les honneurs académiques, ni la statue que ses admirateurs viennent d'élever à M^r Frédéric Mistral; hommes illustres, femmes célèbres, gardians de la Camargue ont fraternisé avec les artistes et les hommes politiques en Arles, vieille ville romaine, près des Aliscamps bordés de tombeaux et M^r J. Ch. Roux, président du comité, a louangé le maître-ouvrier provençal qui, vivant, est entré dans la gloire.

Jules Verne a eu aussi son monument à Amiens, sa ville natale, et M^r Jules Claretie a rappelé que cette statue était »celle d'un homme qui, par la popularité de son nom, l'honnêteté de ses œuvres, l'exquise modestie de sa vie, a ajouté un renom nouveau à notre France«. Le monde entier, en effet, a lu ces récits d'une invention piquante, pleins d'une ingéniosité scientifique et d'un romanesque aimable et instructif: *Voyage au centre de la Terre*, *de la Terre à la Lune*, *Les Aventures du Capitaine Hatteras*, *Les Enfants du Capitaine Grand*, *Vingt Mille lieux sous les Mers*, *le Tour du Monde en 80 jours*, *le Docteur Ox*, *le Chancellor*, *Michel Strogoff*, *les Cinq Cent millions de la Béguine*, etc., etc.; car il fut aussi abondant qu'intéressant; et telles de ses œuvres portées à la scène ont enchanté notre génération et donneront à la prochaine le goût du voyage utile et de la science divinatrice.

Deux poètes, en outre, ont été magnifiés: Clovis Hugues, à Embrun, Alfred de Vigny à Loches. Hugues avec sa tête aux longs cheveux, où la force pétillante fut un combatif dans ses vers comme dans sa vie: *Soirs de Bataille*, *Jours de Combat*, *Evolutions* sont des poèmes de lutte, en lesquels ne manque point pourtant une certaine grâce, vibrants et colorés aussi du soleil de Provence.

Quant à Vigny que dirais-je ici que tous ne sachent? Celui qui a mis sur »le cimier doré du gentilhomme une plume de fer«, dont le »moi« hautain et jaloux s'impose en des chefs-d'œuvre, est trop une gloire nationale pour qu'il ait été difficile à M^r Alfred Capus, de le louer sincèrement. *Les Poèmes Antiques et Modernes*, *les Destinées*, sont dans toute mémoire; et la poésie philosophique, — qui a paru souvent un mythe et un contresens, — a trouvé chez Vigny un interprète merveilleux. *La*

Mort du Loup, La Maison du Berger, Eloa! Nous les savons par cœur, comme on dit, aussi bien, de vrai, que nous avons relu cent fois les belles proses de *Cinq Mars*, de *Serritude et Grandeur militaires*, et retrouvé en l'auteur un Chatterton génial.

Une mort à signaler: Paschal Grousset journaliste, homme politique, écrivain abondant et de valeur. Aux pseudonymes proteiformes comme Stendhal, il a donné, sous celui de Philippe Daryl, *le Yacht, la Vie partout*, a collaboré avec Jules Verne, mais a surtout mérité une gloire sans mélange par la série de *Sa Vie de collègue dans tous les pays*, qu'il signait André Laurie, nom sous lequel il est surtout connu. D'aucuns même n'ont jamais pu confondre l'adversaire du Prince Napoléon, le rédacteur de la *Bouche de fer*, le membre du gouvernement de la commune, avec le charmeur romancier, le pédagogue aimable, dont la réputation reste universelle parmi les écoliers de tous les pays, même quand ces écoliers sont devenus des maîtres.

Avril-Mai-Juin.

Pierre Brun.

A. Marty, Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. Erster Band. Halle a. S., Max Niemeyer. 1908. XXXI+764 S. 20,— Mk.

In dem ersten einleitenden „Stück“ seines grossangelegten Werkes spricht der Verf. über den Begriff und die Aufgabe der Sprachphilosophie und der allgemeinen Grammatik sowie über ihr Verhältnis zur Psychologie. Bei der Erörterung der verschiedenen Auffassungen wendet er sich namentlich gegen Wundt, der ein Verhältnis gegenseitiger Hilfeleistung zwischen Psychologie und Sprachwissenschaft annimmt, aber vornehmlich psychologische Erkenntnis aus den Tatsachen der Sprache und vor allem der Sprachgeschichte zu gewinnen sucht. Marty will dagegen die allgemeine Grammatik einerseits auf eine mikroskopische Analyse des Bewusstseins und seiner Inhalte gründen und andererseits auf das Studium der Kräfte und genetischen Gesetze, mit denen die menschlichen Ausdrucksmittel gewonnen werden. So hat er sich den Vorwurf des Psychologismus zugezogen, den er lebhaft, aber nicht sehr wirksam von sich abzuwenden sucht.

Wie unsicher in der Tat die psychologische Grundlage ist, zeigt Marty selbst in dem zweiten Stück des ersten Bandes, das „über Form und Stoff in der Sprache, insbesondere auf dem Gebiet der Bedeutungen“ handelt. Bei der Aufstellung der Grundklassen autosemantischer Sprachmittel folgt er nämlich nicht der üblichen Einteilung der psychischen Vorgänge in Denken, Fühlen und Wollen, sondern er fasst mit Brentano Fühlen und Wollen als eine Grundklasse, das Interesse nehmen, zusammen und teilt das Denken in Vorstellen und Urteilen. So entstehen ebenfalls drei Grundklassen, denen drei Arten autosemantischer Zeichen entsprechen sollen: als einfachste Klasse die Vorstellungssuggestive, insbesondere die Namen, als zweite relativ einfachere Klasse die Aussagen, die ein Urteil enthalten, als dritte und komplizierteste die interesseheischenden Aeusserungen. So wird diese ganze Theorie auf einer zweifelhaften Annahme aufgebaut. Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, „dass es auf dem Gebiete der Semasiologie auch in den fundamentalsten Fragen an Einigkeit fehlt?“ Man wird Wundt darin beistimmen müssen, dass es nicht geraten ist, irgendein psychologisches System von vornherein an die Sprache heranzubringen.

Marty glaubt sich entschuldigen zu müssen, weil er in manchen Abschnitten seines Buches eine ausführliche Polemik aufgenommen hat. Die Bekämpfung entgegenstehender Ansichten war aber nicht zu umgehen, und man braucht es nicht zu bedauern, dass sie einen grossen Umfang gewonnen hat. Denn es gibt kein anderes Mittel, die Klärung schwieriger Fragen herbeizuführen. Wenn auch die Ergebnisse im wesentlichen negativer Art sind, so bedeuten doch Martys scharfsinnige, tief eindringende Erörterungen ohne Zweifel einen Fortschritt; auch wer seiner Meinung nicht immer, vielleicht nicht einmal in den wichtigsten Punkten beistimmen kann, wird dies anerkennen müssen. Ein weit ausgedehnter polemischer Anhang (S. 543—735) wendet sich gegen Wundts Lehre vom regulären und singulären Bedeutungswandel und gegen seine Kritik der „teleologischen Sprachbetrachtung“.

Am glänzendsten zeigt sich der kritische Scharfsinn des Verf. in der allseitigen und erschöpfenden Betrachtung der mannigfaltigen Bedeutungen von Form und Stoff überhaupt und insbesondere auf sprachlichem Gebiet (S. 101—204), wobei namentlich die verschiedenen Auffassungen der Begriffe der äusseren und inneren Sprachform klar und übersichtlich entwickelt werden. Der eigentliche Hauptteil des Buches (S. 205—541) betrifft die Unterscheidung von formalen und materialen Elementen in der Bedeutung. Wie im ersten Bande die selbstbedeutenden, so sollen in einem zweiten die mitbedeutenden Zeichen betrachtet werden.

Wie grossen Wert wir auch der vorliegenden Arbeit beimessen, so können wir doch einen Vorwurf nicht zurückhalten, der die Form der Darstellung betrifft. Abgesehen von einer zuweilen auffallenden Nachlässigkeit im Ausdruck oder Satzbau, die leichter zu entschuldigen ist, wird man durch eine grosse Anzahl entbehrlicher Fremdwörter peinlich berührt, die oft wiederkehren und durchaus nicht zur wissenschaftlichen Terminologie zu rechnen sind. Der Verf. würde gewiss vielen eine Freude bereiten, wenn er der Pflege der deutschen Sprache dieselbe Sorgfalt widmen wollte, mit der er die Probleme der Sprachphilosophie behandelt hat.

Friedenau.

F. Baumann.

Otto Wendt, Enzyklopädie des französischen Unterrichts. Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der französischen Sprache mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Dritte, neubearbeitete Auflage. XI+452 S. Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior) 1909. Preis: geh. 6 Mk., gebd. 6,75 Mk.

Von der mit erstaunlichem Fleisse und klar disponierten *Enzyklopädie des französischen Unterrichts* ist als bester Beweis für die allgemeine Anerkennung in diesem Jahre eine dritte, neubearbeitete Auflage erschienen. Während der Verf. die Anlage des Werkes in den Grundzügen unverändert gelassen hat, war er doch mit rastlosem Eifer bemüht, für alle Gebiete des Unterrichts die wichtigsten Neuerscheinungen mit zu Rate zu ziehen und sie unter den vorzüglich informierenden Literaturangaben anzuführen. So erfährt diesmal die Methode Gouin, deren Schöpfer (gest. 1896) in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit besonderer Kraft für die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf höheren Schulen eingetreten ist, eine längere Würdigung. Diese Unterrichtslehre hat zwar ihre unanfechtbaren Vorzüge in der Verbindung des Wortes mit der Sache, ist aber mehr für den Einzelunterricht geeignet und aus Mangel an wahrhaft geistbildenden Anregungen nicht für öffentliche Schulen zu verwenden. — In der vorliegenden Ausgabe finden weitere

Berücksichtigung die neuen amtlichen Bestimmungen und Lehrpläne mit der entsprechenden Literatur, die Experimentalphonetik, die Bestrebungen auf dem Gebiete des kaufmännischen Unterrichtswesens u. v. a.

Nach einem einleitenden Artikel über den formalen und materialen Wert und die Bedeutung des französischen Unterrichts entrollt der Verf. ein übersichtliches Bild der geschichtlichen Entwicklung der Methodik dieses Unterrichtsfaches. Wir lernen darin die Bildung und den Charakter des Französischen kennen; erfahren, wie sich das romanische Element von Jahrhundert zu Jahrhundert in Deutschland allmählich Einzug verschafft hat und bekommen einen interessanten historischen Ueberblick über die in Frankreich und Deutschland erschienenen französischen Grammatiken. Der Verf. wendet sich dann zum fremdsprachlichen Anschauungsunterricht, gibt nach Behandlung der einzelnen Unterrichtsmethoden über diese einen vergleichenden Rückblick, in dem er die Vorzüge und Bedenken der rein grammatischen, Meidingerschen, Interlinear-, Seidenstücker-Ahnschen, Ploetzschen Methode u. a. gegenüberstellt. Es folgt darnach ein Kapitel über die Phonetik und ihre Entwicklung. Wie jeden einzelnen vorhergehenden Abschnitt, so beschliesst auch diesen eine umfassende Literaturangabe und zwar von allgemein didaktischen und methodischen Werken innerhalb der Reform, von Abhandlungen über Phonetik und praktischen Werken für den Schulgebrauch. Die angeführten Bücher sind meistens mehr oder weniger eingehend besprochen.

Im Hauptteil des Werkes wird die angewandte Methodik behandelt. Nach den allgemeinen Kapiteln über Prüfungswesen, Lehrpläne und Stundenzahl geht der Verf. zu dem französischen Unterricht in der Unter-, Mittel- und Oberstufe über. Jeder dieser Teile gliedert sich in: Auswahl und Verteilung des Stoffes, Darbietung und Auffassung, Aussprache, Lektüre, Grammatik, Wortschatz, Konversation, schriftliche Uebungen und Rückblick. Alle das Französische lehrenden Schulen wie Gymnasien, Töchter-, Mittel- und Bürgerschulen finden dabei Berücksichtigung. Der Anhang beschäftigt sich noch mit den unterrichtlichen Grundsätzen auf Handels- und kaufmännischen Fachschulen.

Das in jeder Beziehung anregende und lehrreiche Werk verdient es, nicht nur in den Lehrerkreisen, sondern auch vor allem unter den Studierenden recht viele Freunde zu bekommen. Es erhält einen besonderen Reiz durch das bestimmte und besonnene Urteil des Verf., das er nach Erwägung des Für und Wider vor dem Leser entstehen lässt. Ueberall, also auch in der Reformbestrebung, zeigt der Verf. die schöne „mâze“. Die Forderung, in geistbildender Weise den Schüler zum möglichst vollen Verständnis und möglichst fertigen Gebrauch der französischen Sprache zu bringen, kann in der Tat nur am besten erfüllt werden, wenn die gesamte Lehrerpersönlichkeit den allgemeinen Anforderungen einer gesunden Pädagogik entspricht. „Lebt und webt der Lehrer in und mit seinem Fache . . . so wird er auch Lust und Leben, Eifer und Fleiss bei seinen Schülern wecken; anderenfalls wird er auch bei der besten Methode ein Handlanger sein“ (S. 134).

Ohne den Wert des Werkes zu beeinträchtigen, sei hier noch auf einige Versehen hingewiesen. S. III, Z. 7 v. u.; S. 136 Nr. 3, Z. 3; S. 314, Z. 16 und S. 318 Z. 9 finden sich kleine, leicht erkennbare Druckfehler. Zu dem „a. in deutscher Sprache“ S. 347 fehlt das entsprechende b; auf S. 348 gehören Nr. 15 und 16 nicht unter die Werke in deutscher Sprache, beide Nummern hätten S. 346 unter B stehen müssen. Die Nummern 12 bis 16 auf S. 350 sind unter b derselben Seite zu bringen; S. 351 Nr. 10

und S. 350 Nr. 12 gehören zusammen. S. 365 Nr. 24 sollte unter Proso-
die und Rhythmik auf S. 346 f. stehen. S. 365 Nr. 10 muss es statt
„altromanisches“ altprovenzalisches und S. 422 Nr. 14 statt „Glode“
Glöde heissen. Einer der Herausgeber unserer Zeitschrift heisst nicht
„Kainza“ (s. S. 368 Nr. 7), sondern Kaluza, dasselbe Versehen findet sich
auch im Register S. 447; die Zeitschrift erscheint ferner nicht in vier,
sondern sechs Heften jährlich und kostet nicht 8, sondern 10 Mk.

Diese Versehen sind bei der grossen Fülle von Namen und Angaben
alle leicht zu entschuldigen; zu bedauern dagegen ist, dass das am Ende
des Werkes stehende und vom Verf. als „genau“ (S. VIII) bezeichnete Re-
gister unvollständig und sogar ziemlich ungenau ist. Ich will nur einiges
herausgreifen. Die Namen folgender Verfasser, deren Schriften in dem
Werke genannt werden, fehlen im Index; es sind dies: Hölzel; Weil, Cur-
tius (angegeben S. 424); Wiesner (S. 407); Berkenbusch (S. 423); Sabatier
(S. 346) u. a. — Im Index selbst fehlt bei Ricard der Hinweis auf S. 271
bei Wiedmayer der auf S. 423. Stengel ist auf S. 269 vergebens zu suchen.
Ferner sind folgende Hinweise im Register unrichtig: Widmann 346 (statt
347), Wurzbach 348 (349), Jul. Schmidt 347 (348), Junker 347 (348), Sonnen-
burg 346 (347), Hegewald 420 (422) und Gerlach 424 (425).

Es wäre also wünschenswert, dass das Register einer gründlichen Re-
vision unterzogen und damit dem Leser ein bequemer Zugang zu dem
reichhaltigen und wertvollen Schatz des Werkes erschlossen würde.

Paul Voos, Die mündlichen Uebungen im neusprachlichen Un-
terricht. Ein Beitrag zur Methodik des Französischen und Englischen.
80 S. Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior) 1909. Preis: geh.
1,00 Mk.

Diese aus einem Vortrage hervorgegangene und, „um einem mehrfach
ausgesprochenen Wunsche entgegenzukommen“, veröffentlichte Schrift will
zeigen, in welcher Weise und in welchem Umfange die Erzielung der
Sprachfertigkeit in dem Unterricht zu erlangen ist. Neues wird in dem
27 Seiten umfassenden Artikel nicht geboten, und je nach dem Stand-
punkt des Lesers wird dieser dem Verf. zustimmen und an manchen Stellen
widersprechen müssen. Der Verf. geht vom Anschauungsunterricht aus,
beginnt mit der unmittelbaren Anschauung (Gegenstände der nächsten Um-
gebung des Schülers) und wendet sich dann zur mittelbaren (Bilder). Mit
Recht meint der Verf., man solle nicht zu früh mit der Behandlung der
Bilder anfangen, da das erste Bild unverhältnismässig lange Zeit in An-
spruch nähme und die Schüler ermüden könnte. Ebenso ist der Verf.
gegen eine pedantische Zerlegung des Bildes in Gruppen und gegen das
Zusammenfassen von Gleichartigem (Personen, Tiere, Pflanzen usw.). Das
Bild soll entstehen, indem man vom Hintergrund über den Mittelgrund
zum Vordergrund schreitet. Das Singen fremdsprachlicher Texte ist von
hervorragend bildendem Wert. Anweisungen sollen in der zu erlernenden
Sprache gegeben werden (*attention, silence* etc.). Die Grammatik lässt
sich leicht in die Anschauungsübungen hineinweben; Gallizismen und
Anglizismen sind früh durch den Gebrauch zu erlernen. Damit ist die
materiale Seite der mündlichen Uebungen erschöpft. Man sieht, der Verf.
geht über den Anfangsunterricht nicht hinaus. Wir kommen nun zur for-
malen Seite.

Auch hier ist wenig zu sagen. Mit der Verwendung sachlich und
methodisch geordneter Vokabularien wird mancher kaum einverstanden
sein, wohl aber damit, dass solche Hilfsmittel zu vermeiden sind, die gar

zu viele Fragen mit Antworten enthalten, da diese von den Schülern gern auswendig gelernt werden und keine zwanglose Unterhaltung aufkommen lassen. Der Verf. hält andererseits wieder für empfehlenswert, Wortfamilien und Wortgruppen zusammenzustellen und besonders auf Homonyme zu achten. Es ist m. E. doch eine zu grosse Zumutung an die Schüler, dieses abgeschmackte, geradezu verwirrende und deshalb nutzlose Verfahren einzuführen. Wenn im Unterricht vorübergehend auf diese Punkte hingewiesen wird, so wirkt das anregend und erholend, wenn das aber zum Sport ausartet und man alles in Familien und Gruppen zusammenjagt, so kann das nur lähmend wirken. Man denke doch nur daran, wie schwer sich Listen von homonymen Worten behalten lassen und welche Konfusion sie bringen. Dasselbe gilt von Synonymen. Der Hauptzweck bleibt, durch mündliche Übung eine leichte Präsenz dieser Wörter zu erlangen.

Es folgt zum Schluss ein recht umfangreiches und immerhin wertvolles Literaturverzeichnis, bei dessen Aufstellung Wendts Enzyklopädie ein guter Wegweiser war. Die Literatur zerfällt in methodische Schriften (28—43), in Lehr- und Lernbücher für den neusprachlichen Konversationsunterricht a. Französisch (43—68) und b. Englisch (68—80). Die angeführten Bücher sind meistens eingehend charakterisiert, so dass man sich leicht orientieren kann.

Max Schröder, Die Anschauung im französischen Anfangsunterricht. Besonders auf Grund der Hölzelschen Jahreszeitenbilder im Anschluss an G. Ploetz' Elementarbuch. 88 S. Berlin, Herbig 1909. Preis: gebd. 1,25 Mk.

— — Wörterbuch zu den Hölzelschen Jahresbildern nebst einer Anleitung zur Anfertigung französischer Aufsätze. 54 S. Berlin, Herbig 1909. Preis: kart. 0,70 Mk.

Ein Buch ohne Inhaltsverzeichnis ist wie ein Laden ohne Schaufenster. Man tritt in einen solchen nicht gern ein, da man an dem Schild allein noch nicht erkennen kann, ob Geschmack und Sauberkeit darin walten, und man muss es darauf ankommen lassen, wieder hinauszugehen, ohne etwas gekauft zu haben.

Eins von diesen leider nicht seltenen Büchern, die von vornherein keinen Einblick gestatten, ist auch die Anschauung im französischen Anfangsunterricht. Treten wir also kühn ein! Was Voos in seinen „mündlichen Übungen“ angedeutet hat, ist hier in die Praxis, aus der die Schrift auch erwachsen ist, umgesetzt worden. Sie soll zeigen, „wie man es machen kann, nicht wie man's soll; denn viele Wege führen nach Rom“ (S. 5). Es muss gleich vorweggenommen werden, dass der vom Verf. eingeschlagene Weg einer von den typischen italienischen Wegen ist, an deren Seiten sich kahle, steinerne Mauern entlangziehen, die keinen Einblick in die blühenden Gärten gestatten und den Wanderer ermüden.

An der Hand von Hölzels Anschauungsbildern (Frühling, Winter; Sommer, Herbst) führt der Verf. die Schüler in die Sprache ein, und zwar vereinigt er Anschauung und Grammatik, indem er ihnen bei der Besprechung jedes Bildes der Reihe nach ein Kapitel nach dem andern des Ploetzschen Elementarbuches beibringt. Mit dem Frühlingbild wird begonnen. Das darauf befindliche Haus wird dazu benutzt, um den Artikel, Stellung und einige Präpositionen zu lernen; am Garten werden den Schülern Substantiva auf *s*, *x*, *z* beigebracht, auch auf das, was sich in der Klasse befindet, wird Rücksicht bei diesen Übungen genommen. An das

Haus schliessen sich weitere Fragen, und nun können die Schüler den ersten Aufsatz *notre maison* anfertigen. Der zweite ist *la cour du paysan* (S. 18), der dritte *le ruisseau* (S. 20), der vierte *le champ* (S. 22) und der fünfte *le fond du tableau* (S. 23), allen gehen vorbereitende Fragen voraus, und in allen kommt ein besonderes Grammatikkapitel zur Anwendung. In dieser Art wird auch mit den anderen Bildern verfahren.

Bei dieser Methode muss ich unwillkürlich an den „Kampf mit dem Drachen“ denken. Dort hetzt bekanntlich der Ritter seine beiden Doggen auf das Drachenbild und er erzählt:

So üß' ich's aus mit Emsigkeit,

Bis dreimal sich der Mond erneut . .

Ebenso feuert der Verf. mit Begeisterung die Schüler an, sich immer und immer wieder den Bildern zuzuwenden, und zwar werden zu jedem Bilde hier sechs „Monde“ verwendet; denn in dem Buche heisst die Ueberschrift S. 9: I. Jahr, Frühlingbild — Winterbild und auf S. 48: II. Jahr, Sommerbild — Herbstbild. Wie bei dem Doggenpaar bald die Furcht schwindet, so muss andererseits bei den Schülern nach einem halben Jahre jegliches Interesse für das Bild verloren gegangen sein, und der Unterricht muss notgedrungen kraft- und trostlos werden. Mit Mass betrieben, kann ein Schüler wohl an dieser Art ohne Zweifel seine Freude haben, und den Erfolg wird auch kaum jemand absprechen können, aber so wird ihn jedenfalls ein gewisser Schauer erfassen, wenn das Bild tagein, tagaus auseinandergerollt wird. Vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, sind diese auf einer Fläche geschmacklos zusammengeordneten Momente des täglichen Lebens schon ein künstlerisches Unding, das man sich nicht gern lange ansieht.

Auf zwei Aufsätze muss ich nun noch hinweisen, die ebenfalls aus den Bildern hervorgegangen und ebenso unnatürlich wie diese sind: es handelt sich um die vom Verf. ausgeführten Aufsätze Nr. 17 und 18. Der erste lautet: *Ce que pense la vache* und der andere: *le chêne (monologue)*. — Mon dieu! Ich möchte wissen, welcher frische Junge sich mit Freuden in die Grubeleien einer Kuh hineinversetzt, die käuend auf der Wiese liegt und sich mit den Ohren die Fliegen von den Augen schlägt, oder der sich mit Lust in die Gefühle einer einsamen Eiche versenkt. Solche Treibhausgedanken sollte man in der Zugluft der Anschauungsmethode, die doch ins Leben greifen will, nicht züchten wollen. Warum fragt der Verf. nicht: was denkt sich ein Junge, der auf einem Apfelbaume sitzt?

Das Wörterbuch endlich hat den Zweck, eine „tiefere Besprechung“ der Bilder zu gestatten, die Nachteile des An- und Abschreibens zu beseitigen und die Vokabeln zu den im ersten Buche behandelten Aufsätzen zu liefern.

Aus beiden Büchern sieht man deutlich, mit welcher Begeisterung der Verf. an seiner Methode hängt und welches Vertrauen er zu ihr hat; aber wenn auch der Verf. meint, dass man durch sie „hübsche Erfolge“ erzielen kann, so können das nur stark einseitige Erfolge sein, und deshalb mussten doch dagegen Bedenken geltend gemacht werden.

Berlin.

Max Brandenburg.

Shakespeare. The Comedy of Errors. Edited by Henry Cuning-
ham. (*The Arden Shakespeare.*) London, Methuen and Co., 1907.

Der *Arden Shakespeare* (General Editor W. J. Craig), dessen einzelne stattliche Bände je ein Drama behandeln, ist trotz des grossen Furness, der mit seiner kritischen und ästhetischen Materialaufschichtung

nach anderen Gesichtspunkten gearbeitet ist, die beste Ausgabe, die wir besitzen. Auch er ist auf einem gewaltigen Material aufgebaut (in dem leider die deutsche Forschung nur geringe Beachtung findet); davon zeugen die umfangreichen wertvollen Einleitungen. Die Textkritik wird vermittelt Angabe der verschiedenen Lesarten und Emendationen und originaler Kritik anregend und fruchtbar betrieben. Und die Wortexegese ist nicht nur auf der Höhe, deren Erreichung die überreichen philologischen Vorarbeiten ermöglichen, sondern sie zeichnet sich durch eine bisher nicht dagewesene Verwertung der zeitgenössischen Literatur aus.

Bedeutend sind diese Ausgaben alle, wenn sie natürlich auch nicht alle gleich bedeutend sind. So ist Hart's Ausgabe von *Love's Labour's Lost* eine literarhistorisch-philologische Musterleistung, an die keine der früheren Ausgaben dieses Dramas heranreicht; neben den genannten besteht der Hauptvorzug seiner Arbeit darin, dass er die zahlreichen historischen und literarischen Anspielungen und die seltenen und seltsamen Ausdrücke und Wendungen dieses schwerst zu erklärenden Stückes, an denen man bisher vielfach fruchtlos herumgeraten hat, mit Hilfe seiner staunenswert gründlichen Kenntnis der Zeitliteratur fast restlos auf ihren wahren Ursprung zurückführt.

Eine so grosse philologische Tat ist Cuningham's *Comedy of Errors* nicht, aber immerhin eine gediegene Arbeit, die sich mehr durch Benutzung des vorhandenen — wieder mit Ausschluss des deutschen — als durch Heranziehung neuen Materials auszeichnet. Die Beziehungen auf andere prosaische und poetische Werke jener Zeit sind nicht sehr reichlich; und die Anführung der Parallelstellen aus anderen Dichtungen Shakespeares, deren Hauptmasse hier, wie überall, die Abfassungszeit kenntlich macht, ist defekt. Andererseits werden nach einer leider noch sehr verbreiteten philologischen Unsitte Parallelstellen zusammengetragen, die nichts durchleuchten und nichts beweisen: ich meine solche für ganz gewöhnliche Wendungen, die keinerlei Verständnisschwierigkeiten in sich haben, wie *doom of death* (I, 1, 2)¹⁾, *meaner woman* (I, 1, 54), *sets up his rest* (IV, 3, 27 — fast eine ganze Seite von Parallelismen bei Shakespeare und anderen).

Die Worterklärung ist verlässlich, und nur an zwei Stellen falsch. *I'll consort you till bed-time* (I, 2, 28) heisst nicht 'ich will dich begleiten', sondern 'ich will mit dir zusammensein'. *One of these men is genius to the other* (V, 1, 333) kann nicht sein '*attendant spirit*', sondern muss — trotz Murray und Shakespeare-Lexikon, welche diese Bedeutung nicht kennen — dasselbe bedeuten wie die folgenden [*one is*] *the ghost and the spirit [of the other]*.

Auch mit der Textkritik, die gegenüber der in diesem Drama keineswegs seltenen Verderbnis der Folio ihre Schwierigkeiten hat, kann man im allgemeinen einverstanden sein. Cuningham hat die grosse Anzahl gewissenloser, überflüssiger Aenderungen des Folio-Textes in älteren Ausgaben meist unbeachtet gelassen; und wo er selbst zur Aenderung schreitet, kann man ihm meist recht geben (ausgenommen I, 1, 44; II, 2, 190, IV, 1, 26; IV, 3, 13; IV, 4, 89; V, 1, 183). Nur in der Behandlung der Metrik Shakespeares hat Cuningham sich vielfach die Freiheiten älterer Herausgeber genommen, die ganz unberechtigt sind. Unter diesen tritt besonders Dyce hervor in der Leichtfertigkeit, mit der er Verse, die nicht

¹⁾ Ich muss leider nach der Zeilenzählung des *Arden Sh.* zitieren, die seltsamerweise von der allgemeingültigen der *Globe Ed.* abweicht.

den vorschriftsmässigen jambischen Klingklang haben, regularisiert. Ein germanischer Dichter, der im Gebrauch antiker Metren antike rhythmische Strenge anstreben wollte, wäre überhaupt kein Dichter; mit derartigen Versen könnte er in unserer Sprache nichts Dichterisches leisten; und gerade Shakespeare, dem grössten germanischen Rhythmiker aller Zeiten, ein so törichtes Streben zuzutrauen, ist unerhört. Ausserdem ist seine in steter Entwicklung begriffene Rhythmik das beste Kriterium für die Abfassungszeit einer Dichtung. Es wird der Shakespeare-Forschung wie dem Dichter also Gewalt angetan, wenn man die siebenfüssigen Verse der Folio in einen Quinar und einen unvollständigen Jambenvers zerlegt (I, 1, 60; V, 1, 235); wenn man aus einem acht- (II, 2, 190) oder neunsilbigen Jambus (IV, 1, 79) einen Quinar, aus einem Quinar einen Alexandriner (IV, 3, 70) macht, oder mit Dyce, der hierin wahre Zerstörungswut entfaltet, die Alexandriner zu Quinaren verstümmelt (IV, 1, 69. 70; IV, 2, 4; V, 1, 174 u. a.). An einer Stelle (IV, 1, 4) — ich glaube, es ist die einzige — hat Cuningham den Alexandriner gegen Dyce beibehalten.

Die Einleitung bietet reiches Material für die Feststellung der Quellen, der Abfassungszeit, des Stiles und der Stufe der dramatischen Technik, welches für spätere Forschung eine Fülle von Anregungen gibt. 1591/2 kann ich mit anderen Forschern als das wahrscheinlichste Abfassungsdatum nicht anerkennen. Shakespeare müsste in vier Jahren dreizehn Dramen, drei epische Gedichte und alle Sonette geschrieben haben, wenn dieses Datum den Beginn seiner dichterischen Tätigkeit bezeichnen sollte. Cuningham nimmt nämlich selbst richtig an, dass *Errors* zu den allerfrühesten Dramen gehöre. Wenn er es trotzdem so spät ansetzt, so lässt er sich dazu durch zwei Stellen verführen, in denen er Anspielungen auf bestimmte historische Ereignisse sieht. Nun aber können solche Anspielungen ganz verschieden gedeutet werden: wenn von *armadoes* (III, 2, 140, *Globe*) die Rede ist, so beweist nichts, dass Shakespeare die 1588 geschlagene Armada gemeint habe; er konnte an die offen und langerhand sich vorbereitende denken. Wenn Shakespeare auf die französischen Bürgerkriege anspielt (III, 2, 127, *Globe*) — wenn; denn die Erklärung Johnsons, der in dem Kampf der gepanzerten (mit Schorf bedeckten) Stirn gegen ihr Haar (F. 2—4 *her hair*; die Beziehung auf *her heir* [so F. 1], den Thronerben Heinrich IV., ist ziemlich gesucht) eine bei Shakespeare wiederholt vorkommende Beziehung auf die „französische Krankheit“ (Lustseuche) sieht, ist sehr gut — so kann nur der Beginn desselben, 1589, in Frage kommen; an den Hilfszug des Essex (1591) zu denken, ist unberechtigte Willkür. Ausserdem können solche Anspielungen sehr wohl bei späteren Aufführungen eingeschoben worden sein. Es kann nicht scharf genug protestiert werden gegen diese jeden Tag neu zu entdeckenden halben Beweise, mit denen die Shakespeare-Forschung 200 Jahre gewirtschaftet und, anstatt vorwärtszukommen, sich immer im Kreise gedreht hat. Halbe Beweise sind keine Beweise. Ein ganzer Beweis für die grösste Jugendlichkeit der Dichtung ist ihre hier nicht nachzuweisende enge Zusammengehörigkeit mit *The Taming of the Shrew*; beider Stil, der erst einige Anläufe zu der Lyly-Petrarkischen Unnatürlichkeit nimmt, welche in den beiden *Veronesern* und im *Ur-Romeo* bereits herrscht und in *Love's Labour* (1591/92) kulminiert; die abgesehen von der ersten und letzten Szene grosse Regelmässigkeit der Metrik, und — auch in beiden Dramen — der äusserst naive dichterische Standpunkt.

Ein anderer häufiger Missbrauch ist die Neigung, wenn man irgendeine Aehnlichkeit des Stoffes oder der Form in der zeitgenössischen Lite-

ratur entdeckt, den grössten aller Dichter davon abhängig zu machen, als ob er sich von den Brosamen, die von armer Leute Tische fielen, hätte nähren müssen. 1595 ist eine anonyme Uebersetzung der *Menaechmi* des Plautus erschienen — nein, eine Uebersetzung ist es nicht, so weit reichte die Lateinkenntnis des Verfassers nicht; es ist eine vielfach falsche, stumpfe Paraphrase, die Plautus aller psychologischen Feinheit, alles Scherzes, aller Grazie wie aller Derbheit entkleidet. Diese Scharteke soll die anregende Quelle zu den *Errors* gewesen sein. — Aber 1595 und 1591/92! — Das Stück muss Shakespeare handschriftlich bekannt geworden sein: — Beweis? Und vier Jahre vor dem Druck? Warum diese abenteuerliche Annahme? — Erstens glaubt Cuningham in beiden Komödien eine Reihe von gleichen Wendungen und Gedanken entdeckt zu haben — die muss der gewaltige Geist selbstverständlich dem armen Teufel wegstibitzt haben! Aber er glaubt etwas Falsches: die Hälfte seiner Parallelstellen erstrecken sich auf ganz gewöhnliche Ausdrücke, die jederzeit überall vorkommen können, sind also keine. Die andere Hälfte sind Anklänge nicht an die Pfscherarbeit, sondern an Plautus selbst, den Cuningham leider nicht verglichen hat. So bleibt von allen nur die Antithese (I, 2, 40, *Globe*) übrig, die der Anonymus im Theater aufgeschnappt haben muss, da das Drama erst in der Folio erschien. — Zweitens soll Shakespeare Plautus selbst nicht benutzt haben, weil er nicht so viel Latein konnte. Die Beschränktheit des alten Farmer, der Shakespeare für einen ganz ungebildeten Menschen hielt und damit den Baconianern ihr sinnloses Hauptargument verabreichte, lebt also in Cuningham fort, obgleich Shakespeare als phänomenales Genie sich leicht die weltumfassende Bildung erwerben konnte, die er nach der neueren Forschung wirklich besass. Und spezieller: Baynes hat festgestellt, dass der Kursus der alten Lateinschule im sechsten Jahre die Lektüre des Plautus einschloss und dass die Jungen im 7. oder 8. Lebensjahre in diese Schule eintraten. Wenn Shakespeare im achten Jahre eintrat, so liegt auch nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, dass er sie vor dem 14. verlassen hätte. Also Shakespeare las Plautus in der Schule. Er muss Plautus im Original gekannt haben, denn er benutzt in *Errors* auch seinen *Amphitruo*, ebenfalls mit wörtlichen Anklängen, und von dem gab es keine Uebersetzung. — Wir können Cuningham diese beiden Rückständigkeiten nicht zu besonderem Vorwurf machen, weil sie sich immer und immer wieder in der Shakespeare-Forschung zeigen. Diese beiden Fehlschüsse können der Einleitung von ihrer fruchtbaren Gründlichkeit nichts nehmen.

Gross-Lichterfelde.

H. Conrad.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für das Realschulwesen. 34. Jahrg. 5. Heft. Abhandlungen. *Die Hör- und Sprechübungen im neusprachlichen Unterricht.* Von Schulrat Al. Seeger. Nach den in Oesterreich geltenden Instruktionen für den Unterricht in den Fremdsprachen soll im ersten Schuljahre das Einüben der Sätze nur nach dem Gehör geschehen, im zweiten Jahre ein kürzeres Verfahren eingeschlagen und die Sätze bei offenem Buche durchgenommen werden. Verfasser hält diesen frühzeitigen Uebergang von der auditiven zur visuellen Methode für einen grossen Fehler und beantragt, dass der „neue durchzunehmende Lehrstoff dem Schüler auf der Unterstufe zunächst ausschliesslich durch das Ohr zum Verständnis gebracht und dann erst weiter verarbeitet werde. Auf der Mittelstufe soll dieser Vorgang noch die Regel bilden, auf der Oberstufe noch möglichst oft zur Anwendung kommen.“ Da nach den neuen Vorschriften für die schriftliche Reifeprüfung diese aus der Wiedergabe eines vom Lehrer vorgelesenen oder vorerzählten Stückes bestehen kann, so ist schon aus diesem Grunde das Verlangen des Verfassers vollkommen berechtigt, damit der Schüler dadurch, dass er auf allen Unterrichtsstufen reichliche Gelegenheit hat, die fremden Laute nur durch das Ohr auffassen zu lernen, das vom Lehrer Vorerzählte oder Vorgelesene verstehe. Die Gründe, welche Verfasser für seine Ansicht anführt, sind im allgemeinen stichhaltig. Hinzufügen möchte ich nur, dass ich mich bereits vor sieben Jahren für einen Unterricht bei geschlossenen Büchern eingesetzt habe, wobei ich besonders hervorgehoben habe, dass das aufgemachte Buch zerstreut und zur Unaufmerksamkeit verleitet.¹⁾

Die zweite These, welche in dem Vortrage aufgestellt und einstimmig angenommen wurde, lautet: „Es ist sehr wünschenswert, dass im neusprachlichen Unterrichte in allen Klassen ausser den dialogisierenden sprachlichen Uebungen, die sich auf den Inhalt der behandelten Lesestücke beziehen, auch Sprechübungen vorgenommen werden, welche den Alltag betreffen.“ Die Begründung dieses Antrages ist nicht einwandfrei. Ich glaube, dass Verfasser betreffs der dazu hinlänglich vorhandenen Zeit zu hell gesehen hat, wenn auch die Art der sonstigen Fragestellung, die er empfiehlt, sehr gut ist und zu Zeitersparnis führt. Nebenbei gesagt, ist dieser Vorgang beim Frägestellen von mir vor neun Jahren empfohlen und genau begründet worden.²⁾ Nur habe ich damals noch verlangt, dass nach

¹⁾ *Unsere Lehrbücher.* Vortrag, gehalten am 9. Nov. 1902 in dem Vereine *Deutsche Mittelschule* in Olmütz von Alex Winkler. *Oesterreichische Mittelschule*, 17. Jahrg., S. 53, Zeile 19 v. u.

²⁾ *Die Sprachmethoden im Lichte der praktischen Psychologie.* Vortrag, gehalten in der *Philologischen Sektion des 7. deutsch-österreichischen Mittelschultages* zu Wien, von Prof. Alex Winkler. *Oesterreichische Mittelschule*, 14. Jahrg., S. 375, Z. 21 v. u. und S. 381 Z. 16 v. o. ff.

jeder an die ganze Klasse gerichteten Frage eine Pause von einigen Sekunden gemacht werde, damit auch die schwächeren Schüler Zeit haben, ihre Antwort im Geiste zurechtzustellen.

Aber selbst bei dieser sehr zu empfehlenden pädagogisch einzig richtigen Fragestellung reicht die Intensität der Vorstellung¹⁾ des sprachlichen und sachlichen Inhaltes bei weitem nicht an diejenige, welche im Leben beim Sprechen erzeugt wird, so dass man durchaus nicht davon sprechen kann, dass der Schüler mindestens 30—40 Stunden jährlich zum Sprechen kommt.“ Ausserdem ist das Abfragen der *Phrases de tous les jours* beim Unterrichte das langweiligste, was es gibt, sowohl für den Schüler als auch für den Lehrer und bedeutet einen ungeheuren Zeitverlust, den man sich nicht leisten kann, besonders auch darum nicht, weil der praktische Wert davon sehr problematisch ist. Man kann ein dickes Buch mit alltäglichen Phrasen auswendig gelernt haben, ohne im gegebenen Augenblicke eine davon brauchen zu können. So vielseitig treten beim Sprechen die Anforderungen des Lebens an uns heran. Die *Phrases de tous les jours* sind übrigens ein aus einer sehr alten Rumpelkammer der Schule hervorgeholtes Gerät.

Im einzelnen wäre noch manches zu bemerken. Es wird S. 260, 3. Z. gesagt: „Sprechen in einer fremden Sprache ist eine potenzierte Uebersetzungsfertigkeit. Alle Vorzüge, die aus dem Uebersetzen aus der Muttersprache in die Fremdsprachen und aus der fremden in die Muttersprache für die Ausbildung des Geistes ins Treffen geführt werden, gelten in um so höherem Masse für die Hör- und Sprechfertigkeit in der fremden Sprache.“ Dieser Ansicht muss entschieden widersprochen werden. Verfasser ist offenbar ein Vertreter der direkten Methode. Es sind aber die meisten Anhänger dieser Methode der Ansicht, dass sie bis auf die oberste Stufe unverfälscht durch das Uebersetzen fortgeführt werden muss, wenn nach ihr Erfolge erzielt werden sollen. Weiland Dir. Fetter hat schon früher in einem Jahresberichte (ich glaube 1890) das Rückübersetzen verbannt, indem er behauptete, dass es das keimende Sprachgefühl ertöte. Nur gedrängt durch die Instruktionen, hat er in seine Schulbücher Stücke zum Uebersetzen in die fremde Sprache aufgenommen. Tatsache ist, dass es da keine Vermittlung gibt. Entweder wird aus der Muttersprache so lange nicht übersetzt, bis die fremde Sprache vollkommen beherrscht wird, in welchem Falle dann eine Uebersetzung nur eine Wiedergabe der Gedanken, die man aus einer muttersprachlichen Vorlage geschöpft hat, darstellt, oder man setzt mit der Uebersetzung gleich beim Anfangsunterricht ein, übersetzt zuerst wörtlich, was, wörtlich übersetzt, ein richtiges Französisch oder Englisch gibt und gestaltet die Uebersetzung immer freier, als man besser in das Verständnis der Fremdsprache eindringt. Im ersteren Falle ist nach zweijährigem Unterricht ein gelegentliches Uebersetzen, wie es geübt wird, z. B. beim Einüben von Regeln usw. ein Unding, weil die Schüler ein freies Uebersetzen, welches eine vollständige Beherrschung der Sprache voraussetzt, nicht zuwege bringen und ein wörtliches auch nicht leisten können, da ja dieses nach Art der grammatischen Methode erst von Anfang an geübt werden muss. Es ist deshalb nicht anzunehmen, dass bei direkter Methode „das Sprechen in einer fremden

¹⁾ Ueber die Intensität der Vorstellung vgl.: *Hat die analytisch-direkte Methode die Lehrerschaft befriedigt?* Vortrag am 8. Neuphilologentage zu Wien. Bei Papauschek in Mähr. Ostrau. Von Prof. A. Winkler. S. 6 u. ff., und *Die direkte Sprachunterrichtsmethode auf der Mittelschule.* Von Prof. A. Winkler. *Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht.* Bd. 1, S. 145, Z. 16 v. u. und ff.

Sprache eine potenzierte Uebersetzungsfertigkeit ist, vielmehr kann dies nur bei der Uebersetzungsmethode der Fall sein, wenn der Lehrer nach der von mir anderswo¹⁾ angegebenen Weise bei zugemachten Büchern Fragen an die Schüler stellt. Wenn also beim Abfragen eines Lesestückes bei zugemachten Büchern die Schüler flinker antworten als früher beim Rückübersetzen, so liegt der Grund dafür darin, dass solche Fragen ungemein leicht zu beantworten sind, weil in der Antwort gewöhnlich nur ein Satzteil einzusetzen ist, während bei der Uebersetzung alle Satztheile gekannt werden müssen. Das Abfragen geht also recht mechanisch vor sich, das Uebersetzen verlangt eine grosse Denktätigkeit. Nehmen wir als Beispiel den vom Verfasser zitierten Satz: *Trois enfants allaient un jour dans une grande forêt pour ramasser du bois.* Es ergeben sich da folgende Fragen: *Qui allait un jour dans une grande forêt? Que faisaient un jour trois enfants? Où allaient-ils un jour? Que faisaient-ils dans la forêt? oder Qu'y faisaient-ils?*

Bei einer richtigen Uebersetzungsmethode wurde ein solcher Satz für das Rückübersetzen z. B. folgendermassen modifiziert: *Als ich noch ein Kind war, ging ich oft mit meinen Kameraden in den Wald. Wir sammelten dort Holz.* Wofern ein Schüler einen so geänderten Text selbständig übersetzte, hat er eine bedeutend grössere geistige Uebung gemacht, als wenn er jene oben angeführten Fragen beantwortet. Ein vernünftiger Lehrer hat dann solche Sätze rasch in der Schule korrigiert und nachher, anstatt sie noch einmal oder auch wiederholt übersetzen zu lassen, bei zugemachten Büchern so abgefragt, wie es jetzt bei der direkten Methode geschieht. Dies tat er jedoch nur deshalb, damit das Ohr des Schülers sich auch an die fremden Laute gewöhne, und nicht wegen der „geistigen Schulung“; denn die ist dabei sehr gering. Es scheint, dass Verfasser hier den Standpunkt eines die Sprache beherrschenden Individuums mit dem Standpunkt desjenigen, welcher sie erst lernt, verwechselt hat. Der Schüler bringt es in der Schule im Sprechen der Fremdsprache niemals so weit, dass der Gedankenaustausch darin zwischen ihm und dem Lehrer ein höheres Niveau erreichen könnte. Es bleibt ein ewiges Radebrechen. Daran werden auch die angenommenen Thesen, von denen die erste ja sehr vernünftig ist, nichts ändern. — Da gegen die Annahme der zweiten These kein anderer besonders stichhaltiger Einwand erhoben werden könnte als der des Zeitmangels, so sucht ihm Verfasser im vorhinein damit zu begegnen, dass er behauptet, dass die künstliche Methode in der Schule schneller zum Ziele gelangt als die natürliche im Leben. Dieser Beweis ist dem Verfasser nicht gelungen. Er führt uns einen Menschen vor, der in der Fremde erst nach jahrelangem Aufenthalt die fremde Sprache erlernt. Er müsse ein Wort 10- bis 20mal in verschiedenen Verbindungen hören, bis er dessen Sinn erschliesst, während man in der Schule ein unbekanntes Wort in der Muttersprache angeben und auf diese Weise rasch das Verständnis herstellen könne. Er spricht von einem Ausnahmismenschen, der in der Fremde für sich leben, keinen Freund, keine Ansprache haben würde, der zwar die Menschen sprechen hören würde, aber nur in Sätzen, die auf seine Person keinen Bezug haben. In Wirklichkeit aber lebt ein Fremder in der Familie, ist im Geschäft angestellt, oder als Handwerker in einer Werkstätte beschäftigt u. dgl. In dieser Umgebung hört er in einem Tage sehr viele Sätze, die nur aus einem oder wenigen Worten bestehen, wie z. B. *de l'eau, s'il vous plaît, des ciseaux, s'il vous plaît.* Er

¹⁾ Die Sprachmethoden etc. S. 374, 379 u. ff.

erkennt gleich, dass nur *de l'eau* das gebrachte Wasser und *des ciseaux* die gereichte Schere bedeuten könne. Er selbst weist auf einen Gegenstand mit dem Finger hin und die Umgebung sagt die französische Benennung. Und dann die vielen kurzen, oft aus einem Worte bestehenden Befehlssätze! Er lernt also zuerst einzelne Worte direkt und braucht sie nicht erst 20mal in einem Satze zu hören, um ihre Bedeutung zu ermitteln. Er lernt also ähnlich wie ein Kind seine Muttersprache, worüber ich mich schon einmal, ohne Widerspruch zu finden, geäußert habe.¹⁾ Und erst wenn er diese einzeln gelernten Worte aus einem Satze heraushört, wird er auf das Gespräch aufmerksam und lernt nach und nach auch längere Sätze und Satzgefüge verstehen.

Wenn er immer nur ganze Gespräche der Menschen untereinander hören würde ohne Bezug auf seine Person, so würde er die fremde Sprache überhaupt niemals erlernen. Er genießt aber in der fremden Umgebung einen wirklichen, sachlichen, intensiven Anschauungsunterricht, gerade so wie das Kind, wenn es seine Muttersprache lernt.

Wenn man noch dazu die Intensität der sachlichen Vorstellung berücksichtigt, die sich an jede sprachliche Benennung beim natürlichen Unterricht so sehr assoziiert, dass oft nach einmaligem Hören der Ausdruck gemerkt wird, und daran denkt, dass der Schüler nur dann eine annähernde Intensität der sachlichen und sprachlichen Vorstellung erreicht, wenn er den festen Willen besitzt, sich das Gehörte zu merken, so muss es klar werden, dass die natürliche Spracherlernung viel früher zum Ziele führt wie die sie nachahmende künstliche. Auch bestätigt es allgemein die Erfahrung. Bei der „direkten Angabe der Bedeutung“ eines Wortes beim Vorlesen eines französischen Textes geht es bei einem Ohr hinein, bei dem anderen heraus. Dieser Behelf ist einer der primitivsten beim Sprachunterricht und besitzt gar keinen Wert, da er keine intensiven Vorstellungsinhalte, weder in sachlicher noch in sprachlicher Beziehung hervorruft. Auch die Ansicht, dass bei dem im fremden Lande die Fremdsprache Lernenden die Synthese erst nach längerer Zeit eintritt, bis die „Analyse des fremden Wortmaterials einigermaßen Resultate erzielt hat“ ist nicht richtig, vielmehr tritt sie gleich mit dem ersten Tage des Aufenthalts in dem fremdsprachlichen Gebiete ein, da der Fremde gezwungen ist, sich aus bekannten Gründen seiner Umgebung sobald als möglich verständlich zu machen — also sprachlich produktiv zu sein.

Besprechungen. Freytags *Sammlung französischer und englischer Schriftsteller*. Folgende Ausgaben werden von Dr. Jul. Baudisch kurz besprochen: Bulwer, *The Last of the Barons*, hrsg. von Dr. Meyer. *A Selection from Oliver Goldsmith*, hrsg. von Dr. Stoeriko. Thomas Carlyle, *Heroes and Hero-Worship*, selected and annotated by Louis Hamilton. — 6. Heft. Besprechungen. Heyne, Paul: *Englisches Englisch*. Besprochen von Dr. Julius Baudisch.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Jahrg. 1909. 4. Heft. *Ausgewählte Erzählungen* von Dr. A. Châtelain, für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. Sachs. Empfohlen von Dr. Ellinger. — *Der Kampf um die fremdsprachliche Methode*. Von Gerhard Budde. Günstig besprochen von Dr. Albert Eichler.

Mähr. Ostrau.

A. Winkler.

¹⁾ *Die Sprachmethoden* usw. S. 367 u. ff. und *Hat die anal.-direkte Methode* usw. S. 6 u. ff.

Entstehung des zweiten und dritten Teiles von Shakespeares Heinrich VI.

Die Frage nach der Entstehung des zweiten und dritten Teiles von *Heinrich VI.* ist im Grunde die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Dramen zu den beiden in den Jahren 1594 und 1595 von dem Verleger Th. Millington anonym veröffentlichten Dramen *The First Part of the Contention of the Two Famous Houses of Yorke and Lancaster* etc. und *The True Tragedy of Richard Duke of Yorke, and Good King Henry the Sixt* etc., von denen das erstere bereits 1593 in die Buchhändlerregister eingetragen worden war. Diese beiden Dramen stellen nach der Reihenfolge und dem Inhalte der Szenen — abgesehen von wenigen Abweichungen — genau dieselbe Handlung dar, wie die zwei letzten Teile *Heinrichs VI.*, enthalten aber einen ausserordentlich viel kürzeren und nicht bloss in zahllosen Einzelheiten, sondern auch in vielen grösseren Partien verschiedenen Text. In *2 Heinrich VI.* und dem *First Part* sind nur wenig über 400 Verse ganz gleich, in *3 Heinrich VI.* und der *True Tragedy* etwa 1250 Verse, also fast die Hälfte des Dramas. Dagegen finden sich etwa die Hälfte der gesamten Verse der beiden Heinrichs (von *2 Heinrich VI.* etwa 1350, von *3 Heinrich VI.* etwa 950) nur bei Shakespeare und nicht in den beiden Quartos, wie wir die beiden Millingtonschen Drucke im Gegensatz zu jenen zuerst in der Folio veröffentlichten Dramen der Bequemlichkeit wegen nennen wollen.¹⁾ Eine weitere für das Verhältnis der parallelen Dichtungen wichtige Tatsache ist, dass *3 Heinrich VI.* schon im September 1592 ein bekanntes Drama

¹⁾ Als Quartos erschienen sie allerdings erst in dem Neudruck von 1599.

war. In dieser Zeit des Jahres schrieb Robert Greene sein *Groatsworth of Wit*, etc., wo er in der bekannten auf Shakespeare bezüglichen Stelle den Vers 3 H. VI., I, 4, 137, der auch in der betreffenden Quarto steht:

O Tiger's heart wrapp'd in a woman's hide

parodierte mit den Worten:

Tyger's heart wrapt in a Player's hide.

3 H. VI. muss also spätestens in diesem Jahre geschaffen sein.

Die zahlreichen Theorien über den Zusammenhang und die Entstehung der beiden Doppeldramen auseinanderzusetzen und sie teilweise zu widerlegen, kann nicht die Aufgabe einer Arbeit sein, die auf Grund originaler Forschung eine eigene Lösung der betreffenden Frage erbringen will. Wer sich mit dem Gegenstande selbständig beschäftigen will, wird nicht umhin können, die verschiedenen Ansichten mit den für sie vorgebrachten Argumenten in den Ausgaben von Malone, Knight, Grant White, Delius und in den Aufsätzen von Delius (15. *Shakespeare-Jahrbuch*), Fleay, Jane Lee u. a. zu studieren. Hier mag es genügen, die verschiedenen Möglichkeiten der Erklärung zu nennen.

1. Shakespeare war der alleinige Verfasser von 2 und 3 *Heinrich VI.*, und die beiden Quartos sind nachträgliche Verstümmelungen der beiden Dramen von unbekannter Hand. (Delius.) — 2. Shakespeare verfasste alle vier Dramen in der Weise, dass die beiden Quartos ganz jugendliche Redaktionen waren, welche später von ihm überarbeitet wurden. (Knight; ähnlich Grant White.) — 3. Die beiden Quartos wurden zuerst von einem oder mehreren anderen Dichtern verfasst, und Shakespeare überarbeitete sie in seinen Heinrich-Dramen. (Malone). — 4. Die beiden Heinriche sind ebensowenig von Shakespeare wie die beiden Quartos. (Fleay.)

Die Ansicht von Delius ist unhaltbar. Die beiden Teile von *Heinrich VI.* können in ihrer Gesamtheit nicht von einer Hand herrühren, und diese eine Hand kann nicht die Shakespeares sein: das zeigt der Zwiespalt des dichterischen Stiles und der Metrik. Das Gloster-Suffolk-Margareten-Spiel im zweiten Teile z. B. zeigt in fast allen Partien — wenn auch nicht ganz ungemischt — Shakespeares Kunst der Charakteristik und des stimmungsvollen, prägnanten Ausdrucks, sowie seine sprachschöpferische Kraft, wie sie uns in allen seinen

Dichtungen in steigender Entwicklung entgegnetreten. Neben dieser blühenden Poesie stehen, wie Bäume im Winter, die Wortgefechte der Grossen in andern Teilen, ohne die scharfen, prickelnden Pointen der Streitreden Richards III. mit Lady Anna oder mit der Königin Elisabeth und ihren Verwandten in dem unmittelbar nach *Heinrich VI.* geschriebenen gleichnamigen Drama, ohne den sprühenden Witz der hin- und widerfliegenden Sticheleien in der gleichzeitigen *Verlorenen Liebesmühe* — öde, salzlose Schimpfereien, wie wir sie von rohen Bengeln auf der Strasse hören. Neben jener blühenden Poesie steht z. B. die Szene am französischen Hofe (3 *H. VI.*, III, 3), wo die englische Margarete dem König Ludwig in nüchternem Matter-of-fact-Stil eingehend die Vorgänge des Rosenkrieges erzählt, die sich eben vor unsern Augen auf der Bühne abgespielt haben — eine Ungeschicklichkeit, unerhört für Shakespeare, der Bekanntes höchstens in knapper, graphischer Ausdrucksweise vorträgt, gewöhnlich aber derartige Berichte nur mit ihrem Schlusse und ihrer Wirkung auf den Mitspieler einführt. In dieser Szene benimmt sich der französische König wie ein Kind: nachdem er Margarete ohne das geringste Bedenken seine Hilfe zugesagt hat, zieht er ebenso unbedenklich sein Versprechen zurück, als Warwick erscheint und für Eduard, das Haupt der Weissen Rose, die Hand der Prinzessin Bona erbittet und erhält:

Margarete: Bevor du (Warwick) kamst, war Ludwig Heinrichs Freund.

Ludwig: Das ist er noch; seiner und Margaretens:
Doch wenn dein Anrecht auf die Krone schwach ist,
Wie's Eduards Erfolg wahrscheinlich macht (!),
Dann ist es nur Vernunft, mich zu entbinden
Von jener Hilfe, die ich just versprach.

Jener Roheit und dieser Albernheit kann sich ein Dichter nicht schuldig gemacht haben zu derselben Zeit, wo er den öffentlichen Bussgang der Gräfin Gloster tief pathetisch darstellte, wo er uns an der Leiche ihres erdrosselten Gemahls den ganzen Schauer dieser Schreckenstat durchkosten liess, wo er knapp und machtvoll die wahnwitzige Gewissensangst seines sterbenden Mörders, des Kardinals von Winchester, schilderte, wo er den rührenden Abschied der Königin Margarete von ihrem geliebten Suffolk und den unnatürlichen, aber gerechten Tod dieses Ehebrechers realistisch packend gestaltete. Jene anderen Szenen kann Shakespeare zu keiner Zeit seines Lebens geschrieben haben: der grosse Dichter kann in seinem Schaffen

eben niemals den Eindruck des Stumpfsinns und der absoluten Geschmacklosigkeit hervorbringen.

Dazu kommt, dass die Parallelismen des Gefühls- und Gedankenausdrucks wie der poetischen Formalien, die in den gleichzeitigen Dichtungen recht zahlreich sind, fast ausschliesslich solchen Szenen von *Heinrich VI.* entnommen sind, die ein echt Shakespearesches Gepräge haben; der Fabrikant der andern hat eben nichts, was ein Shakespeare der Wiederholung für wert halten könnte.

Absolut beweisend aber für die Arbeit zweier sehr ungleicher Dichter ist die auffallende Verschiedenheit der Verskunst in den echten und den unechten Teilen, die wir später kennen lernen werden.

Noch weniger als gewisse Teile der beiden Folio-Dramen kann Shakespeare in noch jugendlicherem Alter die beiden Quartos verfasst haben. Auch das beweist deren Metrik unwiderleglich. Wie ich an andern Stellen im einzelnen festgestellt habe,¹⁾ entwickelt sich Shakespeares in stetem Fluss befindliche Verskunst von grosser Regelmässigkeit allmählich zu ungewöhnlicher rhythmischer Freiheit. Wenn nun Shakespeare die beiden Quartos verfasst hätte, so müssten diese allerjünglichsten Produkte eine grössere Regelmässigkeit der Verse aufweisen als die beiden Dramen der Folio. Das Gegenteil ist der Fall. Schon die unechten Teile der Folio-Dramen unterscheiden sich durch eine sehr viel grössere Unregelmässigkeit der Metrik: es finden sich u. a. in jenen Erscheinungen, welche für die Jugendperiode Shakespeares ausgeschlossen sind, so z. B. der relativ häufige Gebrauch von Alexandrinern, überzähligen Silben vor der Zäsur und Anapästen; erst um 1600 traten bei Shakespeare die gleichen Erscheinungen auf. Vergleichen wir nun die Metrik der beiden Quartos mit der der unechten Teile der Folio-Dramen, so ist in jenen die Unregelmässigkeit der Verse noch viel grösser als die der unechten Teile, und zwar bewegt sich die Unregelmässigkeit beider Doppeldramen genau in derselben Richtung. Das heisst: die unechten Teile von 2 und 3 *Heinrich VI.* haben z. B. wesentlich mehr Alexandriner, Anapäste und überzählige Silben als

¹⁾ S. die Einleitung zu meiner *Macbeth*-Ausgabe (Weidmann, 1907) und *Eine neue Methode der chronologischen Shakespeare-Forschung* (*Germanisch-romanische Monatsschrift*, 1. Jahrg. [1909], Juni-Heft).

die echten; die beiden Quartos unvergleichlich viel mehr Alexandriner usw. als die unechten Teile der Folio-Dramen. Die gleiche Richtung der steigenden Unregelmässigkeit ist zugleich ein Beweis dafür, dass die unechten Teile der Folio-Dramen und die beiden Quartos aus der gleichen Quelle stammten, und die grössere Regelmässigkeit jener ihren Grund in der Uebersetzung Shakespeares hatte, dem in jener frühen Zeit die übergrosse metrische Freiheit der Quartos unerträglich war.

Nach dem Gesagten bedarf die vierte Ansicht, dass weder die Quartos noch die Folios von Shakespeare wären, keiner besonderen Widerlegung; übrigens werden sich im Laufe dieser Untersuchung unbestreitbare Zeugnisse von Shakespearescher Maché in den Folio-Dramen ergeben.

Es bleibt also nur Malones Hypothese übrig, dass die Folio-Dramen Shakespeares Uebersetzung der Quartos sind. Die Richtigkeit derselben soll in folgendem nach Stil und Metrik nachgewiesen werden. Sie ist aber nur richtig als Idee, nicht in dem Ausbau und der Beweisführung, welche wir bei ihm finden; die Beweisführung konnte von Delius leicht widerlegt werden, woraus er dann freilich den falschen Schluss zog, dass damit auch die Idee *ad absurdum* geführt sei.

Wie oben bemerkt, enthalten die beiden Folio-Dramen ca. 2300 Verse, die nicht in den Quartos vorkommen. In beiden Ausgaben ganz gleich sind nur ca. 1600 Verse. Neben diesen gibt es nun noch eine grosse Anzahl — 577 in 2 H. VI., 666 in 3 H. VI. —, die nur inhaltlich gleich sind, der Form nach aber verschieden. Malone stellt nun die sehr plausible Theorie auf, dass die in beiden Ausgaben gleichen Partien von dem unbekannten Verfasser der Quartos herrühren, die in den Folios allein vorkommenden von Shakespeare, und dass die inhaltlich gleichen, formal verschiedenen Verse offenkundige Detailverbesserungen des alten Textes von Shakespeares Hand aufweisen. — Diese Sätze können indessen nur dem oberflächlichen, trügerischen Stilgefühl plausibel erscheinen, das in der älteren Shakespeare-Forschung so viel unhaltbare Hypothesen hat begründen müssen; vor der durch Spezialstudium erworbenen Stilkenntnis erweisen sie sich alle als falsch.

Diejenigen Stellen, welche in den Folios und Quartos gleich sind, enthalten zwar vieles, das nicht von Shakespeare herrühren kann, aber daneben, besonders in 3 H. VI., wo sie

so umfangreich sind, manche Parteen, die nachweislich von Shakespeare sind. So z. B. enthält die Szene 3 H. VI., I, 4, 27—180, also vom Ende des Yorkschen Monologes an, nur 18 Zeilen, die nicht in der Quarto B¹⁾ vorkommen, die übrigen 136 Zeilen sind in der Quarto und in der Folio gleich; trotzdem ist diese Szene nach den demnächst zu nennenden zahlreichen Wiederholungen in andern Shakespeareschen Jugendsdichtungen sowie nach der von den unechten Teilen stark abweichenden Verskunst von Shakespeare.

Andererseits enthalten diejenigen Teile, welche nur in der Folio stehen, eine Masse von Stellen, welche wegen der anschaulicheren Ausmalung der Situation, der gründlicheren Ausschöpfung des in ihr liegenden Gefühlsgehalt, der feineren Charakteristik unmöglich von dem älteren einfältigen Dichter, sondern nur von Shakespeare herrühren können; daneben indessen andere, die allein der dichterischen Ohnmacht und Gedankenlosigkeit des älteren Dichters ihr Dasein verdanken können. So enthält der törichtste Teil der vorher schon genannten Szene, 3 H. VI., III, 3, 1—43, wo die Königin Margarethe ihren öden Bericht von den uns soeben vorgeführten Ereignissen gibt, nicht einen Vers, der in der Quarto B und der Folio gleich ist, sondern nur drei, die inhaltlich gleich und formal verschieden sind; die übrigen 40 stehen nur in der Folio. Und doch sind sie offenkundige dichterische Pfuscherarbeit, und ausser dem Worte *longuetied* (22), das auch andere Dichter brauchen, weist keines auf Shakespeare; die späteren Teile der Szene zeigen wenigstens ein paar offenkundige Shakespearesche Retouchen.

Für den oberflächlichen Blick geradezu überzeugend ist die Behauptung, dass die inhaltlich mit den Quartos gleichen und formal verschiedenen Verse der Folio Einzelkorrekturen von Shakespeares Hand enthalten: eine Anzahl von Beispielen wird ihre generelle Richtigkeit erhärten. Sieht man aber genauer hin, so findet man in den Quartos eine Reihe von Stellen von einer Form, welche der ältere Dichter, der bei sehr bescheidenen Ansprüchen an den Inhalt doch immer die poetische Form zu wahren sucht, ihnen niemals gegeben haben könnte. Die falsche Versabteilung, die gewöhnlich fehlende Rhythmik, mitunter auch die Sinnlosigkeit kennzeichnen sie als Verstümmelungen des

¹⁾ Wir bezeichnen die beiden Quartos mit A (*First Part of the Contention*) und B (*True Tragedy*).

Folio-Textes, herrührend von einem schläfrigen Nachschreiber der von der Bühne gesprochenen Worte. Diese Stellen, welche die Erklärung der Entstehung der Quarto- und Folio-Texte sehr erschweren, gaben Delius das kräftigste Argument für die Widerlegung Malones. Tatsächlich aber fallen diese Stellen so wenig ins Gewicht gegenüber den zahlreichen korrekten Partien, welche allein in den Quartos vorkommen und die ganz selbständige Hand eines minderwertigen Dichters verraten, dass die Deliusche Theorie, nach welcher die Quartos nur eine mangelhafte Wiedergabe der von Shakespeare selbständig und allein geschaffenen Folio-Dramen sein sollen, unmöglich auf jene wenigen Verstümmelungen zu gründen ist.

Alle diese Feststellungen sollen nun durch eine Reihe von Beispielen bekräftigt werden.

I. Partien, grössere und kleinere, die in den Quartos und der Folio gleich sind, sind dennoch zum Teil von Shakespeare; das zeigt besonders deutlich die oben genannte Szene 3 H. VI, I, 4.

And made an evening at the noontide prick
(Der Stift bei der Zahl 12 auf dem Zifferblatt der Sonnen-
uhr) 3 H. VI., I, 4, 34.

Ere he (sun) arrive his weary noontide prick. *Lucr.* 781.
the bawdy hand of the dial
Is now upon the noontide prick. *Ro.*, II, 4, 119.

So cowards fight, when they can fly no further;
So doves do peck the falcon's piercing talons.
3 H. VI., I, 4, 41.

Apollo flies, and Daphne holds the chase;
The dove pursues the griffin. *Mids.*, II, 2, 232.

(That raught at mountains with outstretched arms.
3. H. VI., I, 4, 68.

Ebenso für: 'unerreichbares erstreben'
reach at the moon 2 H. VI., III, 1, 158.
reach stars *Gentl.*, III, 156.)¹⁾

Whose tongue more poisons than the adder's tooth.
3 H. VI., I, 4, 112.

with doubler tongue
Than thine, thou serpent, never adder stung.
Mids., III, 2, 73.

Why, now thou hast thy wish . . . why, now thou hast thy
will. 3 H. VI., I, 4, 143.

Die gleiche Spielerei mit *wish* und *will*.
Sonn., 135, 1; *Gentl.*, IV, 2, 93.

¹⁾ Die Klammer bezeichnet eine blossе Ausdrucks-Parallele.

Wouldst have me weep? . . .

For raging wind blows up incessant showers.

3 H. VI., I, 4, 145.

see what showers arise,

Blown with the windy tempest of my heart.

3 H. VI., II, 5, 85.

This shower blown up by tempest of the soul.

John, V, 2, 50.

This windy tempest, till it blow up rain,

Held back his sorrow's tide . . .

At last it rains.

Lu., 1788.

Sighs sind ausserdem *wind* oder *tempest*. 3 H. VI., I, 4, 145; *Ven.*, 965; *Lu.*, 1790; *Lov.*, 7; *As.*, III, 5, 50; *Troil.*, IV, 4, 56; *Ro.*, III, 5, 135; *Macb.*, I, 7, 25. — *Mids.*, I, 1, 131; *John*, V, 2, 50.

Tears als *rain* oder *shower* bezeichnet: *Ven.*, 965; *Lov.*, 7; *As.*, III, 5, 50; *Troil.*, IV, 4, 56. — *Lu.*, 796; *Shrew*, Ind., 1, 125; *Tit.*, V, 3, 161; 3 H. VI., I, 4, 145; *John*, V, 2, 50.

These tears are my sweet Rutland's obsequies.

3. H. VI., I, 4, 147.

My tributary tears I render for my brethren's obsequies.

Tit., I, 1, 100.

Draw you near,

To shed obsequious tears upon this trunk.

Tit., V, 3, 152.

The obsequies that I for thee will keep,

Nightly shall be to strew thy grave and weep.

Ro., V, 3, 16.

(tigers of Hyrcania.

3 H. VI., I, 4, 155.

the Hyrcanian beast.

Ham. a,¹⁾ II, 2, 472.

the Hyrcan tiger.

Macb., III, 4, 101.)

And if thou tell'st the heavy story right,

Upon my soul, the hearers will shed tears.

3 H. VI., I, 4, 160.

Tell thou the lamentable tale of me,

And send the hearers weeping to their beds.

R. II., V, 1, 44.

Here is a captain, let him tell the tale,

Your hearts will throb and weep to hear him speak.

Tit., V, 3, 94.

(weeping-ripe.

3 H. VI., I, 4, 172; *LL.*, V, 2, 274.)

My soul flies through these wounds to seek out thee.

3 H. VI., I, 4, 178.

Through her wounds doth fly Life's lasting date.

Lu., 1728.

¹⁾ *Ham.* a = 1. Quarto. Die betreffende Stelle kommt schon in der ersten Redaktion vor, deren Entstehung ich in die Mitte der Neunziger setze.

In 136 Versen sind also 13 Stellen, die in andern Dichtungen wiederholt werden; das ist eine sehr hohe Zahl, die nicht den geringsten Zweifel lässt, dass wir in diesem Szenenteil Shakespearesche Poesie vor uns haben.

Nicht so viele, aber recht sprechende Parallelen enthält auch die folgende Szene (II, 1) in Teilen, die ebenfalls in B und der Folio gleichlauten.

See how the morning opes her golden gates.
3 H. VI., II, 1, 21.
the eastern gate, all fiery-red
Opening. Mids., III, 2, 391.
the blushing, discontented sun [appears]
From out the fiery portal of the east.
R. II., III, 3, 64.
at the first opening of the gorgeous east.
LL., IV, 3, 223.

Our baleful news
Stab poniards in our flesh. 3 H. VI., II, 1, 98.

So sagt Shylock zu den Nachrichten, die Tubal ihm von seiner Tochter bringt:

Thou stickest a dagger in me. Merch., III, 1, 115.
(Who thunders to his captives blood and death.
3 H. VI., II, 1, 127.)
groans that thunder love. Tw. a¹), I, 5, 275.

Their weapons like to lightning came and went.
3 H. VI., II, 1, 129.
And to 't they go like lightning. Ro., III, 1, 177.

Now my soul's palace is become a prison.
3 H. VI., II, 1, 74.
Körper: palace. Ro., III, 2, 85; Per., V, 1, 122.
prison. Lu., 1726; John, III, 4, 19; Tit., I, 1, 99.

So finden sich auch in 2. H. VI. unter den bei weitem nicht so umfangreichen Stellen, welche sich wortgetreu in A wiederfinden, eine stattliche Anzahl, die offenkundig Shakespeares Hand zeigen. Auch hierfür einige Beispiele:

Your most gracious hands (Henry's), that are the substance
Of that great shadow I did represent.
2 H. VI., I, 1, 13.

sagt Suffolk zum Könige. Die Antithese von *substance* und *shadow* kommt geradezu massenhaft in Shakespeares Jugenddichtungen vor.

¹) Tw. a ist das früher (ca. 1594) gedichtete Viola-Spiel von *Twelfth Night*.

Why droops my lord, like over-ripened corn,
Hanging the head at Ceres' plenteous load?

2 H. VI., I, 2, 1.

Whose blood
Doth make them (the flowers) droop and hang the head.

Ven., 666.

Dem *canker of ambitious thoughts* (2 H. VI., I, 2, 18) entsprechen *canker'd hate* (Rom., I, 1, 102) und *canker-sorrow* (John, III, 4, 82).

The ruthless flint doth cut my tender feet.

2 H. VI., II, 4, 34.

Vom Mitleid oder der Mitleidslosigkeit der Steine ist in Jugenddichtungen öfters die Rede:

A very pebble-stone, and has no more pity in him than a dog.

Gentl., II, 3, 12.

Pity, you ancient stones, those tender babes.

R. III., IV, 1, 99.

Good ground, be pitiful, and hurt me not.

John, IV, 3, 2.

And York and impious Beaufort . . .

Have all lim'd bushes to betray thy wings.

2 H. VI., II, 4, 54.

Dieses dem Vogelfange entnommene Bild wird so häufig auf Menschen angewandt, dass die Stellen nicht alle wörtlich angeführt werden können:

2 H. VI., I, 3, 91; 3 H. VI., V, 6, 13; 17; Gentl., III, 2, 68; Tw. b,¹⁾ III, 4, 82; Haml., III, 3, 68; All's b,²⁾ III, 5, 26; Macb., IV, 2, 34.

But mine (death) is made the prologue to their play.

2 H. VI., III, 1, 151.

Ere I could make a prologue to my brains,

They had begun the play.

Haml., V, 2, 30.

An index and obscure prologue to the history of lust.

Oth., II, 1, 264.

Two truths are told

As happy prologues to the swelling act.

Macb., I, 3, 128.

to perform an act

Where of what's past is prologue.

Temp., II, 1, 253.

let him die, in that he is a fox,

By nature prov'd an enemy to the flock.

2 H. VI., III, 1, 253.

¹⁾ Tw. b ist das später (ca. 1598) gedichtete Malvolio-Spiel von *Twelfth Night*.

²⁾ Auch *All's well that ends well* ist zu zwei verschiedenen Zeiten entstanden: a etwa 1593/94, b etwa 12 Jahre später.

thou hast entertain'd
A fox to be the shepherd of thy lambs.
Gentl., IV, 4, 97.

[He] slanders me with murther's crimson badge (Blut).
2 *H. VI.*, III, 2, 200.
Their hands and faces were all badg'd with blood.
Macb., II, 3, 107.

lean-fac'd (auch *Err.*, V, 1, 237; lean-look'd, *R. II.*, II, 4, 11)
envy in her loathsome cave. 2 *H. VI.*, III, 2, 315.

Die bösen Eigenschaften werden als Bewohner einer Höhle dargestellt, so *Revenge* (*Tit.*, III, 1, 271 und in Pistols poetischen Reden 2 *H. IV.*, V, 5, 39); *murder* (*Tit.*, V, 2, 35); *conspiracy* (*Caes.*, II, 1, 80).

with thy lips . . . stop my mouth;
So shouldst thou . . . turn my flying soul.
2 *H. VI.*, III, 3, 397.
And with thy lips keep in my soul awhile.
3 *H. VI.*, V, 3, 35.

Suffolk. I go.
Queen. And take my heart with thee.
Suffolk. A jewel, lock'd into the wofull'st cask
That ever did contain a thing of worth.
2 *H. VI.*, III, 3, 409.

How careful was I, when I took my way,
Each trifle under truest bars to thrust . . .
But thou, to whom my jewels trifles are, . . .
Thou best of dearest and mine only care, . . .
Thee have I not lock'd up in any chest.
Sonn., 48, 5. 9.

Foul stigmatic (nennt Clifford Richard).
2 *H. VI.*, V, 1, 215.
Foul mis-shapen stigmatic (nennt die Königin Margarethe ihn),
3 *H. VI.*, II, 2, 136.
Stigmatical in making, worse in mind. *Err.*, IV, 2, 22.

II. Andererseits zeigen solche Szenen, deren grösserer Teil nur in der Folio zu finden ist, wenig oder nichts von den Shakespeareschen Stileigenheiten, so z. B. gleich die erste Szene (2 *H. VI.*, I, 1) in ihrem ersten Teile (1—213), von dem 99 Verse allein in der Folio stehen und nur 41 der Folio und Quarto gemeinsam sind. Es herrscht durchweg ein langweiliger, dichterisch kahler *matter-of-fact*-Stil, und von dem Jugendstile Shakespeares, der in den ersten Neunzigern auf der Höhe steht und in den echten Teilen hier auch unverkennbar hervortritt, ist nichts zu merken. Nur an einer Stelle wird Shakespeares Hand sichtbar:

(Fatal this marriage, cancelling your fame,)
 Blotting your names from books of memory,
 Razing the characters of your renown.

2 H. VI., I, 1, 100.

Die Worte erinnern sofort an

My name be blotted from the book of life.

R. II., I, 3, 202.

The painful warrior . . . once foil'd
Is from the book of honour razed quite.

Sonn., 25, 11.

'Tis not my meaning

To raze one title of your honour out. R. II., II, 3, 75.

Dagegen ist das Wort *yclad* an einer andern Stelle der Folio (33) ein sicheres Zeichen, das Shakespeare nicht der Verfasser ist. Er braucht diese bei Spenser häufigen alten Partizipien nie; nur Armado und Holofernes (*LL.*) legt er zur Kennzeichnung ihrer Pedanterie das Wort *ycleped* in den Mund.

Dasselbe ist von den Szenen II, 2; IV, 4; V, 1 (bis etwa 150) und von V, 2 zu sagen. In 3 H. VI. gehören hierher die Szenen III, 3 (bis 43); IV, 3; IV, 4; IV, 5; IV, 7. Sie sind alle nicht von Shakespeare dem Stile nach, wie schon — im Gegensatz zu den echten Teilen — das Fehlen der Parallelismen mit andern Dichtungen beweist; sind aber doch ihrer Hauptmasse nach nur in der Folio vertreten.

Einige Beispiele mögen zeigen, dass nicht alles, was allein in der Folio zu finden ist, von Shakespeare sein kann. Die öden, pointelosen Schimpfereien im Beginn von 2 H. VI., II, 1 sind ganz auf dem Niveau derer von 1 H. VI. und können ebenso wenig wie jene Shakespeare zum Urheber haben. Als die Königin (IV, 4) mit dem Kopfe ihres Geliebten Suffolk auftritt (!), den ihr seine Mörder gesandt haben, hält sie folgende Rede:

Oft have I heard that grief softens the mind,
And makes it fearful and degenerate;
Think (Selbstanrede!) therefore on revenge, and cease to weep.
But who can cease to weep and look on this?
Here may his head lie [,] on my throbbing breast:
But where's the body that I should embrace?

Hier finden wir die durchgehende Unfähigkeit des X, Pathos zu erzeugen; statt dessen erfindet er eine sensationelle Situation von abstossender Hässlichkeit: die Königin tritt ein mit dem abgeschlagenen Haupte Suffolks, das sie natürlich an den Haaren tragen muss, und drückt es an ihren Busen. Sie muss es die ganze Szene hindurch mit sich herumtragen, denn sie spricht

noch ganz am Schlusse derselben. Der König, gerade er, fragt seine Gemahlin teilnahmsvoll:

How now, Madam!

Still lamenting and mourning (X sagt, wie öfters, zweimal dasselbe; genau genommen, ist es ein Antiklimax) for Suffolk's death?

Wer unserm Dichter eine derartige Situation und das Geschwätz, das sie begleitet, zuspricht, der tut ihm wirklich unrecht.

Die ganze Szene V, 1 ist äusserst ungeschickt gearbeitet: York kommt von Irland mit Truppen, um Heinrich vom Thron zu stossen; zeigt aber auf die ihm von Buckingham überbrachte falsche Meldung, dass sein Feind Somerset im Tower sei, eine so vollkommene plötzliche Unterwürfigkeit (48 ff.), dass sie nicht in Einklang zu bringen ist weder mit dem Zwecke, um dessentwillen er in England einfällt, noch mit seinem späteren renomistischen Uebermute (88 ff.). Auch der König fällt hier ganz aus der Rolle: er spricht zu dem Empörer Warwick so männliche Worte (161 ff.), wie wir sie in den beiden Dramen niemals von ihm hören. Hier kommt auch die schöne Streitrede vor, die einem Knabenwitz entsprungen zu sein scheint:

Clifford. Why, what a brood of traitors have we here?

York. Look in a glass, and call thy image so: (!)

I am thy king, and thou a false-heart (?) traitor.

2 H. VI., V, 1, 142.

Das alles steht nur in der Folio; aber solche Dummheiten kann niemand Shakespeare im Ernste zutrauen.

In V, 2 stirbt in der Schlacht Clifford mit den passenden Worten:

La fin couronne les œuvres (!)

und York hält dem von ihm gefällten Feinde eine, wenn sonst nicht, so doch durch ihre Einfalt rührende Leichenrede:

Thus war hath given thee peace, for thou art still (!).

Peace with his soul, heaven, if it be thy will. (29)

X hätte dem armen Toten sicherlich nicht diesen bedingten Frieden gewünscht, wenn er auf *still* einen besseren Reim gefunden hätte als *will*.

In 3 H. VI. ist III, 3 ohne Zweifel von dem Unbekannten, wie u. a. folgende Leistungen beweisen. Die Königin Margarete kommt als Hilfesuchende zum Könige von Frankreich, selbstverständlich nicht inkognito. Er redet sie an mit ihrem Titel und Namen:

Fair Queen of England, worthy (!) Margaret.

Trotzdem gibt sie in der folgenden Rede ihr Nationale an:

I was, I must confess (!),
Great (!) Albion's queen in former golden days.

Als Ludwig fragt

Why, say, fair queen, whence springs this deep despair?

gibt sie eine absolut nichtssagende Antwort, die einen ungeschickten Versuch des X, Rührung zu erzeugen, darstellt:

From such a cause as fills mine eyes with tears,
And stops my tongue (sie spricht fast allein), while heart is
drown'd in cares.

Und der König, pflichtschuldigt ergriffen, spricht die aufrichtenden Worte:

Whate'er it be, be thou still like thyself (!),
And sit thee by our side.

Das ist nicht verständige Menschenrede — von Poesie ganz zu schweigen —, sondern stumpfsinniges Geschwätz, wie es sich an keiner Stelle einer Shakespeareschen Dichtung findet, hier aber die ganze Szene füllt.

Obgleich diese Reden nur in der Folio geführt werden, stehen sie doch genau auf dem Niveau anderer derselben Szene, welche sich in Folio und Quarto zugleich finden. Als Warwick erschienen ist und um die Hand der Prinzessin Bona, der Schwester seiner Gemahlin, angehalten hat, will Ludwig als solider Schwager und naiver König sich zunächst überzeugen, ob die Werbung auch nicht aus rein egoistischen Motiven hervorgegangen ist, und ob Eduard seine Schwägerin, wenngleich er sie nie gesehen hat, von Herzen liebt. Er richtet also an Warwick Worte, in denen von der französischen Courtoisie wenig zu spüren ist:

Then further, all dissembling set aside,
Tell me for truth (!) the measure of his love (!)
Unto our sister Bona.

Warwick. Such it seems (!)
As may beseem (!) a monarch like himself.

Also er liebt sie dem Anschein nach so, wie es sich für einen König schickt zu lieben. In den folgenden Worten setzt er dann dem Wunsche des Königs gemäss in der Tat „jede Heuchelei beiseite“:

Myself have often heard him say and swear
That this his love was an eternal plant,
Whereof the root was fix'd in virtue's ground,
The leaves and fruit maintain'd with beauty's sun.

Und nach einigen dreissig Versen erhält Warwick von seinem

Bruder Montague einen Brief und König Ludwig einen von König Eduard (!), beide mit der Nachricht, dass der glückliche Bewerber um Prinzessin Bona trotz der für die Ewigkeit in seinem Herzen wurzelnden Liebespflanze sich soeben mit einer andern schönen Frau vermählt hat. — So was ist doch noch nicht dagewesen! soll hier der naive Zuschauer nach des Verfassers Absicht ausrufen.

Es ist leicht zu behaupten, dass Shakespeare der Verfasser des ganzen *Titus Andronicus*, des ganzen *Heinrich VI.*, des ganzen *Timon* war; aber es ist äusserst schwer, nein, unmöglich, es für alle einzelnen Stellen glaubhaft zu machen. Derjenige, der diese sinnigen Reden ersann, diesen Ueberraschungseffekt erdachte, war ein kindlicher Mann von den bescheidensten Geistesdimensionen, aber ein Dichter war er nicht.

Wenn die Königin Elisabeth — nur in der Folio — den Widerwillen gegen ihre Erhöhung bei den Brüdern des Königs Eduard und den Grossen besiegen will durch Worte wie die folgenden:

And meaner than myself have had like fortune.
But as this title honours me and mine,
So your dislike, to whom I would be pleasing (Stil?),
Doth cloud my joys with danger and with sorrow.

3 H. VI., IV, 1, 71,

so ist dieses Gerede doch nur dem naiven X auf die Rechnung zu schreiben.

Man wird im Laufe einer gründlichen Lektüre an dieses langweilige, prosaische Gerede, das hier und da mit poetischen Floskeln (wie oben *cloud my joy*) verbrämt ist, so gewöhnt, dass man die Hand des biedern Zimmermanns, der so gern ein Kunstschreiner sein möchte, immer sogleich herauskennt. So in IV, 4 (fast allein in der Folio), IV, 5, IV, 8 und V, 2. In IV, 5 kommt Gloster nach Middleham Castle, um seinen Bruder Edward, der hier vom Erzbischof von York gefangen gehalten wird (eine bereits aus Szene 3 und 4 bekannte Tatsache), zu befreien. Der Anfang ist so ungeschickt, dass er überhaupt von keinem Dichter, sondern nur von einem geistesarmen Manne herrühren kann. Gloster nimmt Hastings und Stanley zu dem Unternehmen mit, sagt ihnen aber vorher nichts, damit er ihnen auf der Bühne eine ausführliche Darstellung der uns zum Teil bekannten Sachlage geben kann, er beginnt:

Leave off to wonder why I drew you hither.

Also den ganzen Weg haben sie sich gewundert, was er wohl vorhabe, wohin er sie führe; aber er hat kein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Das ist die Kindlichkeit des X. Shakespeare würde begonnen haben etwa:

Hier sind wir nun; dies ist der Park, worin
Der gute Erzbischof, wie ich euch sagte,
In Freiheit meinen Bruder täglich jagen lässt.

Ich halte es auch für unmöglich, dass Shakespeare den Ausdruck

My mercy dried their water-flowing tears.

3. H. VI., IV, 8, 43.

gebraucht haben könnte.

III. Wenden wir uns nun den Versen zu, welche den gleichen Inhalt, aber eine verschiedene Form in den Quartos und der Folio haben, so ist der fast durchgehende Eindruck, dass in ihnen Korrekturen Shakespeares vorliegen. Sehen wir uns darauf hin den ersten Teil (1—210) von 3 H. VI., I, 1 an, der als Ganzes jedenfalls von X herrührt.

B. Lord Stafford's father . . .

Is either slain or wounded dangerously

Sh. dangerous. (11)

Es ist keine Frage, dass der Versschluss *dangerous* schöner ausklingt und viel mehr Gewicht auf die Gefährlichkeit der Verwundung legt.

B. Fäthër that this (the wounding) is true, behold his

bloud (13)

Sh. That this is true, fäthër, behold his blood.

Der erste Vers ist lahm; der zweite lenkt durch den aufregenden Trochäus nach der Zäsur die Aufmerksamkeit viel stärker auf die Handlung Eduards, der auf seinem Schwerte dem Vater Staffords Blut zeigt.

B. Weele all assist | thee||, and he | that flies shall die

Sh. We'll all assist | thee; || he | that flies shall die. (30)

X braucht die überzählige Silbe vor der Zäsur relativ häufig; Shakespeare vermeidet sie in dieser Periode seiner Verskunst; und ausserdem gewinnt der letzte Satz an Energie, wenn die überflüssige Verbindung mit *and* fällt.

Unless . . . York be king

B. And bashfull Henrie be deposde, whose cowardise

Sh. And bashful Henry depos'd, whose cowardlice (41)

X braucht ohne Bedenken Alexandriner, Shakespeare läuft nur hin und wieder einer mit unter; hier ist er leicht fortgeschafft, weil das zweite *be* ganz überflüssig ist; es tritt dann allerdings ein Anapäst an die Stelle des Jambus.

- B. Then leave me not, my Lords; for now (!) I meane
To take possession of my right.
Sh. Then leave me not, my Lords; be resolute; (43)
I mean to take possession of my right.

X hat eine grosse Menge von verkürzten Versen, besonders die achtsilbigen sind bei ihm ausserordentlich häufig, ohne dass er, wie hier, damit irgend eine bestimmte poetische Absicht verbindet. Shakespeares Verse sind dichterisch wirksamer ohne die Versfüllung *now* und seiner Neigung entsprechend unverkürzt.

- B. Ile plant Plantagenet, and root him up who dares.
Sh. I'll plant Plantagenet, root him up who dares. (48)

Shakespeare hat hier wieder einen Alexandriner beseitigt.

- B. Looke Lordings where the sturdy rebel sits.
Sh. My lords, look where the sturdy rebel sits. (50)

Hier liegt genau dieselbe durch den Trochäus nach der Zäsur erreichte Wirkung vor wie bei 13.

- B. And if I be not (revenged), heavens be revengd on me
Sh. If I be not, heavens be reveng'd on me. (57)

An Stelle eines matten Alexandriners ein dramatischer Quinar, und *I* muss notwendig den Ton haben.

Als Warwick York auf den Königsthron im Westminsterpalast gesetzt hat, erscheint plötzlich König Heinrich mit den ihm anhängenden Grossen, die alle ausser sich über diese Frechheit sind; Westmoreland ruft:

- B. What? shall we suffer this, lets pull him downe[.]
My hart for anger breakes, I cannot speake.

Der letzte Vers wirkt komisch gegenüber der Energie des ersten: aufs Sprechen kommt es hier gar nicht an: daher

- Sh. My heart for anger burns; I cannot brook it. (60)

- B. I am thy soveraigne. — Thou art deceiv'd: I am thine.

Das *Thou art deceiv'd* würde selbst als scherzhafte Wendung recht schwach sein; Shakespeare kann solche Kindlichkeiten nicht stehen lassen, wo er, wie in dieser Szene, seine bessernde Hand anlegt. So wird aus dem überflüssigen Alexandriner ein viersilbiger Vers:

- Sh. I am thy soveraign. — I am thine. (76)

- B. Why, he is both king and Duke of Lancaster.
Sh. He is both king and duke of Lancaster. (87)

X hat die Manier, die auch der oder die Verfasser von *George-a-Green* und von *Arden of Feversham* zeigen, den Vers äusserlich lebendiger zu machen durch eine unrhythmisch vorgesetzte Partikel, wie *why*, *ay*, *nay*, *oh*, *ah*, auch *and* und *sir*. Da sie

fast immer überflüssig sind, so werden sie von Shakespeare meist ausgemerzt.

B. Urge it no more, least in revenge thereof,
I send thee Warwike such a messenger,
As shall reveng his death before I stirre.

Sh. Urge it no more, lest that, instead of words, etc. (98)

Zur Vermeidung des zweimaligen *revenge*.

B. My titles better far than his (der bekannte Achtsilber).
Sh. My title's good, and better far than his. (130)

B. Think you thät wëre prëjudicial to the Crowne?
Sh. Think you 'twere prejudicial to the crown. (144)

X braucht auch häufig Anapäste; dieser hier ist sehr ungeschickt, weil die betonteste Silbe *pre-* nur einen Nebenton hat und dadurch der Vers ganz unrhythmisch wird.

B. Wright (write) up his title||with thy usurping blood.
Sh. Write up his title with usurping blood. (169)

Hier ist Shakespeares Verbesserung ganz offenkundig; denn er hat schlecht verbessert: um die überzählige Silbe vor der Zäsur auszumerzen, hat er das durchaus notwendige *thy* getilgt.

York verlangt, dass ihm die Krone nach Heinrichs Tode zufalle; dann will er diesen ruhig regieren lassen; darauf antwortet der König:

B. King. Convey the souldiers hence, and then I will.
War. Captaine conduct them into Tuthill fields.
Sh. King. I am content: Richard Plantagenet,
Enjoy the kingdom after my decease. (174)

Hier ist eine von den vielen Stellen der Quartos, in denen ein ganz selbständiger Text vorliegt, und welche beweisen, dass der Quarto-Text unmöglich als die bloße Verstümmelung des Shakespeareschen aufgefasst werden kann. Der Gedanke, der in den Versen des X liegt, war Shakespeare wieder zu kindlich, und die Hineinziehung von Tuthill zu kleinlich.

B. My Lord Ile take my leave, for Ile to Wakefield
To my castle. (Gehört zur ersten Verszeile.)
Sh. Farewell, my gracious lord; I'll to my castle.

Der Vers der Quarto ist ein falsch gedruckter Septenar, eine Versart, die in den ganz selbständigen Teilen der Quartos, d. h. also solchen, von denen nichts in der Folio steht, gar nicht ganz selten ist. Ueberhaupt hat die Verskunst des X mit ihrem häufigen Wechsel von 4-, 5-, 6- und 7füßigen Jamben eine gewisse Aehnlichkeit mit der Versifikation von Peele's *Arraignement of Paris*, wo dieser Wechsel noch viel häufiger auftritt. Shakespeare gebraucht den Septenar viel seltener,

meistens in der Form, dass die beiden letzten Jamben als besondere Zeile gedruckt werden, seltener erscheint er in der Folio als eine Zeile, aus welcher dann die deutschen Herausgeber jedesmal zwei Zeilen machen, als ob das selbstverständlich wäre, während doch mitten in einer Rede, wo von einer grösseren Gedankenpause und einer deshalb vorgenommenen Versverkürzung nicht die Rede sein kann, ein zweifelloser Septenar vorliegt. Aber Shakespeare liebt diesen langen Vers nicht, wie er überhaupt in der Jugend für strengen metrischen Bau ist, und hat ihn hier in einen Quinar verwandelt.

Diese Szene ist einer genaueren Betrachtung unterzogen worden, weil sie sicher nicht von Shakespeare ist. Das beweist der lederne Stil, die bekannte Prosa in Jambenform, verziert mit einigen grossartigen Worten und übertreibenden Wendungen; der undramatische, pointelose Dialog, das kindliche Zanken, die blöde Renommisterei, mit welcher der Verfasser nach dem Muster Marlowes Heldenhaftigkeit darzustellen vermeint, und eine Anzahl von logischen Naivetäten. Die letzteren sollen hier nicht wieder aufgezählt werden; aber von dem stumpfen Gezänk und der Renommisterei mögen ein paar Beispiele folgen.

York hat sich auf den Königsthron im Westminsterpalast gesetzt und geht nicht herunter, als König Heinrich mit seinen Anhängern eintritt. Diese kindliche Situation begleiten folgende Reden (76):

Exeter.	For shame, come down: he (König Heinrich) made thee Duke of York. (77)
York.	'Twas my inheritance, as the earldom was.
Exeter.	Thy father was a traitor to the crown.
Warwick.	Exeter, thou art a traitor to the crown (!) In following this usurping Henry.
Clifford.	Whom should he follow but his natural king?
Warwick.	True, Clifford; and that's Richard Duke of York. (!)
King Henry.	And shall I stand, and thou sit in my throne?
York.	It must and shall be so: content thy self.
Warwick.	Be (Henry) Duke of Lancaster; let him (York) be king usw.

Solch ein Dialog findet sich auch in dem jugendlichsten unbestritten echten Drama Shakespeares nicht; er kann nur von einem beschränkten Manne herrühren, der sich einbildet, ein Dichter zu sein. — Warwick renommiert (45):

Neither the King, nor he that loves him best,
The proudest he that holds up Lancaster,
Dares stir a wing, if Warwick shake his bells.

Westmoreland (95):

Plantagenet, of thee, and these thy sons,
 Thy kinsmen, and thy friends, I'll have more lives
 Than drops of blood were in thy father's veins.

Diese Szene enthält ausserdem, wie natürlich, gar keine Parallelen mit anderen Dichtungen Shakespeares. Die Metrik ist ebenfalls die des X, der, wie später gezeigt werden wird, weit mehr Alexandriner, Anapäste und irreguläre Verse hat als Shakespeare. So ist es denn nicht zweifelhaft, dass Shakespeare in dieser Szene als blosser Retoucheur eines älteren Textes auftritt, der unretouchiert sich in der Quarto B vorfindet. Wenn aber einmal eine derartige Tätigkeit nachgewiesen ist, so ist es überflüssig, die Hunderte von anderen Stellen anzuführen, an denen sie ebenfalls geübt wird.

IV. Dagegen kann nicht bestritten werden, dass der Quarto-Text eine Reihe von Stellen enthält, die als Verstümmelungen des in der Folio enthaltenen Textes gelten müssen. Diese unterscheiden sich von den eben angeführten dadurch, dass sie nicht bloss eine simplere Poesie oder versifizierte Prosa, wie wir sie Shakespeare nicht zutrauen können, nicht bloss eine unregelmässigere, unrhythmischere Verskunst zeigen, als sie Shakespeare in seinen Jugenddramen übt: sondern gar keine Poesie und vor allem gar keine Verskunst. Diese Stellen können nicht von X herrühren, dessen wenigstens äusserlich korrekte Mache wir aus den zahlreichen selbständigen Teilen, welche die Quartos enthalten, kennen. Sie können auch nicht dem Setzer der Quartos als Druckfehler zur Last gelegt werden, veranlasst durch seine mangelhafte Auffassung der Worte und der Verse des ihm diktierten Textes: denn es handelt sich eben nicht bloss um einzelne falsche Worte oder um falsch abgeteilte, wenn auch sonst richtige Verse. Sie können nur herrühren von einem handwerksmässigen Stenographen, einem Nachschreiber des von der Bühne gesprochenen Wortes, der weder von Poesie noch Verskunst eine Ahnung hatte.

Betrachten wir z. B. den Teil der von X gedichteten Szene 3 H. VI., III, 3, welcher zum grössten Teil in der Quarto und der Folio gleichlautend ist:

Sh. And after John of Gaunt, Henry the Fourth, (83)
 Whose wisdom was a mirror to the wisest.

B. And after John of Gaunt, wise Henry the Fourth.
 Whose wisdom was a mirrour to the world.

Indem der Nachschreiber das *wisdom* des zweiten Verses im ersten vorwegnimmt, zerstört er dessen Metrum. Dieses ist wahrscheinlich ein Gedächtnisfehler des Darstellers der Rolle, welchen der Nachschreiber gedankenlos aufnahm. X kann ihn nicht gemacht haben.

Sh. Oxford, how haps it, in this smooth discourse (88)

You told not how Henry the Sixth has lost."

All that which Henry (dreisilbig) the Fifth had gotten.

(Die Verse sind nach Stil und Metrik ganz im Charakter der Poesie des X.)

B. Oxford, how haps that in this smooth discourse.

Der Nachschreiber empfindet die Auslassung der Konjunktion *that* nach der unpersönlichen Wendung als Härte, setzt sie deshalb ein und läßt das ganz unerlässliche *it* fort.

All that Henry the Fifth had gotten.

Allerdings ist das von dem Nachschreiber ausgelassene *which* sehr überflüssig; aber er merkt nicht, dass es vom Metrum gefordert wird.

Sh. Why, Warwick canst thou speak against thy liege, (95)

Whom thou obeyed'st thirty and six (!) years

And not bewray thy treason with a blush?

B. Why, Warwick canst thou denie thy liege.

Kein Vers. Wir haben hier einen Nachschreiberfehler, der in der Quarto A des *Hamlet* ziemlich häufig vorkommt: da es nach der sehr unvollkommenen Brightschen Stenographie, welche damals allgemein gebraucht wurde, für die verschiedenen Ausdrücke eines Begriffs gewöhnlich nur ein Zeichen gab, so ist hier ein falsches Synonymum eingesetzt. Ein Druckermisverständnis ist hier ausgeschlossen.

And bewray thy treason with a blush.

Das ausgelassene *not* macht den Vers sinnlos.

Sh. Call him my king by whose injurious doom (101)

My elder brother, the Lord Aubrey Vere,

Was done to death?

B. Call him my king by whom my

Brother the Lord Awbray Vere was done to death?

Im ersten Verse kam der Nachschreiber nicht mit; er setzte für die ausgelassenen Worte *by whom* ein, was dem Sinne nach ganz korrekt war; den zerstörten Vers konnte er aber nicht wiederherstellen.

Sh. King Lewis. Queen Margaret, Prince Edward (dreisilbig?)
and Oxford, (109)

Vouchsafe, at our request, to stand aside,

While I use further conference with Warwick.

Queen. Heavens grant that Warwicks words bewitch him
not!

(Dieser Vers steht nicht in B; er könnte eine passende Einlage von Shakespeare sein, oder vom Nachschreiber ausgelassen.)

King. Now, Warwick, tell me even upon thy conscience,
Is Edward your true king? for I were loth
To link with him that were not lawful chosen.

B. Lewes. Queene Margaret, prince Edward and
Oxford, vouchsafe to forbear a while,
Till I doe talke a word with Warwike.
Now Warwike even upon thy honor tell me true;
Is Edward lawful king or no?
For I were loath to link with him, that is not law-
full heir.

Auch ein Dichter wie X könnte solche Verse nicht schreiben; er würde auch nicht in einem Verse *lawful king* und im nächsten *lawful heir* gesagt haben. Der Nachschreiber hat wieder ähnliche Ausdrücke eingesetzt für die im Text gebrauchten und dadurch so fehlerhafte Verse geschaffen wie: *Oxford, vouchsafe to forbear a while*.

Noch eine Stelle aus IV, 1, einer Szene, die ebenfalls von X herrührt. Auf die Frage Eduards, ob er ihm eine Frau verschaffen solle, antwortet Clarence:

B. Naie, you plaide the broker so ill for your selfe, (61)
That you shall give me leave to make my
Choise as I thinke good, and to that intent,
I shortlie meane to leave you.

Sh. In choosing for yourself, you show'd your judgment;
Which being shallow, you shall give me leave
To play the broker in mine own behalf;
And to that end I shortly mean to leave you.

K. Edw. Leave me, or tarry, Edward will be king,
And not be tied unto his brother's will.

Diese rohe Antwort, die Clarence dem Könige gibt, ist ebenso wenig von Shakespeare, wie die stumpfe, wenig passende Erwiderung, die er vom Könige darauf erhält, und wie — abgesehen von ein paar Retouchen (z. B. 46—46; 98) — die ganze Szene. Dagegen enthält das, was in Quarto B steht, noch eine Verderbnis des Xschen Textes. In der Folio steht *broker* an der richtigen Stelle, in B ist es aus seinem Kontext herausgerissen und unpassend verwandt; ausserdem sind die ersten drei Zeilen keine Verse, die letzte ist ein unvollständiger. Hier liegt eine ganz unzweifelhafte Verstümmelung des Nachschreibers und nicht des Setzers vor.

Bei 2 H. VI., in dem die Zutaten Shakespeares viel um-

fangreicher sind, finden wir mehrfach Verstümmelungen seines Textes in A, z. B. als Herzog Gloster von seiner Gattin scheidet (II, 4):

A. Then is he gone, is noble Gloster gone, (87)
And doth Duke Humphrey forsake me too?

Dass Shakespeare in dieser von ihm überarbeiteten Szene, die so rührend ist, wie nur er, und nicht X, sie gestalten konnte, dreimal dasselbe gesagt haben sollte, ist ausgeschlossen. Bei ihm steht nur

Sh. Art thou gone too?

und dann die schönen Worte, die nur in der Folio stehen:

all comfort go with thee!
For none abides with me: my joy is death;
Death, at whose name I oft have been afeard,
Because I wish'd this world's eternity.

Und wiederum in der grossen Szene III, 4, die, wie alle von dem tragischen Schicksal des edlen Gloster handelnden, den Stempel des Shakespeareschen Genius trägt, sagt der König, nachdem sein Oheim von seinen zahlreichen Feinden der schlimmsten Vergehen beschuldigt und in Gewahrsam geführt worden ist, auf die Frage seiner Gemahlin, ob er die Ratsitzung verlassen wolle:

A. Ay, Margaret, my heart is kild with griefe, (198)
Where I may sit and sigh in endless mone,
For who's a Traitor, Gloster he is none.

Das sind sinnlose Worte. Vor *Where I may sit* fehlt ein Hauptsatz wie *I will go*; und die beiden letzten Verse sind eine Verstümmelung des Shakespeareschen Schlusscouplets.

Sh. Ay, Margaret; my heart is drown'd with grief.

Dann kommt (nur in der Folio) eine lange pathetische Rede von 23 Versen, in der der König Gloster in bekannter realistischer Art mit dem Kalbe vergleicht, das der fühllose Schlächter von seiner Mutter fort zum Schlachthause schleppt, und sich mit der letzteren, die vor Jammer brüllend umherläuft, aber weiter nichts tun kann bei dem Verlust ihres Lieblings. Vielleicht fiel die Rede bei der Vorstellung aus. Sie schliesst mit dem Reimpaar:

His fortunes will I weep, and 'twixt each groan (221)
Say, 'Who's a traitor, Gloucester he is none.'

In der Szene V, 1 wird wieder der Text des X verstümmelt. Hier ruft York gegen die „Köter“ seiner Feinde seine beiden „Bären“, Warwick und Salisbury, zu Hilfe. Als sie erscheinen, ruft

A. Clifford. Are these thy beares? weelee baite them soone,
Despight of thee, and all the friends thou hast.
War. You had best go dreame againe.

Eine ganz sinnlose Antwort.

Sh. Are these thy bears? we'll bait thy bears to death (148)
Nun kommt in der Folio ein langes Gespräch von fast 50 Zeilen,
an dessen Schluss York sagt:

I am resolv'd for death or dignity (Königswürde). (194)
Clif. The first I warrant thee, if dreams prove true.
War. You were best to go to bed and dream again.

Vielleicht wurde der Nachschreiber abgerufen oder irgendwie gestört; das ganze Gespräch blieb weg, und er fügte den letzten Vers sinnlos an die lange vorher gesprochenen Worte Cliffords.

Die verstümmelten Stellen nehmen in den Quartos keinen grossen Raum ein; ihr Text ist viel korrekter als z. B. der der Quarto A von *Hamlet*. Deshalb ist auch die Theorie, dass die Quartos weiter nichts als eine auf piratischem Wege hergestellte Verstümmelung der Shakespeareschen Originaldichtungen 2 und 3 H. VI. seien, unhaltbar; wäre das der Fall, dann müssten die Verderbnisse viel zahlreicher sein.

Wie aber ist es nun erklärlich, dass die Verstümmelungen sich sowohl an Stellen und Szenen knüpfen, die eine minderwertige Poesie enthalten, als an solche, die offenkundig von Shakespeare herrühren? Wenn der Hersteller der beiden Quartos den vollständigen Text zweier älteren Dramen seinem Machwerk zugrunde legte und diesen durch Einfügung Shakespearescher Zutaten vervollkommen wollte, so dürfte er seine Versehen doch nur bei den letzteren begangen haben; die Teile jener alten Dramen mussten dann doch korrekt abgedruckt werden.

Das wäre auch ohne Zweifel geschehen, wenn der Macher der beiden Quartos einen vollständigen Text jener älteren Dramen besessen hätte. Den besass er offenbar nicht, sondern nur Teile. Dass er Teile besass, ist zweifellos: denn sonst wäre er ausserstande gewesen, seinem Machwerke jene dichterisch minderwertigen Partien von selbständigem Inhalt und gleichartigem Stil, von denen in Shakespeares 2 und 3 H. VI. nichts zu finden ist, einzuverleiben. Andererseits aber musste der Pirat auch gewisse — wenige — Teile von dem Bühnenmanuskript der Shakespeareschen Uebersetzung sich durch Bestechung abschriftlich angeeignet haben. Denn es finden sich in den beiden Quartos Szenen, die unverkennbar die Kenn-

zeichen Shakespearescher Kunst aufweisen und mit den entsprechenden in 2 und 3 *H. VI.* wortgetreu übereinstimmen.

Die Entstehung der beiden Folio-Dramen und der beiden Quartos muss also folgendermassen erklärt werden:

Shakespeares Gesellschaft hatte von einem uns unbekannten Dramatiker zwei Historien erworben und aufgeführt, welche die Regierungszeit Heinrichs VI. mit den Kriegen der Rosen darstellten. Die Mache war minderwertig. Und da ihr Mitglied Shakespeare bereits reichliche Proben einer hervorragenden dramatischen Begabung gegeben hatte, so wurde ihm etwa um 1590 die Aufgabe gestellt, die beiden Historien dichterisch aufzumuntern und bühnenwirksam zu machen — eine wenig anziehende Arbeit für ein Originalgenie, die aber geleistet werden musste. Aber auch in dieser scheinbar handwerksmässigen Zustutzung bewies sich sein überlegenes Künstlertum. Das letzte Drama, das fast nur von Kämpfen handelte, liess er vorwiegend in seiner älteren Gestalt. Dagegen verwandte er seine ganze Kraft auf das Margarete-Gloster-Spiel des ersten Dramas. Die hierher gehörigen Szenen zeigen alle, wie auch die Parallelismen in anderen seiner Dichtungen beweisen, seine feinere Seelenkunde, seine tiefere Empfindung, seine Geistesschärfe und die dramatische Schlagkraft seines Dialogs, Eigenschaften, welche dem älteren Dichter abgehen. In ihnen ist nur wenig von dem älteren Text erhalten geblieben. Wie das aber bei Bearbeitungen, die eben keine Neuschöpfungen sind, natürlich ist, sind andere Szenen, die den Dichter weniger interessierten, in ihrer geistigen und dichterischen Unbeholfenheit ganz stehen geblieben oder haben mehr oder weniger Retouchen erhalten. Mitunter sind grössere Teile von Szenen umgearbeitet, mitunter kleinere Teile neu eingefügt. So ist in der sonst wenig geänderten Szene 2 *H. VI.*, V, 2 der Monolog Cliffords an der Leiche seines greisen Vaters, den wir noch besonders betrachten werden, ohne Zweifel Shakespeares Arbeit. In solchen Szenen kann man den weiten Abstand zwischen dem Originaldichter und dem Bearbeiter am besten erkennen. Offenbar erfreuten sich diese Bearbeitungen, als sie 1591/92 auf die Bühne kamen, und in den folgenden Jahren grossen Beifalls; denn etwas Ähnliches wie die Gloster-Tragödie war auf dem Gebiet der Historie, wenn wir von Greene's *James IV.* absehen, noch nicht ge-

leistet worden. Durch den Erfolg wurde, wie gewöhnlich, die buchhändlerische Gewinnsucht angeregt. Ein vollständiges Manuskript, sei es der beiden älteren Dramen, sei es der Bearbeitung, war von der Gesellschaft Shakespeares natürlich nicht erhältlich, und so musste das, was als Shakespeares bekannte Dichtung¹⁾ im Druck erscheinen sollte, zusammengeraubt werden. Von dem älteren Drama, das als solches nicht mehr aufgeführt wurde, liessen sich mehr Manuskriptteile erhalten, da das Gewissen untergeordneter Gesellschaftsmitglieder in diesem Falle leichter durch Geld zu beruhigen war. Und so bilden denn die unveränderten Szenen der beiden älteren Dramen die Hauptmasse der beiden Quartos. Das ganze alte Manuskript stand dem piratischen Verleger nicht zu Gebote; das ergibt sich aus der Tatsache, dass Szenen, wie z. B. der erste Teil von 3 H. VI., III, 3, die durchweg das Ungeschick des X verraten, in den Quartos gar nicht enthalten, resp. in wenigen Versen angedeutet sind und vollständig nur in der Folio stehen. Von dem von Shakespeare hergestellten, dem neuen Bühnenmanuskript, und speziell von den rein Shakespeareschen Zutaten hat der Räuber nur wenig ergattern können aus selbstverständlichen Gründen. Die unzusammenhängenden Manuskriptteile mussten nun ergänzt werden durch stenographische Nachschrift im Theater.

Man hat die Verschiedenheiten des Quarto- und Folio-Textes dadurch erklären wollen, dass der betrügerische Verleger, nachdem er Teile des Shakespeareschen Manuskriptes erlangt und stenographische Nachschriften hatte anfertigen lassen, einen untergeordneten Dichter angestellt hätte, diese Fragmente aus eigener Kraft zu vervollständigen und zu einem Ganzen zu verbinden — so dass dann Shakespeare doch der alleinige Dichter der in der Folio stehenden Dramen sein würde. Diese Annahme ist unhaltbar. Wäre ein solcher Dichterling an der Arbeit gewesen, so wäre seine geringere dichterische Kraft in allen nicht-Shakespeareschen, von ihm herrührenden Teilen zutage getreten; er hätte weder mitten unter seinen Blankversen Parteen, die nur äusserlich als Verse gedruckt, in Wirklichkeit Prosa sind, noch offenkundigen Unsinn stehen lassen.

¹⁾ Allerdings erschien der Name des Dichters erst auf dem dritten Abdruck 1619.

Solche Stellen sind eben Verstümmelungen, welche nur auf die Rechnung eines ungebildeten, handwerksmässigen Nachschreibers gesetzt werden können.

Dass den Quartos vorwiegend eine ältere selbständige Arbeit zugrunde liegt, dafür lassen sich genau dieselben Gründe anführen, mit denen man aus der Quarto A des *Hamlet* eine ältere selbständige Redaktion dieses Dramas nachweist. Wenn wir die Quartos mit der Folio vergleichen, so finden wir, dass unzählige Male die inhaltlich gleichen Reden in verschiedener Form gegeben werden; oft genug ist auch der Inhalt ein anderer; die Reden stehen in den Quartos öfters in anderer Reihenfolge, ohne dass der Sinn gestört würde, z. B. wiederholt in 2 *H. VI.*, I, 3. Einzelne kleine Handlungsteile sind verschieden: so geht die Herzogin Gloster (2. *H. VI.*, I, 2) auf die Falkenjagd mit, in Quarto A bleibt sie zu Hause; in der Cade-Szene IV, 7 tritt nur in A ein Sergeant als Ankläger Dicks auf, der dessen Frau geschändet hat. Die Vorgänge folgen in anderer Reihenfolge: in I, 3 erscheint in der Quarto A Peter als Ankläger seines Herrn, des Waffenschmieds, früher; und die Ohrfeige, welche die Königin der Herzogin Gloster gibt, ist aus der Mitte der Szene ans Ende verwiesen. Bei der Beschwörung des Geistes (I, 4) ist der Name desselben Ascalon in A, Asmath in der Folio. Mehrfach findet sich in A und B korrekte Prosa, wo die Folio Verse hat, und umgekehrt: so wird die lange Prosarede Cades (in IV, 8) in A mit sechs korrekten Blankversen gegeben. Die Szene IV, 9 ist in A inhaltlich total verschieden von der der Folio. Auch die Szenen folgen an einer Stelle in anderer Reihe: die Szenen 3 *H. VI.*, IV, 4—7 haben in B die Ordnung: 5 — 4 — 7 — 6.

Den Hauptbeweis für die Existenz zweier älterer Dramen bilden die Hunderte von Versen einer zwar simplen, aber korrekten Poesie in A und B, denen in der Folio nichts entspricht: es sind 500 in A und 267 in B. In diesen Parteen, an deren Stelle Shakespeare entweder nichts oder etwas inhaltlich durchaus Verschiedenes gesetzt hat, tritt uns der Originaldichter in seiner von Shakespeare grundverschiedenen Eigenart entgegen. Wir wollen zunächst zur Erkennung des abweichenden Stiles einige Beispiele anführen, und zum Schluss zeigen, dass auch die Verskunst dieser allein in den Quartos vorhandenen Teile einen ganz anderen Charakter hat als die unseres Dichters.

Die Rede Cliffords, der seinen Vater auf dem Schlachtfelde sucht und als Leiche findet, lautet in A (2 H. VI., V, 2, 40):

Where may I seek my aged father forth?
O! dismal sight, see where he breathless lies,
All smeard and weltred in his luke-warm blood,
Ah, aged pillar of all Cumberlands true house (!),
Sweete father, to thy murthred ghoast I sweare,
Immortal hate unto the house of Yorke.
Nor never shall I sleepe secure (?) one night,
Till I have furiously revendge thy death,
And left not one of them to breath (so!) on earth.

Die Rede ist der Situation angemessen und gibt die Empfindungen wieder, welche diese in der Seele eines so nüchternen Menschen, wie der Verfasser der Quartos, zu erzeugen vermag. Den Stil kennzeichnen pleonastische Ausdrucksweise, die nichtssagenden Epitheta, welche den einen Vers aus Ungeschick zum Alexandriner erweitern, und der unlogische Ausdruck *murthred ghoast*. Shakespeare weiss diese Situation pathetischer zu verwerten. Bei ihm lautet der Monolog:

O, let the vile world end,
And the premised flames of the last day
Knit earth and heaven together!
Now let the general trumpet blow his blast,
Particularities and petty sounds
To cease! Wast thou ordain'd, dear father,
To lose thy youth in peace and to achieve
The silver livery of advised age,
And, in thy reverence and in thy chair-days, thus
To die in ruffian battle? Even at this sight
My heart is turn'd to stone, and while 'tis mine,
It shall be stony. York not our old men spares
No more will I their babes: tears virginal
Shall be to me even as the dew to fire,
And beauty, that the tyrant oft reclaims,
Shall to my flaming wrath be oil and flax.
Henceforth I will not have to do with pity:
Meet I an infant of the house of York,
Into as many gobbets will I cut it
As wild Medea young Absyrtus did;
In cruelty will I seek out my fame.
Come, thou new ruin of old Clifford's house:
As did Aeneas old Anchises bear,
So bear I thee upon my manly shoulders;
But then Aeneas bare a living load,
Nothing so heavy as these woes of mine.

Dieser Monolog, der mitten in einer Szene steht, die ganz dem einfältigen Geiste des X entsprungen ist, fällt um so mehr

ins Auge durch die Charakteristika der jugendlichen Kunst unseres Dichters. Zuerst der Ausdruck des Jammers in machtvollen Marloweschen Worten; dann die für den wilden Clifford etwas zu tiefe Rührung darüber, dass sein Vater nach einem ruhig freundlichen Leben in seinem Greisenalter in wüstem Gemetzel sterben muss, und schliesslich der nicht vage, sondern gegenständlich ausgeführte Racheschwur, den man bei solchen Empfindungen verstehen kann, was bei X nicht der Fall ist. Dann die Shakespeareschen Einzelheiten: das Bild vom Weltbrande des jüngsten Tages, der Erd' und Himmel in ein Flammenmeer verschmelzen (*kniit together*) soll — eine solch kühne Vorstellung ist X unerreichbar; der liebevoll die dem Alter gebührende behagliche Ruhe malende Ausdruck *thy chair-days*; das kühne Epitheton *the ruffian battle*, das die Schlacht einen Raufbold nennt; 2 H. IV., III, 1, 22 wird die See, *Troil*, I, 3. 38 der Nordwind *a ruffian* genannt; die als wütendes Feuer gekennzeichnete Hassesglut, die rührende Jungfrauen-tränen so wenig löschen sollen wie fallender Tau und männerbetörende Schönheit nur furchtbarer entfachen soll, als wäre sie Oel oder Flachs — übertreibende Hyperbeln, die dem Marloweschen Kraftgenie nur natürlich sind; die um ihrer selbst willen, nicht wegen ihrer poetischen Wirkung gesuchten klassischen Anspielungen auf Medea und Aeneas — Shakespeare kannte damals wohl schon die ersten Akte von Marlowes *Dido* handschriftlich — und die rein äusserliche, dichterisch wirkungslose Antithese *new ruin of old Clifford's house* — all das sind Ausflüsse der jugendlich üppigen, noch ungezähmten und unerzogenen Schöpferkraft unseres Dichters.

Als John Hume (2 H. VI., I, 3) erscheint, welcher der Herzogin vor Gloster einen Geist beschwören lassen soll, der ihre Zukunft ihr verkünden soll, gibt sie ihm in Quarto A folgenden Bescheid:

Thanks good sir John. Some two daies hence I gesse
Will fit our time, then see that they (die Hexe und der Beschwörer Bolingbroke) be here:

For now the King is ryding to Saint Albones,
And all the Dukes and Earles along with him,
When they be gone, then safely they may come,
And on the backside of my orchard heere,
There cast their spellles in silence of the night;
And so resolve us of the thing we wish,
Till when, drinke that for my sake, And so farewell.

In dieser Szene bringt Shakespeare eine andere und bessere Motivierung an: wenn die Herzogin, während der ganze Hof, wie gewöhnlich, mit den Frauen auf die Falkenbeize zieht, allein fortbliebe, so würde sie Aufsehen erregen, was sie gerade vermeiden muss. Bei Shakespeare bestellt sie daher die Beschwörer auf den Tag nach der Jagd, die sie mitmachen muss. Nach der Fassung von X müssten ja auch die Grossen, welche sie während der Beschwörung überraschen, abwesend sein. So setzt Shakespeare denn in dieser Szene des X statt der obigen folgende Verse ein:

When from St. Alban's we do make return,
We 'll see these things effected to the full.
Here, Hume, take this reward; make merry, man,
With thy confederates in this weighty cause.

Ebenso beweisend für eine Arbeit von verschiedenen Händen ist 3 H. VI., V, 4, wo die Königin ihre Leute in einer Rede zum Kampfe anfeuert. Sie lautet in Quarto B:

Welcome to England, my loving friends of France,
And welcome Somerset, and Oxford too.
Once more have we spread our sailes abroad,
And though our takling be almost consumde,
And Warwike as our maine mast overthrowne,
Yet warlike Lords raise you that sturdie post,
That beares the sailes to bring us unto rest,
And Ned and I as willing Pilots should
For once with carefull mindes guide on the sterne,
To beare us through that dangerous gulfe
That heretofore hath swallowed up our friends.

Hier hat der Verfasser seine höchste Kraft angespornt und das Bild von einem durch den Sturm geschädigten Schiff mit löblicher Konsequenz durchgeführt. Aber auch seine höchste Poesie hat etwas altväterisch Starres gegenüber der Seelenbeweglichkeit Shakespeares:

Great lords, wise men ne'er sit and wail their loss,
But cheerly seek how to redress their harms.
What though the mast be now blown overboard,
The cable broke, the holding-anchor lost,
And half our sailors swallow'd in the flood?
Yet lives our pilot still! Is't meet that he
Should leave the helm, and, like a fearful lad,
With fearful eyes add water to the sea,
And give more strength to that which hath too much,
Whiles, in his moan, the ship splits on the rock,
Which industry and courage might have sav'd?
Ah, what a shame! ah, what a fault were this!
Say Warwick was our anchor; what of that? (13)

And Montague our top mast; what of him?
 Our slaughter'd friend the tackles; what of these?
 Why, is not Oxford here another anchor?
 And Somerset another goodly mast?
 The friends of France our shrouds and tacklings?
 And, though unskilful, why not Ned and I
 For once allow'd the skilful pilot's charge?
 We will not from the helm to sit and weep,
 But keep our course, though the rough wind say no,
 From shelves and rocks that threaten us with wreck.
 As good to chide the waves as speak them fair.
 And what is Edward but a ruthless sea? (25)
 And Clarence, but a quicksand of deceit?
 And Richard but a ragged fatal rock?
 All these the enemies to our poor bark.
 Say you can swim; alas, 'tis but a while! (29)
 Tread on the sand; why, there you quickly sink;
 Bestride the rock; the tide will wash you off,
 Or else you famish; that's a threefold death.
 This speak I, lords, to let you understand,
 In case some one of you would fly from us,
 That there's no hoped-for mercy with the brothers
 More than with ruthless waves, with sands, and rocks.
 Why, courage then! what cannot be avoided,
 'Twere childish weakness to lament and fear.

Die Rede in B enthält ein paar passende Worte, wie sie einer, dem es schwer wird, für die Gelegenheit zusammenstopfelt, von einer anfeuernden, hinreissenden Kraft, wie sie eine Ansprache vor der Schlacht enthalten soll, steckt nichts in ihr. Die Wirkung der Shakespeareschen Rede wird zwar auch beschränkt durch die peinliche Durchführung des Bildes von der gefährvollen Seefahrt und durch die gesuchte Parallelität des Ausdrucks (13—15, 25—27, 29—31); aber sie beweist handgreiflich für jeden, der Sinne und Verstand hat, dass trotz aller Gefahr die Flucht tieferes Verderben ist und die einzige Rettung im Kampfe liegt; und solche männlichen Worte, von einem Weibe an Männer gerichtet, müssen ihre unfehlbare Wirkung haben.

Während der Schlacht bei Towton (3 H. VI., II, 5) tritt der König allein auf und spricht folgende Worte in der Quarto B:

Oh gracious God of heaven looke downe on us,
 And set some endes to these incessant griefes,
 How like a mastlesse ship upon the seas,
 This woeful battaile doth continue still,
 Now leaning this way, now to that side drive (so),
 And none doth know to whom the daie will fall,
 O would my death might staie these civill jars!
 Margaret and Clifford chide me from the fiele,
 Swearing they had best success when I was thence.

Mit dieser trotz des „mastlosen Schiffes“ simplen Poesie vergleiche man das Seelenbild, welches Shakespeare von dem diesen wilden Kämpfen widerwillig folgenden, trostlosen guten König gibt:

This battle fares like to the morning's war,
 When dying clouds contend with growing light,
 What time the shepherd, blowing of his nails,
 Can neither call it perfect day or night.
 Now sways it this way, like a mighty sea (5)
 Forc'd by the tide to combat with the wind:
 Now sways it that way, like the selfsame sea
 Forc'd to retire by fury of the wind
 Here on this molehill will I sit me down.
 To whom God will, there be the victory! . . .
 Would I were dead, if God's good will were so;
 For what is in this world but grief and woe?
 O God! methinks it were a happy life,
 To be no better than a homely swain;
 To sit upon a hill, as I do now,
 To carve out dials quaintly, point by point . . .
 So minutes, hours, days, months, and years,
 Pass'd over to the end they were created,
 Would bring white hairs unto a quiet grave.
 Ah, what a life were this! how sweet, how lovely!
 Gives not the hawthorn bush a sweeter shade
 To shepherds looking on their silly sheep,
 Than doth a rich-embroider'd canopy
 To kings that fear their subjects' treachery?
 O yes, it doth; a thousand-fold it doth.
 And to conclude, the shepherds homely curds,
 His cold thin drink out of his leather bottle,
 His wonted sleep under a fresh tree's shade,
 All which secure and sweetly he enjoys,
 Is far beyond a prince's delicates,
 His viands sparkling in a golden cup,
 His body couched in a curious bed,
 When care, mistrust, and treason walls on him.

Dort ein verächtlicher Feigling, der aus der Schlacht flieht und an einsamem Orte jammert; hier ein Mensch, dessen Unglück seine Königswürde ist, dessen natürliche Bestimmung ein bescheidenes Los war, in dem er einfach tätig, still geniessend und beschaulich seine Tage hinbringen könnte — ein tief bemitleidenswerter Fremdling in seinem Lebenskreise. Das ist Shakespeares Bild von Heinrich VI., das er durch alle zehn Akte aus dem nichtssagenden Narren des X herausbildet. Von einer Verstümmelung des Shakespeareschen Textes kann weder hier noch in den anderen Vergleichsproben die Rede sein; es handelt sich um zwei selbständige Macher, von denen der eine ein Handwerker, der andere ein Künstler war.

Um schliesslich die Verschiedenheit der Metrik in der Folio und den Quartos nachzuweisen, dürfte es genügen, diejenigen Teile der ersteren, welche Shakespearesches Gepräge haben, d. h. ganz oder fast ganz von ihm herrühren, mit den eben gekennzeichneten selbständigen Partien der Quartos zu vergleichen. Der Beweis wird indessen verstärkt werden, wenn wir auch diejenigen Szenen der Folio heranziehen, die zum grössten Teile von X herrühren und nur mehr oder weniger von Shakespeare retouchiert sind. Wenn X eine wesentlich verschiedene Verskunst hatte, so musste sich die Retouche Shakespeares, wie das ja im einzelnen auch hundertfach zu belegen ist, auch auf die Form der Verse erstrecken. Aber ebensowenig wie er den Stil durchweg gänzlich umformen konnte, konnte das mit den Versen geschehen; es wird in diesen Szenen also unbedingt etwas von der Metrik des X zurückgeblieben sein; die Metrik dieser Szenen wird verschieden sein von der der rein Shakespeareschen Szenen, und zwar verschieden in der Richtung der selbständigen Xschen Teile; kurz und gut: sie wird einen Uebergang bilden müssen von der Metrik Shakespeares zu der des X. Das wird am deutlichsten erhellen aus der Aufstellung einer diese drei verschiedenen Dichtungsarten umfassenden Tabelle (s. S. 514).

Wenn wir in 2 und 3 H. VI. die von Shakespeare fast ganz herrührenden Teile (Sh.) vergleichen mit denen, die nur oberflächlich von ihm retouchiert, also vorwiegend das Produkt des älteren Dichters sind (X), so finden wir in den letzteren trotz der bessernden Hand Shakespeares metrische Erscheinungen, welche in seinen Dichtungen aus den ersten Neunzigern nicht vorkommen. So z. B. ist das Verhältnis der regulären zu den irregulären Versen bei Shakespeare um diese Zeit meist wie 3 : 1, höchstens 2 : 1; das Verhältnis 3 : 2, wie es die X-Verse aufweisen, erscheint bei ihm erst ein Lustrum später. Anapäste braucht Shakespeare immer selten, um diese Zeit sehr wenig; 9 Anapäste (X) erscheinen bei ihm erst gegen Ende des Jahrhunderts. Noch auffallender ist die fünfmalige Auslassung der ersten Senkung bei X; bei Shakespeare ist diese Erscheinung immer so selten, dass man geneigt ist, wo sie erscheint, an eine Verderbnis des Textes zu denken. Die 12 überzähligen Senkungen vor der Zäsur sind für das Jahr 1591 bei Shakespeare undenkbar; so häufig erscheint diese Unregelmässigkeit erst um

Die Zahlen bezeichnen die Summe der betreffenden Verserscheinungen innerhalb (z. B. Trochäen) 1000 oder neben (z. B. Septenare) } Blankversen. Die Zahlen der gebrochenen Verse beziehen sich auf 1000 Reden.		2 und 3 H. VI.		First Part of Contention and True Tragedy
		Teile von		
		Shakespeare	X	
Alexandriner		10	19	57
Septenare		1	1	7
Unvollständige Verse	Gesamtzahl	9	27	55
	Amphibious Sections	1	7	— 1)
Blankverse	reguläre	112}100 :	99}100 :	109}100 :
	irreguläre	51} 46	69} 69	88} 81
Gebrochene Verse		25	28	62 1)
Enjambements	leichte	92	90	61
	schwere	—	—	3
Weiblicher Schluss	Gesamtzahl	123	124	52 2)
	Personalia	11	14	7 2)
	andere Wörter	3	—	—
Trochäen	auf der Zäsur	6	9	11 3)
	im letzten Fuss	2	3	3
	Zwischen Anfang und Zäsur oder Zäsur und Schluss	16	19	24 3)
Anapäste		1	9	32
Erste Senkungen ausgelassen		—	5	9
Doppeljamben		77	65	47
Ueberzählige Senkung vor Zäsur		4	12	29

¹⁾ Da die selbständigen Verse der beiden Quartos keineswegs immer mehrere Reden umfassen, sondern häufig einzelne Verse innerhalb längerer Reden sind, so sind die *Amphibious Sections* und die gebrochenen Verse in der Gesamtheit des Textes viel zahlreicher als die hier verzeichneten.

²⁾ Der Gebrauch der Personalia (*give him*) und anderer Wörter (*think of*) zum weiblichen Versschluss ist bei Shakespeare viel häufiger als bei anderen Dichtern; so rühren die 124 und 14 der Tabelle sicher nicht von X, sondern von dem bessernden Shakespeare her.

³⁾ Der Trochäus auf der Zäsur, eine grosse rhythmische Störung (— | — || —) ist bei Shakespeare naturgemäss selten, bei X relativ häufig; dasselbe gilt von der schwersten Störung, dem Trochäus nicht nach einer Pause (am Anfang oder nach der Zäsur), sondern mitten im Jambenfluss.

1595/96. Auch 19 Alexandriner sind für die jugendliche Mache Shakespeares zu viel. Diese Zahlen bilden aber den Uebergang zu den viel höheren in den betreffenden Rubriken der Quartos.

Vergleichen wir deren Verskunst mit der des jugendlichen Shakespeare, so stimmt sie mit ihr in keinem Punkte überein: 57 Alexandriner, 7 Septenare, 55 unvollständige, 62 gebrochene, 80 irreguläre auf 100 reguläre Verse, 32 Anapäste, 9 ausgelassene erste Senkungen, 29 überzählige Silben und dazu die geringe Zahl der Doppeljamben und der weiblichen Versausgänge — alle diese Erscheinungen liegen Shakespeares durchgängigem Streben nach Regelmässigkeit der Jambenverse durchaus fern. Sie finden sich in ihrer Vereinigung zu keiner Zeit bei Shakespeare. Die etwa gleiche Zahl der Alexandriner, der Septenare und unregelmässigen Verse findet sich z. B. wieder in *Othello*; dazu gehören aber in diesem Drama 297 gebrochene Verse, 159 Enjambements, 269 weibliche Versausgänge (darunter 44 Personalien und 9 andere Wörter als tonlose Silben), 115 Doppeljamben und 77 überzählige Silben. Die allein in den beiden Quartos vorkommenden, in der Folio auch inhaltlich nicht vorhandenen Verse sind also von einem anderen Dichter, der weder Kyd, noch Marlowe, noch Greene, am wenigsten natürlich Lyly ist. An Peeles *Arraignment of Paris* erinnert der häufige Wechsel von 4-, 5-, 6- und 7füssigen Versen; das Ganze dieser Verskunst erinnert am meisten an den unbekannten Verfasser von *Arden of Feversham*.

Da aber auch die Verskunst der X-Teile von 2 und 3 H. VI. der Shakespeareschen unähnlich ist und nach jener hinstrebt, und der Stil und Inhalt dieser Teile auf derselben niederen Stufe steht wie die der Quartos, so bleibt gar kein anderer Schluss übrig, als dass die X-Teile nicht von Shakespeare herrühren.

Gross-Lichterfelde.

Hermann Conrad.

L'image poétique dans Keats.

Après avoir composé l'*Endymion*, le poète essaya d'analyser les lois secrètes qui régissent les véritables œuvres d'art, et dans

une lettre à John Taylor¹⁾ il énonça quelques uns des axiomes, qui constituent les bases de ses théories esthétiques; il soutient donc que les images appartiennent à l'essence même de la poésie. L'œuvre poétique doit être riche d'images, mais elles ne doivent pas éblouir; il faut, au contraire, que l'impression soit telle qu'elle laisse notre âme dans le calme d'une pénombre crépusculaire moirée de teintes somptueuses.

La faculté essentielle de son génie, l'imagination, prit une force nouvelle et un nouvel élan avec le rapide développement de sa sensibilité exquise, qui s'affinait devant l'aspect morne ou éclatant des paysages. L'étendue de ses études littéraires contribuait aussi au perfectionnement de ses puissances intellectuelles, surtout dès qu'il ne s'occupa plus de science; sa fantaisie lui permettait maintenant d'analyser les états psychologiques les plus divers, de se pénétrer des caractères les plus différents, de représenter, par l'harmonie des nuances lumineuses et des ombres, ces paysages de songe, où il place ses personnages imaginaires.²⁾

"The soul is a world of itself, dit-il à John Hamilton Reynolds,³⁾ and has enough to do in its own home."

Le caractère qu'il considérait comme le signe des imaginations souveraines dans les figures poétiques était la perfection de l'image dans ses détails, c'est-à-dire la représentation de la figure idéale de façon que l'impression ne fût pas réduite, mais que le tableau nous offrit son fond, sa lumière particulière, ses parties subtilement élaborées, ses figures distinctes, tout en gardant l'harmonie dans l'ensemble.

¹⁾ *Complete Works* of J. Keats, edited by H. Buxton-Forman. Gowans and Gray. Glasgow. 1901. (Lettre du 27 Février, 1818; IV, p. 81.)

²⁾ To G. and G. Keats. Oct. 1818.

³⁾ Winchester. 25 Août 1810. V. T. Eichhoff, *Keats' Briefe in ihrem Wert für die Charakteristik des Dichters*. Marburg, 1901 (*Anglia* XXIV. 2). V. aussi R. Bridges, *Keats, a critical Essay*. 1895. — J. Hoops, *Keats' Jugend und Jugendgedichte*. Leipzig. Reisland, 1895. — M. Gothein, *Keats' Leben und Werke*. Halle. Niemeyer 1897. — W. M. Rossetti, *Keats*. London. Scott 1887. — F. M. Owen, *J. Keats*. London. Kegan Paul 1880. — A. Chevalley, *Keats et le romantisme anglais*. — E. P. Morton, *Keats' Treatment of nature* (*Poet Lore*, XII, 1).

Il trouvait cette rare qualité dans Milton, dans plusieurs passages du *Paradise lost*.¹⁾

On retrouve dans ses écrits cette complexité de l'image, cette vaste et diligente peinture des fantaisies, qui surgissaient dans l'esprit de l'artiste, et qu'il traçait d'une main sûre. Par exemple dans l'*Endymion*.²⁾

And here is manna pick'd from Syrian trees,
In starlight, by the three Hesperides.

Par ce trait: "*starlight*", il nous décrit le fond et le milieu de son tableau, évoquant les étincelles dorées des étoiles parmi le noir feuillage des arbres embaumés de l'Orient.

Son imagination transforme étrangement les sujets auxquels elle touche; les images mythologiques, le récit grec et le récit du moyen-âge ainsi que la légende orientale sont transformés par le poète, et quand ils ont passé par son âme, ils brillent d'un même éclat, ce qui les rattache les uns aux autres dans une unité admirable.

Le Moyen-âge avec son art d'un dessein élané, d'un coloris somptueux l'attirait davantage; il l'attirait surtout par le caractère romantique de ses légendes chevaleresques, qui lui ont inspiré des vers d'une rare puissance suggestive, évoquant ces aventures périlleuses dans les pays des rêves et des enchantements. Ainsi dans les mélodies d'une si charmante tristesse de l'*Ode to a Nightingale*.³⁾

"The same that oft-times hath
Charm'd magic casements, opening on the foam
Of perilous seas, in faery lands forlorn."

Cette prédilection pour un art fantastique se révèle déjà très évidente dans l'*Endymion*, où rehaussant l'intérêt de la narration par de merveilleuses transformations, il a réussi à nous

¹⁾ *Notes on Milton's Par. lost*, III, 256; v. n. à Book VII. v. 420—3. "Milton in every instance pursues his imagination to the utmost . . . But in no instance is this sort of perseverance more exemplified, than in what may be called his stationing or statuary. He is not content with simple description, he must station — thus here we not only see "the Birds with clang despised the ground", but we see them "under a cloud in prospect" . . . And so we see Satan "disfigured — on the Assyrian Mount".

²⁾ II, 452.

³⁾ Str. VII; 8—10 (II, 102).

donner l'impression d'un conte oriental, "d'une fantasmagorie digne des *Mille et une nuits*",¹⁾ fondant ces éléments divers avec la musique de son élocution et les unissant dans un tableau harmonieux. De ce caractère fantastique de ses peintures ingénieuses, qui ne dérivent pas de la réalité, mais plutôt de son imagination, il résulte une impression singulière, que Joseph Texte²⁾ a subtilement analysée.

La simple description ne lui est plus suffisante pour rendre son impression délicate et profonde du paysage; il recourt à l'allégorie, aux symboles; il nous représente l'Océan dans le personnage de Glaucus, au manteau recouvert de broderies, qui figurent les multiformes images des êtres qui peuplent les eaux.

Disposé à laisser que ses pensées suivent le libre essor de la fantaisie, il a une prédilection pour ces bizarres floraisons d'images à peine cohérentes, qui émaillent les rêves. Le rêve était pour lui un élément essentiel de l'art poétique; il proclame l'œuvre de Shakespeare "un perpétuel songe d'or",³⁾ et la puissance singulière du véritable orfèvre des mots tire son origine de cette faculté d'exprimer ses visions:

Poesy alone can tell her dreams.

Les songes lui apportent des mélodies lointaines et étranges, lui ouvrent des palais d'or, des grottes illuminées par l'éclat chatoyant des pierres précieuses, des cavernes envahies par les vagues, sur lesquelles se jouent les reflets azurés du clair de lune.⁴⁾

Très souvent les tableaux fantastiques de l'*Endymion* et

¹⁾ Sidney Colvin, *J. Keats*. Macmillan 1902. p. 97.

²⁾ "Au fond le secret de cet art, est dans l'union intime de deux procédés poétiques, en apparence opposés : la description et la suggestion; l'une qui figure nettement aux yeux du lecteur la forme, la couleur, la dimension des objets; l'autre qui évoque tout un monde de sentiments et de pensées, et dont le caractère extérieur est de rester toujours dans le vague et dans le flottant." *Revue des Deux Mondes*, 1889, 15 Juillet.

³⁾ "On Kean in Richard, duke of York." III, 235.

⁴⁾ "O magic sleep! . . . O unconfined
Restraint! imprisoned liberty! great key
To golden palaces, strange minstrelsy,
Fountains grotesque, new trees, bespangled caves,
Echoing grottos, full of tumbling waves
And moonlight. — *End.* I, 453.

du *Hyperion*, avec leur changements soudains, leur nuances indécises, nous offrent l'aspect de scènes de rêve ou de scènes imaginées selon les modalités d'un rêve. Keats définit même son talent d'artiste comme la faculté de pouvoir contempler des visions :

Thou art a dreaming thing,
A fever of thyself. (*Hyp.* I, 166.)

Les images surgissent dans sa fantaisie le laissant dans le doute si elles sont des êtres de songe ou des apparitions. "Était-ce donc une vision ou un rêve?" se demande le poète, après les lumineuses images des fleurs emperlées de rosée, d'océans inconnus, de pays de légende, que les chansons du rossignol lui ont évoquées dans la nuit de printemps. (*Ode to a Nightingale*, III, 3.)

Il peint ces figures des songes avec cette même richesse de détails qu'il emploie pour les choses réelles; l'apparition du spectre de Lorenzo, dans *The pot of Basil*, nous est décrite comme celle d'une forme vivante: "Dans les ténèbres il se tenait immobile et il pleurait; le tombeau avait terni l'éclat de sa brillante chevelure, laquelle resplendissait jadis au soleil, et avait ôté le charme musical à sa voix."

Et Keats s'arrête à nous décrire avec une subtile perfection l'intonation de cette voix irréelle: "Elle avait une langueur et un tremblement, comme les cordes détendues d'une harpe d'un vieux Druide"; ses modulations enrouées avaient le son "des rauques vents nocturnes, qui gémissent entre les ronces, sur les tombeaux".

Ce singulier état d'âme, qui ne l'empêche pas de composer, même au milieu des brumes de l'assoupissement, et qui lui est commun avec un autre artiste très délicat, Coleridge, lui permet aussi de reproduire avec une frappante évidence les cauchemars qui, particulièrement à une certaine époque de sa vie, le tourmentaient constamment.¹⁾ Une sinistre lumière, qui fait étinceler étrangement et d'une lueur macabre ses compositions plus mûres, prend sa source de cette particulière disposition de l'esprit; cette mélancolie obstinée se révèle dans *Lamia* en dépit de

¹⁾ v. *End.* IV, 889:

"As feels a dreamer what does most create;
His own particular fright — or when in mine
Far underground, a sleeper meets his friends
Who know him not."

Bei der Neubearbeitung hatten die Verfasser hauptsächlich zweierlei im Auge.

Während sie ursprünglich (in Ausgabe A) zur Wahrung der Selbständigkeit der Lehrenden nur einzelnen Exercices eine methodische Führung beigaben, haben sie diese Führung in der Neubearbeitung bei allen Exercices wie in Teil II dargeboten. Hierdurch wird in Parallelklassen und bei einem Lehrerwechsel die einheitliche Durchbildung der Schüler, besonders in bezug auf das grammatische Pensum gesichert, die Überwachung der häuslichen Arbeiten und die private Nachhilfe erleichtert. Außerdem wird das zeitraubende Diktieren der Hausaufgaben unnötig.

Andererseits haben die Verfasser in der Neubearbeitung alle Texte einer scharfen Sichtung unterzogen, sprachlich schwierigere Abschnitte ausgeschieden und ferner liegende Stoffe durch solche ersetzt, die das Schul- und Familienleben mehr berücksichtigen. Dabei wurde gleichzeitig das Fortschreiten vom Leichterem zum Schwereren noch strenger durchgeführt.

Die Neubearbeitung ist so eingerichtet, daß sich auch an sie Teil II naturgemäß anschließt.

Es wird also je nach den persönlichen Bedürfnissen der Lehrenden oder nach den besonderen Verhältnissen der Lehrerkollegien, denen wir Prüfungsexemplare gerne zur Verfügung stellen, von den einen Ausgabe A, von den andern Ausgabe B, bzw. C, vorgezogen werden.

Merkwürdigerweise werden vereinzelt auch heute immer noch Stimmen laut, die behaupten, daß der Unterrichtsbetrieb nach der neuen Methode eine ausreichende grammatische Durchbildung der Schüler nicht verbürge. Dem gegenüber stehen die an vielen Anstalten seit einer Reihe von Jahren gesammelten gegenteiligen Erfahrungen, sowie das Urteil von Mangold in Lexis, Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen. Er sagt S. 216 auf Grund der Erfahrungen, die er beim Besuch zahlreicher Anstalten gesammelt hat: „Es ist eine von den Gegnern immer noch verbreitete Fabel, daß die Reform von Grammatik nichts wissen wolle; nirgends wissen die Schüler

Von Herren **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig**

erbitte als Prüfungsexemplar:

Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung von Prof. Dr. Ph. Roßmann und Dr. F. Schmidt. Erster Teil. Ausgabe B.

Ort:

Name und Anstalt:

Bücherzettel



An Herren

Velhagen & Klasing

in

Bielefeld

soviel Grammatik als da, wo sie nach dieser Methode unterrichtet sind; die meisten Fehler hört man da, wo nach Übungsbüchern übersetzt wird.“

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Neubearbeitung der Anschauungsmethode viele neue Anhänger zuführen wird, wenn die Herren Fachlehrer nur einmal einen praktischen Versuch damit machen wollen. Sie werden dabei bald beobachten, daß das Interesse der Schüler am Unterricht ein lebhafteres und allgemeineres wird, daß fremdsprachliche Übungen an Selbstgeschautem und Selbst-erlebtem, gegebenen Falles unter Zuhilfenahme der Phantasie, der natürlichen Spracherlernung sich anpassend, zu raschen und sicheren Erfolgen in der Sprechfertigkeit führen und daß nach keiner anderen Methode die grammatischen Kenntnisse so bequem und sicher zu erlangen sind als nach der Anschauungsmethode. Wir erinnern nur an den Ersatz von Substantiven durch Fürwörter, an die Stellung der Fürwörter beim Verb, an die Übung der Personal- und Zeitformen, an die Bildung des Passivs.

Prüfungsexemplare stehen auf Wunsch gern zur Verfügung.

Die Verlagsbuchhandlung:

Velhagen & Klasing.

Houghton, "il s'aperçut que l'âpreté du contraste détruirait l'impression générale des riches et tendres images, que le poème devait produire".

Il avait été navré de la mort de son frère, et cruellement déchu dans ses espérances de gloire par les articles de la *Quarterly Review* et du *Blackwood's Magazine*; de plus, sa santé était ébranlée, minée même par la phtisie, et c'est ainsi qu'il perdit ce qu'il y avait de limpide et de sain dans ses visions.

Dans son voyage en Ecosse avec Ch. Armitage Brown, voyage dont les privations et les fatigues excessives aidèrent à développer en lui les germes du mal implacable, il visita le tombeau de Burns, et réunit dans un sonnet¹⁾ ses impressions: "La ville, le cimetière, le soleil couchant, les nuages, les arbres, tout, quoique d'une beauté superbe, paraissait d'un aspect froid, étrange, — comme dans un songe que j'ai eu il y a longtemps, et qui maintenant se renouvelle".

Ce singulier état d'âme est particulièrement évident dans les vers les plus saillants de l'*Ode on Indolence*, qui reflète comme un étang morne les pâles strophes du *Castle of Indolence* de Thomson. "Les stances qui ouvrent ce poème, dit E. Gosse,²⁾ nous présentent des ressemblances avec l'œuvre de Keats plus qu'aucun autre poème du XVIII^e siècle. Sur ces vers dort une brume bleue comme la fumée de l'opium, une vapeur de songe . . . et l'effet général est celui d'une fantaisie élaborée, comme d'un édifice aux exquises proportions, vu dans un mirage". Ces phrases relatives à l'œuvre de Thomson peuvent convenir très bien à l'*Ode* de Keats, puisque la mélodie somnolente des stances spenseriennes du poète écossais trouve un écho dans ces vers de la strophe V^e:

"Mon sommeil a été brodé de songes obscurs; mon âme était semblable à une prairie diaprée de fleurs, d'ombres tremblotantes, de rayons fugitifs; le matin était couvert, mais il ne tomba point une goutte de pluie, quoique dans ses yeux on vit étinceler les douces larmes de Mai."

La nature paraît donc transfigurée dans cette lumière de songe. L'étoile du soir, qui "palpite, argentée, dans les cieux

1) V. la lettre du 29 Juin 1818 à Thomas Keats, où le poète lui envoyant le sonnet, lui dit: "You will see by this sonnet that I am at Dumfries. Burns's tomb is in the Churchyard corner . . . This sonnet I have written in a strange mood, half-asleep" (IV, 120).

2) *A history of eighteenth century literature*. London. Macmillan 1907, p. 225, 226.

crépusculaires"¹⁾ devient l'astre des fées, qui éclaire faiblement leurs palais enchantés, troublant à peine leurs somnolentes pénombres avec son étincellement voilé. Les images ne présentent plus au poète qu'une silhouette aux contours quelque peu estompés; ainsi il aime décrire les astres bien plus dans leurs brumes légères, où ils "sourient timidement", que dans leur adamantine limpidité.

"Et il se leva, avec un faible sourire, comme une étoile à travers les brouillards de l'automne."²⁾

Il les observe quand ils se mirent dans les eaux calmes: "une lampe d'argent, dont l'ardeur se reflétait sur les marches de marbre, comme une étoile dans l'eau".³⁾

A cet esprit imaginatif, qui émeut d'un souffle de vie le paysage par des éclatantes et singulières allégories, qui lui donnent l'aspect d'une peinture des Préraphaélites, la transition vers un paysage mythologique était aisée; pourtant, le génie du poète ne pouvait pas se résigner à répéter exactement les images classiques, mais il fallait qu'il donnât à ces figures son cachet à lui. Les personnages mythologiques prennent donc une nouvelle attitude, naturelle et vivante: ainsi dans l'apparition de Cybèle: "Elle sortait sur un char obscur, d'un des arceaux délabrés; son front mortellement pâle était couronné de tourelles; quatre lions tiraient son lent chariot . . ." Cette sombre reine passe taciturne et elle disparaît sous une arcade ténébreuse . . .⁴⁾

Esperus est aussi représenté sous une forme singulière:

Snapping his lucid fingers merrily;⁵⁾

et Apollon erre dans un paysage d'une fraîcheur chaucerienne:

"Au crépuscule du matin il allait parmi les joncs du ruisseau, les pieds presque cachés par les muguets; quelques étoiles encore s'attardaient aux cieux, le rossignol se taisait et déjà la grive entonnait sa paisible mélodie."⁶⁾

Son imagination se plaisait dans cet univers fantasque, dont Shakespeare avec le *Midsummer Night's Dream* et Drayton avec *Nymphidia* nous ont laissé une délicate et vi-

¹⁾ *Endymion*. IV, 485.

²⁾ *Endymion*. I, 190.

³⁾ *Lamia*. I, 382.

⁴⁾ *Endymion*. II, 640.

⁵⁾ *ibidem*. IV, 569.

⁶⁾ *Hyperion*. III, 33. v. Keats's *Hyperion*; edited by E. de Selincourt. Oxford. Clarendon Press. 1905.

vante peinture. Dans les "*Faery Songs*"¹⁾ Keats nous a transporté dans ce milieu enchanté, non pas avec les précises figures des auteurs cités, mais avec ce lyrisme vague et mélodieux, dans lequel, selon l'expression de l'auteur des "*Imaginary Portraits*", "la distinction entre musique et poésie est réduite à son minimum". Dans ces chants aériens les voix mêmes des fées paraissent résonner au clair de lune, dans un bosquet de roses, comme les chansons d'Ariel.

Ces facultés imaginatives nous apportent leurs fleurs suprêmes dans ces "*Chants féeriques*", où, à peine liées par le fil subtil et caché de l'inspiration, les images étincelantes comme de magiques joyaux et les mélodieuses cadences des rimes s'entrelacent dans un élégant arabesque. La splendeur de la forme et la musicalité des sons remplacent la profondeur des conceptions, ou plutôt elles sont si intimement liées avec l'idée et le sentiment, qu'elles donnent le ton au poème, lequel ne forme ainsi qu'un ensemble d'une mystérieuse et émouvante unité.

Et c'est cette même fusion de l'idée et de l'expression qui forme le charme des chants parsemés par Shakespeare dans plusieurs de ses drames, et dans ce lyrisme musical est renfermé le subtil enchantement des "*Songs of Innocence*" de William Blake.

L'imagination règne en souveraine dans les poèmes de Keats; la réalité des choses ne pénètre que comme un pâle reflet dans ce monde chatoyant, qui nous révèle l'élan et la puissance de sa fantaisie et cette aspiration vers la splendeur des rêves, qui fut la cause essentielle de sa manifestation poétique.

Torino.

Federico Olivero.

¹⁾ Vol. II, p. 204, 205. Le premier:

"Shed no tear — O shed no tear! . . ."

offre quelque ressemblance avec la chanson de "*Glycine*" dans *Zapolya* de Coleridge: "A sunny shaft did I behold". (A. II. sc. 1^e). Le second est une de ces lamentations funèbres, si fréquentes dans les Elizabethans,

Mitteilungen.

Débâcle.

Am 31. Mai 1902 wurde bekanntlich in Frankreich der alten Methode offiziell der Krieg erklärt. Man fuhr das schön glänzende, aber ungelenke Reformgeschütz auf und machte mit ihm die bis dahin stolz in die Sprachgebiete schauenden Burgen — *langue maternelle, grammaire und traduction* — dem Erdboden gleich. Kaum aber waren diese gefallen, da wurden auch schon von verschiedenen Seiten Aeusserungen des Bedauerns vernehmbar. Trotzdem gingen die Reformer noch weiter forsch und schneidig vor, sie konnten jedoch keine neuen Siege mehr erringen. Die französischen Lehrer zeigten immer deutlicher ihre Unzufriedenheit mit dem neuen Regime, da sie einsehen mussten, einen aussichtslosen Kampf aufgenommen zu haben. Und wenn man heute die einst so mutigfrohe Schar in verzweifelter Gegenwehr sieht, so muss man zu der Ueberzeugung kommen, dass die direkte Methode in ihren Grundfesten bereits so stark wankt, dass sie dicht vor einem gänzlichen Débâcle steht, dessen Folge entweder eine Verzichtleistung auf diese oder wenigstens ein Vergleich mit der indirekten Methode sein wird.

Wer in den letzten beiden Jahren die verschiedenen Aufsätze der *Revue de l'Enseignement des Langues vivantes* gelesen hat, die jedem in gastfreundlicher Weise gestattet, seine Gedanken und Meinungen darin niederzulegen, der wird eine Vorstellung davon erhalten haben, wie ratlos im allgemeinen die französischen Lehrer der natürlichen Methode gegenüberstehen. Wenn die einzelnen Verfasser früher noch vorsichtig, auf den Zehenspitzen sich wiegend, an uns vorübergingen,¹⁾ so schreiten sie jetzt schon öfter, durch die Bedrängnis gezwungen, wuchtig einher, so dass die Panzerringe klirren, und mehr als ein Douglas tritt heute trotzig und entschlossen auf, indem er offen und ehrlich bekennt:

Ich hab' es getragen sieben Jahr,
Und ich kann es nicht tragen mehr

¹⁾ Vgl. *Zeitschrift* 6, 446 ff.

Es ist hier besonders M. Schmitt (Lycée Louis-le-Grand), der hin und wieder an den Schild schlägt, der für seine seufzenden Kollegen eintritt und sich als *l'écho des autres* bezeichnet.

Wie sich die Lehrer beim Sprechen abmühen müssen, um den Schülern etwas beizubringen, ersehen wir aus einer Stelle des Artikels, in dem M. Schmitt sich gegen die *Classes vivantes* wendet:

„Nous parlons dans nos classes jusqu'à nous casser la voix, jusqu'à nous tuer à la besogne. Nous usons et abusons de la parole; nous multiplions les exercices oraux; nous les poussons à un rare degré de perfection; nous raffinons dans l'art de les animer, de les égayer, de les mouvoir, de les illustrer. Pour leur donner de la vie, nous exécutons les mouvements et les actions que nous parlons, nous représentons de mille façons les objets que nous décrivons, nous représentons des scènes entières, nous jouons même des pièces“ (Juin 1908, p. 169).

Aber wie betäubend hört es sich an, wenn trotz des Lebens und Treibens in dem Unterricht, trotz des Singens, Sprechens und der Theatervorstellungen M. Schmitt Schüler gesehen hat, von denen er sagen muss: „Ils ne la [la langue] maniaient pas mieux qu'avant; ils n'avaient pas fait ombre de progrès. Tout au plus étaient-ils »entraînés à la pratique de la langue«, comme dit M. Morel; mais »nullement préparés au travail de réflexion et à l'activité personnelle« qu'il se plaint de ne plus trouver aujourd'hui“ (p. 170).

Von diesen *aberrations pédagogiques* behalten nach Sch. die Schüler nur das *amusement* zurück.

Woher kommt es nun, so muss man sich doch fragen, dass die einst so bestechende direkte Methode jetzt auch in Frankreich dicht vor dem Bankrott steht? Die Hauptschuld trägt zweifellos die Bestimmung, die Muttersprache ganz von dem Unterricht auszuschliessen. Diejenigen, welche weniger intransigentisch sind, lassen wohl die Muttersprache zu, aber nur quand on est aux abois (Janvier 1909, p. 452). Ein anderer dagegen, und hier ist sicherlich M. Schweitzer gemeint, verlangt in seiner Methodologie, dass man, um eine zweite Sprache zu erlernen, damit beginnen müsse, seine eigene zu vergessen (Avril 1909, p. 49). Gegen derartige Verordnungen aber wird begreiflicherweise besonders zu Felde gezogen. Wenn beiden Teilen, dem Lehrer und dem Schüler, eine Sprache vollkommen zu Gebote steht, warum soll man sich dann ganz von dieser emanzipieren? M. Schmitt meint in seinem Artikel über *L'Emberlitzification de l'Enseignement* (Août 1908), in der Berlitz School seien die Lehrer (*les ignorants*) gezwungen, in einer Sprache, eben in ihrer Muttersprache, zu unterrichten, weil sie

nur diese verständen, deshalb müssten sie auch oft ihre Zuflucht zu Grimassen aller Art nehmen:

„Mais nous, qui avons d'autres ressources à notre service, y renoncerons-nous pour leur faire plaisir et procéder comme eux?

Que ces procédés simplistes et empiriques s'appellent Méthode maternelle, Méthode Berlitz, Méthode directe, croirons-nous que c'est la Méthode par excellence, la Méthode unique, parce qu'ils le disent?

Non, il nous faut renoncer à ces procédés simplistes et purement empiriques. Il y a trop longtemps que nous emberlitzifions notre enseignement; il est temps de le déberlitzifier.

Nous n'avons pas le droit de raser nos élèves à la façon des Berlitzien; nous les fatiguons avec les rasoirs mécaniques de la nouvelle Méthode autant et plus qu'avec les rasoirs de l'ancienne.

Tout le monde s'en plaint: les élèves, les parents, les professeurs, même les inspecteurs.

Il nous faut chercher autre chose et mieux“ (p. 244).

Und noch einmal erklärt M. Schmitt im Januarheft 1909, S. 448:

„Expliquer tout dans la langue étrangère à qui n'en sait rien, avec renfort d'objets, d'images, de dessins, de mouvements, de gestes, de grimaces, sans recourir à la langue maternelle, c'est tenter l'impossible.“

Hieran schliessen sich unmittelbar die Entrüstungsrufe eines anderen Lehrers an, der auch nichts Erfreuliches über den fremdsprachlichen Unterricht auf den Collèges zu verkünden weiss (Août 1909, p. 241):

„Nous devons nous abstenir de tout terme français, de toute explication en français qui dissiperait aussitôt, au soulagement de tous, l'épais brouillard où l'on se débat sans issue. Quel paradoxe! quelle cruauté!!“

Auf einem ganz anderen Standpunkt aber steht M. Schweitzer, wie er in seinem mit „langanhaltendem Beifall“ aufgenommenen Vortrag (*Les Ressources de la Méthode directe*) auf dem Neuphilologentage in Hannover dargelegt hat (s. Bericht S. 55—61). Für M. Schweitzer gibt es scheinbar keine Schwierigkeiten im Sinne seiner opponierenden Landsleute, und mit seinem ausserordentlichen Schauspielertalent glaubt er alles plausibel machen zu können. Aber trotz allen Aufwandes von Mimik bleiben doch die Dunkel- und Unsicherheiten dieses Charadespiels. Was schier unmöglich erscheint, macht M. Schweitzer mit Hilfe der Wundtschen Methode möglich; ob etwas sauer oder bitter ist, wird durch sie erklärt:

„L'acide fait retirer en arrière les commissures des lèvres; l'amer soulève l'arrière-gorge dans un mouvement de nausée“ (s. Bericht S. 57).

Das mache verständlich und ahme im Unterricht nach, wer kann! M. Schmitt sagt deshalb mit Recht in seinem Artikel *La Méthodologie* (Avril 1909, p. 52), in dem er zweifellos auf M. Schweitzer abzielt:

„Ces mouvements (de la physionomie etc.), notre méthodologiste les connaît, pour les avoir étudiés dans Wundt; et Wundt les connaît pour les avoir étudiés dans la réalité: par conséquent nos élèves doivent les connaître. Il est vrai que si on les connaissait naturellement, Wundt et son disciple n'auraient pas eu besoin d'en faire une étude particulière.

Avec quelle lunette l'élève devra-t-il regarder au fond de la gorge pour voir si ce dégoût provient d'une pensée ou d'une saveur?“

Recht seltsam muss sich auch die Befolgung der „wichtigen“ Empfehlung M. Schweitzers ausnehmen:

„Pour bien fixer le mot dans la mémoire de l'élève, il faut l'exercer à exécuter le geste mimé en même temps qu'il prononce le mot. — Les mots associés à des gestes sont ineffaçables“ (Bericht S. 56).

Man stelle sich nur vor, dass der Schüler bei *voler* mit den Armen um sich schlägt, bei *nager* Schwimmversuche an der Bank macht und bei *attraper une mouche* Fliegen fängt!

M. Schweitzer findet für alles einen „leicht“ erkennbaren, charakteristischen Ausdruck: für Ueberlegung, Ungewissheit, Gewissheit und alle Verstandesfunktionen. Wird man durch eine Frage anfangs in Verlegenheit gebracht, so zeigen sich folgende Stufen:

Je ne sais pas! (haussement d'épaules et silence).

Attendez! (il fixe les yeux au plafond, ou se gratte la tête pour réfléchir).

Attendez!! (à cette seconde interjection, sa figure s'anime; il entrevoit la solution cherchée).

J'y suis! (il a trouvé; il est rayonnant, les bras se portent en avant, comme pour saisir la trouvaille). (s. Bericht S. 58.)

Wenn aber nun ein wenig begabter Unglücksmensch das *se gratter* nicht in übertragener Bedeutung auffasst! Und selbst wenn ein Lehrer seiner Klasse *je pense* beibringen wollte und er bei seiner Mimik an die hübschen Verse Walters von der Vogelweide dächte:

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine,
dar ûf satzt' ich den ellenbogen.
ich hete in mine hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange,

so könnte trotzdem bei gar zu grübelndem Gesichtsausdruck der Schüler auf den Gedanken kommen, der Lehrer wolle wohl ganz

etwas anderes, etwa einen noch erträglichen Zahnschmerz markieren.

Wenn M. Schweitzer es verlangen sollte, dass man so unterrichte, wie er es vorgeführt hat, dann müssten alle Lehramtskandidaten erst noch auf ein halbes Jahr mindestens zur Theaterschule abkommandiert werden.

Zur Beleuchtung der Anschauungsmethode seien hier noch zwei kleine Beiträge wiedergegeben, die M. Schmitt im Januarheft 1909, p. 451—52 in seinem Artikel *Toujours la Méthode directe* veröffentlicht:

„Tous les jours il (un professeur) a fait tourner consciencieusement les aiguilles sur le cadran en disant: Jetzt ist es zwei, jetzt ist es drei etc.; jetzt geht es auf zwei, auf drei; jetzt ist es ein viertel auf drei etc.; mais au bout des trois mois pas un élève ne savait ce que voulait dire „jetzt“, qu'il n'avait cessé de répéter.

Un autre a essayé d'expliquer le mot „teilen“ avec des moyens non moins ingénieux. Il a pris une feuille de papier, l'a déchirée en menus morceaux, les a laissés tomber successivement par terre, en répétant sans cesse: „ich teile das Papier, das Papier ist geteilt, das sind Teile des Papiers,“ etc.; mais au bout d'une heure de cette explication un seul élève avait compris qu'il s'agissait de parties et de partager.“

Nach solchen Misserfolgen kann man M. Schmitt ruhig glauben, dass seine Kollegen „von allen Seiten“ zu ihm kommen und ihm erklären: „qu'après avoir franchement appliqué la Méthode directe, après s'en être même servis pour arriver, ils en reviennent aujourd'hui“ (Juillet 1909, p. 195).

Mit Betrübnis werden auch die extremen Reformer das Geständnis einiger bekannter Vertreter der natürlichen Methode hören, das M. Schmitt in der Januarnummer 1909 wiedergibt und das wie ein Faustschlag in das schon trübselige Gesicht dieser Methode wirkt:

„Ils avouent même qu'ils ont préparé les résultats et les succès de la Méthode directe par les procédés de la Méthode indirecte“ (p. 452).

Die Ungenauigkeit ist das grosse Uebel, unter dem Lehrer und Schüler bei der neuen Methode zu leiden haben; beide sehnen sich nach Deutlichkeit:

„Et puisque cette méthodologie (Schweitzers) ne peut pas mener à la précision à laquelle nous aspirons, puisqu'elle n'a pas donné les résultats qu'elle a promis, puisqu'elle ne peut pas les donner, n'est-il pas temps de ramener cette méthode au logis et de sortir un autre cheval de bataille?“ (Schmitt, Avril 1909, p. 53).

Man wird dem nur beipflichten können, wenn man weiter vernimmt, welche Misserfolge die „fameuse Méthode“ gezeitigt hat.

Hand in Hand mit den geringen mündlichen Leistungen gehen die schriftlichen. In seinen *Scripta* (Janvier 1909, p. 454—62) zeigt M. Graindemil, wie einseitig und dem Buchstaben gemäss zuweilen die Sprachmethode aufgefasst worden ist:

„On a vu — ceci est de l'histoire! — dans une certaine académie, des élèves se présenter au baccalauréat, et qui n'avaient jamais fait de composition en langue vivante avant celle de l'examen. Leurs professeurs avaient compris que la Méthode directe excluait absolument les devoirs écrits.“

Solange aber die Schüler beim Abschlussexamen eine schriftliche Arbeit anfertigen sollen, müssen sie auch schreiben lernen; deshalb verlangt M. Graindemil mit Nachdruck:

„il faut qu'ils écrivent, et en première, et en seconde, et en troisième, et en quatrième, et en cinquième, et même dès la sixième.“

Das scheint auch nach der harten Aeusserung desselben Verfassers, der die Baccalaureatsaufsätze gleich „Null“ bewertet, recht nötig zu sein:

„Nos candidats sont incapables — constatation unanime! — de raconter proprement »un pique-nique dans la forêt.«

Wie aber ist es der schon immer als Schmerzenskind im fremdsprachlichen Unterricht angesehenen Literatur ergangen? Auch hier sieht es trübe aus. Nach der neuen Methode, die nichts von der Muttersprache wissen will, kann natürlich nur dann von einer fruchtbaren literarischen Durchbildung die Rede sein, wenn nicht nur der Lehrer Herr der fremden Sprache ist, sondern wenn sie auch der Schüler mit Leichtigkeit gebrauchen kann. Aber wie lange muss das notwendigerweise bei der Schildbürgermethode dauern, nach der die Schüler, um an den Fuss des Baumes der Erkenntnis zu kommen, diesen erst mit Hilfe einer steilen Leiter erklettern und dann den Stamm hinunterrutschen? In Frankreich sind bekanntlich die meisten Lehrer des Deutschen aus dem Grenzgebiet, gebrauchen deshalb auch beide Sprachen gleich geläufig. Wie es bei uns ist, darüber kann ich mir kein Urteil erlauben. Von unsern Vertretern, die auf dem Pariser Kongress in diesem Jahre französisch geredet haben, spricht M. Schmitt in dieser Hinsicht allerdings nicht gerade überaus schmeichelhaft:

„Ils l'ont fait de la meilleure grâce du monde; mais on n'a pu s'empêcher de remarquer, ce qui avait déjà frappé au cours des discussions, qu'ils parlaient dans leur langue maternelle tout en s'exprimant en français. Surtout les représentants de la Méthode directe parlaient français à l'allemande et pensaient l'allemand en français, à moins qu'ils n'aient traduit. (Was sagen die Herren dazu?)

Or, si des maîtres si éminents, après avoir enseigné à parler et à penser en langue étrangère pendant des années, n'y arrivent pas eux-mêmes, comment peut-on exiger de nos élèves d'y réussir dès la première heure?“ (Mai 1909, p. 105.)

Doch um zu dem Literaturunterricht zurückzukehren: man ist auch hier zu dem Resultat gelangt, dass die neue Methode zu keiner Kultur des Geistes führt. Die Schüler haben auch kaum Zeit, zu Hause sich durch Lesen weiterzubilden. Darüber schreibt M. Graindemil (Avril 1909) in Erwiderung auf einen Artikel des M. Graindorge:

„Mon collègue écrase de la superbe le malheureux candidat qui n'a jamais ouvert un livre »pour son plaisir«. — Ah! le bon billet. . . . Mais tous nos bons élèves en sont là. Il ferait beau voir qu'ils lussent pour leur plaisir! Et les devoirs! Et les leçons! Et les préparations! L'élève qui lit pour son plaisir, c'est le libre esprit insaisissable qui nous glisse entre les doigts“ (p. 57—58).

Gegen Schluss des Artikels heisst es dann noch allgemein:

„Des affiches de cirque derrière lesquelles il ne se passe rien, voilà vos programmes de haute culture littéraire.“

M. Zünd-Burguet beleuchtet endlich, ebenso wie er es später noch einmal auf dem Pariser Kongress getan hat, in dem Februarheft 1909 die direkte Methode vom Standpunkt des Phonetikers aus.

Auf seiner Reise durch Deutschland hat M. Zünd-Burguet dem französischen Unterricht auf den Gymnasien und höheren Töchterschulen beigewohnt. Als die Schüler und Schülerinnen transkribierte Texte lasen, *j'ai cru me trouver dans une réunion de concierges d'origine alsacienne*. Auf Grund ihrer Mitgliedschaft zur *Association phonétique internationale* glauben auch einige Lehrer eine untadelige Aussprache zu haben. — Hiergegen ist geltend zu machen, dass in unseren deutschen Schulen transkribierte Texte recht selten sind und ferner, dass die Mitgliederliste der *Association* gar keine deutschen Namen von Belang aufweist. — Die französischen und deutschen Lehrer sind beide der irrigen Ansicht, dass die Schüler die Aussprache des fremden Idioms ebenso erlernen können wie die ihrer Muttersprache, d. h. nach der direkten Methode. Wenn diese Methode vernünftig wäre, so müssten die Schüler schliesslich korrekt aussprechen. Das ist aber nicht der Fall. Ein transkribierter Text ist nur ein *aide-mémoire*, aber kein *moyen didactique directe*.

So wäre denn auch die *Méthode directe* vom Standpunkt der Phonetik abgetan oder man müsste sie *transformer si c'est possible* oder aber *l'abandonner*. Mit einem Wort, man muss zu dem Resultat kommen, dass die Reformer mit der neuen Methode einen falschen Weg eingeschlagen haben. Hören wir, was M. Schmitt bereits im Januarheft 1909 sagt:

„A Paris, l'un des représentants les plus sincères de la Méthode directe, reconnaît qu'avec elle on n'arrive pas à la correction, mais il recommande de ne pas le dire. Un autre, qui en a fait franchement l'expérience, ne craint pas de déclarer qu'il y renonce et revient à une Méthode mixte. Un directeur d'école libre, qui l'a introduite dans son établissement, l'y interdit absolument aujourd'hui. La Suède en fait autant chez elle. Chez nous on revient officiellement à la traduction“ (p. 453).

Und in der Tat, was anfangs niedergerissen worden ist, wird jetzt langsam wieder aufgebaut. Selbst M. Pinloche, der sich selbst einen Reformator vor der Reform genannt hat, aber doch wohl nie ein Reformator mit dem Enthusiasmus der ganz Uebersetzten war, meinte auf dem allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Hannover, dass der freie Aufsatz als Kontrolle des Wissensstandes des Schülers sowohl wie als Mittel zur Erweiterung des Wortschatzes ungenügend sei und dass auch die natürlichen Mittel der Methode am Ende versagen. Daher empfiehlt M. Pinloche jetzt, um den Uebergang wohl nicht gleich zu krass zu gestalten, die indirekte Rückübersetzung, d. i. eine „sorgfältig vom Lehrer vorzubereitende Uebersetzung mit Nachahmung der musterhaften Formen und Wendungen, die in den gelesenen Texten vorkommen“ (Bericht S. 50) und ebenso die blosse Hinübersetzung „in gewissen bestimmten Fällen, wo es darum zu tun ist, eine gewisse, bestimmte Wendung sich anzueignen“ (ibid. S. 53). Denselben Vorschlag hat M. Pinloche auf dem Pariser Kongress gemacht und auch M. Laudenbach ist dort für die Uebersetzung eingetreten (*Revue*, Mai 1909).

Im Juniheft (S. 145—60) dieses Jahres sind nun, nachdem man die verschiedenartigsten unerfreulichen Erfahrungen mit der natürlichen Methode gemacht hat, neue *Instructions relatives à l'Enseignement des langues vivantes* bekannt gegeben worden. Wenn sich auch diese, manchmal allerdings kaum merklich, der alten Methode wieder etwas nähern, so werden sie jedoch wohl schwerlich zu einer Besserung und zu einem erfolgreicherem Unterricht führen. Wird doch auch hier wieder verlangt, dass der Schüler schon in der Sechsten und Fünften daran gewöhnt werden soll, niemals auf französisch zu denken und alles direkt zu verstehen. Unter der *Deuxième Période* (quatrième et troisième) aber heisst es dann, wenn die Lektüre beendet ist, muss sich der Lehrer überzeugen, ob der Text verstanden worden ist:

„Il n'y a qu'un seul moyen de faire le contrôle, c'est d'inviter un ou plusieurs élèves à reproduire le texte en français.“

Sogleich aber wird zur Entschuldigung angeführt:

„Cet emploi de la langue maternelle n'est pas en contradiction

avec le principe de la méthode directe. En sixième et en cinquième, le professeur a dû s'interdire complètement l'usage de la langue française, afin de créer une habitude qui est acquise par les élèves de la seconde période" (p. 156).

In der *Première Période (sixième et cinquième)* muss nach den *Instructions* die Aussprache der Gegenstand eines methodischen Unterrichts werden. Für das Englische, wo Orthographie und Aussprache sich besonders stark voneinander entfernen, ist dieses Hindernis „leicht“ zu unterdrücken »en écrivant phonétiquement au tableau noir les mots tels qu'ils se prononcent.« Dazu ist aber natürlicherweise doch erforderlich, dass die Schüler die phonetische Schrift und deren Bedeutung kennen! Wie aber soll phonetischer Unterricht gegeben werden, wenn der Lehrer kein Wort französisch reden darf? Solcher Unterricht scheint auch nach dem folgenden Passus zu urteilen, in dem noch auf einen besonderen Kniff hingewiesen wird, nicht erteilt zu werden;

„Il arrive dans toutes les classes que quelques élèves, particulièrement doués, prennent tout de suite la prononciation du professeur.

Il peut se faire aussi que parmi les élèves il en est qui parlent la langue étrangère dans leur famille ou avec une gouvernante, et qui prononcent bien. Il faut s'en servir; on place face à face un des élèves qui ont de la peine à bien articuler et l'élève qui prononce bien; quand c'est en face du professeur qu'il est placé, l'enfant le regarde dans les yeux. Mais quand c'est devant un camarade, il lui regardera la bouche tout en se disant qu'il peut bien faire lui aussi ce que fait l'autre“ (p. 149).

Der Unterricht in der Grammatik und in der Literatur lasse noch zuweilen in dem zweiten Zyklus zu wünschen übrig, daher heisst es:

„C'est essentiellement sur ces points que doit, aujourd'hui, porter l'effort de nos maîtres; c'est sur ceux-là qu'il convient surtout d'appeler leur attention“ (S. 145).

Sobald das Verbum zum erstenmal auftritt, hält auch die Grammatik ihren Einzug; denn die Schüler sollen kein Kauderwelsch (*charabia*), sondern eine korrekte Sprache lernen. Das Aber lässt jedoch nicht auf sich warten:

„Mais, de même que l'étude du vocabulaire doit se faire par intuition, la grammaire doit pénétrer dans les jeunes intelligences par insinuation. On ne parle point de la règle, on montre dans une série de phrases, écrites au tableau, les formes diverses du substantif, du verbe et de l'adjectif, sans oublier les pronoms. Quand ces formes sont inscrites, bien comprises, on en tire le paradigme; on le fait trouver par les élèves.“

Soeben erschien in meinem Verlage:

Repetitionsgrammatik der französischen Sprache

von

Dr. Karl Warnke,

Direktor der Herzogl. Alexandrinen-Schule
in Coburg.

I. Abteilg. **Formenlehre**, 2 Teile in 1 Band

Preis M. 0.90, geb. M. 1.20

II. Abteilg. **Syntax**, 2 Teile in 1 Band

Preis M. 2.50, geb. M. 3.—

Der Verfasser führt sein Werk mit folgenden Worten ein:

Die Repetitionsgrammatik der französischen Sprache, die in zwei Teilen erschienen ist, bezweckt, den Lernenden in möglichst einfacher Form den Weg zu grammatischer Sicherheit zu zeigen und ihnen zugleich ein Mittel in die Hand zu geben, mit dem sie das, was in der Erinnerung verblaßt oder auch verloren gegangen ist, in selbstständiger Arbeit auffrischen oder sich neu erwerben können. Die üblichen Schulgrammatiken, mögen sie nun als kurze Regelbücher oder in mehr ausführlicher Form auftreten, erfüllen diesen Zweck nicht. Die grammatische Regel bleibt, wie längst bekannt ist, unfruchtbar, wenn sie nicht durch planmäßige und ausgiebige Übungen in Fleiß und Blut übergegangen ist. Solche Übungen werden nun freilich von jedem sorgsamem Lehrer im Unterricht selbst angestellt; allein sie sind hier naturgemäß nur für den Augenblick berechnet und nützen, wie die Erfahrung lehrt, oft schon für die häusliche Wiederholung wenig, geschweige denn, daß sie für eine spätere Repetition in Betracht kämen. Zudem treten sie zumeist ebensowenig wie die spärlichen Musterfäße der Grammatik in einer Form auf, die zur Selbsttätigkeit des Lernenden, der Grundlage alles Wissens, führen könnte. Dies geschieht aber, soweit ich sehe, einzig und allein dadurch, daß den nicht zu lärglich bemessenen Beispielen eine räumlich von ihnen getrennte Übersetzung beigegeben wird. Nur auf diese Weise ist dem Lernenden eine Kontrolle in die Hand gegeben, durch die er feststellen kann, ob er die Regel wirklich verstanden und sich in Wahrheit zu eigen gemacht hat.

Diese einfache Beobachtung ist keineswegs neu. Seit Curtius' griechischer Grammatik ist sie in Grammatiken und Lehrbüchern hin und wieder teilweise praktisch

verwertet worden. Systematisch und entschieden hat sie aber nur H. Menge in seinen bekannten lateinischen und griechischen Repetitionsbüchern durchgeführt.

Dem eben genannten trefflichen Methodiker bin ich seit Jahren im eigenen Unterrichte gefolgt. Da das Lernen und Üben nach verschiedenen Grammatiken trotz alles Fleißes von Schülern und Schülerinnen nur bedauerlich geringe Früchte zeitigte, entschloß ich mich, ganz wie Menge, zunächst für die Syntax, später auch für die Formenlehre selbst für meine Schüler ein Lehrbuch auszuarbeiten, das meiner Ansicht nach besser zum Ziele führte als andere Hilfsmittel.

Die Grundsätze, die mich dabei leiteten, sind kurz folgende;

Ich gab den grammatischen Stoff in einer einfachen und klaren Anordnung, wobei ich alles Nebensächliche ausschied. Wo immer es anging, begründete ich in möglichst elementarer und leicht faßlicher Weise die sprachlichen Erscheinungen, um dadurch das Verständnis zu erleichtern und einen Blick in das Leben der Sprache zu gewähren. Sodann fügte ich je nach Bedarf eine größere oder kleinere Reihe einfacher Beispiele an und versäumte zugleich nicht, über eine Reihe grammatischer Gesetze vermischte Übungen zu geben. Diese Schulgrammatik suchte ich lebendig und für die Schüler praktisch brauchbar zu machen, indem ich in einem gesonderten Teile durch eine präzise Frage auf die Regel hinführte und zu den Musterbeispielen sowie den Übungssätzen eine Übersetzung gab.

Die so allmählich entstandenen Hefte übergebe ich in etwas erweiterter Form der Öffentlichkeit. Möge das, was sich für mich bewährt hat, auch anderen von Nutzen sein!

Obige Ausführungen des Verfassers, in denen er die Gründe, die ihm bei Abfassung seiner Arbeit leiteten, bekannt gibt, entheben mich jeden weiteren Kommentars.

Nachdem die Menge'schen Repetitorien für die lateinische und griechische Syntax eine so weite Verbreitung gefunden haben, hoffe ich, daß auch dem Warnke'schen Buche, dem die Menge'sche Methode zu Grunde gelegt ist, eine gleiche freundliche Aufnahme werden wird.

Ich empfehle das Werk, das in gleicher Weise für den Unterricht wie für das Selbststudium geeignet ist, allen höheren Lehranstalten zur Einführung.

Das Werk wird von jeder Buchhandlung auf Verlangen zur Ansicht vorgelegt.

Verzeichnisse des weiteren Verlares für höhere Lehranstalten wollen verlangt werden von der

Verlagsbuchhandlung von Julius Zwißler.
Wolfenbüttel.

Von dem literarischen Unterricht wird man sich kaum grössere Erfolge versprechen dürfen als von dem erwähnten grammatischen; denn nach den *Instructions* sollen Sprache und Literaturunterricht niemals voneinander getrennt werden. Man höre und wundere sich:

„Une œuvre littéraire ne peut être pleinement appréciée que dans et par la langue où elle est écrite.“

Wie man sich diesen Unterricht nun denkt, zeigt der folgende Abschnitt:

„C'est surtout au moyen des poésies lyriques déjà apprises par ses élèves que le maître doit tout d'abord donner l'enseignement littéraire. Il aura eu soin de les choisir dans les classes et les années précédentes de façon à constituer des groupes de poésies de tels ou tels écrivains qui se corroborent toutes et convergent toutes à faire naître graduellement une idée simple, nette, précise de la personnalité et du génie de chacun. Ensuite il rapprochera les groupes séparés de notions ainsi acquises au sujet des écrivains d'une même époque; les ressemblances et les différences se dégageront toutes seules: elles seront l'objet de petites leçons, de petites conférences que viendront compléter les commentaires du maître, les lectures de la classe; et l'élève acquerra peu à peu une idée exacte, fondée sur l'analyse et la possession de textes bien choisis, des caractères communs de telle ou telle période littéraire etc.“ (p. 147.)

Schliesslich ist noch bemerkenswert, dass in dem *deuxième Cycle* die *version* zugelassen werden soll; der *thème* dagegen wird stillschweigend übergangen: er wirkt noch immer wie ein Taranstich!

„L'exercice qui pourra le mieux dans les diverses sections de première et de seconde donner à la connaissance de la langue et au sentiment littéraire une précision et une étendue qu'ils ne sauraient acquérir autrement, c'est la *version*.“ (p. 158.)

Aus diesen *Instructions* geht ebenfalls deutlich hervor, wie man sich in Frankreich dreht und windet, um sich wenigstens etwas von der direkten Methode zu befreien und wie peinlich dieses empfunden wird. Man hat nach „Verbesserungen“ gesucht, sie eingeführt und dadurch manches geradezu auf den Kopf gestellt. Hören wir noch einmal, was M. Schmitt in seinem Artikel *Ce qui est naturel* bereits im Januarheft 1909, S. 450 gesagt hat:

„Après nous avoir entraînés à toute vapeur loin de la langue maternelle, nos réformateurs nous y ramènent aujourd'hui. Au dernier Congrès de Hanovre, ils ont dû avouer que la Méthode directe n'avait pas donné les résultats qu'ils en promettaient et en espéraient. On en a conclu qu'ils fallait commencer par elle, mais

se hâter d'en sortir. Eh bien! c'est le contraire qu'il faut faire, si on ne veut pas manquer le but. Mais nous avons fait, nous faisons de la Méthode directe à rebours, et voilà pourquoi nous sommes réduits à faire machine en arrière."

Heute ist wirklich mit der natürlichen Methode nicht mehr anzufangen als früher; eine Besserung des Unterrichts und eine Erleichterung für die Lehrer wird wohl nur dadurch geschaffen werden können, wenn bald mehr Toleranz geübt und die Lehrerpersönlichkeit über die Methode gestellt wird.

In Deutschland scheint es mit der direkten Methode nicht besser auszusehen als in Frankreich; denn auf dem Kongress in Hannover erklärte Prof. Stimming in der Begrüßungsrede, dass er zusammen mit Prof. Morsbach den neusprachlichen Unterricht an den höheren Schulen der Provinz Hannover im Auftrage des Herrn Ministers inspiziert habe, dabei hätten sie beide feststellen müssen, „wie manche Lehrer, welche die sogenannte neue, d. h. die direkte Methode anwenden wollten oder sollten, mit derselben sehr wenig anzufangen wussten, zum Teil sogar kläglich scheiterten, während sie vielleicht mit einer anderen (Zuruf: vielleicht!), in der sie sich heimisch gefühlt hätten, mehr erreicht haben würden.“ (*Bericht* S. 21.)

Wie Prof. Stimming ebenfalls in derselben Rede ausgeführt hat, soll man nicht eine Methode für die allein richtige erklären und sie den Lehrern aufzwingen wollen. „Ein Lehrer, der gezwungen wird, eine Methode anzuwenden, die seinem inneren Wesen widerstrebt, und welcher er daher nicht gewachsen ist, wird immer nur kümmerliche Ergebnisse erzielen.“

Mögen sich diese Worte alle Methodenfanatiker zu Herzen nehmen!

Zuguterletzt fragt mancher, der diese Zeilen liest, vielleicht, wozu noch Worte gemacht werden, nachdem der Methodenstreit eigentlich doch schon geendet hat und die sogenannte Reform längst auf dem Rückzuge sich befindet? Ich schrieb auch nur den Epilog zu dieser Tragikomödie, zu dem mir französische Stimmen so reichen Stoff boten.

Berlin.

Max Brandenburg.

Einiges zur methodischen Anleitung zum Sprechen fremder Sprachen.

Augenblicklich herrscht Friede zwischen Reformern und Anti-reformern. Beide Parteien, hiess es seinerzeit, wollen erst weitere Erfahrungen sammeln. Es wäre nun am besten, wenn man sich

innerhalb und ausserhalb der Partei häufig im Unterricht besuchen könnte, um im Sinne der eigenen Partei eine bis ins einzelne gehende Methode zu entwickeln, die, wie einst und noch heute die der klassischen Sprachen, den jungen Kollegen als sicherer Führer überliefert werden könnte. Das ausgiebige Hospitieren, zumal ausserhalb der eigenen Anstalt, ist bei dem zurzeit herrschenden Mangel an Lehrkräften nicht angängig. So muss man immer wieder versuchen, auf diesem Wege hier sich zu verständigen. Ich bringe einige Betrachtungen über Ziele und Methode der Anleitung zum Sprechen, in der Hoffnung, dass dem einen oder anderen der Herren Kollegen einiges davon der näheren Erörterung wert erscheinen wird.

Die Lehrpläne haben seinerzeit die zu verlangende Zielleistung im Sprechen nicht so genau festlegen können, dass nicht eine verschiedene Auffassung möglich wäre. Ich habe mir gesagt, dass unsere jahrelange Bemühung ein winziges Resultat hätte, wenn wir unsere Schüler nicht dahin brächten, Dramen, Sagen, geschichtliche Ereignisse, die ich inhaltlich als vollkommen bekannt, aber als nie auf Französisch behandelt voraussetze, geläufig und in grammatisch, synonymisch-phraseologisch und in bescheidenem Masse stilistisch richtigem Französisch *ex tempore* zu erzählen. Es handelt sich also bei der Probe um eine nicht im entferntesten direkt vorbereitete Leistung. Ich habe nun Kollegen gefragt, ob ihre Schüler fähig wären, sofort in dieser Weise den Inhalt der Bürgschaft, des Tell, des trojanischen Krieges wiederzugeben. Der eine meinte, das wäre leicht, der zweite, das könnte wohl gehen, der dritte, das wäre zu schwer. Der letztgenannte, der als Kandidat bei einem unserer bekanntesten französischen Lehrer (und zwar handelt es sich nicht etwa um ein Gymnasium) gewesen war, betrieb sich darauf, dass selbst dort die Schüler sich nur in Anakoluten bewegen. Wie denkt man allgemein darüber? Vielleicht machen die Herren die Probe. Ich schreibe in solchem Falle in meiner OII (Realgymn.) eine deutsche Disposition an und lasse einen Schüler das Ganze erzählen. Man wird mir zugeben, dass nur eine solche völlig unvorbereitete Leistung ein Urteil über das wirklich Erreichte gestattet. Alles andere heisst doch mehr oder weniger sich oder anderen „einen Türken vorreiten“.

Ueber die Methode, diese Fähigkeit zu erzielen, habe ich mich seinerzeit in diesen Blättern¹⁾ geäussert. Alle meine bisherigen Erfahrungen haben mir bestätigt, dass sie einen völlig sicheren Weg darstellt. Indem ich auf jenen Aufsatz verweise, erinnere ich nur an die, allem, was als modern gilt, schnurstracks zuwiderlau-

¹⁾ Zeitschrift 6, 305—311.

fenden Grundzüge: Ausgehen vom Deutschen, nicht Dialog, sondern Erzählung, deren Stoff deutsch vollkommen bekannt ist, französisch nicht vorliegt und nie bisher behandelt ist; dieser Stoff, der für jede Lehrstunde wechselt, wird zu Hause zunächst deutsch, dann französisch öfter erzählt, wobei mechanische Wiederholung und schriftliche Fixierung streng zu meiden ist; in kurzen Zwischenräumen werden Extemporierübungen in der Klasse vorgenommen zur Kontrolle der Fortschritte der Schüler. Ich füge nun meinen damaligen Betrachtungen einiges hinzu, was damals zum Teil allerdings schon kurz angedeutet wurde.

Zunächst behaupte ich mit allem Nachdruck, dass diese Uebungen im Sprechen am besten erst in U II beginnen. Ich bin jedesmal erstaunt zu sehen, wie schnell Schüler einholen, was man in dieser Beziehung angeblich in IV—O III „versäumt“ hat. Die Forderung, Sprechübungen selbst in einfachster Form zu treiben, ohne dass die Schüler im vollen Besitz der Elementargrammatik (also IV—O III) und eines recht beträchtlichen „Her“-Wortschatzes sind, erscheint mir je länger desto unnatürlicher. Der Junge muss fortwährend Dinge sagen, die er noch nicht wissen kann oder nicht eigentlich sagen möchte.

Ich hatte seinerzeit das Geschichtspensum als „idealen“ Stoff für solche Sprechübungen bezeichnet. Ich war bei Sagen, Geschichten, Anekdoten gescheitert, weil die Schüler sie nie kannten, nie behielten usw. Ein einfaches Hilfsmittel hat sich gefunden: Ich benutze als Stoff die Lesebücher aus Quinta und Quarta, und die Erfahrungen eines ganzen Jahres zeigen mir, dass das wirklich ein idealer Stoff ist, wenngleich man natürlich auch Auswahl treffen muss. Da haben wir leicht fassliche, eindrucksvolle Vorgänge, die in einfachem und doch dem geistigen deutschen Niveau eines Schülers vollkommen entsprechenden Französisch behandelt werden können. Diese Uebungen nehmen etwa eine Viertelstunde jeder Lehrstunde in Anspruch, und dann wird noch dabei ein gut Teil grammatischer, stilistischer, synonymischer Wiederholung geleistet.

Ferner scheint mir zu bedenken, dass wir vielleicht besser täten, nur in einer fremden Sprache Sprechübungen zu treiben, damit wenigstens in dieser einen etwas Tüchtiges geleistet werde. Gerade, wenn wir auch auf den häuslichen Fleiss zur Förderung im Sprechen rechnen müssen, bereiten wir dem Schüler doch eigentlich eine Qual, wenn wir von ihm verlangen, zwei Sprachen hintereinander zu sprechen. Doch damit kommen wir auf weitere Fragen, die später einmal für sich behandelt werden müssen.

Gross-Lichterfelde.

Wilmsen.

Englischer Ferienkursus in Posen vom 6.—16. Oktober 1909.

Der dritte englische Ferienkursus in Posen war zugleich der erste, der in der stattlichen, neuerbauten königlichen Akademie vor dem Berliner Tor stattfand. Stand auch der Kursus rein äusserlich insofern unter einem schlechten Stern, als Maurer, Zimmerleute und Maler des öfteren als ungebetene Klopffeister auf den Korridoren sich bemerkbar machten, so nahmen doch sämtliche Teilnehmer des Kursus den Eindruck mit, während dieser Tage wieder in engere Beziehung zur englischen Philologie gekommen zu sein und vielseitige Anregung und Belehrung in bezug auf englische Literatur, Grammatik und Phonetik erhalten zu haben.

Am 6. Oktober, vormittags 9 Uhr, begrüßte der Leiter des Kursus, Herr Prof. Dr. Dibelius, die Teilnehmer und wies darauf hin, dass er, was die englischen Vorträge in den Vormittagsstunden jedes Tages anlange, auf zwei Punkte vornehmlich Wert gelegt habe: Einheitlichkeit der Vorträge und Darbietung eines Stoffes, der abseits von der gewohnten Bahn der Universitätsvorlesungen läge.¹⁾ So stand denn diesmal im Mittelpunkt des englischen Ferienkursus die Beschäftigung mit den Dichtern der neuromantischen Schule. Alle neun, je zweistündigen Vorträge beschäftigten sich mit diesem Thema, das wesentlich durch Vortragen von Gedichten aus Jiriczeks Sammlung *Viktorianische Dichtung*, Auswahl aus Browning, Tennyson, M. Arnold usw. gefördert wurde. Den ersten, einleitenden Vortrag: *The chief aspects of the neo-romantic movement* hatte Herr Prof. Dr. Dibelius selbst übernommen. Er entwickelte die Gründe, weshalb die Dichter der neuromantischen Schule auf dem Kontinent wenig bekannt seien und warum vornehmlich nur Tennyson in England selbst als populär anzusprechen sei, ging dann des näheren auf die Ideen und Tendenzen (*'cavalier' ideas and tendencies*) der Neuromantiker ein, um dann ausführlich über das verbindende Glied zwischen der älteren und jüngeren romantischen Schule, Walter Savage Landor (1775—1864), und über den Gründer der Preraphaelite Brotherhood, Dante Gabriel Rossetti (1828—1882), zu sprechen. Dem jungen Lektor der Akademie, Mr. Liddell, war der zweite Vortrag, über Tennyson, übertragen worden. Mr. Featherstonhaugh sprach sehr interessant über Robert und Elisabeth Barrett-Browning, Mr. Jones über William Morris und Herr Prof. Dibelius über Swinburne. In einer Nachmittagsvorlesung verbreitete sich Herr Prof.

¹⁾ Liegen denn wirklich auf unseren deutschen Universitäten Browning, Tennyson, D. G. Rossetti, W. Morris, Swinburne „abseits von der gewohnten Bahn der Universitätsvorlesungen?“ In Berlin vielleicht, anderwärts nicht.

Ann. d. Red. (M. K.)

Dibelius in deutscher Sprache über *Englische wissenschaftliche Literatur für Lehrerbibliotheken und Neuerscheinungen aus dem Gebiet der englischen Philologie* — ein Vortrag, der manches Neue und viel Anregendes brachte. Nach dieser Vorlesung sprach Herr Prof. Thiel-Elbing dem Leiter des Kursus sowie den Lektoren in herzlichen Worten den Dank der Teilnehmer aus.

Die Konversationszirkel fanden sich jeden Tag mit je einem Engländer entweder vor- oder nachmittags zusammen. Das schöne, sonnige Herbstwetter lockte uns oft hinaus, so dass die Zirkel sehr häufig in der näheren Umgebung der Stadt abgehalten wurden: im botanischen Garten, im Eichwalde oder auf den neuangelegten Promenadenwegen des neuen Stadtviertels.

Am Freitag den 15. Oktober versammelten sich die Teilnehmer des englischen Kursus zusammen mit den Herren vom deutschen Kursus bei Raiffeisen zu einem Abschiedstrunk, an dem der Rektor der Akademie, Herr Prof. Dr. Spies, und die Dozenten teilnahmen.

Bromberg.

Ernst v. Wiecki.

Entgegnung.

In Bd. 8, Heft 5 dieser *Zeitschrift* hat Prof. Dr. G. Thurau-Greifswald in einem *Pro facultate docendi* betitelten Aufsatz eine Bemerkung von mir über seine "Greifswalder Studienkurse" aufgegriffen und die derselben zu Grunde liegende Idee als "baren Nonsens" bezeichnet. In einem Aufsatz: *Nochmals: ein gefährliches Frauenvorrecht* im Oktoberheft der *Frau* hatte ich bei Betrachtung der Vorbereitungsmöglichkeiten von Lehrerinnen auf die Universität geschrieben: „Verfehlt jedoch scheint mir der Weg, den Prof. Thurau in Greifswald mit seinen "Greifswalder Studienkursen" einschlägt, indem er Sondervorlesungen durch Universitätsdozenten mit Rücksicht auf die mangelnde Vorbildung der Lehrerinnen einrichtet, und die dazu zu wählenden Universitätsvorlesungen vorschreibt. Wie ich höre, sind jedoch diese Kurse ohne offiziellen Zusammenhang mit der Universität.“

Prof. Thurau antwortete darauf: „Die Idee von einem solchen "offiziellen Zusammenhang" ist — *sit venia verbo* — einbarer Nonsens. Ein offizieller Zusammenhang, d. h. also eine amtliche Angliederung der Oberlehrerinnenkurse an die Hochschule ist eine glatte Unmöglichkeit — mögen auch durch besonderes Entgegenkommen der amtlichen Instanzen die Lehrkräfte, Auditorien, Institute etc. für den Unterrichtsbetrieb zur Verfügung stehen, mag auch, wie in Bonn, ein Abkommen mit den Dozenten über die Zulassung zu

den Seminarien getroffen sein (sicherlich doch nicht auf Grund eines Fakultätsbeschlusses), so liegt doch darin keine Spur "offiziellen Zusammenhangs".

Prof. Thureau vergisst bei dieser Aufzählung der Punkte, in denen der Anschluss seiner Studienkurse an die Universität sich zeigt, gerade das Moment, dass mich an einen amtlichen Zusammenhang denken liess. Der Studienplan der Kurse setzt sich nämlich zusammen aus zum Vorlesungsplan der Universität gehörigen Vorlesungen, die bei der Universitätskasse zu belegen sind, und eigens für die Kurse eingerichteten (die bei dem Leiter der Kurse zu belegen sind). Der Tatbestand ist also der, dass in diesen Kursen eine Reihe von Universitätsvorlesungen auf private Initiative hin durch Sondervorlesungen für Frauen, von Universitätsdozenten an derselben Stelle gehalten, ergänzt werden.¹⁾ Diese starke Mitwirkung der Universität an den Kursen ist natürlich auch in meiner Auffassung nicht identisch mit einer amtlichen Angliederung (es heisst ja nicht: Kurse, eingerichtet von der Universitätsbehörde), und Prof. Thureau wird auch kaum glauben, dass dies von mir mit jenem Ausdruck gemeint worden sei! Aber sie hat die Frage bei mir und anderen erweckt, ob die Universität sich als an den Kursen beteiligt ansehe oder von den Beteiligten so angesehen werde, und ob in ihrer Mitwirkung etwa eine Art offizieller Zustimmung zu dem Plane zu sehen sei? Dies wird also von den Beteiligten verneint.

Aber auch ausserdem bin ich nicht der Meinung, dass eine amtliche Angliederung von solchen Kursen an die Universität, im Zeitalter der University-Extension, eine glatte Unmöglichkeit sei. Freilich, der Name Oberlehrerinnenkurse klingt in dieser Verbindung schlecht. Aber ist es wirklich so undenkbar, dass innerhalb des Rahmens der Universität der „besonderen“ Vorbildung der Frauen durch Sondervorlesungen einzelner Dozenten Rechnung getragen würde? Zu Beginn des Frauenstudiums standen wir einige Male dicht vor der Realisierung dieser Idee. In den Vereinigten Staaten und England sind an den grossen Hochschulen seinerzeit auf private Initiative hin Sonderkurse für Frauen eingerichtet worden, die zu einem organischen Glied der Universitäten, dem sogenannten Annex, geworden sind. Es ist sehr erfreulich zu hören, dass Prof. Thureau eine solche Entwicklung in Deutschland für eine glatte Unmöglichkeit hält. Aber auf den Namen kommt dabei wenig an.

¹⁾ Man kann natürlich sagen, Universitätsvorlesungen kann jede Lehrerin auch so besuchen. Aber es ist doch etwas anderes, wenn die betr. Vorlesungen als „Studienplan der Kurse“ angezeigt und die Kursus-schülerinnen auf sie vom Leiter der Kurse verpflichtet werden.

Ich gestehe, dass mir die Greifswalder Studienkurse, insofern sie auch zum Examen *pro facultate docendi* vorbereiten sollen, und deren offizielle Anerkennung als Vorbildungsweg dazu neben dem eigentlichen Universitätsstudium ihr Gründer erstrebt, in ihrer engen Verbindung mit der Universität vom „Annex“ nicht allzu weit entfernt scheinen. Mir scheint der einzige richtige Weg der zu sein, die Vorbildung der Lehrerinnen auf das Niveau der Universität zu heben. Da Prof. Thurau zu meiner Freude auch der Meinung ist, dass die Lehrerin eine Vorbildung bis zum Ziel des realgymnasialen Abiturientenexamens etwa erstreben soll, gebe ich ihm zu bedenken, ob die Einrichtung von Sondervorlesungen nicht eher diesem Bestreben hinderlich sein dürfte. Wie auch die Liberalität, mit der er auch nur mit dem Zeugnis der höheren Töchterschule versehene Damen den abgekürzten Weg dieser Lehrerinnenbildung führen will, von meiner Erfahrung aus nicht gutgeheissen werden kann. Ich behalte mir vor, auf diese prinzipiellen Meinungsverschiedenheiten demnächst ausführlicher einzugehen, da eine sachliche Diskussion der Prinzipien nötig scheint, um allen Einrichtungen auf dem Gebiet der Lehrerinnenfortbildung die wünschenswerte Einheitlichkeit zu geben.

Martha Strinz,
Leiterin der Gymnasialkurse
für Frauen zu Berlin.

Zu dieser Entgegnung bemerke ich:

1. Wenn der Umstand, dass in den Greifswalder Kursen ausser den Sondervorlesungen auch Universitätsvorlesungen den Lehrerinnen geboten werden, „bei Fräulein Strinz und anderen die Frage erweckt hat, ob die Universität sich als an den Kursen beteiligt ansehe oder ob in ihrer Mitwirkung etwa eine Art offizieller Zustimmung zu dem Plane zu sehen sei“, so kommt diese Frage aus offenbar durch Sachkenntnis ganz ungetrübten Gemütern. Denn jeder, der die Programme der Oberlehrerinnenkurse, wie sie seit Jahren verteilt zu werden pflegen, gelesen hat, weiss, dass diese Kombination von Sonder- und Universitätsvorlesungen in den Kursen ganz natürliches Ergebnis der einfachsten Ueberlegung seitens der Dozenten war und niemals die Deutung erfahren hat, die Fräulein Strinz ihr jetzt gibt, eine Deutung, die sie auffälligerweise nur auf die Greifswalder und nicht auf die anderen Oberlehrerinnenkurse anwendet, die genau unter den nämlichen Verhältnissen arbeiten. Die Ausbildung der Oberlehrerinnen ist in immer grösserem Umfange in den Kursen, in einigen Fächern teilweise, in manchen ganz und gar in die Universitätsvorlesungen verlegt worden.

Es hält wirklich schwer, bei Fräulein Strinz an eine solche Unkenntnis der Verhältnisse zu glauben, deren Kritik sie unternimmt.

Die Universitätsvorlesungen im Studienplan der Oberlehrerinnenkurse haben wesentlich zu ihrer Hebung beigetragen; die gegenteilige Behauptung, dass das Niveau dieser Vorlesungen dabei niedriger geworden sei, entspricht wohl der gegenwärtig gern behaupteten Theorie, aber nicht den erfahrungsmässigen Tatsachen. Die grössere Beteiligung der Universitätsdozenten an den Oberlehrerinnenkursen, die an keinem der anderen Oberlehrerinnenkurse eine so ausschliessliche ist wie in Greifswald, bringt vor allem auch den Vorteil, dass die jungen Lehrerinnen möglichst rasch und gründlich der ihnen ungewohnten, aber sehr notwendigen akademisch-wissenschaftlichen Arbeitsmethode gewonnen werden.

Dass die Universitätskasse die Honorare für die Universitätsvorlesungen annimmt und der Kursusleitung die Verrechnungsarbeit für ihre Sondervorlesungshonorare überlässt, ist doch eine selbstverständliche Ressortabgrenzung, und dass dergleichen den in die neuen Verhältnisse gestellten Lehrerinnen bekannt gemacht wird, bezweckt lediglich Vermeidung zahlloser Einzelinformationen — und es ist erstaunlich, was Fräulein Strinz aus diesen Umständen herausdeutelt.

2. Ebenso erstaunlich ist die Behauptung, dass „Sondervorlesungen durch Universitätsdozenten mit Rücksicht auf die mangelnde Vorbildung der Lehrerinnen“ in Greifswald eingerichtet sind. Gewiss sollen die Sondervorlesungen den Lehrerinnen durch andere Stoffwahl und andere Materialgruppierung den Uebergang von ihrem zum akademischen Niveau erleichtern; aber andere Sondervorlesungen gibt es daneben, die den Lehrerinnen durch ein ganz im Stil einer Universitätsvorlesung gehaltenes Kolleg den richtigen, ordnungsmässigen Bildungsgang ermöglichen sollen, zu dem der jeweilige Stand des „Turnus“ des betreffenden Dozenten keinen Anschluss bietet. So wird u. a. jedes Semester ein einführendes Sonderkolleg über Altfranzösisch gelesen, um den neuen Semestern den richtigen Anfang des Studiums zu vermitteln, so ist speziell im Religionsstudium für das alte Testament eine akademische Lehrkraft engagiert, die nicht nur aus Rücksicht auf „die mangelnde Vorbildung“, sondern auch auf die verschiedenen Semesteransprüche bestellt ist, usw.

3. Fräulein Strinz beanstandet die Ausnutzung der Sondervorlesungen durch die Lehrerinnen, welche das Examen *pro facultate docendi* machen wollen. Was wird sie erst sagen, wenn ich ihr verrate, dass sogar Studenten gelegentlich sich gewünscht haben, an ihnen teilnehmen zu können? Fürchterlich! Aber sehen wir uns doch einmal den logischen Zusammenhang dieser Auffassung,

die ja nicht Fräulein Strinz allein, sondern auch die Zeitschrift vertritt, in der sie sich äussert, etwas genauer an. Die ministerielle Verfügung gibt den Weg zum Hochschulstudium und Staatsexamen ohne Maturitas frei. Fräulein Strinz und Genossen bestreiten den seminaristisch gebildeten Lehrerinnen die Möglichkeit, das Universitätsstudium mit dem Ziel des Oberlehrerexamens zu betreiben, wegen des „Mangels an Vorbildung“, bestreiten aber auch etwaigen Nachhilfen durch andere Lerngelegenheit die Existenzberechtigung — mit anderen Worten: Sie missbilligen den Aprilerlass und wollen seine Befolgung verhindern. Also eine Fronde, der ich meine Beteiligung versagen muss! In der *Frauenbildung* 1909, 7./8. Heft, S. 327 schreibt Paula Schlodtmann sogar folgendes:

„Und es wäre auch das Imponierendste, wenn die Lehrerinnen selbst erklärten: Wir wollen keine Begünstigung vor den Männern, wir wollen nur gleiches Recht mit den Männern. Es scheint das sehr viel verlangt. Aber die Lehrerinnen haben schon so oft gezeigt, dass sie die Interessen ihres Standes über ihre persönlichen Wünsche zu stellen fähig sind, dass man ihnen auch dieses schwere Opfer zutrauen darf. Die Frauenbewegung würde damit verpflichtet werden, nach besten Kräften helfend einzuspringen und den hervorragenden Intelligenzen unter den Lehrerinnen den Weg über das Abiturium zum Studium zu erleichtern.“

Das sind Utopien, für die ich die Verantwortung nicht übernehmen möchte. Der einzige Vorteil, den man von solcher verwirrenden Opposition erwarten möchte, könnte nur der sein, dass der Zufluss von Lehrerinnen zum Studium in den durch die Nachfrage nach Oberlehrerinnen gezogenen Grenzen bliebe; aber auch „hervorragende Intelligenzen“ könnten so eher abgeschreckt als gewonnen werden.

4. Fräulein Strinz malt uns dann das Schreckgespenst des Frauen-College; das ist ein dürftig gedeckter Rückzug, den ich nicht weiter verfolgen will. Es bleibt demnach also mit der freundlichen Zustimmung meiner Opponentin bei dem „Nonsens“. Man kämpft wirklich gegen die Gespensterfurcht der Damen: Frauen-College — Damenabitur¹⁾ — Examensentwertung.²⁾ Wollte man sich allerseits auf den Boden der gegebenen Verhältnisse stellen, an denen vorläufig, wie seitens des Vertreters des Ministeriums auf der Direk-

¹⁾ Vgl. *Evangelische Frauenzeitung*, 15. Nov. 1909: *Frauenbildung*, S. 27 im Anschluss an die Stettiner Tagung des Direktoren-Vereins, der „es für wünschenswert hält, dass die Lehrerinnen, die 1913 oder später das Höhere Lehrerinnenseminar absolvieren, in bezug auf Studium und Zulassung zu den Prüfungen der Abiturienten den Studienanstalten gleichgestellt werden“.

²⁾ *Zeitschrift* 8, S. 326 Anm.

torenversammlung in Stettin versichert wurde, nichts geändert werden würde, mit denen man sich nun also einrichten und arbeiten solle, — dann wäre mancher Diskurs zu sparen.

5. Dass ich den Lehrerinnen die Universitätsvorlesungen vorschreibe oder sie darauf verpflichte, gilt mit dem Vorbehalt, dass für die verschiedenen Semester auch noch andere Vorlesungen in Betracht kommen — und zwar nach Massgabe der Vorschläge der betreffenden Dozenten und des wissenschaftlichen Niveaus ihrer Schülerinnen. Das ganze Programm ist eben, wie überall, mehr eine Anweisung als eine Vorschrift.

6. *Pro domo* noch eine Bemerkung, die Frl. Strinz und die *Frau* angeht, in der sie ihren Aufsatz *Nochmals: ein gefährliches Frauenvorrecht* veröffentlicht hat! Im Schlussabschnitt jenes Aufsatzes waren die Bonner, Göttinger und Greifswalder Kurse erwähnt, in einer Zusammenstellung, die bei jedem unbefangenen Leser den Eindruck erwecken musste, (ich will nicht sagen: sollte,) dass die Greifswalder Kurse eine Einrichtung wären, die jenen nicht gleichkäme; denn die Greifswalder Kurse waren wegen ihrer „Sondervorlesungen durch Universitätsdozenten“ als „verfehlt“ bezeichnet worden. Die Redaktion der *Frau* bestreitet in ihrer brieflichen Erwiderung auf eine Berichtigung, die ich ihr zur Verfügung stellte, dass Frl. Strinz einen Unterschied zwischen Bonner, Göttinger und Greifswalder Oberlehrerinnenkursen habe machen wollen und nur die Ausnutzung der Kurse für das Examen *pro facultate docendi* beanstande. Ist das denn aber in Göttingen und Bonn anders? Warum soll man Lehrerinnen von den Kursen ausschliessen, weil sie vielleicht das Examen *pro facultate docendi* machen wollen; manche der studierenden Damen werden wohl erst während des Studiums Klarheit über ihre Fähigkeiten erhalten wollen, bevor sie ihre Entscheidung, ob das eine oder andere Examen ihnen erreichbar ist, endgültig treffen.¹⁾

¹⁾ Seitens der von mir zitierten Bonner Vertreterin in der Berliner Konferenz im Herrenhause wird mir mitgeteilt, dass ihre Aeusserung über die Aufnahmeprüfung sich nur auf die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer bezogen und den Sinn gehabt hätte, dass man in Bonn in den Kursen für Mathematik mit dem Untersekundanerpensum beginne, ferner, dass Damen, die später in einen bestehenden Kursus eingetreten waren, und die in einer besonderen Prüfung die Kenntnisse der Stufe, die sie erreichen wollten, nachgewiesen hatten, nachher grosse Schwierigkeiten hatten, sich im Kursus einzuarbeiten. Aus diesem Grunde wollte Bonn wie bisher in den Kursen für Mathematik mit dem Untersekundanpensum beginnen. Da die Mathematikurse ganz von der Universität getrennt sind, konnte man ihren Betrieb ganz frei gestalten, wie er am besten den Bedürfnissen entsprach.

Ich bedauere im Interesse der Sache, dass die aus verschiedenen Gründen zögernde Behandlung meines Manuskripts in der Redaktion der *Frau* mich zwang, meine ihr eingesandte „Entgegnung“ auf den Aufsatz von Frl. Strinz wieder zurückzufordern und auf eine Berichtigung zu verzichten, die unter diesen Umständen erst ein volles Vierteljahr nach dem Angriffe auf mich erfolgt wäre. Die *Frau* hat sich selbst durch solche Redaktionspraxis für diesen Fall *extra commercium* gesetzt, und man darf gespannt sein, wie weit sie das gegen mich geltend gemachte Bedenken, der Raum ihrer Zeitschrift reiche für eine ausgedehnte (?) Polemik nicht aus, auch gegen meine Gegnerin und ihre Partei geltend machen wird. Ich selbst habe diesen unter sehr unbequemen äusseren Verhältnissen unbedenklich unsere Zeitschrift geöffnet.

Greifswald.

Gustav Thurau.

Erwiderung.

Da ich mich durch die Kritik Herrn Dr. Brandenburgs (*Zeitschrift* 8, 472) ungerecht beurteilt fühle, bitte ich, mir ein paar Worte zur Entgegnung zu gestatten.

Eine sachliche Kritik sollte nach meiner Meinung folgende Fragen beantworten: 1. Welches Ziel verfolgt der Verfasser? 2. Auf welchem Wege sucht er es zu erreichen? 3. Kann er sein Ziel so erreichen? Nur so kann man dem Verfasser auch bei entgegengesetztem Standpunkte gerecht werden; denn nur so wird die Eigenart eines Buches hervortreten, nur so eine Erörterung der Mittel und Wege und deren Gangbarkeit möglich. Wenn diese Grundsätze bei der Beurteilung meines Buches angewandt worden wären, hätte gezeigt werden müssen:

1. dass das Ziel ist: grössere Förderung der Schüler im freien schriftlichen und mündlichen Gebrauch der französischen Sprache, als es bei dem blossen Grammatik- und Uebersetzungsbetrieb möglich ist; daneben: Erwerbung eines grösseren Wortschatzes, besonders mit Bezug auf das tägliche Leben. Wenn dies „einseitige Erfolge“ sein sollen, so möchte ich wohl gern vielseitigere Erfolge der Schulbuch-Methode kennen lernen;

2. dass der Weg zu diesem Ziel ist: Verbindung der Anschauung mit der Grammatik.

Hier nun hätte, glaube ich, eine gerechte Kritik einsetzen und fragen können: Ist dieses Ziel nicht zu hoch? Das Uebungsbuch bewältigen, die Grammatik fest einprägen, und dann noch so vieles „nebenbei“ erreichen? Vokabelreichtum? Konversation? Ja, freie Arbeiten?

Darauf hätte ich vielleicht geantwortet: Allerdings muss man,

oder ich, die Zeit auskaufen, die Knaben mit mir fortreißen, sie begeistern; und — das darf ich ohne Ueberhebung sagen — das gelingt mir. Aber freilich, wenn ich mein Verfahren selbst kritisieren darf: Hingebung und Begeisterung verlangt es. Wer die bequemere Heerstrasse vorzieht, kommt natürlich auch zum Ziel, aber das blitzende Auge des Jungen trifft ihn nicht; und auf welchem Wege „vielseitigere“ Erfolge erzielt werden können, das zu entscheiden überlasse ich getrost jedem gerechten Beurteiler, jedem, der es schon einmal auf beide Arten versucht hat.

Und diese Begeisterung ist auch Herrn Dr. B. aus dem Buche entgegengeströmt; und doch „muss bei den Schülern nach einem halben Jahre jegliches Interesse für das Bild verloren gegangen sein, und der Unterricht muss notgedrungen kraft- und trostlos werden“. Ja, hat denn Herr Dr. B. die Worte, die er selbst drei Seiten vorher anführt, vergessen: „Lebt und webt der Lehrer in und mit seinem Fache, so wird er auch Lust und Leben, Eifer und Fleiss bei seinen Schülern wecken“ etc.? Soll gerade ich und mein Unterricht von dem Segen und Trost dieser Worte ausgeschlossen bleiben?

Bei seiner Beurteilung geht Herr Dr. B. von einer nicht ganz richtigen Voraussetzung aus; nicht tagaus tagein wird dasselbe Bild vor den Augen der Schüler entrollt, sondern, da die Stücke des Elementarbuchs zunächst durchgearbeitet, die Grammatik geübt, das Lesen fleissig betrieben wird, so kommt das Bild durchaus nicht in jeder Stunde, in manchen Stunden nur für wenige Minuten an die Wand.

Sollte schliesslich bei einem aus der Praxis und für sie bestimmten Buche nicht vor allem der Erfolg, die Wirkung auf die Schüler für die Beurteilung ausschlaggebend sein, nicht aber ein Urteil vom grünen Tisch? Das zeigt mir nun jeder Tag, zeigt mir der rührende Eifer der Jungen, zeigen mir die Erfolge, die ich gern Herrn Dr. B. zur Verfügung stellen will (soweit sie schriftlich vorliegen), dass ich auf dem rechten Wege bin.

Was es mit der theoretischen Be- und Verurteilung bei solchem Buche auf sich hat, zeigten mir deutlich die Worte, mit denen der Aufsatz *Ce que pense la vache* verworfen wird. Gerade dieser Aufsatz wurde, als ich ihn vor fünf Jahren zum erstenmal meinen Quartanern ankündigte, mit besonderem Jubel aufgenommen. Er bot eben einmal etwas anderes; denn was mir Herr Dr. B. zum Vorwurf macht, „ich hätte lieber die Gedanken des auf dem Baume sitzenden Knaben beschreiben lassen sollen,“ war schon in ähnlicher Form oft genug geübt worden; so in Aufsatz 8, 10, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 21, 22. In der Fabel werden den Tieren doch auch Gedanken und Worte geliehen. Ist es nun gerade von mir

ein solches Verbrechen, wenn ich es einmal versuche? So hätte ich wohl mehr Wohlwollen bei der Beurteilung durch Herrn Dr. B. gewünscht und — glaube ich — auch verdient; denn jede ehrliche Arbeit ist mindestens eine sachlich-wohlwollende Kritik wert.

M. Schröer.

Auf die vorstehende „Erwiderung“ antworte ich für unseren Referenten mit dem Hinweis auf die grundsätzliche und schon mehr als einmal erörterte und begründete Stellung unserer Zeitschrift zu dem fremdsprachlichen Anschauungsunterricht, eine Stellung, die scharf, aber stets sachlich — wie auch in diesem Falle — dokumentiert worden ist. Vieles in dieser pädagogischen Kleinarbeit kann unangefochten passieren, solange es als gelegentliches Beiwerk behandelt wird; sobald es aber in Buchform gleichsam mit dem Anspruch eines systematischen, wesentlichen Unterrichtselements behandelt erscheint, darf wohl von seiten der Opposition in entsprechendem Tone dem Eindruck entgegengearbeitet werden, als ob längst zu Nebenwerten herabgesetzte „Methoden“ eine Wichtigkeit beanspruchen dürften, die ihnen eben nicht zukommt. Darin liegt keine Herabsetzung in schlimmem Sinne, sondern lediglich eine Berichtigung durch andere Wertbestimmung. Neben diesem allgemeinen Urteil sind die Einzelheiten, die Herr Dr. Schröer betont, ohne grossen Belang; unter ihnen ist der Hinweis auf die sprechenden Fabeltiere ein glückliches Argument, — aber zur Anschauungsmethode bekehrt er uns nicht.

Greifswald.

G. Thureau.

Der Rechtsausschuss der Delegierten-Konferenz.

Bei den dem Rechtsausschuss vorgelegten Fällen hat es sich mehrfach gezeigt, dass die betreffenden Herren, ehe sie sich an den Ausschuss wandten, bereits auf eigene Hand Schritte getan hatten, die sich später als falsch oder nutzlos erwiesen, und die überdies den Herren Kosten verursachten, die zu vermeiden gewesen wären, oder die die Gesamtheit hätte übernehmen können. In einem wichtigen Falle hätte das Verfahren bei rechtzeitiger Anrufung des Ausschusses vielleicht eine viel günstigere Wendung genommen. Es liegt im Interesse jedes einzelnen, wie des ganzen Standes, dass sich jeder, der in irgendwelche von den in § 1 der Satzungen bezeichneten Streitigkeiten gerät, zunächst und zuerst an den Rechtsausschuss wendet. Der Ausschuss erteilt auf Grund einer weiteren Erfahrung jedem Kollegen unentgeltlichen Rat und übernimmt eventuell die Durchführung und die Kosten des Verfahrens. Ein erfahrener Rechtsanwalt steht ihm zur Seite. Das nähere über den Geschäftsgang enthält § 3 der untenstehenden Satzungen. Alle

Herren, die in irgendwelche der genannten Streitigkeiten geraten, werden gebeten, sich rechtzeitig an den Rechtsausschuss der Delegierten-Konferenz zu wenden. Den dem Berliner Gymnasiallehrerverein angehörenden Herren steht auch in Streitigkeiten anderer Art der Rechtsbeirat des Vereins zur Verfügung. Der erste Bericht des Ausschusses, der näheres über einige der behandelten Fälle enthält, ist vor kurzem erschienen.

Satzungen des Rechtsausschusses.

§ 1 (Aufgabe des Rechtsausschusses).

Der Rechtsausschuss hat die Aufgabe, den Mitgliedern der Provinzialvereine die Durchführung eines Rechtsstreites, der in ihrer amtlichen Stellung oder Tätigkeit seinen Ursprung hat und für den Stand von allgemeinem Interesse ist, durch Erteilung von Rat und durch Uebernahme der Kosten auf die Gesamtheit zu ermöglichen.

Unter den in diesem Absatz bezeichneten Voraussetzung gehören zur Zuständigkeit des Ausschusses:

- a) Bürgerliche Rechtsstreitigkeiten einschliesslich von Haftpflichtfällen,
- b) Strafverfahren,
- c) Disziplinarverfahren,
- d) Rechtsstreitigkeiten, die sich auf die Festsetzung des Ruhegehalts und der Reliktenbezüge für Hinterbliebene von Vereinsmitgliedern beziehen.

§ 2 (Zusammensetzung des Rechtsausschusses).

Der Ausschuss besteht aus fünf Mitgliedern, die alljährlich von der Delegierten-Konferenz gewählt werden. Er hat das Recht, sich durch Zuwahl zu ergänzen. Sitz des Ausschusses ist Berlin.

§ 3 (Geschäftsgang).

Anträge an den Rechtsausschuss sind nur nach vorangegangener Vereinbarung mit dem Vorsitzenden des betreffenden Provinzialvereins und durch seine Vermittlung zulässig. — Der Rechtsausschuss entscheidet endgültig darüber, ob die Entscheidung des Streitfalles im Interesse der Allgemeinheit gelegen ist, und ob die Kosten ganz oder teilweise auf die Gesamtheit zu übernehmen sind.

§ 4 (Deckung der Kosten).

Die Deckung der Kosten übernimmt die Kasse der Delegierten-Konferenz. Empfehlenswert erscheint die Bildung einer Rücklage (Garantiefonds) durch freiwillige Zeichnung. Eine Erstattung der Kosten tritt nur dann ein, wenn der Führer des Rechtsstreites mindestens ein Jahr Mitglied eines Provinzialvereins war, als der zu dem Rechtsstreit führende Vorfall eintrat, und wenn in dem Rechtsstreit noch kein rechtskräftiges Erkenntnis ergangen ist.

Mitglieder des Rechtsausschusses sind:

Prof. Dr. P. Krueger, Gross-Lichterfelde-West, Knesebeckstrasse 5,
Vorsitzender,
Direktor Prof. Dr. Mellmann, Berlin NO. 55, Prenzlauer Allee 54,
Prof. Dr. Louis, Baumschulenweg-Berlin, Köpenicker Landstrasse 142,
Prof. Dr. Haentzschel, Berlin W. 30, Gleditschstrasse 43,
Oberlehrer Jung, Friedenau, Fregestrasse 54.

Literaturberichte und Anzeigen.

Ludwig Pfandl, Hippolyte Lucas, sein Leben und seine dramatischen Werke. Ein Beitrag zur französischen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Münchener Inauguraldissertation. Leipzig-Reudnitz. Druck von Aug. Hoffmann, 1908. 289 S. 80.

Das angezeigte Werk ist dem Andenken eines Dichters gewidmet, der trotz seiner fruchtbaren Tätigkeit in Deutschland bisher kaum bekannt geworden ist. Nur den Dramatiker Lucas indessen macht Pfandl in seiner mit Fleiss geschriebenen Einzelschrift dem Leser bekannt. Hippolyte Lucas verdient übrigens diese Aufmerksamkeit, denn er ist in den Jahren 1840—1860 der einzige Theaterdichter Frankreichs gewesen, der sich als solcher über das Mittelmass erhob. Dass sein Name nicht der Vergessenheit für vielleicht Jahrhunderte endgültig anheimgefallen ist, hat der im Jahre 1878 verstorbene Dichter in erster Linie seinem schriftstellerisch tätigen Sohne Leo Lucas zu verdanken. Von diesem, der über seinen Vater schon manche Einzelschriften hatte erscheinen lassen, erhielt Pfandl in der Hauptsache das für die *Biographie* und die Beurteilung der Schriften des Hippolyte Lucas erforderliche Material. Nach einer kurzen Lebensbeschreibung des Dichters (S. 6—29) lässt Pfandl die dramatischen Schöpfungen des französischen Spätromantikers Revue passieren. Er teilt dieselben in drei Gruppen: 1. Dramen, deren Stoffe spanischen, griechischen oder lateinischen Schriftstellern entnommen worden sind; 2. Originaldramen von Lucas; 3. Werke, an denen dieser als Mitarbeiter sich betätigt hat.

In der ersten Gruppe, die auf 150 Druckseiten behandelt wird, hätte sich manches bei der stellenweise schwerfällig gestalteten Inhaltsangabe (die auf jeden Fall in Petit hätte gedruckt sein müssen) streichen lassen. Die Originaldramen von Lucas bezeichnet Pfandl wohl mit Recht als dessen schwächste Theaterpartie. Es fehlte dem sonst so bühnengerecht und verständnisvoll arbeitenden Dichter die eigentliche Erfindungsgabe und damit zweifellos ein wesentliches Moment der dichterischen „Intuition“. Am besten ist ihm noch der reizende Operntext *La Bouquetière* gelungen, von dem Pfandl anmutige Proben darbietet. Eine besondere Schwäche dieser Originalstücke von Lucas, auf die Pfandl nicht hinweist, liegt in dem fast gänzlichen Fehlen von edlen und hochgemuten Ideen und Strebungen! Das sittliche Niveau seiner Dramahelden ist fast stets sehr niedrig. Der Ehebruch nimmt schon in diesen „vormodernen“ Stücken einen breiten Raum ein.

Bei der Besprechung der von Lucas als Mitarbeiter geschriebenen Stücke ist die Feststellung Pfandls von Wert (S. 252), dass die Ausarbeitung des bekannten von Deschamps herausgegebenen Dramas *Macbeth* zu einem ganz erheblichen Teile auf Hippolyte Lucas zurückzuführen ist; denn Emile Deschamps, der sich über diese Tatsache geflissentlich auschwieg, bietet in einem von Pfandl erstmals veröffentlichten Originalbriefe vom 15. Oktober 1848 dem Kollegen Lucas „für immer“ die Hälfte seiner *droits d'auteur* an! — Im weiteren Verlaufe dieses Kapitels irrt sich jedoch Pfandl in der Annahme, Lucas sei der einzige Theatermitarbeiter Victor Hugos gewesen; denn in meinem Werke *Die Dramen V. Hugos* (S. 22) habe ich schon im Jahre 1901 darauf hingewiesen, dass der Chef der Romantiker im Vereine mit seinem Schwager Paul Foucher sein (misslungenes) Drama *Amy Robsart* verfasst habe. Die weiterhin von Pfandl angedeutete „Mitarbeit“ Hugos an Lucas' Feenstücke: *Le Ciel et l'Enfer* ist fast auf Null zu reduzieren; denn wenn man genau zusieht, bleibt vom ganzen Hugoschen Märchen *Péopin et Bauldour* (aus *Le Rhin*, 2. Teil) nur die Figur des Teufels übrig in dem von Lucas und Barrès geschriebenen Stücke! Das ist doch nicht mehr „Mitarbeit“ zu nennen! Auch sonst hat Pfandl mit seinen überschwenglichen Bemerkungen hinsichtlich Victor Hugos Persönlichkeit kein Glück. Die „armselige“ Lage desselben im Exil ist ein bei Nichtorientierten nie den Eindruck verfehlendes Mitleidsmärchen (vgl. dazu u. a. Paul Chenay, *Victor Hugo à Guernesey*. Paris [1902] Felix Juven); bekanntlich starb der Verfasser der *Misérables* im Jahre 1885 als siebenfacher Millionär.

Die Schlussbetrachtung Dr. Pfandls über Lucas als Dramatiker (S. 253—266) ist ziemlich dürftig. Hier hätte eine zusammenfassende und vertiefte Darstellung der Einzelergebnisse der Forschung gegeben werden müssen. Zu loben ist an Pfandls Arbeit die umfangreiche und durchweg geschickte Heranziehung und Bewertung der Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, welche sich mit den Werken von Hippolyte Lucas befasst haben. Vielleicht dürfen wir in Bälde eine weitere Arbeit von Pfandl über Lucas als Lyriker und Epiker erwarten.

E. Langlois, *Nouvelles françaises inédites du XV^e siècle*. Paris, Honoré Champion, éditeur. 1908. 150 p. Prix: 5,— francs. (Tome V de la *Bibliothèque du XV^e siècle*). gr.-8^o.

Die fünfundvierzig Stücke des angezeigten Buches sind dem Manuskriptbestande der Königin Christine von Schweden, welcher in der vaticanischen Bibliothek aufbewahrt wird, entnommen. Schon im Jahre 1890 hatte Langlois in seinen *Notices des Manuscrits français et provençaux de Rome, antérieurs au XVI^e siècle* (p. 226—229) auf jene Handschrift in Rom hingewiesen und dieselbe im einzelnen beschrieben. Aus seinem Plane, sie im Vereine mit Gaston Paris, der sich lebhaft dafür interessierte, herauszugeben, wurde nichts, obwohl eine deutsche Arbeit von Karl Vossler in den *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte* II, 1 Berlin 1902, den greisen Altmeister an seine Absicht, das Manuskript mit Langlois zu veröffentlichen, erinnerte. Nach dem Tode von Gaston Paris (am 5. März 1903) nahm Langlois die lange liegengebliebene Arbeit wieder auf und versah seinen kopierten Text mit zahlreichen, trefflichen Anmerkungen.

Durch sorgfältige Abwägung verschiedener, aus dem Inhalte und der Form der Stücke sich ergebender Umstände kam Langlois zu dem Ergebnisse, dass der Verfasser der Sammlung aus der französischen Stadt S e n s

oder doch aus ihrer nächsten Umgebung herstamme und um das Jahr 1460 gelebt habe; wahrscheinlich habe er dem Stande der Kleriker angehört. Die Veröffentlichung des Gesamtwerkes des Senensen setzt sich aus drei ungleichen Teilen zusammen. Im ersten Drittel des Buches findet sich eine Zusammenstellung sog. „lustiger Geschichten“, die trotz der gegenteiligen Versicherung Langlois' im Vorworte nicht selten die Grenze des Anstandes überschreiten, obwohl der Verfasser selbst vielleicht nicht auf die Lüsternheit der Leser spekuliert haben mag. In der zweiten Gruppe werden sog. „fromme Erzählungen“ dargeboten, die zum weitaus grössten Teile den bekannten *Vitae patrum* entnommen sind. In der dritten Abteilung endlich findet man in der Hauptsache sittliche und glaubensinnige Mahnungen, die aber von Langlois selbst dann, wenn keine unmittelbare Vorlage des Verfassers, sei es in lateinischer oder in altfranzösischer (dichterischer) Gestalt nachweisbar war (wie z. B. bei Stück 40), fast immer nur in kürzestem Auszuge mitgeteilt worden sind. Ähnliches gilt auch von einzelnen Stücken der zweiten Gruppe. Mag auch dem Herausgeber der Stil des mittelfranzösischen Autors „schwerfällig und gewöhnlich“ vorgekommen sein, so hätte man doch zum mindesten eine vollständige Veröffentlichung jener Stücke erwartet, deren Urbild nirgends nachweisbar war und die demnach höchstwahrscheinlich Originalleistungen des Senensen gewesen sind. Wir können Langlois nicht den Vorwurf ersparen, dass er einigermaßen oberflächlich bei der Herausgabe der Stücke verfahren ist und dies umso mehr, als er von den Stücken der ersten Gruppe nicht ein einziges — mochte es auch anderweitig noch so gut bekannt sein — nur im Auszuge oder mit halbem Texte dargeboten hat!

Hinsichtlich der harten Beurteilung betreffs des Stiles der Novellen können wir übrigens auch nicht dem Herausgeber in jeder Hinsicht beipflichten. Wir haben vielmehr gefunden, dass der Schreiber von Sens gar manche eigenartigen und gefällig gezeichneten Miniaturbilder aus dem täglichen Leben darbietet, welche seiner Schreibart eine willkommene Würze verleihen. Insbesondere wird jeder Neuphilologe mit Interesse manche Vergleiche jener Stilart mit der heutigen Sprachform und Wortstellung anstellen können.

Der Druck des französischen Werkes ist anerkennenswert sauber und sorgfältig. Auffallenderweise schreibt Langlois durchweg *monlt* statt *moult* (nicht immer so, vgl. z. B. S. 110) mit Berufung auf das Manuskript, obwohl er von letzterem doch sonst aus berechtigter Vorliebe für eine vernünftige Schreibart oft genug abweicht! — Das Lexikon ist mit Fleiss gearbeitet, doch vermisste ich Worte wie *disette*, *baillir* u. a., während leichtverständliche Vokabeln wie *conforter*, *doucement*, *fontaine* usw. aufgenommen worden sind, obwohl sich diese letzteren u. a., trotz der gegenteiligen allgemeinen Behauptung Langlois' in der Vorbemerkung zu seinem Lexikon, weder in der Schreibung noch auch in der Bedeutung von den heutigen Formen unterscheiden. — Sehr angebracht wären auch im Lexikon einige etymologische Hinweise bei den minder durchsichtigen mittelfranzösischen Wörtern gewesen; sie vermöchten das Interesse an der Lesung des Buches noch erheblich zu steigern.

Wir wünschen dem Buche eine zweite Auflage mit den vorgeschlagenen Verbesserungen.

Karl Beckmann, Französisches Lesebuch für Realschulen und die mittleren Klassen realer Vollanstalten. Mit 3 Uebersichtskarten und 31 in den Text gedruckten Abbildungen und Kartenskizzen. X und

352 Seiten. gebd. 3 Mk. — Dazu **Ergänzungsband**: 1. Anmerkungen. 2. Das Wichtigste aus der Vorlesung. 3. Wörterbuch. Mit 8 Kartenskizzen. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing, 1907. 137 Seiten 8°. Gebd. 1,40 Mk.

Von vornherein hat der Verfasser des angezeigten Lesebuches nur auf einen genau umschriebenen Leserkreis Rücksicht nehmen wollen, indem er nämlich nur die Tertia und Sekunda realer Schulen im Auge hatte. Zu diesen „realen Schulen“ dürften aber ausser den eigentlichen „Realschulen“ mit sechsjährigem Unterrichtskurse noch die Handelsschulen, die Realprogymnasien und vielleicht auch die Lehrer- und Lehrerinnenseminare zu zählen sein. Mit Recht hebt das Vorwort hervor, dass sich gerade durch diese Umgrenzung des Leserkreises der Inhalt des Buches zweckdienlicher und nutzbringender herstellen liess, als wenn es sozusagen unterschiedslos für Mittel- und Oberstufe, für gymnasiale und reale Schulen angelegt worden wäre. Wir müssen freilich gestehen, dass wir einige Abschnitte aus dem ersten Teile des Buches, der den Generaltitel *Histoire* trägt, sowie besonders auch aus dem zweiten Teile desselben mit der Ueberschrift *Géographie* als zu schwierig für Tertianer und stellenweise selbst für Sekundaner realer Anstalten erachten; denn abgesehen von zahlreichen selten vorkommenden Wörtern enthalten die angedeuteten Partien auch reichlich schwierige Satzkonstruktionen (insbesondere Ellipsen). Da der erste Teil mit 146 Seiten sehr ausgedehnt ist, liesse sich eine Reduktion des Textes unschwer herstellen; doch auch die 72 Seiten des zweiten Teiles können eine solche vertragen, da viele Schüler gerade der *Geographie* nur mässiges Interesse entgegenbringen. Dem dritten Teile, der hübsch ausgewählte Novellen auf 75 Seiten enthält, und dem vierten, der auf 49 Seiten 39 Gedichte bringt, folgen noch *kurze biographische Mitteilungen* über die Autoren, welche im Lesebuche vertreten sind, sowie ein geschickt und klar zusammengefügter *Ueberblick über die Geschichte Frankreichs*, der vielleicht in einer späteren Auflage in französischer Sprache gebracht werden könnte.

Noch aus einem anderen Grunde erscheint uns die Kürzung des geschichtlichen und geographischen Teiles zweckdienlich; wir meinen nämlich, dass dem Schüler, der in der Tertia noch wenig von der Entwicklung Frankreichs erfahren hat, hier auf einmal zu viel Einzelheiten, besonders in den *Anmerkungen* geboten werden, die ihn verwirren, weil er sie seinem Gedächtnisse nicht einzuprägen vermag, so wünschenswert das an sich freilich wäre, denn *tantum scimus, quantum memoria tenemus*! Zwischen den geographischen und novellistischen Teil liesse sich nach vollzogener Kürzung doppelt leicht ein Abschnitt einfügen, der etwa die Ueberschrift tragen müsste: *Aus dem täglichen Leben* (der Franzosen) und der vielleicht nicht unzweckmässig in eine Anzahl hübscher Lebensmaximen oder auch Sprichwörter ausklingen könnte. Wenn man freilich das Buch mehr als „Lektüre“ denn als „Lesebuch“ (im althergebrachten Sinne) auffassen will, zu welcher Idee man leicht durch die Darlegungen des Vorwortes geführt wird, dürfte die Beschaffung eines entsprechenden Textes [der eben einem französischen Musterschriftsteller von Bedeutung zu entnehmen wäre] einigermaßen schwierig sein; doch für unausführbar halten wir einen solchen Plan keineswegs, wir erinnern nur an die prächtigen Genrebilder aus dem Soldaten-, Gerichts-, Schul-, Reise- und Hotelleben, wie sie sich besonders in modernen französischen Romanen vorfinden. Durch Einfügung solcher *Bilder aus dem täglichen Leben* würde der Charakter des Beckmannschen

Buches als „Lektürebuch“ keineswegs gefährdet; denn die in Frage stehenden Romane und Novellen bieten oft ein besonders anziehendes und auch für den deutschen Stil förderndes Französisch dar; weil sie aber in ihrem vollen Umfange in der Mehrzahl für die Schullektüre von vornherein gänzlich ausscheiden, könnte der Schüler wenigstens auf diesem Wege mit französischen Schriftstellern, die wegen der Eleganz ihres Satzbaues in unseren Tagen gerühmt werden, eine, wenn auch entfernte Bekanntschaft machen.

Wir halten mit dem Verfasser des Werkes den Plan durchaus für berechtigt, in einem solchen „Lektürebuche“ dem Schüler (wie dem Lehrer) eine gewisse Ergänzung zu den in den Mittelklassen der genannten Anstalten bisher meistens zur Verwendung gelangenden Einzelbändchen französischer Schriftsteller darbieten zu wollen. Mit Fug und Recht weist Herr Direktor Beckmann auf Grund seiner eigenen langjährigen Erfahrung darauf hin, dass in den erwähnten Klassen wegen Zeitmangels doch höchstens 2—3 Bändchen [die zudem fast immer stark im Texte selbst gekürzt sind!] gelesen werden könnten, obgleich es dringend zu wünschen sei, dass der etwa mit dem Einjährigenscheine abgehende Schüler mehr als nur ein Viertel Dutzend französische Schriftsteller aus eigener Anschauung kennen gelernt habe. Unseres Erachtens kommt das Beckmannsche Buch dem gehegten Vorhaben in bestmöglicher Weise entgegen; mit über dreissig französischen Autoren kann der fleissige Schüler an der Hand eines geschickten Lehrers in zwei bis drei Jahren vertraut werden, ohne dass jedoch hierdurch die Lektüre der „kleinen Bändchen“ selbst gänzlich verdrängt oder auch nur überflüssig gemacht zu werden brauchte. Die Wahl der einzelnen Abschnitte kann man als eine besonders glücklich getroffene (trotz der schon angedeuteten nicht allzu zahlreichen schwierigeren Stellen) bezeichnen. Da viele Vokabeln und Redewendungen in den einzelnen Abschnitten ständig wiederkehren, wird dem strebsamen Schüler die Lesung des Buches zweifellos von Stunde zu Stunde leichter. Weil ferner im engen Anschluss an die Lehrpläne überall im Buche echt französisches Sinnen, Trachten und Auffassen dem Schüler dargeboten ist, so hebt sich dieses Lesebuch günstig aus der Masse der bisher erschienenen mit ähnlichem Titel versehenen Werke heraus; denn in den letzteren fehlt nur zu oft der echte *esprit français*, weil sich ihre Verfasser damit begnügt haben, deutsche Sitte und deutsches Denken in französischer Sprache zu schildern, bzw. zu feiern, so zwar, dass der Schüler am Schlusse des Unterrichtes über das französische Volk und sein Leben höchstwenig erfahren hat. Beckmanns Buch ist ferner wirklich unparteiisch in der Auswahl der Stücke; für den Fall, dass Franzosen ein Urteil über dieses Werk fällen sollten, würden sie höchstens noch eine kurze Berücksichtigung der französischen Revolution und vielleicht auch noch ihres Nationalhelden, des Königs Heinrich IV., erwünschen können.

Da es dem Kritiker obliegt, nach Möglichkeit an der Verbesserung des besprochenen Werkes mitzuarbeiten — und welches Buch könnte auf den ersten Wurf alles Wünschenswerte erreichen? —, so möchten wir noch auf einige uns bei der Lektüre aufgefallene Eigenarten, die zum weitesten grössten Teile ohne Zweifel auf die exzerpierten Schriftsteller selbst zurückgehen, aufmerksam machen, damit diese Sonderheiten bei weiteren Auflagen eine entsprechende Ausmerzung oder aber auch Richtigstellung in den „Anmerkungen“ erhalten.

Aus dem grammatischen Gebiete fiel uns folgendes auf. Muss es nicht wohl Seite 8 Zeile 7 heissen *des corps* (statt *de corps*), da es

nicht von *grand nombre* abhängig zu sein scheint? — Seite 29 Zeile 2 ist *de* statt *ces* zu schreiben; ebenda Zeile 34 scheint es *de l'étoffe* heissen zu müssen; desgleichen S. 33 Z. 10 *de la succession*; S. 46 Z. 17 *rejoindre* (statt *joindre*). S. 56 Z. 11 wird es besser *sur* statt *vers* im französischen Stile heissen; S. 58 Z. 21 unbedingt *à* statt *de*; S. 166 Z. 26 *égale* (statt *égal*); S. 170 Z. 15 *de* (statt *dans*); S. 183 Z. 6 *de* (statt *en*). — Als ungewöhnliche Ausdrücke, die, falls sie der Vorlage entnommen sind, eine entsprechende Richtigstellung bzw. Ausgleichung mit dem modernen Sprachgebrauche zu erfahren hätten, sind uns aufgefallen: S. 190 Z. 37 *verbe* statt *son*; S. 191 Z. 17 *percuter* statt *frapper*; S. 194 Z. 9 *aire* statt *place*; S. 197 Z. 38 *sis* statt *situé* (ebenso S. 184 Z. 34), ersteres wird ja sozusagen nur im Gerichtsstile gebraucht; S. 199 Z. 9 *massif arborescent* statt *massif couvert d'arbres*; S. 202 Z. 1 *adjacents* statt *voisins*, ersteres bei geometrischen Winkeln in der Regel angewandt; S. 206 Z. 36 *égorgiller* statt *égorger*. Endlich findet sich an mehreren Stellen (z. B. S. 183 Z. 8) das Wort *intumescence* in der seltsamen Bedeutung eines Zustandes, während es doch regelmässig eine Handlung bezeichnet! Wenn die entsprechende französische Vorlage dieses immerhin seltene Wort enthalten hat, so wäre eine berichtigende Anmerkung in dem reichhaltigen und mit grossem Eifer hergestellten „Ergänzungsbande“ von tatsächlicher Bedeutung.

Bei dem sauberen und offensichtlich mit aller Sorgfalt durchgesehenen Texte sind uns nur die folgenden kleinen Druckfehler bemerkbar geworden: S. 56 Z. 3 *et* statt *en*; S. 69 Z. 13 *à* muss fehlen; S. 77 Z. 35 *Moscovite* statt *Moskovite*; S. 82 Z. 14 vielleicht *c'est affaire* statt *c'est à faire* [ebenso in dem Ergänzungsbande]; S. 170 Z. 21 *reproduction* (nicht *ré...*); S. 201 Z. 12 *dans le Loir-et-Cher* und endlich S. 211 Z. 3 *par* statt *pour*.

Dem vorzüglich gedruckten und in Anbetracht des mässigen Preises mit erstaunlich reichem Bildschmucke und sauberen Kartenzeichnungen versehenen Buche, welches bisher schon an mehr als zwanzig Lehranstalten zur Einführung gelangt ist, wünschen wir die ihm gebührende Berücksichtigung der Fachlehrer und Direktoren. Wie wir erfahren haben, ist schon eine zweite Auflage des trefflichen Buches in Vorbereitung. Mögen derselben unsere gemachten Vorschläge und Hinweise erspriesslich werden!

Vechta (Oldenburg).

Dr. Alb. Sleumer.

Max Friedrich Mann, Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben. Frankfurt a. M., Diesterweg 1908. — Nr. 1. Gobineau, *Les Amants de Kandahar*. Annotés par M. F. Mann. — Nr. 4. Gobineau, *La Guerre des Turcomans*. Annotée par M. F. Mann. — Nr. 3. Paul Arène, *Contes de Provence*. Choisis et annotés par L. Petry.

„Diesterwegs neusprachliche Reformausgaben“ in recht geschmackvollen Bändchen bilden ein Seitenstück zu den „deutschen Schulausgaben“ desselben Verlages. Die neue Sammlung will ihr Augenmerk besonders auf die Anfängerlektüre richten, dabei aber möglichst zu vermeiden suchen, Stoffe zu veröffentlichen, die bereits anderwärts erschienen sind. Dichter der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit sowie bisher übersehene Perlen früherer Jahrhunderte sollen in ihr der Schule zugänglich gemacht werden. Selbst die Bedürfnisse der Universitätsseminare sucht sie zu decken. Deutsche Worte sollen überall vermieden werden; was zu sagen ist, wird in der Sprache des Schriftstellers vorgebracht.

Die Sammlung wird eröffnet mit *Les Amants de Kandahar* von Gobineau. Das vierte Bändchen *La Guerre des Turcomans* ist von demselben Schriftsteller und ebenso wie das erste von M. F. Mann herausgegeben. Da die von dem bekannten Gobineau-Uebersetzer, Prof. L. Schemann, gegründete Gobineau-Vereinigung den Zweck verfolgt, den Verfasser der „Renaissance“ vor einer ungerechten Vergessenheit zu bewahren, seine noch nicht veröffentlichten Werke zu publizieren und erschöpfte Ausgaben neu zu veranstalten, so können diese beiden Bändchen der Sammlung als eine Unterstützung dieser Bestrebungen angesehen werden: in den Schülern wird Interesse an Gobineaus Werken erweckt. Beide Stoffe sind den *Nouvelles asiatiques* entnommen. In den *Amants de Kandahar* werden wir nach Afghanistan und zwar in die Stadt Kandahar geführt. Zwei Liebende, Mohsèn (= le Beau) und Djemylèh (= la Charmante), die durch einen Streit ihrer Familien getrennt werden, vereint endlich der Tod. Ein altes, aber in ergreifender Weise dargestelltes Motiv. — In *La Guerre des Turcomans* gewährt uns Gobineau einen Blick in die Seele des Orientalen und in seine eigene Auffassung der abendländischen Kultur. — Biographische Bemerkungen über Gobineau leiten beide Bändchen ein. Dann geht der Herausgeber zu der literarischen Tätigkeit des Schriftstellers über und charakterisiert kurz dessen Hauptwerke, da es eine Reformausgabe ist, auf französisch. In einem besonderen Hefte folgen zum Schluss die französischen Anmerkungen.

Das dritte Bändchen der Sammlung ist analog den beiden erwähnten angelegt. Petry gibt hier eine Auswahl der *Contes de Provence* von dem eng mit Daudet befreundeten Paul Arène, der 1897 in Antibes starb. In der Einleitung, die alles bringt, was zum Verständnis der Texte notwendig ist, werden auch die Werke des sowohl französisch wie provenzalisch dichtenden Arène flüchtig erwähnt, aber nicht besprochen. Den Stoff zu seinen *Contes* liefert die Provence, deren alte Ueberlieferungen und Volksgebräuche er bewahren will, ehe sie ganz verschwunden sind. Die Auswahl der acht folgenden Erzählungen ist trefflich: *La vraie tentation du grand Saint Antoine*, *Les cent heures*, *Le clos des âmes*, *Le tambour de Roquevaire*, *Conte d'automne*, *Les haricots de Pitalugue*, *Le bon tour d'un saint* und *La mort de Pan*. Den Schluss bilden auch hier die *Annotations*.

Einiges bleibt noch über die Anmerkungen der drei Bändchen zu sagen. Im allgemeinen beschränken sich die Herausgeber darauf, eine Präparation zu geben und zwar das als unbekannt hingestellte Wort durch andere französische dem Leser verständlich zu machen; so z. B. im ersten Bändchen: *ondée*: en forme d'ondes, ondulée, — *champions*: combattants, — *d'allures* (f.): de conduite, de tenue, — oder durch eine Umschreibung: *cra-vache*: petit bâton flexible dont se servent les cavaliers pour exciter leurs chevaux. Ohne Zweifel lernt der Schüler manches Synonymon auf diese Weise; aber das Lexikon wird er deshalb doch nicht immer entbehren können, schon aus dem Grunde nicht, da die französische Einleitung nicht mit Erklärungen versehen ist. In anderen Fällen versagt auch die französische Erklärung, so im dritten Bändchen bei *tourdres*: grive (*turdus pilaris*) Krametsvogel, — *escargots*: Weinbergsschnecke, — *chardon à foulon*: Weberkarde, was das ist, wird nicht angegeben. — Grammatische Erläuterungen fehlen ganz, textliche treten nur spärlich auf, und gern lässt besonders der erste Herausgeber seinen Schriftsteller selbst reden. Auch der Larousse muss wacker helfen. — Immerhin kann man der Sammlung sympathisch gegenüberstehen und nur wünschen, dass der Herausgeber weiter in der Wahl des Stoffes glücklich sei und nur darauf

achten möge, dass die Anmerkungen nicht ins Uferlose hinauswachsen; denn dem Text von Nr. 3 (72 S.) ein Heftchen von 56 Seiten anzuhängen, ist doch schon etwas reichlich.

Greifswald.

M. Brandenburg.

A. de Beauchesne, Louis XVII. Sa vie, sa mort. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch versehen von F. Mersmann. (Französische Schülerbibliothek. Paderborn. F. Schöningh.) Preis 1,50 Mk.

Der Inhalt bietet Auszüge aus dem Werk des zur romantischen Schule gehörenden Dichters Beauchesne, das auf 20jähriger Forschung und dem Zeugnis von Augenzeugen aufgebaut ist. Gute Nerven sind die Vorbedingung zu dieser Lektüre. Welche Wirkung wird sie auf die heranwachsende weibliche Jugend (Oberstufe der höheren Mädchenschule) ausüben? Die rechte, echte Lehrerhand ist hier jedenfalls notwendiger als anderswo, um Unheil zu verhüten und das in tiefstes Grau gefüllte Nachtbild erzieherisch fruchtbar zu machen.

Das von der Bearbeiterin beigegebene Wörterbuch umfasst 35 Seiten. Ich vermisste darin folgende im Text vorkommende Vokabeln: *succession*, *cambrée*, *personnel*, *fondre*, *canon*, *traduire*, *cloison*, *appartenir*, *nage*, *une mise*, *faillir*, *début*, *végétal*, *semblant*.

Im übrigen fehlt mitunter die für den Text nötige Nebenbedeutung eines Wortes, wie z. B. *élever des lapins* 25, 21 (Vok. *élever* erziehen) hier züchten; *à mesure* je mehr, 92, 6, bedeutet es je weiter.

Die Anmerkungen befleißigen sich, in 15 Druckseiten nichts Ueberflüssiges zu bringen, was ihnen im allgemeinen gelungen ist: *échevelé* 'mit fliegendem Haar' kommt 16, 14 zum erstenmal vor, wo es unerklärt bleibt, erst 18, 21 befindet sich die entsprechende Anmerkung.

Mitunter hätte eine Vokabel im Wörterbuch die Anmerkung überflüssig machen können, z. B. 42, 14 *il courait au devant de . . .* er lief entgegen, ferner *le dauphin s'était emparé de sa mère* 48, 25, *c'est à cette chambre que vous le devez* 106, 18. Hier genügten die Wörter: *courir au devant de* entgegen gehen, *s'emparer* sich bemächtigen, *devoir* verdanken.

Ueber den Ausdruck beim Uebersetzen lässt sich im allgemeinen schwer streiten, da hier der persönliche Geschmack mit hineinspielt. Ich halte gern an einer der fremden Sprache sich möglichst nähernden Ausdrucksweise fest, ohne indessen dem neuerdings vom Clemens Nohl empfohlenen Deutsch-Französisch und Deutsch-Englisch das Wort zu reden, wie etwa: Er zufällige zu finden das Buch (*he happened!*) So würde ich 15, 21: *demandé par les transports de la plus vive allégresse* etwa übersetzen: durch die lebhaftesten Freudenausbrüche herausgerufen. Die Anmerkung lautet: *auf das unter lebhaftestem Freudenjubiläum offenbarte Verlangen*. 20, 9 heisst es: *Nous ne devons pas être plus difficile que lui* — *wir dürfen keine höheren Ansprüche machen als er*. Sinngemässer würde ich sagen: *Wir dürfen nicht schwerer zu befriedigen sein als er*. 81, 29 *privé de tout travail* jeder Beschäftigung entblösst; ich würde das sinngemässe *priver* berauben vorziehen. 86, 17 *dépourvu aujourd'hui de ce rayon de vive intelligence* heisst die Anmerkung: Jeder Strahl war verschwunden. Warum nicht *dépourvu* sinnentsprechender mit beraubt übersetzen? (das Antlitz war jedes Strahles . . . beraubt). 88, 15 *qu'on força sa porte*; Anm.: dass man seine Tür losbrach, besser erbrach. 96, 12 *n'y voyait pas d'inconvénient*, nicht entgegen wäre, sinngemässer: nichts Ungehöriges darin sähe. 97, 6 *coup d'oeil* Ueberblick, hier

Augenmass. 108, 16 *se fondit en une prière* löste sich, besser ergoss sich.

Häufig sind die Stellen des Textes, welche m. E. einer kurzen Anmerkung bedurft hätten, um der Schülerin zu einer sinngemässen Uebersetzung behilflich zu sein. Ich nenne folgende: 6, 17 *je peindrais difficilement*. 7, 1 *je ne sais quelle loyauté*. 8, 13 *toutes les couleurs . . . du petit drame (couleur Farbe?)* 8, 20 *répondaient à la perspicacité* (hier nicht antworten, sondern entsprechen). 9, 28 *se mettre à la portée des enfants* fehlt Hinweis: siehe 7, 28. 11, 25 *il se réjouissait de lui voir des inclinations* hier: in ihm Neigungen zu sehen. 11, 29 *qu'il lui consacra (consacrer Vok. weihen, widmen)* hier: anweisen, übergeben. 12, 26 *je dois les faire croître moi-même (croître hier: ziehen, nicht wachsen)*. 13, 15 *la dignité imposante se fit douce et affable*. 13, 25 *un sentiment exquis de l'âge* (hier: für das Alter). 14, 26 *bien au delà du terme prescrit (Vok. delà jenseits, terme Ausdruck)* hier: über die vorgeschriebene Zeit hinaus. 15, 20 *à la faveur de la nuit (faveur Gunst)* hier: von der Nacht begünstigt. 30, 28 *l'enfant se prit à rougir (prendre nehmen, prendre possession Besitz ergreifen)* hier: fing an. 30, 29 *il se remit promptement (remettre übergeben)* hier: sich wieder fassen. 35, 5 *elle reprit ce grand courage (Vok. reprendre tadeln, wiederaufnehmen)* hier: sie fasste wieder diesen festen Mut. 44, 11 *Louis Capet sera traduit (Vokabel fehlt ganz, nur tradition Ueberlieferung)*. 51, 14 *l'ordre du Comité portant (porter tragen)* hier: dahinlautend. 53, 11 *il ne t'appartient pas* (keine Vok. vorhanden) hier: es kommt dir nicht zu. 57, 21 *à se coucher de bonne grâce (Vok. Anmut, Gnade)* hier: bereitwillig. 58, 3 *cela sent fièrement l'aristocratie (Vok. sentir fühlen)* hier: das riecht stark nach . . . 61, 15 *il lui arrivait aussi (Vok. arriver ankommen)* hier: es fiel ihm auch manchmal ein. 68, 19 *dont elles épargnèrent la sensibilité (Vok. épargner ersparen)* hier: schonen. 75, 25 *des sereins privés (Vok. priver berauben)* hier: zahme Kanarienvögel. 83, 18 *à vue d'oeil*, hier: zusehends. 84, 6 *ils avaient examinés ses pouvoirs (Vok. pouvoir Macht)* hier: Fähigkeiten. 89, 2 *des son début (début als Vok. nicht vorhanden)*. 89, 20 *d'un caractère facile*, hier: umgänglich. 91, 26 *d'une main avare (Vok. l'avare Geizhals)* hier: gierig. 94, 11 *moins le bouilli (Vok. moins weniger)* hier: abgerechnet. 94, 21 *il en fut bien autrement contrarié (Vok. contrarier durchkreuzen)* hier: er war darüber noch viel ungehaltener. 107, 22 *se sentant de la pesanteur . . .*, hier: da er ein Gefühl der Schwere in den Beinen hatte. usw. usw. Welchen Wert hat unter solchen Umständen die Einrichtung von Anmerkungen und Sonderwörterbüchern überhaupt noch?!

Von Druckfehlern fiel mir auf: Anmerkungen 9, 26 *Madame Royale* die Tochter Ludwigs XIV. statt des XVI., Text 56, 25 *à traves* (statt *travers*), Vok. *perlés* (statt *perlé*) vollkommen schön (eigentlich: mit Perlen gestickt).

Es wird auch im übrigen bei der Lektüre von *Louis XVII.* viel auf die Persönlichkeit des Lehrers und den Fleiss und die Empfänglichkeit der Schülerinnen ankommen, um die Arbeit mit diesem Buche zu einer fruchtbringenden zu gestalten. An Interesse für die Sache wird es bei einem so fesselnden Gegenstande nicht fehlen.

Comtesse L. de Courville, Marmiton. Ouvrage couronné par l'Académie française et par la Société d'Encouragement au bien. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch versehen von F. Mersmann. Paderborn, Schöningh.

Dies der Titel des 3. Bändchens der 1. Serie (Preis 1,— Mk.), das für die Anfänger der zusammenhängenden französischen Lektüre, den Mai-bestimmungen gemäss also für Klasse III der höheren Mädchenschule gedacht ist. In fließendem Französisch und gemütvoller Schilderung erzählt uns die in ihrer Heimat sehr geschätzte Verfasserin die ersten Lebensschicksale des kaum schulentwachsenen Yves de Floch. Ein wahres Prachtexemplar von einem Konditorjungen! Anständig und geschickt am Küchenherde, hurtig beim Austragen der Ware, das Herz voll warmer Hilfsbereitschaft für die des Ernährers beraubte Mutter und die verwaisten Geschwister, ein frisches sonniges Kindergemüt, so erringt sich der kleine Marmiton schnell unsere Sympathie. Nur allzubald muss auch er des Lebensdornes Stich empfinden durch die Nachstellungen seines eifersüchtigen heimtückischen Gefährten Julius. Er weint, er leidet — aber er betet und vertraut! Und alles wendet sich zum Guten. In Flammenzügen prägen sich in Marmitons Herz die Worte ein: »Le vrai malheur, c'est de faire le mal.« In diesem die anmutige Erzählung durchwebenden Gedanken liegt zugleich ihr erzieherischer Wert.

Und nun einige Worte über Anmerkungen und Wörterbuch. Beide sind des geringen Umfanges wegen in ein Heftchen von 24 Seiten zusammengefasst, und ich bedurfte einiger Uebung, ehe ich mich beim Nachschlagen an diese Einrichtung gewöhnte. Da im Text durch den Druck oder sonstige Kennzeichen die in den Anmerkungen behandelten Ausdrücke nicht besonders hervorgehoben worden sind, so kann beim Präparieren Zeit durch unnötiges Nachschlagen im Vokabular verloren gehen. Am besten, die Schülerinnen überlesen von vornherein die Anmerkungen jeder einzelnen Seite, um sich beim Präparieren des Textes schnell an das dort gebotene Material zurückzuerinnern.

Bei Abfassung der Anmerkungen ist die Bearbeiterin augenscheinlich von dem lobenswerten Grundsatz ausgegangen, den Lehrer nicht überflüssig zu machen. Demzufolge sind unnötige Bemerkungen nur selten zu finden. Einigemal hätte meiner Ansicht nach das betreffende Wort als Vokabel im Diktionär genügt und die selbständige Ausdrucksbildung 12—13jährigen Schülern überlassen werden können, z. B. 11, 1 *qui avait l'air si bon* die so gut aussah (Vok. *avoir l'air*), 12, 10 *nous vous tirerons d'affaire* wir werden Ihnen aus der Verlegenheit helfen (Vok. *tirer d'affaire*), 17, 20 *en passant* im Vorbeigehen (*passer*), 19, 19 *avait-il été affublé du tablier blanc* war er mit der weissen Schürze ausgestattet worden (als Zeichen seiner Beschäftigung) (*affubler*), 21, 14 *fut frappé* fühlte sich betroffen (*frapper* klopfen, betroffen sein), 29, 12 *vous voir* Sie zu besuchen (*venir voir* besuchen), 34, 2 *j'ai besoin de toi* ich brauche Dich (Vok. *avoir besoin de*), 61, 17 *tout de suite* sofort (Vokabel genügt).

Häufiger sind die Stellen, wo nach meinem Ermessen eine Erklärung angebracht, ja unumgänglich notwendig gewesen wäre, wenn die Schüler bei der häuslichen Präparation sinngemäss übersetzen sollen.

Als Beispiele dienen die folgenden, von den Anmerkungen vollständig unberücksichtigten Stellen:

21, 20 *moins bien bâti* (Vok. bauen) hier: veranlagt sein, 24, 12 *lorsque les chagrins de sa famille lui revenaient* (Vok. zurückkommen) hier: sich zurückerinnern, wieder eintreffen. 29, 1 *Mme de Longbourg se rendit d'autant plus volontiers au désir des enfants* (Vok. sich hinbegeben) hier: nachgeben. 31, 9 *je crains que tu pourras réussir la brioche du pain* (Vok. gelingen) hier: glücklich zustande bringen. 44, 10 *Yves était trop occupé pour avoir le temps de regretter les*

courses (Vok. bedauern) hier: vermissen (ebenso 24, 10 *Tu ne regrettes pas autre chose?*). 47, 1 *on finit par ne plus s'en apercevoir* (Vok. *finir* gar nicht vorhanden) hier: schliesslich. 47, 4 *je serais bien en retard avec le boulanger* (Vok. *en retard* gar nicht vorhanden) hier: im Rückstande. 51, 30 *il ne sera pas dit*, hier: man soll nicht sagen können. 52, 5 *que le pauvre enfant eut toutes les peines du monde*, hier: alle erdenkliche Mühe hatte. 53, 9 *sans se douter du chemin* (Vok. ahnen) hier: ohne auf den Weg zu achten. 54, 21 *Yves s'abandonnait dans ses bras* (Vok. *abandonner* verlassen, überlassen) hier: warf sich in ihre Arme. 54, 29 *nous verrons ce qu'il a à décider* (Vok. entscheiden) hier: was wir beschliessen müssen. 55, 25 *sur mon dernier paiement* (Vok. Bezahlung) hier: von meinem letzten Erlös.

Zweimal erklärt ist: *en attendant* mittlerweile, 11, 25 und 47, 9.

17, 11 heisst die Erklärung *en train de coudre* mit Nähen beschäftigt. 50, 22 *il était en train de glacer un gateau* er war im Begriff. Hier hätte sich derselbe Ausdruck gut verwenden lassen.

Von Druckfehlern bemerkte ich: 9, 6 *il lui tradait* statt *tardait*. 50, 25 *Puis, Mme Emon héla M. Emon qui monta*. In den Anmerkungen 39, 18 *il se laissa aller à sa tristesse* er überliess sich seiner Traurigkeit.

Im übrigen wird *Marmiton* Lehrern und Schülern bei richtiger Handhabung und intensiver Selbsttätigkeit viel Freude machen und sich manche Freunde erwerben. Bei einer Neuauflage wird aber vieles zu bessern sein.

Schweidnitz.

Maria Nessel.

Bonner Beiträge zur Anglistik. Herausgegeben von M. Trautmann. Heft 24: K. Jansen, Die Cynewulfforschung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. — Heft 25: Die altenglische Dichtung „Phoenix“, herausgegeben und erläutert von O. Schlotterose. Bonn, P. Hanstein, 1908. 127+143 S. 4,00 Mk. + 5,00 Mk.

Heft 24: Gestützt auf Müllenhoffs richtigen Satz, dass der Wissenschaft von Zeit zu Zeit auch blosse Uebersichten ihrer Ergebnisse sehr willkommen sein können, hat Jansen es übernommen, das im Laufe der Zeit recht erheblich angewachsene Cynewulfliteratur in zeitlicher Folge zusammenzustellen. Diese Arbeit ist in der Tat zweckmässig und für alle späteren Forscher sehr nützlich, denn das Buch wird mancherlei Nachschlagsarbeit ersparen. J. räumt selbst ein, dass ganze Vollständigkeit bei solchen Aufgaben nicht erreichbar sei, meint aber guten Grund zu der Annahme zu haben, dass er wesentliches nicht übersehen habe. Eine Nachprüfung seiner Zusammenstellung durch Musterung der Germanistischen Jahresberichte und der Fachzeitschriften ist mir nicht möglich gewesen, doch kann ich immerhin aus meiner eigenen Beschäftigung mit Cynewulf einige Nachträge bringen. Es fehlt merkwürdigerweise die in Trautmanns eigenen *Bonner Beiträgen* im 17. Heft (1905) erschienene Abhandlung von O. Grütters, *Ueber einige Beziehungen zwischen altsächsischer und altenglischer Dichtung*, worin der Verfasser nach Trautmanns Vorbilde ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen der altsächsischen Genesis und dem Heliand einerseits und dem altenglischen Crist III anderseits zu erweisen suchte, Annahmen, gegen die ich mich bereits in der *Neuen Phil. Rundschau* 1906, S. 328/9 ausgesprochen habe. Ebenso fehlt der treffliche Aufsatz von D. Binz, *Untersuchungen zum altenglischen sogenannten Crist* in der *Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel* 1907, S. 181—197, der sich entschieden gegen Grütters

wendet (vgl. *Neue Phil. Rundschau* 1908, S. 140/41). Bei Nr. 261, Steineck, *Altenglische Dichtungen*, hätte ein Wort der Kritik über diese ganz minderwertige Leistung gesagt werden, bzw. meine Besprechung in der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* (München) 1898, Nr. 251 angemerkert werden können. Bei den Aufsätzen von Lawrence und Schofield (Nr. 335/36) hätte ausdrücklich hinzugefügt werden sollen, dass es sich um die Veröffentlichungen der *Mod. Lang. Association of America* handelt. — Die Schwierigkeiten, die sich etwa aus der chronologischen Anordnung der Bibliographie ergeben könnten, werden beseitigt durch das am Schlusse gegebene *Verzeichnis der Verfasser von Schriften zu Cynewulf*. Die Liste der mitgeteilten Titel umfasst 422 Nummern und erstreckt sich auf den Zeitraum von 1705 bis 1908.

Im zweiten Teile seines Buches hat Jansen noch die *Entwicklung der einzelnen* [so!] *Fragen der Cynewulfforschung* in kurzen Uebersichten mit Angabe der Hauptmeinungen verfolgt. Er unterscheidet dabei fünf Abteilungen: 1. Der Name Cynewulf und die Runenstellen. 2. Cynewulfs Person und Zeit. 3. Heimat und Sprache. 4. Werke. 5. Reihenfolge der Dichtungen. Am Schlusse teilt J. noch seinen eigenen Standpunkt kurz mit, der in der Hauptsache dem Trautmanns gleicht.

Das Buch gewährt einen zutreffenden Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der einschlägigen Fragen und wird zur Einführung in diese sowie als Hand- und Nachschlagebuch hinfort gute Dienste leisten.

Heft 25: Der Verfasser führt in seinem Literaturverzeichnis selbst nicht weniger als zwölf vorhandene Ausgaben des *Phoenix* an, von denen einige allerdings nicht vollständig sind. Trotzdem wurde es für nötig gefunden, eine neue dreizehnte nach den in den *Bonner Beiträgen* üblichen Grundsätzen herzustellen, über die namentlich Heft 22, *Be dômes dæge*, hrsg. von Löhe, und Heft 23, *Die altenglischen Dichtungen Daniel und Azarias*, hrsg. von W. Schmidt, Auskunft gibt. „Hauptsächlich auf dem Boden von Prof. Trautmanns Verslehre“ werden die bisherigen Textänderungen und Verbesserungen kritisch geprüft, wobei natürlich den metrischen Grundsätzen zuliebe manchmal an der Ueberlieferung gerüttelt werden muss. Auf der linken Seite steht der altenglische Text, dessen handschriftliche Abweichungen unten in „altenglischen Staben“ mitgeteilt sind, rechts befindet sich die Uebersetzung, die nach des Verfassers Angabe „nicht den Anspruch macht, klassisches Deutsch zu sein“, was denn auch tatsächlich weder bei ihr, noch beim Texte des Buches der Fall ist. Auch die lateinische Quelle, ein Gedicht des Lactantius, ist, soweit sie in Betracht kommt, mitgeteilt. Dem Texte folgen die Anmerkungen, die Textgestalt und Uebersetzung begründen, dann kommt die Betrachtung von Sprache und Versbau. Die Mundart ist „im grossen und ganzen westsächsisch“, doch dürfte der Schreiber ein northumbrisches Original vor sich gehabt haben. Daran reiht sich ein Verzeichnis der selten oder nur hier vorkommenden Wörter, was mit Hinsicht auf Cynewulfs Wortschatz lehrreich ist. Ein weiterer Abschnitt erörtert genau das Verhältnis zur Quelle. Bei der Untersuchung über die „Verfasserschaft des Gedichts“¹⁾ ergibt sich für Schlotterose, dass „der Phoenix jünger ist als das letzte Werk Cynewulfs; dass es auch wegen seiner grossen Frische nicht mehr von diesem verfasst, wohl aber unter dessen starkem Einfluss hervorgegangen sein

¹⁾ Auch das ist kein klassisches Deutsch, ja überhaupt keins; mit demselben Rechte könnte man von der „Vaterschaft eines Kindes“ sprechen; man darf nur von der Verfasserschaft eines Schriftstellers, nicht aber eines Schriftwerkes reden.

kann“. — Den Abschluss bildet ein Wörterverzeichnis mit vollständigem Stellennachweise.

Königsberg.

Hermann Jantzen

Helene Richter, George Eliot. Fünf Aufsätze. Wissenschaftliche Frauenarbeiten herausgegeben von H. Jantzen u. G. Thureau. (I. Band, Heft 4/5). Berlin, Alexander Duncker, 1907.

Das zur Besprechung vorliegende Buch des Fräulein Helene Richter aus Wien bringt fünf Aufsätze über George Eliot, die uns in das an Konflikten reiche Leben der grossen Dichterin, in ihre Werke, ihre Weltanschauung und Stellungnahme zur Frauenfrage und Politik einen tiefen Blick tun lassen.

Besonders der erste der fünf Aufsätze, *George Eliot, ein Charakterbild* (S. 1—52), der hier zum erstenmal gedruckt wurde, ist durch die Wärme der Schilderung und durch das grosse Verständnis, das Helene Richter dem Menschen und der Schriftstellerin George Eliot entgegenbringt, höchst anziehend. Recht bezeichnend für alle fünf Aufsätze erscheint mir ein Ausspruch George Eliots: „Die einzige Wirkung, die ich mit meinen Schriften sehnlichst hervorzubringen wünsche, ist, dass jene, die sie lesen, fähiger werden sollten, die Freuden und Leiden von Wesen zu empfinden, die von ihnen in allem abweichen, bis auf die einfache Tatsache, dass sie ringende, irrende Menschengeschöpfe sind.“ Helene Richter versteht es in der Tat, uns für die Leiden und Freuden der Dichterin zu interessieren und uns ihre Handlungen, die häufig falscher Beurteilung ausgesetzt waren, verständlich zu machen. Aus den noch nicht vollständig erschienenen Briefen George Eliots, von ihrem zweiten Gatten Mr. Cross herausgegeben, die zu lesen eine grosse Anregung und ein ungeheures Vergnügen bereiten, und die unbedingt notwendig sind, um ihr Wesen zu verstehen, hat Helene Richter eifrig geschöpft. Sie entwirft ein klares Bild von George Eliots Kindheitstagen, ihrem oft vergeblichen, oft fehlgreifenden Suchen nach einem Halt und Ziel, das ihr über die Alltäglichkeit des Lebens hinforthelfen sollte, von ihrer Selbstbefreiung von puritanisch strenger Religiosität und ihrer von Jahr zu Jahr toleranter und grösser werdenden religiösen Auffassung, von ihrem immer aufs neue hervorbrechenden Kampf um eine ihr Leben ausfüllende Arbeit und ihrer Sehnsucht nach Befriedigung ihres natürlichen, weiblichen Verlangens, nicht nur sich selbst, sondern auch einem anderen Menschen durch ihr Dasein ein vollständiges Glück zu bereiten. Sie steht vor uns in all ihrer zarten Rücksichtnahme heischenden Weiblichkeit, die ihr vollauf in ihrer Ehe zuteil wurde, und dennoch ausgerüstet mit jenem hohen Ernst in ihrer Auffassung von Pflicht und Arbeit und einer Selbständigkeit und Sicherheit in ihrem Lebenswerk, wie sie uns bei einer sonst fast krankhaft zaghaften Natur wunderbar erscheint. Helene Richter verstärkt und befestigt in uns noch den Eindruck, den George Eliots Werke auf uns hervorbringen, dass die Dichterin ein Mensch ist, der duldend und mitfühlend mit Menschen jeder Art und jeden Glaubens, das höchste Ziel der Menschheit sah in dem Verzicht auf persönliches Glück um andererwillen. Dass George Eliots eigenes Leben nur ein Streben, nicht ein Erreichen dieses Zieles war, bringt sie uns näher. Helene Richter stempelt sie in ihrem Aufsatz nicht zu einer Heiligen, sondern macht sie uns lieb, indem sie die Dichterin darstellt als ein ringendes, irrendes Menschengeschöpf, wie wir selbst es sind.

Der zweite Aufsatz, *Der Humor bei George Eliot* (S. 53—84) bringt

eine übersichtliche Zusammenstellung der Helden in George Eliots Romanen, die Träger ihres feinen, kernigen, nur selten mit Ironie gemischten Humors sind. In bunter Reihenfolge steigen vor uns George Eliots Lieblingsfiguren auf, die Geistlichen, vom stattlichen Mr. Irvine herab bis zu Mr. Gilfil, dem rührend guten, bescheidenen Verkünder des Wortes Gottes, alles Menschen, deren Schwächen und Mängel mit einer heiteren Gutmütigkeit belacht werden, wie sie nicht weh-, sondern nur wohlthun kann. Dann folgen die Hauptvertreter ihres Humors in Gestalt von Mrs. Poyser und Mrs. Winthrop, wahre Lebensphilosophen, und neben ihnen die rotbäckigen kleinen Rangen wie Maggie, Eppie und Alexander Cohen, die mit ihren drallen, egoistischen kleinen Persönlichkeiten selbst den ernstesten Momenten heitere Lichter aufzusetzen vermögen. Viele von den Figuren, die dieses seltene Talent der Dichterin verraten, werden uns vorgeführt und, wie mir scheint, ein wenig auf Kosten der Helden Thackerays and Dickens, deren Neigung zur Ironie einerseits und zum Karikieren andererseits gertügt wird, uns in all ihrer Kernigkeit, Lebenswahrheit und Lebendigkeit gezeigt. Das Lehrhafte in George Eliots Dichtungen, ihre Vorliebe für Kleinmalerei und ihre Begabung für die Behandlung des Themas *Die englische Landbevölkerung* erinnern Helene Richter lebhaft an Wordsworth, von dem die Dichterin in der Tat erklärt, in mancher Beziehung beeinflusst zu sein. Eine gewisse Reserviertheit gegenüber ihren Helden und Heldinnen verspürt wohl jeder an der Dichterin, die nur gelegentlich, wie z. B. in Maggie Tulliver sich und ihre inneren Kämpfe den Augen der Welt preisgab. Den anderen Personen, die auch vielfach Züge von ihr tragen, steht sie mehr als verstehende Beraterin, Helferin und Richterinnen gegenüber. Die Verfasserin des Aufsatzes nennt dies die nötige Distanz den Helden der Dichtung gegenüber bewahren, und sicher verursacht es diese Objektivität, dass George Eliot alle ihre Kreaturen so gerecht beurteilt und mit wundervoller Klarheit ihre psychologische Entwicklung vorführt.

Der dritte Aufsatz behandelt *Die Frauenfrage bei George Eliot* (S. 85—124). George Eliots Verhalten gegenüber der Frauenfrage, die zu ihrer Zeit bereits eine brennende, viel umstrittene war, ist nach Helene Richter in den Romanen wenigstens ein recht passives. Im Gegensatz zu ihrem eigenen starken und bewussten Eingreifen in das Rad ihres Schicksals verlangt sie von ihren Heldinnen ein gänzliches Aufgeben ihrer persönlichen, allerdings häufig egoistischen Wünsche und sieht für die Frau kein anderes Glück als in der Unterordnung unter die herrschenden Gesetze und die Wünsche anderer Menschen. Das Thema, dass sich der einzelne der Gesamtheit zu fügen hat, dass er seine Individualität sogar um ihretwillen aufgeben muss, beschäftigt George Eliot mehr als alles andere. Ihre Heldinnen finden niemals einen Ausweg aus ihrem Unglück im Sinne der Frauenbewegung, indem sie sich auf eigene Füße stellen und in selbständiger Arbeit ihr Glück suchen. Stets sind sie die Unterliegenden, die in demütiger Unterwerfung, im Aufgeben ihres Ichs das grosse Rätsel, Leben genannt, lösen. Nur einmal streift George Eliot die Frage über die Berufsarbeit der Frau in Adam Bede in der Gestalt Dinahs, die eine Frau selbständigerer Art, vollbefriedigt in ihrer Berufsarbeit erscheint und nicht so ausgesprochen das Anlehnungsbedürfnis zeigt, das die anderen Heldinnen in George Eliots Romanen charakterisiert. Das Leben der Dichterin selbst ist der beste und schlagendste Beweis, dass es eine Lösung der Frauenfrage im modernen Sinne gibt, die Frauen ihrer Romane bringen diesen Beweis nicht. Sie sind Frauen vom alten Schlage, unfähig, Kameradinnen des Mannes zu sein, und daher vielfach so grenzenlos elend

und geknechtet. Die Gründe für dieses passive Verhalten in ihren Werken sind in dem Aufsatz überaus überzeugend ausgeführt und viel Material ist herbeigeschafft, um zu zeigen, dass George Eliot im Leben einen lebhaften und warmen Anteil an der Frauenbewegung nahm und das Ziel dieser Bestrebung nicht in der Wahlberechtigung sah, sondern in der der männlichen Ausbildung gleichgestellten Erziehung und in der Befähigung, den kleinsten wie grössten Pflichten zu genügen, nicht länger wie bisher Dilettanten auf allen Gebieten zu sein.

Romola, George Eliots historischer Roman (S. 125—162), ist der Gegenstand des vierten Aufsatzes. Mit bewunderungswürdiger Klarheit und Uebersichtlichkeit ist darin der Nachweis gebracht, mit welch grossem Geschick George Eliot die so schwer errungenen historischen Kenntnisse in dem Roman verwertet hat, und mit welcher Genauigkeit sie, ohne pedantisch zu sein, sich an die geschichtlichen Tatsachen gehalten hat. Auch werden diese Angaben durch das reichlich herbeigezogene Material aus Geschichtsquellen, die natürlich einem flüchtigen Leser und Bewunderer dieses seltsamen und unter ihren Werken einzig dastehenden Buches gewöhnlich nicht zugänglich sind, unterstützt. Für die weise Enthaltbarkeit in der Benutzung des kolossalen geschichtlichen Stoffes, für die Feinheit und Abgetöntheit der Sprache, das plastische Hervortreten der Hauptpersonen aus der Fülle der Romanfiguren öffnet uns Helene Richter die Augen und versöhnt uns mit den mancherlei Mängeln des Werkes. Die Beleuchtung der Charakterentwicklung aus dem Sinne jener Zeit heraus ist prächtig und überzeugend.

In dem fünften Aufsatz handelt Helene Richter über *George Eliots politisch-sozialen Roman* (S. 163—198). In *Felix Holt* und *Middlemarch* legt George Eliot ihr politisches Bekenntnis nieder. Helene Richter nennt ihren Standpunkt den des konservativen Liberalismus und zeigt uns, mit welch klarem Verständnis die Dichterin die grossen Missstände auf politischem wie sozialem Gebiet erkannt hat. Sie stellt sich auf die Seite Mills, der den Grad der Erziehung für ausschlaggebend bei der Wahlberechtigung hält, und fordert in erster Linie Bildung des Volkes als Grundlage zu seiner politischen Freiheit. Nächstenliebe, Selbstentäusserung und strengste Pflichterfüllung erscheinen George Eliot sowohl als der Weg wie das Ziel der Freiheit. In *Felix Holt* geisselt George Eliot den politischen Schwärmer, in *Harold Transom* den Vertreter der Ichpolitik, und Ladislaw wird ihr zum Träger des in den *Thoughts on Parliamentary Reform* von Stuart Mill aufgestellten Ideals betreffs der Wahl eines Parlamentsmitgliedes. Neben der Darstellung von George Eliots politischer Richtung bringt dieser Aufsatz viel Interessantes in der Charakteristik der Personen und in der Klärung der verwickelten Handlung des Romans *Felix Holt*. George Eliot lässt ihren Helden Felix H. nur kümmerliche Anfänge in seiner Beisteuer zur Volksbeglückung und -Verbesserung machen, aber gerade sein kaum sichtbares, aber unermüdliches Schaffen im Kleinen, dies Stein auf Stein legen im Bau der Volkserziehung, entspricht dem Charakter der Dichterin. Sie wehrt sich gegen jedes revolutionäre, umstürzelnde Verfahren und sieht die einzige Möglichkeit, das Ziel zu erreichen, im langsam stetigen Fortschreiten.

Die Aufsätze des Fräulein Helene Richter werden den Kennern und Freunden George Eliots ein ungeteiltes Vergnügen bereiten. Das Buch ist keine Verherrlichung der Dichterin, sondern gleicht einem klar umrissenen Bilde, das, weil es aus vollem Verstehen und Erfassen der vielen Vorzüge und mancherlei Eigenarten der Schriftstellerin heraus geschaffen wurde,

so köstlich lebenswahr und ungeschminkt ist. In der Darstellung des Lebens, wie in der dem Inhalt wie der Form nach vollendet zu nennenden Besprechung der Werke sind Licht und Schatten so weise verteilt, dass dem Leser Licht einmal der Gedanke kommt, Helene Richter habe mit zu rosigen Farben gemalt. So überlässt er sich willig ihrer Führung, lernt die Person der Dichterin und ihre Werke lieben und fühlt durch die neue und eigenartige Beleuchtung des Stoffes, der Personen, des Aufbaues der Handlung, der Tendenzen der Werke und George Eliots Stellungnahme zu Tagesfragen manch neue Gedanken in sich aufsteigen. Das an schönen Gedanken reiche Buch ist ein wertvoller Beitrag zu den bereits erschienenen Schriften über George Eliot und wird hoffentlich vielen Lesern eine grosse Anregung und einen rechten Genuss bereiten.

Königsberg.

Sabine Ellendt.

Kleine Anzeigen.

Georg Karl Wolf, Ein Semester in Frankreich. Fingerzeige für angehende Neuphilologen und Neuphilologinnen. Mit einem Geleitwort von Dr. K. A. Martin Hartmann. Berlin, Weidmann, 1909. XII+177 S. Preis 3,00 Mk.

Der unter einem Pseudonym schreibende Verfasser hat seinen viermonatlichen Urlaub zu einer Studienreise nach Frankreich in Nancy verbracht. Die dort von ihm gesammelten Beobachtungen und seine Erlebnisse sind in ausführlicher Weise in dem Buche zusammengestellt. Wir lernen die Stadt und Umgebung, Pensionen, Menschen und Einrichtungen kennen, besuchen mit dem Verf. das Theater, nehmen an dem bunten Treiben von Volksfesten und Paraden teil, werden in die Schulen und vor allem in die Universität geführt. Dort machen wir die Bekanntschaft der Professoren und folgen eifrig den verschiedenen Vorlesungen. Alles ist in einem frischen, lebendigen Tone erzählt, so dass man am Ende der Lektüre das Gefühl hat, selbst dagewesen zu sein. Wer in Nancy längere Zeit verlebt hat, wird besondere Freude an dem Buche finden. Die hier und da in dem Zusammenhang gegebenen Fingerzeige dürften jedoch hinlänglich aus vielen anderen Schriften bekannt sein; es sei nur an Koschwitz, *Anleitung zum Studium der französischen Philologie*, 3. vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von G. Thureau, Marburg 1907 erinnert. In dieser *Anleitung* wird auch auf S. 146 ff. die Literatur über Studienreisen angegeben. Der beste Fingerzeig, den Wolfs Buch jedem geben muss, ist: die Augen im Auslande ebensogut aufzumachen, wie der Verfasser es getan hat.

Greifswald.

Max Brandenburg.

Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache, Übungsbuch, Ausgabe H für Lehrerbildungsanstalten. Verlag von F. A. Herbig, Berlin 1908.

Gleich den Ploetz-Kares-Ausgaben für die höheren Lehranstalten enthält das vorliegende Übungsbuch französische Stücke, von denen jedes einzelne ein Kapitel aus der Grammatik veranschaulicht, deutsche Stücke zum Hinübersetzen in die Fremdsprache, französische Gedichte, reichliches Material zu Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens, zusammenhängende Wiederholungsstücke, Wörterverzeichnisse, einen Plan

von Paris und eine Bezeichnung der Aussprache. Im Unterschied von jenen findet man aber gleichzeitig die Sprachlehre nebst einem Anhang über Silbentrennung, Interpunktion und Verslehre in dem vorliegenden Buche. Der Inhalt der französischen Lesestücke betrifft mit wenigen Ausnahmen die französische Geschichte und Literatur, z. B. *Jeanne d'Arc* (der Apostroph fehlt im Text), *Retour de Napoléon de l'île d'Elbe*. Da das Buch zum Gebrauch an lateinlosen Anstalten bestimmt ist, könnten die Kapitel über *Diogène* und *Dioclétien* durch andere ersetzt werden. Aus dem gleichen Grunde möchte ich in der Sprachlehre die Beispiele über Krösus (p. 103) und Alexander den Grossen (p. 108) entfernt wissen. Unter den deutschen Übungssätzen von Stück 24, 25, 28, 31 finde ich Sätze über den heiligen Martin. Kein französisches Stück handelt aber in dieser Ausgabe von St. Martin; jene Sätze sind also wohl gleich den beiden ersten von Stück 29 nur versehentlich aus der Ausgabe für Gymnasien übernommen worden und können entfernt werden. In der Sprachlehre ist die Regel über die Pluralbildung zusammengesetzter Substantiva unklar gefasst. Eine deutliche Fassung gibt z. B. Ulbrich in seinem *Elementarbuch*. Dem Kapitel über Wortstellung ist eine für Schüler durchaus überflüssige Vorbemerkung vorangeschickt. Für den Gebrauch des Infinitivs mit *à* könnten einige Beispiele angeführt werden. Das blosse Zusammenstellen der Verba erfüllt den Zweck nicht so gut. Wo *craindre* mit dem Konjunktiv erwähnt wird (p. 113), fehlt der Hinweis auf p. 132, wo der Gebrauch von *ne* erläutert wird.

In der Verslehre finde ich eine falsche Definition der *rimes riches* als Reime für Auge und Ohr (p. 149), wenn auch die Beispiele *couleurs* — *fleurs, violette* — *palette* richtig gewählt sind. (Siehe Lubarsch, *Französische Verslehre*). — Abgesehen von den geringen Ausstellungen, die ich erwähnt habe, ist das vorliegende Übungsbuch durchaus brauchbar und kann zur Einführung stets empfohlen werden. Die Schüler werden daraus eine sichere grammatische Grundlage gewinnen und auch einen guten Anfang im mündlichen Gebrauch der Sprache machen.

K. Heine, Einführung in die französische Konversation. Ausgabe A. Nach den Bildern von Strübing-Winkelmann. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), 1908. 1,— Mk.

Wie der Verfasser in der Vorrede ausführt, ist das Buch für die beiden ersten Jahre des französischen Unterrichts berechnet. Zunächst wird daher die Umgebung des Kindes (die Klasse, der menschliche Körper, die Kleidung usw.) besprochen, und die zugehörigen Vokabeln werden in Form von Frage und Antwort geübt. Dann werden Sprechübungen an die Strübing-Winkelmannschen Bilder angeschlossen. Die in den Text eingefügten Bilder erscheinen mir unklar und müssen unbedingt durch bessere ersetzt werden. So kann ich z. B. auf dem ersten Bilde, *L'hiver*, den Fischer und den Schmied nicht entdecken. Die Vokabelverzeichnisse zu den einzelnen *Exercices* sind nicht immer vollständig. So müsste z. B. in *Exercice 11 on aperçoit* angegeben werden und nicht *apercevoir*, da die Schüler im ersten und zweiten Schuljahr *apercevoir* noch nicht konjugieren können. Zur Belebung des Stoffes hat der Verfasser hier und da Rätsel, Lieder und Gedichte eingefügt, aber leider nicht zu allen Rätseln Auflösungen. Da in *Exercice 9* das Präsens von *avoir* und in 10 das von *compter* angegeben ist, scheint H. doch bei den Schülern, die sein Buch benutzen, keine grammatischen Kenntnisse vorauszusetzen. Folglich hätte er auch den Teilungsartikel, die Deklination, das Präsens von *être* und

noch manches andere in seine Uebungen aufnehmen können. Mit einem kurzen grammatischen Abriss würde sein Buch im Anfangsunterricht verwendbar sein, ohne dass die Schüler noch ein anderes daneben benutzen müssten. Aber auch mit der vorliegenden Form wird sich das Ziel, das H. erstrebt, erreichen lassen. Der französische Anfangsunterricht in der Sexta unserer Oberrealschulen verfolgt allerdings andere Ziele (siehe *Lehrpläne und Lehraufgaben von 1901*) und berücksichtigt die Uebung im mündlichen Gebrauch des Französischen nur nebenher. Aber Anstalten, die ihre Schüler nur in die Umgangssprache einführen wollen, z. B. Mittelschulen, kann Heines Buch empfohlen werden.

Sammlung französischer und englischer Gedichte. Memorierstoff für Realschulen und die Mittelstufe der realen Vollanstalten. Zusammengestellt von Carl Born, Realschuldirektor. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig, 1908. 0,80 Mk.

Der Verfasser hält die Aufstellung eines Kanons französischer und englischer Gedichte für wünschenswert, die an allen Realanstalten der Monarchie gelernt werden müssten. In der vorliegenden Sammlung will er einen solchen Kanon für die Mittelstufe (IV bis VII einschliesslich) geben und hat daher 31 französische und 30 englische Gedichte aufgenommen. Unter jenen sind La Fontaine, Béranger, Musset, Hugo, Coppée, Lamartine, Hérédia, Leconte de Lisle und noch einige andere vertreten. Unter diesen finden wir z. B. Burns, Moore, Byron, Campbell, Longfellow, Tennyson. Die Auswahl enthält zu viel Lyrisches, z. B. *Dieu et la Nature*, *La Poésie*, *Consolation* von Musset, *A ma fille* von Hugo, *L'Automne* von Lamartine. Die Schüler der Mittelstufe finden mehr Gefallen an kraftvoller epischer Poesie. Daher gehören auch die beiden Sonette von Hérédia, *Soleil Couchant* und *Maris Stella*, nicht in diese Sammlung hinein. *Adieux de Marie Stuart* bleibt am besten der Klasse vorbehalten, auf der Schillers Drama gelesen wird. Unter den englischen Gedichten sind einige, die die Vaterlandsliebe besingen, recht zweckmässig gewählt. Andere lyrische Stücke, z. B. *Highland Mary* und *To Mary in Heaven* von Burns, *Oft, in the Stilly Night* von Moore, *The Path by which we twain did go* von Tennyson, möchte ich entfernt wissen. An ihre Stelle könnte man Gedichte setzen, deren Inhalt erzählender Natur ist. So würde ich z. B. folgende zur Aufnahme in den Kanon vorschlagen: *L'Hôte* v. Marc-Monnier (die Uebersetzung von Uhlands *Einkehr*), Amiel, *Le Bon Camarade* (nach Uhland), Autran, *La Traversée de Charlemagne* (zu vgl. mit *König Karls Meerfahrt* von Uhland), Florian, *Les deux Voyageurs*, Brizeux, *Jacques le Maçon* (zu vgl. z. B. mit Fontanes *John Maynard*, mit Giesebrechts Gedicht *Der Lotse*), Chamisso, *Le Château de Boncourt* (dies Gedicht passt gut in den deutschen Unterricht der VII hinein), Béranger, *Le Marquis de Carabas*, Andrieux, *Le meunier de Sans-Souci*, Coppée, *L'Epave*. Ich halte es für wünschenswert, die Schüler gerade mit solchen Gedichten bekannt zu machen, die zu andern Zweigen des Unterrichts in Beziehung stehen. So kann man z. B. *Le Savetier et le Financier* von Lafontaine mit den englischen Gedichten *The Miller of the Dee* und *William the Conqueror* von Mackay und dem Hagedornschen *Johann der muntere Seifensieder* zusammenstellen. Percy's Ballade *King John and the Abbot of Canterbury* ist zusammen mit Bürgers *Der Kaiser und der Abt* und Grimms Märchen vom *Hirtenbublein* zu betrachten. Bei der Lektüre von Byrons *Belshazzar* ist an Heine zu erinnern, bei seinem *Dying*

Gladiator an Chénedollé's *Le Gladiateur Mourant*, bei *The Erl-King* von Scott an Goethe und *Le Roi des Aulnes*. Wenn wir uns überhaupt das Ziel stellen, einen Kanon französischer und englischer Gedichte für alle Realanstalten zu finden, müssen wir den Grundsatz der gegenseitigen Durchdringung der Fächer eben mitberücksichtigen, zumal da unsere Lehrpläne auch ein Zusammenstellen von Gedichten verwandten Inhalts empfehlen. Borns Sammlung könnte durch Umarbeitung unter diesem Gesichtspunkt ein brauchbares Schulbuch werden.

Elbing.

Leo Pilch.

Max Born, Nachträge zu A. H. Murray: *A New English Dictionary on Historical Principles*. I. Teil. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Chamissoschule in Schöneberg, Ostern 1909.) 48 Seiten.

Trotz aller Vollkommenheit und höchstgesteigerten Leistungsfähigkeit in der Sammel- und Redaktionsarbeit an einem so gewaltigen Werke, wie es der grosse Murray ist, ist es nur natürlich, dass nicht buchstäblich alles benutzt und ausgenutzt werden konnte, dass also Ergänzungen und Nachträge möglich sind. Born gibt in seiner Schrift eine recht stattliche und wertvolle Nachlese zu Murray, wobei er sich nur auf Verben beschränkt. Sie bewegt sich zwischen den Wörtern *abate* und *explain*. Er hat aus etwa 45 Werken verschiedensten Inhalts aus der Zeit von 1667 bis 1902 geschöpft und dabei eine ganze Reihe recht bemerkenswerter, bei Murray nicht gebuchter Feststellungen machen können. — Im Anschluss an diese Bemerkungen über die für die neuenglische Wörterbuchwissenschaft recht beachtenswerte kleine Schrift sei es erlaubt, darauf hinzuweisen, dass gerade derartige oder ähnliche lexikalische Sammelarbeiten und Untersuchungen für uns Schulmänner — Germanisten und Neuphilologen — ein Feld reicher und fruchtbarer, dabei nicht allzu schwieriger Betätigung bieten. Sie haben vor allem den bei der Art unserer amtlichen Arbeit nicht zu unterschätzenden Vorteil, dass sie keine unbedingte Konzentrierung verlangen, sondern nach Bedürfnis auf die sehr verschiedenen vorhandenen Mussestunden verteilt werden können. Zudem können sie immer als höchst dankenswerte Hilfsarbeiten auf Anerkennung rechnen. Muster solcher Arbeiten sind die vortrefflichen Gymnasialprogramme des Prof. A. Gombert mit Nachträgen zum Grimmschen Wörterbuch.

Königsberg.

Hermann Jantzen.

Tauchnitz Edition. Vol. 4061. Jerome K. Jerome, *The Angel and the Author — and Others*. This little volume contains a large number of anecdotes, and is written in Mr. Jerome's usual gossiping strain. Much of the subject matter is concerned with travelling on the Continent, and here Germany plays a large part.

Vol. 4063. G. H. Lorimer, *Jack Spurlock, Prodigal*. We have here the adventures of the son of an American millionaire. The son, after quarrelling with his father, finds himself adrift on the world and adopts curious means to earn his own living. At the end of the book a reconciliation with his father takes place. The work is rather a collection of amusing incidents than a developed story. The first part is particularly amusing, but the reader's vocabulary will be taxed by the large amount of American slang. The following sentences will serve as examples of this: — "His nibs is a fly cop and he'll pinch you sure." "We t'ought youse was doped."

Vol. 4095. Oscar Wilde, *A House of Pomegranates*. Four short stories of allegorical character are contained in this volume. Since they are written in a fairy-story vein they will probably be found more attractive for younger readers. They consist of incidents and descriptions. Oscar Wilde is in love with Beauty and his characters share this love with him. He aims at beauty of language; although he occasionally gives us a fine passage such as: — ". . . he saw the long grey fingers of the dawn clutching at the fading stars," yet on the whole he is often exceedingly artificial. The following examples will illustrate this: — ". . . he saw the great honey-coloured moon hanging in the dusky air." "behind him hung the moon in the honey-coloured air." "Salt was the honey of her hair, yet he tasted it with a bitter joy." ". . . the white foam moaned like a leper. With white claws of foam the sea grabbed at the shore." A not unpleasing trick in his style is the use of repetitions such as: — "He stood there in the raiment of a king, . . . He stood there in a king's raiment, . . . In the fair raiment of a king he stood," ". . . her tail was of silver and pearl. Silver and pearl was her tail."

Vol. 4112. Oscar Wilde, *Lady Windermere's Fan*. In this drama a mother sacrifices her reputation to save her daughter's. Oscar Wilde here satirises that limited section of society which he satirises in other dramas.

Vol. 4113. Oscar Wilde, *The Ideal Husband*. This is the most attractive of Wilde's dramas. The action is shortly as follows: —

Act I. Mrs. Cheveley attends a social evening given by Sir Robert and Lady Chiltern. Sir Robert is Under-Secretary for Foreign Affairs, and Mrs. Cheveley threatens him that if he does not support the Argentine Canal Company in which she is interested she will expose him. She possesses a letter proving that Sir Robert gained his wealth by selling a Government secret long ago. Fearing exposure Sir Robert promises to give a good report of the Company to the House of Commons. After the guests have departed Sir Robert's wife persuades him to write to Mrs. Cheveley saying that he will not support her scheme. Lady Chiltern is ignorant of her husband's early fault, and he does not tell her of it for fear of losing her love. She looks on him as an ideal man and husband.

Act II. Sir Robert's friend Lord Goring advises him to confess all to his wife. This Sir Robert cannot do. But Mrs. Cheveley tells Lady Chiltern of Sir Robert's wrongdoing, and Sir Robert finds that he is no longer his wife's ideal.

Act III. Lord Goring forces Mrs. Cheveley to give him the incriminating letter, by threatening to use his knowledge of a theft committed by her.

Act IV. Lord Goring tells the Chilterns that all danger of Sir Robert's disgrace has been averted. Lord Goring also persuades Lady Chiltern that she is mistaken in asking Sir Robert to atone for his fault by refusing the Prime Minister's offer of a place in the Ministry. This would be too great a punishment.

Lord Goring's love for Sir Robert's sister forms an underplot.

The plot is not free from lucky accidents — only the lucky accident of the finding of a bracelet, which had been stolen by Mrs. Cheveley, saves Sir Robert. The worth of the drama lies in characterization and pathos. Oscar Wilde attempts some humour without much success.

The chief character is Sir Robert Chiltern. He becomes a pathetic figure when he has to face public disgrace and fears the loss of his wife's

love. The public disgrace is threatened at a moment when his prospects of advance are highest. Morally he is weak. After having been persuaded to one course of action by Mrs. Cheveley, the next moment he is persuaded to the opposite course by his wife. In each case it is fear which causes him to turn.

Mrs. Cheveley is an excellent sketch of an intriguing Society woman. She has no conscience and is prepared to use any means to gain her end.

Lord Goring is a man of strong character, who is capable of acting. He shews himself a good friend and wins the confidence of Sir Robert and Lady Chiltern who are at strife.

Vols. 4122, 4123. H. G. Wells, *Tono-Bungay*. This is a philosophical novel dealing with modern life.

Vol. 4125. Mrs. H. Ward, *Daphne — or Marriage à la Mode*. Roger Barnes, a young man of good family, finding himself without means marries a rich young American girl, Daphne. After three years of married life she becomes causelessly jealous and, with the help of a servant whom she has bribed, concocts enough evidence to obtain a divorce which holds good for certain American states, but not for England. Moreover the American law gives her the right of custody of the child. The loss of his child is bitterly felt by Barnes. This enforced divorce which he does not desire, and for which he is in no way responsible, wrecks his life. Smitten by remorse at the ruin she has caused, Daphne attempts in vain to make some amends.

As the title implies the work is of a didactic character. Mrs. Ward seems to think that people can too easily obtain a divorce in some of the American states. Since the divorce is not valid in some other countries a person may find himself in an ambiguous position, that is — he has no wife and yet it is impossible for him to marry and have legitimate children. Mrs. Ward can scarcely be held to have proved her point, there does not seem much purpose in keeping Daphne bound to Roger against her will. The divorce question is discussed throughout the book.

The characters live and are consistently drawn. Roger Barnes is a splendid physical figure, not overburdened with brain power. He is indolent, lacks will-power, but is amiable and enlists the reader's sympathy. Daphne combines Irish and Spanish blood. She is attracted to Roger mainly by reason of his splendid physique, and when her violent but short-lived passion has worn itself out, her domineering spirit asserts itself. She is thoroughly in love with American laws and institutions which find in her an enthusiastic supporter. Nearly to the end of the novel she maintains a defiant attitude, and defends her action.

Vol. 4129. H. G. Wells, *First and Last Things*. Here Mr. Wells makes a candid statement with regard to his religious feelings, and his ideas of right and wrong. The book is in kind therefore a confession. After devoting some sixty pages to metaphysical discussion with regard to the human understanding, in which he gives reasons for entertaining the suppositions that "The senses seem surer than they are. The thinking mind seems clearer than it is and is more positive than it ought to be. The world of fact is not what it appears to be," he goes on to discuss religion and conduct in general. Some of his views are, as he himself says, to be found in his *A Modern Utopia*. He discusses socialism, marriage, war, justice and death. His unconventional position with regard to debts of honour is at the same time very bold and interesting. Here is

an extract: — "The soldier who risks a life he owes to his army in a duel upon some silly matter of personal pride is no better to me than the clerk who gambles with the money in his master's till. . . . If I were to wake up one morning owing big sums that I had staked overnight I would set to work at once . . . to evade and repudiate that obligation. Such money as I have I owe . . . to wife and sons and my work and the world, and I see no valid reason why I should hand it over to Smith because he and I have played the fool and rascal and gambled. Better by far to accept that fact and be for my own part published fool and rascal." His outlook, on the whole, is optimistic. His final position is: — "Behind everything I perceive the smile that makes all effort and discipline temporary, all the stress and pain of life endurable. In the last resort I do not care whether I am seated on a throne or drunk or dying in a gutter. I follow my leading. In the ultimate I know, though I cannot prove my knowledge in any way whatever, that everything is right and all things mine."

F. S. Delmer, Englische Debattierübungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909. VIII+85. S. 1,20 Mk.

Debating which is almost unknown in Germany is largely practised in England. It forms a part of the curriculum of many schools, whilst nearly every University College and practically every town has its Debating Society. The subjects which are discussed relate to home politics and ethical problems. Difficulty of preparation — for, as the author says, „Eine Konversationsstunde ohne vorher aufgestelltes Thema und ohne gründliche Vorbereitung ist einfach Zeitvergeudung“ — has hindered the adoption of this kind of exercise in German schools and Universities.

Professor Delmer has excellently supplied a real want. He has given subject matter enough for a large number of debates on varied themes. Amongst these are to be found: — *The Channel Tunnel; The Nationalization of the Drink Traffic; Party Government; Is India well governed? Should the House of Lords be abolished? Home Rule; Are written examinations preferable to oral ones? Should Berlin University have a more secluded site? Ought foreign students to be admitted to German Universities? Is an artificial universal language feasible? Is Vivisection justifiable?* The work has been brought up to date by including *Ought women to have the franchise? and Is the rigid system of Zeppelin to be preferred to others?* The last ten debates are on military and semi-technical themes. At the end of each section Professor Delmer gives a list of works dealing with the subject, where the student can find further information. The author gives us some useful general hints and rules for the conduct of a debate. On page 4 some useful introductory phrases for debaters will be found. The book is full of interesting information on various topics, which in itself forms attractive reading.

Fr. Uebe, M. Müller, E. Hunger, Lehrbuch der englischen Sprache für Handels- und Gewerbeschulen. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin. Teubner, 1909. VIII+241.

The first six pages are devoted to pronunciation, then follow a large number of reading exercises consisting of short sentences. The vocabulary is mainly of a commercial character. In each lesson translation exercises are given. Thirty pages are devoted to commercial correspondence, and sufficient examples of invoices and bills are given. Then follow some

ten pages of connected prose. The last eighty pages contain the essentials of English accidence and syntax. On the whole the English is good, but some passages are very awkward and are certainly not English, e. g.: — Lesson 27 "We call the entrance a large hall . . .," Probably the meaning of this is "By 'the entrance' we mean a large hall . . ." "you read there inscriptions as the inquiry-office . . ." this should be "you read there notices indicating the inquiry-office. . ." "those who are late you see running along . . ." the order of the words here is incorrect, it should be "you see those who are late running along . . ." — Lesson 26. "I need not tell you . . . what unusual amount of time I spent upon my toilette," this must be corrected to ". . . what an unusual . . ." — Page 118. ". . . announcing Mr. and Mrs. such a one." In English the form used is almost invariably "Mr. and Mrs. So and So." "she had bought the mistletoe at such and such gardener's." Here again the form used is inadmissible in English, we must say "she told me from what gardener she bought the mistletoe." Many of the lessons end with proverbs. It is not easy to understand why writers of English schoolbooks so persistently introduce proverbs into their works. Proverbs and Sprüche are much rarer in England than in Germany. No English woman goes to the market with "Guter Einkauf" embroidered on her bag, nor does the weary washerwoman receive her week's work in a linen bag bearing the inscription "Frohes Wasch-Fest". The German schoolboy has enough to learn without being overweighed by useless verbage. Here is an example of Proverb hunting run mad: — "Truth and Oil are ever above" above what? or do the authors mean "rise to the surface?" "above" is rarely used as an adverb, and then only in such sentences as: — "As I said above." Where did the authors hear this proverb? Has it been of any help to them in their scholastic career? It has a distinct sound of being made in Germany.

G. B. Peters und Adolf Gottschalk, Kurzer Lehrgang der englischen Sprache für kaufmännische Schulen. Zweite Auflage. Leipzig 1909, Neumann. XIII+236 S. 2,50 Mk.

The book consists of a large number of graduated exercises, English and German. In the early exercises the accented syllables of words are marked and some help is given with regard to sentence stress. The vocabulary is of a commercial and general character dealing with the family, meals, the weather, London, English money, the life of an apprentice, travelling and shopping. Fifty pages deal with the essentials of English accidence and syntax. A glossary is given to each of the forty exercises and the book contains also a glossary arranged alphabetically. In the glossaries the phonetic transcript of every word is given. A table of the strong and the more difficult weak verbs is included in which the verbs are arranged phonetically. The book is exceptionally well printed. The English throughout is good, and the book deserves the success which it has had.

H. Knocke, Guide to English Conversation and Correspondence. Second and Third (General) Edition A. Verlag Meyer. Hannover, Berlin 1909. XII+116 S. 1,80 Mk.

The first six pages deal with exercises in pronunciation. Then follow thirty-one lessons consisting of short sentences containing a commercial vocabulary. A quarter of the book is taken up by English com-

mercial letters, which are varied enough in form. Half the book consists of conversation exercises, and help is given in all the points in which mistakes are generally made. The student will find the long list of abbreviations, and the tables of English money, weights and measures very useful. The book is clearly arranged and the English is idiomatic. After working through this book the student will find that he has enough English for practical purposes.

Arthur Lindenstead, Richard Elsing's Apprenticeship. Teubner. Leipzig und Berlin, 1909. 136 S. 2,— Mk.

In this book we have the story of a youth, Richard Elsing, who, after a period of apprenticeship in which he has some minor successes and failures, finally obtains a good post.

This kind of work seems likely to take the place of descriptions of English life and manners, and it has the advantage of being more interesting. Such a book however will presumably be read only by beginners; since it would be waste of time for more advanced students to read books of this class in preference to works of greater literary value. The essentials therefore in such a book are a small wellchosen vocabulary, an easy style increasing in difficulty as the book progresses, and the use of such idioms only as are of frequent occurrence. This book has about three thousand words. That is too large a vocabulary, a thousand words would be enough. When a book of this size contains 3000 words, the beginner has to look out the meaning of 30 words on every page.

The style of the book is fairly good, though there is a tendency to use too much slang. The name of the author seems English, but there are many mistakes which only a German would make. Examples of these are: — "Messrs Vincent Brothers . . . I need not tell you whom they are meant to represent." The order of the words is quite incorrect, it should be: "I need not tell you whom Messrs Vincent Brothers . . . are meant to represent." "Chance does decide — like a stubborn mule works." Here we have a grammatical mistake, "like" is an adjective and adverb, the conjunction "as" should be used here. "... a person that talks despicably of money". This use of the word "despicably" is impossible, probably "depreciatingly" is meant. "ten to one I'll make mistakes . . . I fancy I'll finish my book." The words represented by "I'll" should have been printed in full to shew the difference. In the first case we have the simple future "I shall", (never written I'll), in the second case, determination "I will". "Since more than two weeks the senior chief had not put in an appearance." Here we have the German expression "seit zwei Wochen". The correct English is "For more than two weeks . . ." "Let the natural pride you must feel . . . not mislead you." This form of the Imperative is far too poetical for the story of an apprenticeship! The form invariably used in prose is "Do not let . . ." "when he can say good-bye to masters and mates, as to all the word school had bound him". An Englishman with no knowledge of German would not understand this sentence. "How long are you with us now?" (Wie lange sind Sie schon bei uns?). The English should be "How long have you now been with us?" "No man need become a machine . . . neither now, nor at any time." The author is too generous with his negatives. "Already long before Christmas". Here we have German "schon" which could not be translated in this sentence. "he's being wanted" is impossible English for "he is wanted". "he must be gone"

only a German could write this (er musste weg). This does not exhaust the list of mistakes, but it will serve to shew that one must use the book cautiously.

There is perhaps no logical objection to split infinitives; some which occur in this text however are objectionable because they are so ugly, e. g.: — "to merely accomplish", "to really enjoy", "to rightly appreciate".

Detloff Müller, Die Praxis des englischen Handelsbriefverkehrs. Leipzig und Berlin. Teubner, 1909. VIII+252 S. 3,50 Mk.

This book claims to introduce the student to all parts of English commercial correspondence. The book is very full and justifies its claim. There are thirty-two lessons each with an explanatory introduction written partly in German, and partly in English. The book contains a large number of modern letters of all kinds, and a fair number of exercises. Of particular value are the many "Formulare"; railway consignment notes, advices of goods, bills of lading, landing orders, entries for warehousing, cheques, money orders, postal orders, etc. are here in abundance. However, the book needs some revision. A few of the mistakes which occur are quoted here: — We can well recommend him". The sentence should be "We can thoroughly recommend him". "he has the best will to fill his place". Such an expression is impossible in English, we must have something of this nature "he has every desire to give satisfaction . . ." "I believe to be entitled to consider myself". The correct expression is "I believe that I am entitled . . ." "displeased to have to wait again" should be "displeased at having to wait again". In giving the form of a letter the word "Salutation" is wrongly used, a better expression would perhaps be "form of address". Again "Domestic Correspondence" as a heading to Chapter III should be replaced by "Inland Correspondence". The book is well printed and well bound. The vocabulary is very large, and, since the letters refer to many trades, there is a large number of technical terms. The book is, therefore, not advisable for a beginner. It should be used by a student who has an elementary knowledge of English commercial correspondence.

Detloff Mueller, Leitsätze des englischen Handelsrechts und die Nomenklatur des englischen Vertragswesens. Leipzig und Berlin. Teubner, 1909. 2,— Mk.

This forms a supplement to the book reviewed above. It is a brief abstract of law relating to powers of attorney and to sales. Thus general powers of attorney, transference of stock, collection of rents, management of Real Property, are dealt with. In the law on sales we have avoidance of contract, rights and remedies of vendor, rights and remedies of buyer etc. clearly enunciated. The last fifty pages give an exhaustive glossary of technical terms which are defined, e. g. 'C. O. D.' "*Collect on Delivery*", "*Cash on Delivery*". This means that the carrier is liable to return to the consignor either the goods or the charges". The advanced student will find this book very useful.

Königsberg.

A. C. Dunstan.

Zeitschriftenschau.

Lehrproben und Lehrgänge aus der Praxis der höheren Lehranstalten, hrsg. von Fries und Menge, 1909. Halle a. S. 4. Hefte.

1. Heft. Prof. Dr. L. Mallinger-Löwen versucht in einem Aufsatz über *Das Studium des französischen Theaters und der französischen Beredsamkeit an Deutschlands höheren Schulen* (S. 83—96) eine Zusammenstellung dessen zu geben, was im schulmässigen Betriebe aus den beiden genannten Gebieten der französischen Literatur in Betracht kommt. Natürlich pflichten wir ihm voll bei, wenn er sich gegen „einen regelmässigen theoretischen Kursus der französischen Literaturgeschichte mit Hilfe eines Handbuches“ und für „ein direktes Studium der Autoren, grossenteils in Auszügen“ usw. ausspricht. Auch geben wir zu, dass sich durch mannigfache Uebungen, Vorträge, Privatlektüre usf., neben der eingehenden Lektüre sehr viel gewinnen lässt. Aber die von M. gegebene Stoffmenge lässt sich auch unter den günstigsten Voraussetzungen nicht annähernd durcharbeiten. Das hat er wohl auch selbst gefühlt, denn er verteidigt (S. 94) die Ueberfülle des Vorgeschlagenen durch die zwar landläufige, aber trotzdem kaum richtige Ansicht, „ein Zuviel sei in einem grammatischen Aufsatz eher angebracht als das Gegenteil.“ Solche Programme, die den Stempel der Unausführbarkeit tragen, werden in der Regel verworfen. Und dass das vorliegende für den Unterricht nicht in Betracht kommt, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man bedenkt, dass ausser den Dramatikern und Rednern doch auch noch die Lyriker, Romanschriftsteller, Philosophen zu Worte kommen müssen. So ist denn auch M.'s Aufsatz nicht anders anzusehen, als eine Selbstanzeige des von ihm in Verbindung mit C. Liégois herausgegebenen Lesebuches *Le Théâtre et l'Eloquence en France et en Belgique. Chrestomathie à l'usage de la classe de Première*. 842 S., Namur 1908, das auf S. 108/9 desselben Heftes Neumüller-Oldenburg bespricht und als Schulbuch ablehnt, ohne seinen Wert „als brauchbares Handbuch für den Lehrer“ zu bestreiten. — In der Besprechung von F. Paulsen's *Richtlinien der jüngsten Bewegung im höheren Schulwesen Deutschlands* (Berlin 1909) weist Fries darauf hin, dass Paulsen im fünften Aufsatz „sich über die Ziele des neusprachlichen Unterrichts etwas zurückhaltend äussert. Die Fertigkeit im Sprechen und Schreiben rechnet er nämlich nicht zu den notwendigen Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts, nur die Fertigkeit des Lesens (!) macht er diesem zur Aufgabe, jene soll dem Privatfleisse überlassen bleiben“. — Auf S. 99 zeigt R. Menge-Oldenburg Buddes *Kampf um die fremdsprachliche Methodik* an, eingehend aber nur den Teil, der die Methodik des altsprachlichen Unterrichts betrifft.

In Heft 2 versucht Schröer-Friedrichshagen in dem Aufsatz *Das Bild im französischen Anfangsunterricht* „denjenigen Fachgenossen einen Weg zu zeigen, die ihre volle Befriedigung nicht darin finden, die ausgefahrenen Wege des grammatischen Betriebes zu wandeln, sondern Freude daran haben, auf neuen einsamen (!) Seitenwegen sich und ihre lachende Schülerschar durch wogende Felder, blumige Wiesen und über lustige Bäche (sachte, sachte!) zum Ziele zu führen. Doch (natürlich!) nicht auf Kosten der sicheren Aneignung der Grammatik, die in den ersten Jahren Hauptziel des Unterrichts sein muss.“ Das ist ja reizend! Schade nur, dass es den meisten von uns an der Zeit fehlt, diese übrigens auch schon recht „ausgefahrenen“ einsamen Pfade selbst bei stündlich veranstalteten Sprechübungen anders als gelegentlich zu gehen. Und dann haben wir anderen auch im Anfangs(!)unterricht nicht solche Wunderknaben, die einen Aufsatz wie *Le Rêve de Noël* schreiben können. Aber das liegt wohl am Klima. Da können die Friedrichshagener freilich „lachen“. Also viel Vergnügen! — Recht erfreut wird mancher Neuphilologe über eine Äußerung sein, die an Paulsens Ansicht (s. o.) gemahnt und sich in dem Aufsatz *Der mathematische Lehrstoff der Oberstufe* von Milthaler (in demselben Heft) findet, dass nämlich „die Oberrealschule bei dem Betriebe der Fremdsprachen von dem Gesichtspunkte der wahren allgemeinen Bildung aus die Kenntnis der wertvollen Stücke der französischen und englischen Literatur mit Recht mehr betont als die Übung im Gebrauch der fremden Sprache“. Wohl der Anstalt, wo es so ist, wo es heisst: Natürlich eine gewisse Fertigkeit, aber vor allem Bildung. Aber oft stellt man immer noch Bildung und Fertigkeit gleichwertig nebeneinander oder redet viel von direkten und indirekten Aufgaben usw. — R. Menge-Oldenburg bespricht die Schrift von Budde, *Die Theorie des fremdsprachlichen Unterrichts in der Herbartischen Schule*. Er stimmt mit dem Verfasser darin überein, dass auf der Unterstufe der Sprachunterricht als solcher selbständig gemacht und mehr grammatisch behandelt werden solle. Im Gegensatz zu ihm verlangt er aber, dass nicht nur auf der Oberstufe, sondern „auch auf der Mittelstufe der Lesestoff zur vollen Geltung kommen soll, wenn daneben auch der Grammatik eine gewisse Selbständigkeit eingeräumt werden muss“. — Hingewiesen sei auch auf R. Menges wohlwollende Anzeigen von W. Scheel, *Das Lichtbild und seine Verwendung im Rahmen des regelmäßigen Schulunterrichts* (Steglitz 1908) und von J. Rice Holmes, *Ancient Britain and the Invasions of Julius Caesar* (Oxford 1907).

Heft 3 bringt (S. 243 ff.) Betrachtungen über *Pädagogisch-didaktische Forderungen der Gegenwart und neu sprachlichen Unterricht auf der Oberstufe, besonders der Realgymnasien*, in denen der Verfasser, Dir. Dr. Galle-Bützow i. M. die Frage des Selbstbetätigungsproblems für den fremdsprachlichen Unterricht zu lösen versucht. Die Rolle, die der Methode auf dieser Stufe zufällt, ist recht gut charakterisiert als mehr negativ, ein Schutzmittel gegen „Unstäte, tastendes Probieren, Planlosigkeit“, ohne ein „treibender oder hemmender Tyrann“ zu sein. Wie Verfasser es nun sich im einzelnen bezüglich des Was und Wie denkt bzw. so durchzuführen versucht hat, das wird ganz ansprechend ausgeführt. Bei einigen Punkten wird man ihm wohl widersprechen. So scheint mir zu grosser Wert auf die schriftlichen Arbeiten gelegt zu sein. „Alle 14 Tage eine kürzere Ausarbeitung“ und dazwischen „gelegentlich eine umfangreichere Arbeit zu Hause“. Das liest sich ganz harmlos, ist aber — wie Unterzeichneter aus Erfahrung versichern kann — eine Belastung des Unterrichts, ja eine Zeitvergeudung, die sich mit dem Hauptziel des Unterrichts

auf der Oberstufe nicht verträgt. Und ich kann darin nur einen gewissen Widerspruch zu der kurz vorher geäußerten, m. E. einzig richtigen Anschauung sehen, dass „der Aufsatz eben nicht die Blüte des neusprachlichen Unterrichts ist“. Ähnlich ist es, wenn dem Verf. die Dichtwerke zu schade sind, um „zu viele Denk- und Schreibübungen daran anzuschließen“, und wenn er andererseits doch Phraseologie und Synonymik als „Nachtrag namentlich zur Lektüre“ (!) behandelt wissen will. Heisst das nicht pädagogische Weinpantscherei treiben? Solche Dinge lassen sich doch viel besser mit der Rückgabe der schriftlichen Arbeiten verbinden! Ich glaube auch nicht, dass Verfasser selbst in seinem Unterricht so vielen Hasen auf einmal nachgelaufen ist. — Eine beachtenswerte Anregung bringt ein kleiner Aufsatz von Fürsen, *Die Analyse der Verbalformen im deutschen und fremdsprachlichen Unterricht* (S. 258 ff.). — Interessant sind die von W. Fries in demselben Heft (S. 327 ff.) gebrachten *Stimmen aus Amerika*. Das dort abgedruckte Urteil des Amerikaners Prof. Dr. Jul. Sachs ist für Methode, Unterrichtsverwaltung und Lehrer gleich schmeichelhaft — aber auch wohl gleich kritisch aufzunehmen: Ueber die erstere sagt er: „the new method has carried the day, has compelled acceptance of its fundamental views“, über die zweite (the governmental experts in the ministry of education): „Their methods of judging of innovations is marked by wise, some might be inclined to say, excessive conservatism“, aber über die Oberlehrer gar: „these modern-language teachers are in the truest sense of the word artists“ (!). Darnach zu urteilen, scheint der neusprachliche Unterricht in Amerika ja allerdings noch sehr „reformbedürftig“ zu sein.

Elberfeld.

M. Weyrauch.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 1909. Nr. 5. Bosworth-Toller, *An Anglo-Saxon Dictionary. Supplement.* Part I. Eindruck des Buches: vom Chaos zum Kosmos. (Jordan.) — Paul Meyer, *Notice sur la Bible des Sept Etats du Monde de Geufroi de Paris.* Ausführliche Untersuchung, mustergültige Fassung. (Minckwitz.) — Hans Kinkel, *Lessings Dramen in Frankreich.* Mit Fleiss und Sachkenntnis geschrieben. (Mahrenholtz.) — J. Jud, *Sprachgeographische Untersuchungen.* III: *Aune 'Erle'.* IV: Oberitalienisch *barba 'Onkel'.* Verdienstliche Untersuchungen im ersten Teil, mit dem zweiten Aufsatz nicht so ganz einverstanden. (Zauner.) — Nr. 6. Richard Benz, *Märchendichtung der Romantiker.* Es ist dem Verf. nicht gelungen, die Gichtung der Romantiker darzustellen. (Küchler.) — Max Plessow, *Geschichte der Fabeldichtung in England bis zu John Gay (1726).* Inhaltliche und formale Gesichtspunkte allzusehr durcheinandergeworfen. (Eckhardt.) — Montaigne, *Amyot et Salati.* *Etudes sur les sources des essays* par Joseph de Zagroniz. Fleissige Arbeit und wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Quellen sowie der Arbeitsweise Montaignes. (F. Ed. Schneegans.) — Pétrarque, *Le traité de sui ipsius et multorum ignorantia* publié par L. M. Capelli. Eine zuverlässige und in der Hauptsache abschliessende Ausgabe. (Vossler.) — Nr. 7. F. Mauthner, *Die Sprache.* Anregend geschriebenes Büchlein. (Thumb.) — Levin L. Schtücking, *Shakespeare im literarischen Urteil seiner Zeit.* Eröffnet auf alten Bahnen neue Gesichtspunkte. (Ackermann.) — Christian Boje, *Ueber den altfranzösischen Roman von Beuve de Hamtone.* Eine fleissige und beachtungswerte Abhandlung. (Ph. A. Becker.) — François Béthune, *De quelques points de contact entre la poésie narrative du midi de la France*

et de celle du nord. Grundgedanke interessant und richtig. (Ph. A. Becker.) — Nr. 8. 9. W. M. Hart, *Ballad and Epic. A Study in the Development of the Narrative Art.* Wertvolle Arbeit. (Golther.) — Karl Hoffmann, *Zur Literatur und Ideen-Geschichte.* 12 Studien. Ernste, von Fragen und Gedanken eingegebene Arbeiten, aber noch keine vollkommenen Essays. (Küchler.) — Adolf Hoffmann, *Das Psyche-Märchen des Apuleius in der englischen Literatur.* Das dankbare Thema wird in befriedigender Weise behandelt. — Daniel Fryklund, *Les changements de signification des expressions de droite et de gauche dans les langues romanes et spécialement en français.* Das Material ist sorgfältig gesammelt und vollständig geordnet. (Zauner.) — G. Brockstedt, *Das alt-französische Siegfriedlied.* Eine Rekonstruktion mit einem Schlusswort: Zur Geschichte der Siegfriedsage. (Becker.) — K. Sonnekalb, *Eine sprachliche Untersuchung der „Chanson des Saxons“.* (Glöde.) — Beck, *Die Melodien der Troubadours.* Sehr eingehend besprochen von Schläger. — L. Lambert, *Chants et chansons populaires du Languedoc.* Umfangreiche und verdienstliche Sammlung. (Schläger.) — G. Thérond, *Contes Lengedoucians (dau Pioch de Sant-Loup au Pioch de Sant-Cla).* Sehr brauchbar zur Einführung in den Dialekt des Languedoc. (Hennicke.)

Berlin.

Max Brandenburg.

Fin 17




Digitized by Google

The Ohio State University



3 2435 05230998 6

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY



D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 04 29 09 7 02 011 3